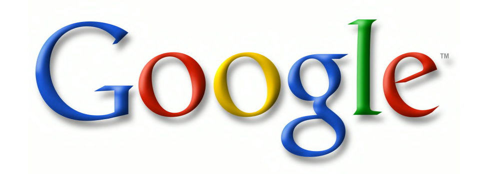
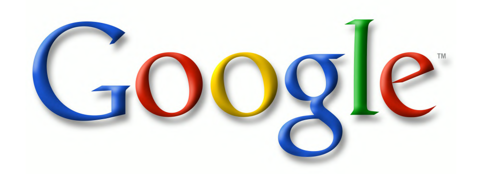
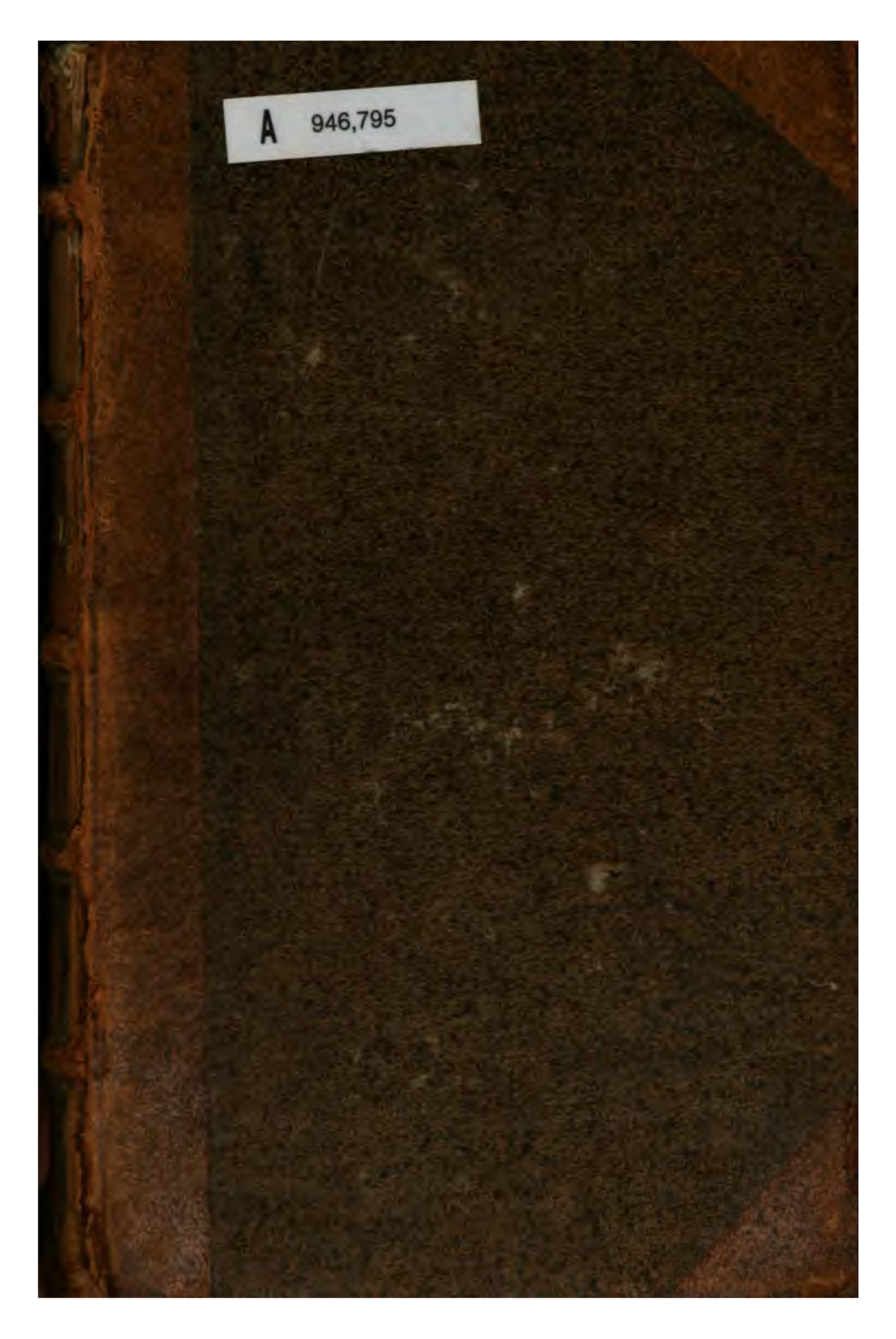
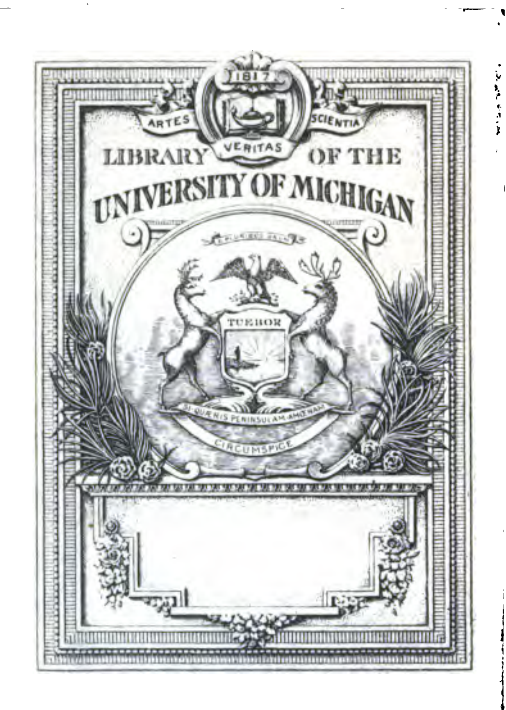
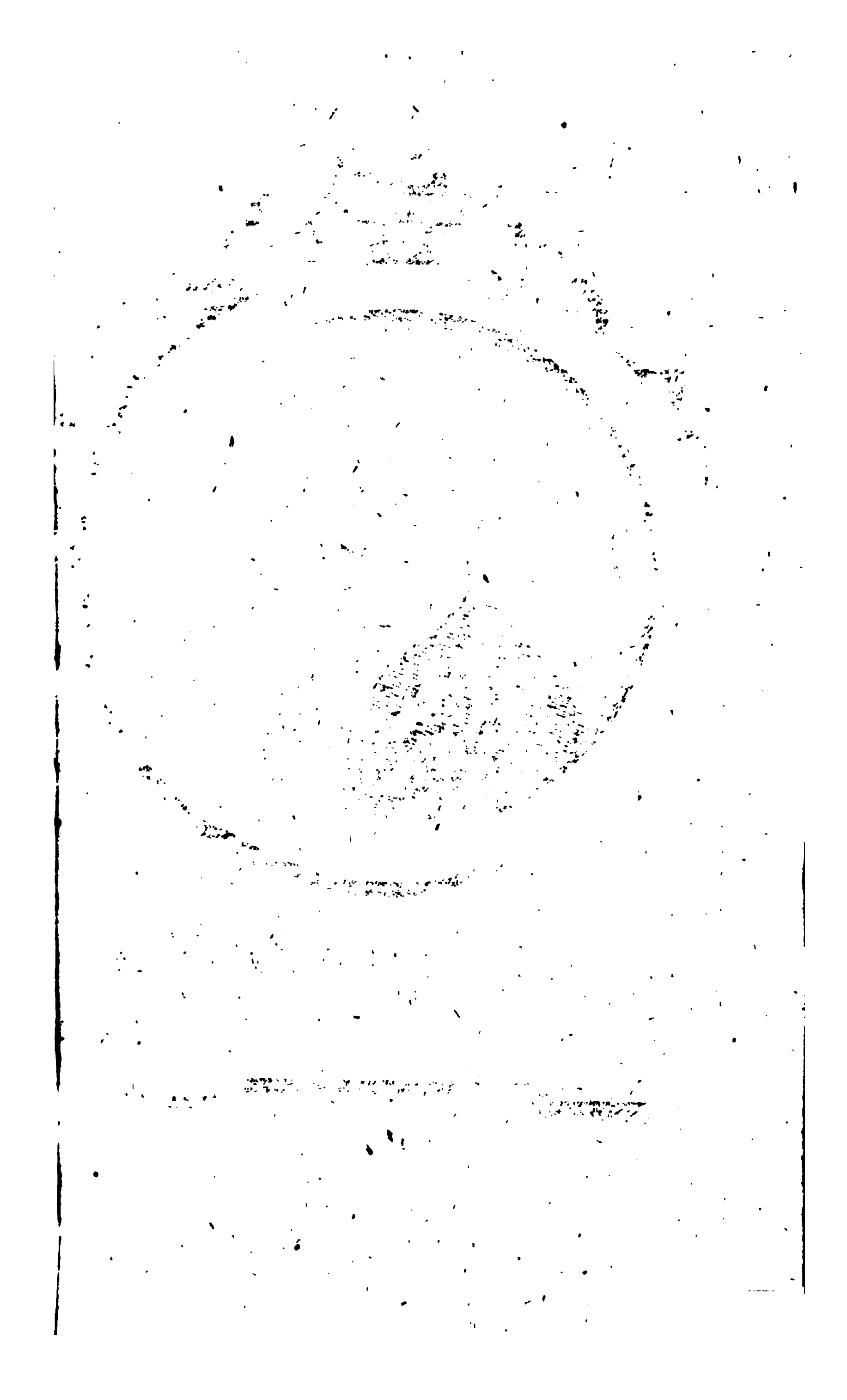



Google


A 946,795


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE




I. C. A. THEDEN.
DRITTER KOENIGL: PREVSS: GENERAL
CHIRVRGVS VND REGIMENTS FELDSCHEER
DES GANTZEN ARTILLERIE CORPS.

Allgemeine deutsche Bibliothek

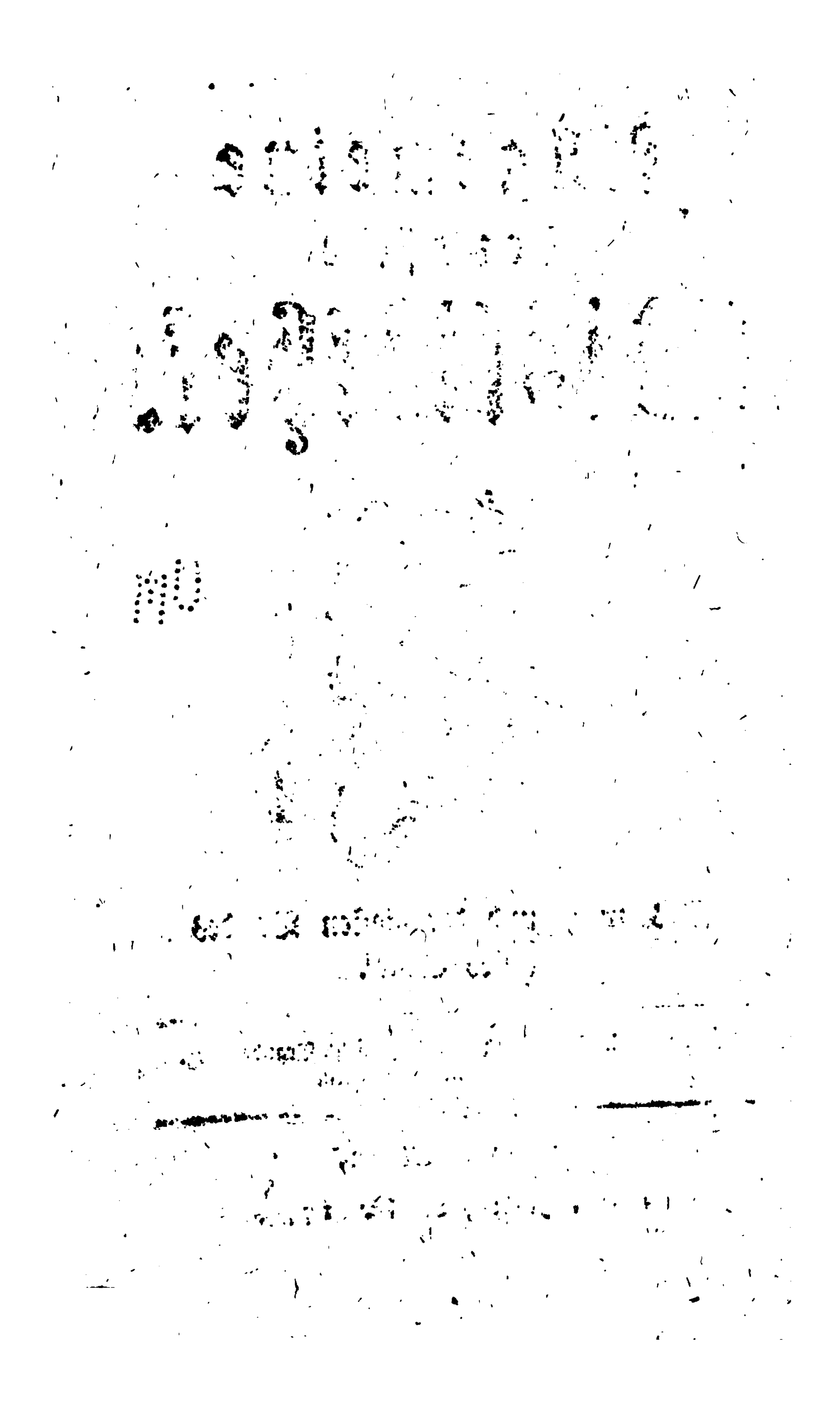




Des zwey und dreyßigsten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußischen und Churfürstl. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai. 1777.



Vorrede.

Das zweyte Stück des dreyßigsten Bandes der allg. d. Bibl. hat das Unglück gehabt, vor eine Censur gefodert zu werden, durch welche besonders zwey Recensionen, die erste über die Schriften von den Wundergaben, und die dritte, über den Anti-Pope, verstümmelt worden. Ich halte mich verpflichtet, den Lesern und Verfassern dieses gelehrten Tagebuches von diesem Vorfalle Nachricht zu geben. Ursachen, deren Anzeige das Publikum nicht interessiren kann, nöthigten mich, besagtes Stück in Erfurt drucken zu lassen. Sobald ich die ersten abgedruckten Bogen erhielt, sahe ich, mit größtem Erstaunen, mit welcher unbefugten Freyheit, der Censor, Herr Senior Beßler, die Arbeiten behandelt hatte, die mir fremde würdige Gelehrten zum Abdrucke anvertrauet hatten. Ich konnte die Ausgabe dieses Stücks nicht zurückhalten, weil die Ostermesse bereits angegangen war. Ich konnte nicht einmal dem Publikum von dieser unverantwortlichen Mishandlung Nachricht geben, weil ich alles Bittens ohnerachtet, das abgedruckte Manuscript, nebst den Censurbogen, erst jetzt, und zwar sehr unvollständig, habe erhalten können.

Es würde sehr hart seyn, wenn die Schriftsteller solche Mishandlungen gegen ihr Gedankeneigenthum ungeahndet verschmerzen müßten; wenn es kein Tribunal gäbe, vor das man einen unbekannten Gelehrten, der, wenn ihm der Zufall die Gewalt eines Censors in die Hand giebt, die Geisteswerke seiner Brüder tyrannisch und ohne Schonung behandelt, ziehen könnte. Aber es giebt ein solches Tribunal: das ganze deutsche Publikum! Vor diesem ehrwürdigen, unpartheyischen und gerechten Richter darf der Schriftsteller den Censor, der sich sein Werk zu verstümmeln unterfangen hat, ohne Bedenken zur Verantwortung ziehen. Diesem ist der Censor über den Gebrauch des gefährlichen Rechtes, das ihm seine Obrigkeit anvertraut, den Gedanken der Gelehrten den Eingang in das Publikum zu verwehren oder zuzulassen, Rechenschaft schuldig.

So lange die A. D. Bibl. dauret, bin ich noch nie in dem Fall gewesen, daß ich Ursache gehabt hätte, mich über die Anmaaßungen der Censoren zu beklagen. Noch nie hat einer der Gelehrten, welche die Censur darüber gehabt, ein einziges Wort auszustreichen für nöthig gefunden. Es ist aber auch von jeher mein fester Vorsatz gewesen, keinen unbefugten Eingriff dieser Art ungerügt hingehen zu lassen. Ich ergreife daher sogleich diese erste Gelegenheit über das ungebührliche Verfahren des ersurtischen Censors, des Herrn Senior Beßlers, mich bey dem Publikum zu beklagen, und in jedem künftigen Falle dieser Art, werde ich mich eben so laut bey dem Publikum beklagen; nicht allein um den bereits beleidigten Schriftstellern Recht zu verschaffen, sondern auch vorzüglich, um aufs künftige allem solchen willkührlichen Censur-

frevel

frevel dadurch ein Ende zu machen, daß hinführo ein heilsamer metus ab infamia die abschneidenden Werkzeuge despotischer Bücherrichter zurückhalte, sie ihre eigentliche Lage und Bestimmung erkennen, und die Rechte ihrer schreibenden Mitgelehrten und eines ehrwürdigen lesenden Publikums zu verehren lehre.

Wer ist der Dekanus oder Senior, der es sich herausnimmt zu entscheiden, welche Wahrheiten ein Gelehrter seinen Lesern mittheilen oder nicht mittheilen soll, zu entscheiden, welche Früchte vieler Nachtwachen er dem wißbegierigen Publikum will zukommen lassen? So viel man weiß, ist er ein bestallter Gelehrter, von dem es sich oft nicht sagen läßt, wie und warum er so bestallt worden. Sein Amt giebt ihm weder die Gabe der Untrüglichkeit, noch die Gabe, ohne Mühe und Nachdenken eine Sache besser zu verstehen, als ein Schriftsteller, der sich mit eben so viel und vielleicht mehr Geschicklichkeit zum Schreiben begiebt, und sich keinen Fleiß, kein Nachforschen dauren läßt, um seiner Materie ein Genüge zu leisten. Was giebt ihm denn den unverantwortlichen Eigendünkel, seines Gleichen so schnöde zu behandeln, und mit den Geisteswerken seiner Mitgelehrten umzugehen, als nur ein Präceptor mit den Schulübungen eines Quintaners umgehen kann?

Ich brauche es nicht zu sagen, wie sehr es den Geist eines Gelehrten niederschlagen müsse, wenn er beym Schreiben schon zum voraus seinen Censor hinter sich zu sehen glaubt, wie er mit gebietrischer Miene über die Achsel schaut. Muß nicht der Gedanke alles Feuer in ihm auslöschen und alle Sehnen lähmen, alle Kraft vertilgen? Es wird dann das Publikum

nützlicher Wahrheiten beraubt, es sey nun, daß sie der Censor von dem Blatte, worauf sie bereits niedergeschrieben, ausstreicht, oder daß sie in dem Geiste des Schriftstellers durch die Furcht vor einem herrschsüchtigen Censor unterdrückt werden. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß dies gerade solche Gedanken seyn werden, die durch ihre Wahrheit, Genauigkeit und Neuheit vorzüglich nützlich und wohlthätig seyn würden; Gedanken, die ganze Haufen von Vorurtheilen umstürzen, großes Licht anzünden, neue, ungewohnte Aussichten eröffnen würden; und eben darum einem eingeschränkten Kopfe ungewohnt und verdächtig sind. Hat nun dieser eingeschränkte Kopf noch auf ein System geschworen, bringt er die Partheylichkeit für seine Schule mit in sein Amt: so wird in Kurzem, so viel an ihm ist, in Deutschland nichts wahr seyn dürfen, als was in den Büchern seiner Parthey stehet; der eine wird die Harmonia praestabilita nicht dulden wollen, indeß der andere alles ausstreicht, was gegen die Aechtheit der Apokalypse geschrieben wird. Außer dieser Unwissenheit und Partheylichkeit werden ebenfalls noch die Leidenschaften des Bücherrichters auf sein Geschäfft ihren beträchtlichen Einfluß haben; er wird in dem Werke, das durch seine Hände gehet, das ausstreichen oder stehen lassen, was ihm seine Liebe oder sein Haß, ausstreichen oder stehen lassen heißt. Er ist ein Mensch, und allen Gebrechen der Menschheit, ihren Vorurtheilen und Fehlern, desto mehr unterworfen, je eingeschränkter sein Kopf, und je enger sein Herz ist, und jemehr sich in seiner Lage Versuchungen finden, die Gleichheit aller Gelehrten in Absicht auf ihre Einsichten zu vergessen. Wie sehr ist es nicht zu besorgen, daß er sein Richteramt obenhin und nachlässig treiben, daß er daraus eine Nebensache

machen,

machen, sich die Mühe nicht geben werde, eine Schrift im Zusammenhange mit aller möglichen Aufmerksamkeit durchzulesen, die Erheblichkeit jedes Satzes durchzudenken, die Schicklichkeit und Nothwendigkeit jedes Gedankens, auch des unscheinbarsten Beywortes, des unmerklichsten Nebenbegriffes, der aber zur Fügung des Ganzen, zur Abrundung der Schreibart unentbehrlich ist, sorgfältig abzuwägen? Wie leicht wird er nicht in die Versuchung gerathen, sich dieser sauren Mühe mit einem Federstriche zu überheben. Und diesen Mann soll man mit dem Gedankeneigenthume seines Mitgelehrten unumschränkt schalten und walten lassen? Es ist die Sache aller Liebhaber der Wahrheit, sie mögen Schriftsteller oder Leser seyn, gegen diese erniedrigende und verderbliche litterarische Inquisition ihre Stimmen laut zu erheben; die gekränkten Rechte des menschlichen Verstandes zu verfechten, und die nöthige Mittheilung, den heilsamen Umlauf nützlicher Einsichten, wodurch allein der Einbruch der Unwissenheit und der Barbarey gehindert wird, offen zu erhalten. Ich ergreife die Veranlassung der Censur des Herrn Senior Beßlers, bey welcher alles, was ich oben gesagt habe, zutrifft, die Liebhaber der Wahrheit auf den Misbrauch der Censur aufmerksam zu machen; weil ich mich im Stande sehe, es mit Beyspielen zu belegen, daß das, was ich davon im Allgemeinen gesagt habe, nicht eitele Einbildungen, oder wohl gar boshafte Verläumdungen sind. Ich fodere zugleich Herrn Beßler vor das Publikum, daß er nicht als ein selbstherrschender Censor, sondern als ein Gelehrter gegen einen Gelehrten, erkläre, warum er folgende Stellen nicht habe abzudrucken verstatten wollen.

Der Verfasser der ersten Recension hatte S. 339. (XXX. B. 2. St.) nach den Worten: „So haben „die ältesten Kirchenväter von den Wundergaben gedacht.“ in seiner Handschrift noch hinzugesetzt: „und „sie würden in ihren Schriften weniger von Wundern „erzählt haben, wenn sie mit dem Volke eben so „offen umgegangen wären, als sie mit den Gelehrten umgehen mußten.“ Der Verfasser, der ein protestantischer Gottesgelehrter ist, fodert durch mich den Herrn Beßler auf, ihm in diesem Satze das Falsche oder auch nur das Verfängliche zu zeigen. Er soll ihm beweisen, daß nie ein Kirchenvater falsche Wunder erzählt, wenn er zu dem Volke geredet, und davon geschwiegen, wenn er mit Gelehrten zu thun hatte. Dieses haben selbst katholische Schriftsteller erkannt und gelehrt. Wenn der Herr Censor nicht das Gegentheil darthun kann: so muß er gestehen, daß er gegen die Rechte seines Mitgelehrten gefrevelt, indem er sich herausgenommen, willkührlich seine Schrift zu verstümmeln, und seinem Vaterlande eine nützliche Wahrheit vorzuenthalten, deren Richtigkeit er erkennen muß.

S. 388. nach den Worten: „Die Welt hat die „Erfahrung davon gemacht.“ stand noch in der Handschrift: „Man hat die Statthalter Christi in „aller Demuth als Knechte der Knechte vor dem „Fürsten hergehen sehen, und die Geschichte erzählt, „wie wohl sich die Welt überreden lassen, daß sie dem „Ausspruche Christi: mein Reich ist nicht von dieser „Welt, gerade zuwider den geistlichen Supremat des „sacerdotii haben behaupten können.“ und nach den Worten: siue vinco, siue vincor, u. s. w. „Wie viel „fehlt aber noch, ehe es ihre übrigen Brüder ihnen

„nach-

„nachthun können, und zu dem Glücke gelangen, „de faire la partie à Madame la Duchesse & à „Madame la Marquise. Ob das Wohl der Men„schen viel dabey verliehre, daß es so weit noch „nicht ist, läßt uns die Ansicht der Kirche, worinn „es Eminenzen und Monsignori giebt, nicht ver„muthen.“ Alles das sind Thatsachen, und man kann den Herrn Beßler auffordern zu sagen, warum ein protestantischer Gottesgelehrter sie nicht niederschreiben könne; da fromme Männer in der katholischen Kirche kein Bedenken getragen, ähnliche Klagen zu führen, und einen großen Theil der Verderbnisse ihrer Kirche der irrdischen Herrlichkeit ihrer Hierarchie-Schuld zu geben; ja da im deutschen Reiche so oft laute Klagen auf Reichstägen über die Anmaaßungen des sacerdotii sind geführt worden.

Kann es ein Schriftsteller gelassen ansehen, daß man so willkührlich an seinen Schriften brennt und schneidet, unbefugt Worte, Zeilen, Seiten ausstreicht, ohne zu fragen, ob dadurch eine unschuldige Wahrheit verlohren, und wohl gar aller Zusammenhang zerrüttet wird? Doch dies sind noch Kleinigkeiten. Ich habe Beyspiele anzuführen, wo Herr Beßler durch sein Ausstreichen wahren Unsinn hervorgebracht hat. S. 371. stand in der Handschrift: les miracles de *St. François* sont faux, donc il n'y a point de Dieu. Das Auffallende in diesem abgeschmackten Schlusse liegt gerade in den Worten *de St. François*; dessen Wunder in der protestantischen Kirche allgemein, und in der katholischen Kirche wenigstens von den Einsichtsvollern für Legenden gehalten werden. Beym Abdrucke ist statt St. François ein Strich gesetzt, und nun kann es, wodurch

man will, auch durch Jesus Christ, ergötzt werden. Es gehört ein besonderer Grad der Blödsinnigkeit dazu, nicht einzusehen, daß dieser anstößige Sinn durch Weglassen des ausgestrichenen Wortes leicht möglich wird. Und solche Männer sind Censoren über andere Gelehrte? Ihren Einsichten sollen die gedachtesten, gearbeitetsten Werke unterworfen werden? Ein jeder denkender Gelehrter müßte seine Feder zerstampfen, wenn solche Mishandlungen seines Sinnes allgemein begünstigt würden.

S. 332. sagte der Verfasser der Recension: „Wer ohne Ungeduld und Vermessenheit den Willen des himmlischen Vaters thut, — ist ein besserer Christ, als wer Berge versetzen will, um den Schnupfen los zu werden." Diese letzte Worte: um den Schnupfen los zu werden, streicht Herr Weßler weg, und nun ist der Sinn des Verfassers aufs äußerste verstümmelt, der von der eitlen Begierde nach Wundern um geringer Ursachen willen, redet, nicht aber z. B. jemand, der um ein Volk zu retten, Wunder thun möchte, für einen schlechtern Christen erklären würde.

Eine andere Abgeschmacktheit entsteht noch aus dem Wegstreichen eines andern einzigen Wortes. Es hieß S. 339. in der Anmerkung: „Christus selbst betete unerhört: Mein Vater, ists möglich, so gehe dieser Kelch von mir!" Das Wort unerhört hat der Herr Censor weggestrichen, und nun wird niemand wissen, wie der ganze Satz dahin kömmt. Was hat der Herr Censor in dem Satze, so wie er in der Handschrift stand, Unrichtiges oder Verfängliches gefunden? Ist es etwan falsch: daß

Christus

Christus hier unerhört betete? Eben weil er wußte, daß er in seiner Erniedrigung um die Abwendung seines Kreuzestodes unerhört beten könne: setzte er gleich hinzu: doch nicht mein Wille geschehe, und eben so, meynte der Verfasser der Anmerkung, sollten wir auch gesinnt seyn, weil es gar wohl seyn könne, daß unsere Gedanken nicht Gottes Gedanken wären.

S. 396. ist weggestrichen: „Wie respektirte Sterne die Schwärmerey der armen Maria und des guten Tobias.“ Es läßt sich gar keine Ursache vermuthen, warum der Herr Beßler diese ganz unschuldige Stelle ausgemerzt hat, die ohnedem aus dem deutschen Merkur, einem bereits gedruckten Buche, angeführt ist. Fast möchte man vermuthen, er habe diese Sternische Maria für die heil. Jungfrau Maria, und den Onkel Toby für den Tobias der apokryphischen Bücher des A. T. angesehen.

In der Recension vom Antipope steht S. 437. Z. 12. nach den Worten: „Und wenn es möglich wäre, daß jemals der Gebrauch der Vernunft aufhörte,“ stand in der Handschrift: „und ein bloßer dummer Glauben übrig bliebe.“ Dies hat Herr Beßler, ohne daß man den geringsten Grund absehen kann, beliebt auszustreichen, und eine Zeile von Pünktchen dafür hinzusetzen.

Eben so hat er S. 441. folgende vier aus Hölty angeführte unschuldige Verse:

„Noch macht der Saft der Purpurtraube
„Des Menschen krankes Herz gesund;
„Noch schmecket in der Abendlaube
„Ein Kuß auf einen rothen Mund.“

die nothwendig in den Zusammenhang der übrigen angeführten Verse gehören, weggestrichen. Weshalb? Warum soll denn dem Verf. der Recension nicht erlaubt seyn, diese unbescholtenen Verse eines Dichters von den unbescholtensten Sitten anzuführen? Man hat Mühe, seinen Unwillen zu unterdrücken, wenn man so viel Unwissenheit mit so viel Eigendünkel in einem Mann gepaaret siehet, der das gefährliche Recht in Händen hat, rechtschaffener Gelehrten Schriften, nach seiner eigenen Blödsinnigkeit zu verstümmeln. Es ist mir nicht einmal möglich, alle Verstümmelungen des Herrn Beßlers anzuführen, theils würde es zu weitläuftig werden, theils habe ich auch, auf alles Bitten, die abgedruckten Censurbogen nicht vollständig erhalten können.

Noch einmal! ich glaube meine Pflicht gethan zu haben, daß ich diese Gelegenheit ergriffen, über den Misbrauch der Censur an deutsche Patrioten ein gutes Wort zu reden. Es ist nicht blos meine Sache, und die Sache meiner Freunde, die ich hier führe, wiewohl ich auch dazu mich verpflichtet fühle. Es ist die Sache aller Gelehrten, es ist die Sache der Wissenschaften. Ich rede hier nicht von der Befugniß der Landesobrigkeit, Censoren zu bestellen: ich zeige Mißbräuche in der Ausübung der Censur, und Mißbräuche, die einen jeden denkenden Kopf, jedes fühlende Herz empören müssen. Man kann sich zu dem mühsamen Geschäfte, durch Bücher unterrichten zu wollen, gewiß nicht entschliessen, ohne einigermaaßen seinen eigenen Werth, und den Werth desjenigen, was man niederschreibt, zu fühlen. Dies Gefühl ermuntert den Schriftsteller, die Anspannung seiner Kräfte zu ertragen, an seinem Schreibtische

auszudauren, und der Welt das Opfer vieler Genüsse des menschlichen Lebens, vielleicht seiner Gesundheit, zu bringen; indeß andere der angenehmen Zerstreuungen und Freuden der Natur und der Gesellschaft genießen. Und nun, wenn das Werk, das so viel Mühe, so viel Gemüthsunruhe, so viel Unzufriedenheit mit sich selbst gekostet hat, da steht; dann muß er erst noch durch die Hand eines gleichgültigen Censors gehen, der die Beschwerlichkeit des Bücherschreibens vielleicht nie gefühlt hat, der keine Achtung gegen die Gedanken Anderer hat, und haben kann, und dieser zerstört mit einem Federstriche das schöne Gebäude, tilgt ein nöthiges Wort nach dem andern aus, vielleicht aus kindischer Bedenklichkeit, vielleicht aus Unwissenheit, vielleicht aus der Bequemlichkeit, lieber auszustreichen, als nachzudenken.

Und man setze das Beste. Was wird ein unwissender Censor am häufigsten ausstreichen? Nicht das Platte, nicht das Alltägliche, nicht das Ungesalzene. Nein, das Neueste, das Scharfsinnigste, das Tiefgedachteste. Man nehme die Wissenschaften, auf welcher Stufe ihres Fortrückens man will: so kann man sicher behaupten, daß es nicht an solchen Censoren gelegen, daß sie nicht immer auf der niedrigern Stufe stehen geblieben. Der Censor Hochstraaten, oder Sylvester Prierias würden schön in den Luthers, Melanchthons, Erasmus, der Censor Voetius, Maresius, rc. im Deskartes, so wie, wenn sie gelebt hätten, in Newtons, Lockes rc. und der Censor Joachim Lange in Wolfs Schriften gewütet haben, und so würden wir, Dank sey es den vorsichtigen Bücherrichtern! so vieler edeln

Einsichten verlustig gegangen seyn. Ein jeder Gelehrter, dem das Wohl seines Vaterlandes, die Erleuchtung seiner Zeiten, am Herzen liegt, widersetze sich daher unwissenden Censoren, wenn ihre Richtergewalt durch den Mißbrauch, den sie davon machen, in Tyranney ausartet. Berlin, den 24 Heumonats 1777.

Friedrich Nicolai.

Verzeich-

Verzeichniß

der in des zwey und dreyßigsten Bandes erstem Stücke recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Clau-

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arz-

3. Arzneygelahrheit.

4. Schöne Wissenschaften.

5. Mathe-

Rüdi-

9. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

b iuris

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

11. Kirchengeschichte.

12. Deutsche Sprachlehre.

13. Erziehungsschriften.

14. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

15. Kriegswissenschaft.

16. Haushaltungswissenschaft.

17. Vermischte Nachrichten.

Nachrichten.

I.

Magazin für die neue Historie und Geographie, angelegt von D. Anton Friedr. Büsching, königl. preuss. Oberconsistorialrath — Zehnter Theil. Mit einer Landcharte. Halle, verlegt von Curt. 1776. 540 S. 4.

Dieser zehnte Theil ist sehr reich an kleinen Staatsschriften und Aufsätzen, die Schweden betreffen. Wir können sie alle, wegen ihrer Menge, nicht besonders anzeigen, und wollen also nur etwas, das uns merkwürdig und nützlich geschienen hat, aus den Hauptartikeln abzeichnen, welche die folgenden sind:

S. 1—14. Wahrhafte und freymüthige Beschreibung des Zustandes von Europa im 1737sten Jahre, entworfen am Ende dieses Jahrs von einem Unbekannten.

Eine kurze, mit politischen Betrachtungen und Urtheilen durchwebte Erzählung der merkwürdigsten Begebenheiten des gedachten Jahres in den vornehmsten europäischen Staaten. Der Inhalt davon ist itzo bekannt genug, und wir können uns daher mit dieser blossen Anzeige begnügen. Der Verf. soll eine zu Gesandtschaften gebrauchte, auch sonst wegen ihrer grossen Kenntnisse berühmte Standesperson seyn.

S. 17—48. Relation de la Violence, que les Compagnies Françoise et Angloise ont exercée l'année 1733 sur le Vaisseau la Reine Ulrique Eleonore, appartenant

tenant à la Compagnie Suedoise, envojé sur la Côte de Coromandel, arrivé à Porto Novo 1734.

Die in Schweden 1731 errichtete ostindische Gesellschaft schickte 1733 das Schiff Ulrica Eleonora nach Porto Novo, einen unter der Herrschaft des großen Moguls stehenden Ort auf der Küste von Coromandel, wo der Handel allen Nationen frey war. Es kam daselbst am 1. Sept. des gedachten Jahres an. Die dort befindlichen Engländer und Franzosen streueten das Gerüchte aus, daß die Schweden Seeräuber wären. — Ein gewöhnlicher Kunstgriff, welchen die Europäer oft in Ostindien wider einander gebraucht haben. Also gaben die Portugiesen die zuerst dahin gekommenen Holländer für Seeräuber aus. — Den Schweden ward durch diese Verleumdung der Anfang ihres Handels schwer gemacht. Wegen der im October auf dieser Küste gewöhnlichen Stürme sandten sie ihr Schiff am 29sten Sept. nach Bengalen, und nahmen zu Bemannung desselben 40 Lascars oder schwarze Seeleute, statt einer gleichen Anzahl der ihrigen an, die sie zu Bewachung ihrer Factorey und Magazine in Porto Novo ließen. Unterdessen vereinigten sich die obersten Befehlshaber der französischen und englischen Handelsgesellschaften zu Pondichery und Madras, die schwedische Handlung in diesen Gegenden in der Geburt zu ersticken. Zu dem Ende schickten sie 200 Europäer und 500 Schwarze nach Porto Novo, welche die schwedische Factorey mit Gewalt in Besitz nahmen, und die Mannschaft entwaffneten. Die vorgegebene Ursache dieser Gewaltthätigkeit war, daß sich viele Engländer und Franzosen unter der Mannschaft des schwedischen Schiffes befinden sollten. Der erste Oberkaufmann Barrington, der ein Engländer, und auf welchen

welchen es vornämlich abgesehen war, hatte sich bey Zeiten entfernt; aber sieben andere Engländer und der vierte Oberkaufmann Thomsen, nebst dem Schreiber Combes wurden gefangen genommen, und mit allen Waaren und Geräthschaften, ja selbst dem Proviant nach den Fort St. David gebracht, wohin, auf Verleitung der Engländer, auch 27 Mann des schwedischen Schifvolkes, aus Furcht sonst durch Hunger zu sterben; folgeten. Nur ein Wundarzt und ein Bedienter blieben in der ausgeleerten Factorey, auf welcher, während der Zeit, da dieses alles geschahe, die schwedische Flagge stund. Dies war noch nicht genung, sondern, um sich auch des schwedischen Schiffes, wenn es von Bengalen zurückkäme, zu bemächtigen, legten die Franzosen und Engländer zwey Schiffe vor Porto Novo, welche das gedachte Schiff bey seiner Ankunft am 9 Febr. 1734 mit Canonen angriffen. Es entgieng ihnen aber, ob sie es gleich 36 Stunden verfolgten, und nachdem es lange auf der See herumgeschwebt, und auf der Insel St. Maurice oder Isle de France überwintert hatte, kam es am 4ten Febr. 1735 nach Gothenburg zurück.

Dies ist ein Beyspiel einer unerhörten wider das Natur- und Völkerrecht mitten im Frieden verübten Gewaltthätigkeit. Die Krone Schweden forderte von den französischen und englischen Höfen die Ersetzung des Schadens und eine gebührende Genugthuung für die Beleidigung. Das Recht hiezu wird in dieser Schrift bewiesen, und die Einwendung beyder Höfe gut und genugsam widerlegt. Allein das Recht des Schwächern mußte der Ungerechtigkeit des Stärkern weichen. Nach vielen Vorstellungen und Unterhandlungen hat die schwedisch-ostindische Gesellschaft endlich im Jahre 1740, wie der Herr Herausgeber in

der Vorrede anzeigt, 2000 Pf. Sterlings zur Unterhaltung von England erhalten.

S. 49—140. Mémoires concernant l'Histoire de Suede en 1735 et 1736.

Der König von Frankreich schloß am 25 Jun. N. St. 1735 in dem damals wegen der Polnischen Königswahl noch fortdauernden Kriege, einen Hülfsvertrag mit der Krone Schweden, und versprach derselben jährlich 300000 Thaler Banco, während drey Jahren in Hamburg bezahlen zu lassen, unter der Bedingung, daß Schweden, während dem gegenwärtigen Kriege, wider die Absichten des allerchristlichsten Königs, aus welchen er die Waffen ergriffen zu haben, erkläret hatte, keine Truppen jemanden geben, leihen oder verkaufen sollte. Beyde Theile thaten sich übrigens die Erklärung, daß die Verträge, die sie mit andern Mächten haben könnten, und welche sie sich vorbehielten, nichts, das diesem Hülfsvertrage zuwider wäre, enthielten. Allein der französische Hof verweigerte die Notification dieses Vertrages, und folglich auch die Bezahlung der Hülfsgelder, weil der Schwedische am 5 Aug. 1735. das mit Rußland 1724 gemachte Bündniß erneuerte, wowider man von französischer Seite, schon ehe diese Erneuerung geschahe, Einwendungen machte, die der schwedische Hof beantwortete, sonst aber nicht in Betrachtung zog. In diesem erneuerten Bündnisse versprachen Rußland und Schweden, sich, im Fall der eine oder der andere Theil feindlich angegriffen würde, einen bestimmten Beystand, jedoch mit Ausnahme der aus der polnischen Königswahl entstandenen Unruhen. An dieser Erneuerung hatte der Russische Hof schon einige Jahre arbeiten lassen, und itzo geschahe es noch eifriger, vielleicht, damit er in dem wahrscheinlich

schon

schon damals beschlossenen Türkenkriege gegen etwanige Schwedische Unternehmungen gesichert seyn möchte. — Aber in Schweden selbst war eine große Parthey mit diesem erneuerten Bündnisse nicht zufrieden, und von derselben kamen viele heftige und anzügliche Schriften dawider heraus. Den Ministern ward der Vorwurf gemacht, daß sie vorsetzlich, und wegen ihres eigenen Vortheils, den Absichten der Reichsstände zuwider gehandelt und die ihnen gegebene Gewalt überschritten hätten. Man schrieb, daß, weil die Reichsstände das Französische Geld nicht für die Börse der Minister bestimmt hätten, Rubel und Pfunds Sterlings nöthig gewesen wären, um in diesem Punkte den Finanzen zu Hülfe zu kommen. Der Französische Bothschafter in Stockholm, Graf von Casteja, führete darüber auch Beschwerden. Er gab in einer Schrift am 15 Jan. A. St. 1736. dem Könige von Schweden zu erkennen, daß durch das mit Rußland erneuerte Bündniß der Französische Hülfsvertrag vernichtet wäre. Hieraus entstand ein etwas hitziger Schriftwechsel mit den Schwedischen Ministern, die das Bündniß mit Rußland erneuert hatten, und die letztern behaupteten, daß dieses Bündniß mit dem Französischen Hülfsvertrage ganz wohl bestehen könnte, und Frankreich die darin versprochenen Hülfsgelder zu bezahlen schuldig wäre. Man warf sich von beyden Seiten üble Treue vor; — allein Staatsleute können sich, eben so, wie Theologen, in Ewigkeit zanken, ohne daß einer den andern von der Wahrheit der streitigen Sätze zu überzeugen vermögend ist. Jeder bleibt am Ende bey seiner Meynung. Und so gieng es auch hier; welches man aus den zwischen beyden Theilen gewechselten Schriften, die man hier zusammen findet, sehen kann. —

S. 140—201. Mémoires concernant la Diette en 1738. et 1739.

Hierin sind verschiedene auf dem Reichstage 1738 oder bey Gelegenheit desselben gehaltene Reden und einige Staatsschriften enthalten, woraus die große Eifersucht der Partheyen hervorblickt. Der berühmte Graf von Tessin ward ward zum Landmarschall, aller Gegenbemühungen ohngeachtet, gewählt. Er war einer der Häupter der Französischen Parthey; und diese bekam die Oberhand. Die Freundschaft und der Hülfsvertrag mit Frankreich ward erneuert; hingegen war man über das mit Rußland 1735 erneuerte Bündniß und die Beförderer desselben sehr unwillig. Diese waren die sechs Reichsräthe, Graf Arwid Horn, welcher auch Kanzeley-Präsident war, und die Grafen Bonde, Bark, Hård, Bielke und Creutz. Der erste nahm seinen Abschied; die andern wurden nach einer von dem geheimen Ausschuß wider sie angestellten Untersuchung, abgesetzt, weil man, hieß es, in ihrem Betragen und Rathschlägen in auswärtigen Geschäften solche Fehltritte wahrgenommen hätte, welche das Vertrauen gegen sie sehr hätten vermindern, oder vielmehr gänzlich wegnehmen müssen. — Die Schwedischen Stände, welches zur Erläuterung dieses Verfahrens dienen kann, betrachteten die Reichsräthe als ihre Gevollmächtigten. Dies stimmt zwar mit den Grundgesetzen überein; aber sie folgerten daraus, daß einem Gevollmächtigten das ihm aufgetragene Geschäfte abgenommen werden könne, wenn er das Vertrauen desjenigen, der ihn bevollmächtigt hat, verliert, oder er ihn nicht länger brauchen will. Nach diesem Grundsatze konnten also die Reichsstände einen Reichsrath, ohne daß er einer Mißhandlung schuldig war, absetzen. Dies war zu viel. (s. Lager-

brings

brings Abriß der Schwed. Reichshistorie Cap. 21. S. 324.)

Dies strenge Verfahren brachte eine Menge satyrischer Schriften hervor, worin die Partheyen wider einander fochten, und sich wechselsweise vieler Fehler und Vergehungen beschuldigten. Dahin wurden unter andern auch die Schmausereyen während dem Reichstage, oder insgemein sogenannte Bestechungsgastmale gerechnet, weil darauf böse Anschläge geschmiedet, und der gemeinen Wohlfahrt nachtheilige Sachen verabredet, hernach aber mittelst der Mehrheit der Stimmen durchgetrieben würden; welches Fremden zu einer Spötterey und zu dem Sprüchworte Gelegenheit gegeben hätte: daß man in Schweden die wichtigsten Sachen mittelst einer guten Mahlzeit durchtreiben könnte.

S. 211—276. Nachricht von Woldemar Christian Güldenlöwe, Grafen von Schleswig-Holstein, Sohn des Dänischen Königs Christian des Vierten, von der Christina Munk, Reise nach Rußland zur Vermählung mit des Zaren Michael Fedrowitsch Tochter Irene.

Von dieser Geschichte ist schon etwas im VIIten Theile dieses Magazins, S. 331—335 erzählt worden. Weil aber dem Herrn Herausgeber eine vollständigere Erzählung davon zu Händen gekommen war; so hat er dieselbe abdrucken lassen, obgleich der Titel und Anfang, so wie die vielen darin angeführten Beylagen fehlen.

Der Zar Michael Fedrowitsch ließ, auf den Vorschlag seines ersten Dolmetschers, Johann Böker von Delden, der aus Kopenhagen bürtig war, dem Könige von Dänemark Christian IV. den Antrag zu einer Heyrath seiner (des Zaren) Tochter Irene

mit des Königs Sohne dem Grafen Woldemar Christian, den er aus einer ungleichen Ehe mit Christina Munk gezeuget hatte, durch eine Gesandschaft thun, und der König ließ es sich gefallen. Die Hauptbedingungen, welche er verlangte, und der Zar genehmigte, waren diese, daß dem Grafen und seinen Leuten der Religion halber kein Widerwillen geschehen, daß ihm, außer dem Zar und seinem Sohne, keiner vorgehen, und daß ihm und seiner künftigen Gemahlinn die Städte Susdal und Jaroslaw, mit allem geist- und weltlichen Zugehör, zu ewigen Zeiten erb- und eigenthümlich abgetreten werden sollten. Der König schickte hierauf 1643 seinen Sohn mit einem Gefolge von 300 Personen nach Moscau, und er ward mit vielen Ehrenbezeugungen aufgenommen. Allein, da es zur Vollziehung der Heyrath kommen sollte, verlangte der Zar, daß der Graf zu der Russischen Kirche übertreten, und sich umtaufen lassen möchte. Dies schlug der Graf, weil es wider die Abrede war, schlechterdings ab. Aber man fuhr fort, auf seine Religionsveränderung zu dringen, und brauchte, um ihn dazu zu bewegen, bald gütliche, bald strenge Mittel, indem man ihn in seinem Quartiere, das er auf dem Schlosse hatte, bewachen und einsperren ließ. Er hatte seine Braut noch nicht gesehen. Man fragte ihn, ob er vielleicht meynte oder gehört hätte, daß sie nicht schön wäre? Wenn er nur die Russische Religion annähme, würde er sie zu sehen bekommen, und sie gewiß schön finden. Er möchte auch nicht denken, daß die Prinzessinn sich, den andern Moscowitischen Weibern gleich, oft voll und trunken söffe: Nein, gar nicht! sie lebte mäßig, und wäre in ihrem Leben nicht mehr als einmal trunken gewesen. — Dies sollte auch ein Bewegungs-

grund

grund zu seiner Bekehrung und zu der Heyrath seyn. — Der Graf suchte am 9 May 1644 heimlich in der Nacht davon zu gehen. Aber er ward erkannt, angehalten, und darauf genauer bewacht. Er verlangte endlich, so wie auch der König von Dänemark es durch ein Schreiben that, daß der Zar ihn, der Abrede gemäß, die Heyrath vollziehen, oder zurück reisen lassen möchte. Beydes ward abgeschlagen, und er blieb nach wie vor ein Gefangener. Dies dauerte so lange, bis der Zar Michael am 12 Jul. 1645 starb, und bald hernach ward der Graf mit vielen Geschenken und Ehrenbezeigungen entlassen. — Dies ist der Inhalt der Nachricht von diesem sonst wohl bekannten Heyrathsgeschäffte, unter welche aber der damalige Zarische Leibarzt Wendelinus Sybelista dieses Urtheil geschrieben hat: Multa in hac relatione falsa narrata, multa non sic, sed aliter sunt gesta, multa — — omissa. Non religio fuit causa non confirmati matrimonii, sed tantum praetextus, et nisi Sueci praeueniendo inuasissent Daniam victores, et Zar Michael Fedorowitz diem suum ex summo moerore animi obiisset, consummatum omnino fuisset iam dudum matrimonium. Amabat enim Zar Principem Waldemarum intime. — — Mala nuncia ex Liuonia, strategis Suecis aduolabant, Suecos cum exercitu magno et Holsatiam et Daniam occupasse. Hinc illae lacrimae — et coniugii tardamenta. — Dies war also das dritte Beyspiel eines unglücklichen Heyrathsgeschäftes zwischen Dänemark und Rußland. Der Prinz Magnus, des Königs Friedrich II. Bruder, vermählte sich zwar wirklich mit des grausamen Zars Iwan Wasiljewitsch II. Verwandtinn Maria 1573, erndete aber nichts als Unglück davon. Christians IV. Bruder, Prinz Johann, der sich mit

des Zars Boris Godunoff Tochter Arinia, vermählen wollte, starb zu Moscau 1602. Und der Graf Woldemar kam, nach vielem ausgestandenen Ungemach, unverrichteter Sache zurück. —

S. 279—364. Unterschiedene Abschnitte aus Peter von Haven neuen verbesserten Nachrichten von dem Rußischen Reich, welche 1747 zu Kopenhagen in zwey Theilen gedruckt worden, in die deutsche Sprache übersetzt, hin und wieder verbessert und mit Zusätzen vermehrt.

Der sel. Peter von Haven hat zwo Reisen nach Rußland 1736 und 1744 gethan, und sich darin eine Zeitlang aufgehalten. Nach der ersten Reise gab er Efterrätninger om det Russiske Rige, d. i. Nachrichten von dem Rußischen Reiche, heraus, die auch in das Deutsche übersetzt sind. Nach seiner Zurückkunft von der zweyten Reise machte er davon eine neue Ausgabe, unter dem Titel: *Nye og forbedrede Efterrätninger &c.* d. i. neue und verbesserte Nachrichten 2c., welche nicht übersetzt sind. Der Verfasser war ein fleißiger und geschickter Beobachter, und sein Buch war, zu seiner Zeit, die beste und zuverläßigste Statistik von Rußland. Der Herr D. C. R. Büsching verdient also vielen Dank, daß er daraus die noch itzo brauchbaren Artikel übersetzt, und sie verbessert und vermehrt hat.

S. 365—476. Nachricht von der zweyten Reise nach Persien, welche der kaiserl. Rußische Collegienrath, Herr D. Johann Jacob Lerch von 1745 bis 1747 gethan hat. Ausgefertigt 1765.

Herr Lerch hatte schon in den Jahren 1733 bis 1735 eine Reise durch einen Theil von Persien gethan, aus welcher im 3ten Theil dieses Magazins ein Auszug steht, den wir im 13ten Bande dieser Biblioth.

S. 396

S. 396 angezeigt haben. Als die Kaiserinn Elisabeth 1745 den Fürsten Michaila Golizin als Botschafter, mit einem grossen Gefolge an den Schach-Nadir abschickte, ward Herr Lerch zum Arzte der Gesandtschaft ernannt. Die zu der Gesandtschaft gehörige Personen versammleten sich zu Moscau, und giengen von da nach Astrachan. Hier bringen die Kabacken (Schenken) der Krone jährlich 100000 Rubel ein, und der Brandwein, Bier und Meth kostet ihr ungefähr nur 30000 Rubel. Astrachan ist ein Sammelplatz vieler Nationen. Man sieht daselbst Armenier, Grusiner, auch einige Franzosen, Italiener, Deutsche, Schweden, Engländer, verschiedene Arten Tatarn, Kabardinen, Karakalpaken, Persianer, Griechen. Der Wein bey Astrachan ist roth, und nicht stark, welches von dem vielen Wasser herkommt, womit die Weinstöcke in der Sommerhitze begossen werden. Er setzt keinen Weinstein, giebt keinen Essig, sondern wird schal, und hält sich nicht länger, als bis in den Frühling. Erst im Sept. 1746 trat die Gesandtschaft die Reise von Astrachan nach Kislar, als dem letzten Russischen Gränzplatze, an. Das ganze Gefolge bestund, weil zwo Compagnien Dragoner dabey waren, aus 470 Mann, die über 500 Pferde und Kameele hatten. Im Jan. 1747 erreichten sie die Persische Gränze, und wurden von den Persischen Generalen (Serdars), worunter einer Amir Aslar-Chan, ein naher Vetter des Schach-Nadir war, mit grossen Ehrenbezeigungen empfangen. Der Schach hatte eine Armee, welche die Persianer 20000 Mann stark ausgaben, und 15000 mochten es wohl seyn, zu Bedeckung der Gesandtschaft wider die Streifereyen der Tataren, auf die Gränze geschickt. Die Persischen Soldaten sahen erbärmlich aus, ganz ab-

gerissen

gerissen und verhungert, weil sie in 9 Monaten keinen Sold empfangen hatten. Die Gesandtschaft bekam Vorspann und Lastthiere, Pferde, Maulesel, Esel, Kameele, für ihr Gepäcke. Weil ihrer nicht genugsam zusammengebracht werden konnten; so kauften die Persianer den Russischen Officieren und andern Personen der Gesandtschaft ihre Pferde ab, d. i. sie bezahlten einen hohen Preis dafür, und die Russen behielten und brauchten sie, statt der nicht gelieferten Persianischen. Der Gesandtschaft ward auch ihre tägliche Verpflegung gegeben. Der Persische Gesandte, der 1741 in Rußland gewesen war, empfieng z. E. täglich 3 Wachslichter, 1 Pfund Caffee, 1 Loth Zimmt. Wenn er mehr forderte, antwortete man ihm: er sey ein Gast, und müsse nicht vorschreiben, sondern mit dem, was der Wirth gäbe, vorlieb nehmen. Der Fürst Golizin hatte ein ganz anderes Verzeichniß seiner täglichen Bedürfnisse eingegeben, die unmöglich allemal aufgebracht werden konnten, als 15 Pf. Caffee, 40 Pf. Zucker, 15 Pf. Wachs, verschiedene Arten Gewürz zu $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, ja zu einem ganzen Pfunde. Für die Tafel des Gesandten, an welcher alle Officiere, und die Officierrang hatten, mitspeisen mußten, ward ein genugsamer Vorrath an Rindern, Schafen, Brod, Reis, Rosinen, Zuckermandeln rc. für die Dragoner und Bedienten täglich auf eine Person $2\frac{1}{2}$ Pf. Brod, 2 Pf. Fleisch, 1 Pf. Reis, $\frac{1}{2}$ Bout. Wein, $\frac{1}{2}$ Pf. Butter, und monatlich 1 Pf. Salz; für die Officiere aber außer der Mahlzeit noch 1 bis 2 Bout. Wein geliefert. Diese reichlichen Lebensmittel wurden nach und nach vermindert, und kaum der dritte Theil den Leuten gegeben. Wenn das Brod etwas angebrannt, oder nicht recht ausgebacken, oder der Wein etwas hart und die Butter nicht recht frisch war;

so hieß es gleich: man könne solches nicht annehmen; und die Persianer mußten es dem Gesandten mit Gelde bezahlen. Dies geschah in der Stille, konnte aber nicht verborgen bleiben. Für jedes Pferd wurden täglich 15 Ruß. Pfunde Gersten gegeben, obgleich die Thiere nur die Hälfte bekamen. Als hernach die Persianer unmöglich so viele Lebensmittel in dem wüsten Lande auftreiben konnten; so ward ihnen der gesammlete Vorrath wieder für baares Geld verkauft. Weil die Gesandtschaft immer längst dem Caspischen Meere reisete; so ward alles, was von dem Ueberflusse der gelieferten Lebensmittel an Reis, Caffee, Zucker, Castanien, Granaten rc. aufgehoben war, von Derbent, Baku und aus Gilan zu Schiffe nach Astrachan geschickt, und des Nachts eingeladen. Von allem bekamen die Officiere weiter nichts, als was sie bey der Tafel genossen, und des Morgens Caffee bey dem Koche des Gesandten. Der Wein bey Tische ward so vermindert, daß sie zwey Theile Wasser zugießen mußten, um den Durst zu löschen. Es war Wein genug da; aber man mußte ihn kaufen. In den wüsten Gegenden, wodurch der Zug gieng, war zuweilen Mangel, doch nicht so groß, als er gemacht ward; und die Persianer vertrösteten immer auf bessere Gegenden. Aber der Gesandte wollte darauf nicht warten, sondern so gar nach Kislar zurückgehen. Er hatte daher, im Namen der Officiere und Officiergleichen, eine Bittschrift an sich aufgesetzt, worin sie ihm vorstelleten, daß, weil die Persianer, bey der itzigen kalten Zeit, in dem wüsten Lande die Gesandtschaft nicht versorgen könnten, man mit dem noch übrigen Vorrathe, nach der Russischen Gränze zurückgehen müßte. Diese Schrift mußten die Officiere und alle ihres gleichen unterschreiben. Der Gesandte änderte

jedoch seinen Entschluß. Nach der Anmerkung des Verfassers würde es nicht ohne Verantwortung abgegangen seyn, weil Schach-Nadir, welcher der Gesandtschaft seinen Vetter mit einer ganzen Armee entgegen geschickt hatte, die Rückreise als eine Beleidigung hätte aufnehmen, ja gar Rußland deswegen bekriegen können. Am 20 Jan. 1747 hielte die Gesandtschaft ihren Einzug in Derbent. Diese Stadt war vom Schach-Nadir, so wie die ganze Gegend umher, schrecklich verwüstet worden. Von Derbent gieng die Reise nach Baku, wo sie am 6 Febr. ankamen. Von hier nahm der Gesandte, unter dem Vorwande, daß man ihn immer durch wüste Gegenden führte, einen weiten Umweg, nordwärts zurück, statt südwestwärts zu gehen, wodurch er 17 Tage, und dadurch einen großen Vorrath an Proviant gewann. Als man ihn nachher nach Tawris führen wollte, damit die Gesandtschaft dort ausruhen könnte, bis der Schach, der in Kirvan war, ihrentwegen seine Befehle gegeben haben würde; so wollte der Gesandte, aus besondern Ursachen sich nicht von dem Caspischen Meere entfernen, und bestund darauf, daß man ihn, ungeachtet der beschwerlichen Wege, und der von den Persianern deswegen gethanen Vorstellungen, nach Gilan bringen mußte. Durch den immer aufgehobenen Vorrath des Proviants ward das gesandtschaftliche Gepäcke sehr vergrößert und mehr Vorspann erfordert, wobey einige von der Gesandtschaft sehr zu kurz kamen, und ihre Sachen kaum fortbringen konnten. 400 Stück Schlachtvieh wurden mitgetrieben, und hernach in Gilan verkauft. Am 6 April hielte die Gesellschaft ihren Einzug zu Rescht in Gala. Von hier wollte der Gesandte durchaus nicht weiter, obgleich die Persianer sehr in ihn drangen, und schützte eine

Krank-

Krankheit vor. Nach der eingelaufenen Nachricht, daß der Schach den Gesandten in Chorasan bey Turschis erwartete, und nach einer neuen Erinnerung seine Reise zu beschleunigen; war die Krankheit wieder eine Entschuldigung, und er stellete zugleich vor, daß das Land arm und verwüstet, und die Leute theils flüchtig, theils aufrührisch wären. Man gab ihm also 2 bis 3 Monate Zeit, bis der Reis und anderes Getreide reif würde. Unterdessen nahm er heimlich andere Maaßregeln. Es schien, wie der Verfasser glaubt, daß er, weil er sich durch einen an den Schach abgeschickten Officier, ohne Ursache über den Unterhalt beschwert, die Persischen Generale aber auch von ihrer Seite berichtet hatten, die Grausamkeit des Schachs gefürchtet habe. Der Gesandte ließ also in der Geschwindigkeit des Nachts sein Gepäcke und die Geschenke für den Schach durch Dragonerpferde von Reschт nach Peribasar, und von hier nach Sensili, oder wie es eigentlich heißt, Ensili am Caspischen Meere, und nach und nach auf die daselbst liegenden Russischen Schiffe bringen. Nachdem er seine Sachen von Rescht weggeschafft hatte, befahl er, daß alle übrigen von der Gesandtschaft auch die ihrigen in der Nacht fortschicken sollten. Hierauf ritt er mit allen Officieren nach Peribasar, wo schon eine Russische Schalupe fertig lag, die ihn nach Ensili führte. Bey dem Persischen Befehlshaber ließ er seine Abreise damit entschuldigen, daß er auf den Rath des Arztes (den er doch nicht darum gefragt, und der ihm auch keine Krankheit angemerkt hatte) wegen seiner und seines Gefolges Gesundheit, sich in die freye Luft begeben und zu Ensili im Lager bleiben wollte. Auf seinen Befehl mußte alles Gepäcke auf die Schiffe, deren 11 waren, gebracht werden. Man schloß daraus, daß

er von hier nach Astrachan zurück reisen wollte. Allein die Furcht vor einer Verantwortung, wenn er unverrichteter Sache zurück käme, mochte ihn davon abhalten. In Ensili nahm er wenig Proviant, und ließ sich das übrige mit Gelde bezahlen. Denn er hatte noch etliche hundert Ochsen und Schafe. Weil das Lager, welches an der See stund, sehr enge, die Hitze groß und das Wasser salzig und ungesund war, und viele Leute erkrankten; so gieng er mit dem ganzen Gefolge nach Rescht zurück. Aber als viele Kranke starben; so ward ihm selbst bange. Er verließ Rescht wieder am 31 Jul. und am 5 Aug. segelte er von Ensili nach Astrachan. Der Verfasser mußte mit 160 Kranken in Rescht zurückbleiben, von denen viele starben. Nun kam die gewisse Nachricht von der Ermordung des Schach-Nadirs an. Herr Lerch reisete also, weil die Verpflegung aufhörte, mit den Kranken und Halbgesunden auch von Rescht ab nach Ensili, wo er am 13 Aug. zu Schiffe gieng. Nach heftigen Stürmen und vielem andern Ungemach kam er am 23 Sept. nach Astrachan zurück.

Dies ist die Geschichte einer Gesandtschaft, die dem Rußischen Hofe und dem Schach-Nadir so vieles gekostet hatte, und durch die Schuld des Gesandten umsonst gewesen war. Ohne Wehmuth läßt es sich nicht lesen, wie ein so vortreffliches und herrliches Land, als Persien, durch die langen innerlichen Kriege verheeret, und durch die Wuth des geizigsten und grausamsten aller Tyrannen, des Schach-Nadirs, unzähliche Menschen niedergemetzelt, verstümmelt, beraubet, oder auf andere Weise unglücklich gemacht worden seyn. Die Gesandtschaft sahe täglich Leute mit abgeschnittenen Nasen und Ohren, ausgerissenen Augen, oder sonst verletzten Gliedmaßen. Viele Ein-

wohner

wohner waren aus Mangel aller Lebensmittel verhungert, und verkauften ihre Kinder, wenn sich Käufer fanden. Viele Dörfer, ja ganze Gegenden waren unbewohnt, weil die Leute, um den steten Gelderpressungen zu entgehen, ihren Aufenthalt in Gebirgen und Wüsteneyen gesucht hatten. Die schrecklichsten Martern wurden gebraucht, um sie zu zwingen, daß sie ihr Geld hergeben oder anzeigen sollten, wo es wäre. Die vornehmste Regel der Staatskunst des Schach-Nadir war, das ganze Volk arm zu machen, damit es sich nicht empören könnte. Und gleichwohl konnte die Frucht seiner Grausamkeit nichts anders als Empörungen und Verschwörungen seyn. Dies stellete er sich auch selbst vor, und der Wüterich dachte auf seine Sicherheit. Er hatte in der Provinz Chorasan einen mit hohen Bergen umschlossenen Platz gefunden, der nur zween enge Zugänge hatte, die mit weniger Mannschaft vertheidigt werden konnten. Hier hatte er eine unüberwindliche Festung, Kelath genannt, erbauet, und daselbst seine geraubten und erpreßten Schätze durch einige Leute, die, um sie nicht verrathen zu können, nicht wieder herausgelassen wurden, verwahren und vergraben lassen. Das Geld war, wie erzählt ward, zusammen geschmolzen worden. Hieher wollte er, wenn er alles ausgeplündert hätte, seine Zuflucht nehmen, weil er sich daselbst in vollkommener Sicherheit befinden würde.

S. 477 — 540. Geschichte der ersten nicht vollzogenen, und der zweyten vollzogenen Schlesischen Gränzscheidung im Jahr 1742, nebst einigen andern politischen Nachrichten von Schlesien.

Die erste Gränzscheidung war 1741 zwischen dem Könige von Preußen und dem Könige von Polen, Churfürsten zu Sachsen, angefangen, aber nicht

vollendet werden; die andere zwischen dem Könige von Preußen und der Königinn von Ungarn und Böhmen ward 1742 angefangen und geendigt. Dieser Schrift, die keinen Auszug leidet, ist in einer Anmerkung die Nachricht von dem Leben eines sehr würdigen und verdienstvollen Mannes, des Königl. Preußischen Geheimen Raths, Carl Gottlob von Nüßler, beygefügt, der Commissarius in beyden Gränzscheidungen gewesen ist, und die letzte glücklich zu Stande gebracht hat. Sie ist hier genau beschrieben und durch eine geographische Charte deutlich vorgestellet. Die Geschichte dieser Gränzscheidung, deren Verfasser der Herr D. C. R. Büsching ist, hat einen doppelten Anhang. Der erste enthält einige allgemeine nützliche Anmerkungen über das Preußische Schlesien und die Grafschaft Glatz. Daraus siehet man, daß die Größe dieser Länder 642 geographische Quadratmeilen betrage, worin 161 Städte und 5015 Dörfer sind, in welchen 1774 eine Million und 372754 Menschen gelebet haben. In dem zweyten Anhange sind einige Nachrichten von dem Schlesischen Steuerwesen bis gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts, die als ein erheblicher Beytrag zu der Schlesischen Geschichte gebraucht werden können.

Kl.

II. Nou-

II.

Nouveaux Mémoires de l'Ac. R. des Sc. et des B. L. année 1774. Berlin bey Voß 1776, 590 Quartseiten, 6 Kupfertafeln.

Geschichte.

Herr G. R. Formey beschreibt eine merkwürdige Art von Catalepsie aus einer schon 1712 abgefaßten Nachricht, und stellt Betrachtungen darüber an. Hr. Lambert giebt einen Auszug aus einem geschriebenen deutschen Aufsatze du R. P. Knoll. Ein Bette, darinnen der Kopf und Obertheil des Kranken nach Gefallen können erhoben, die Füße gesenkt werden, auch ein Nachtstuhl darunter angebracht ist. Es ist in Kupfer gestochen. (Die Erfindung ist ganz brauchbar, aber nicht eben neu, der Recensent hat Modelle dazu vor viel Jahren in Göttingen gesehen, nur den Nachtstuhl nicht dabey.) Schreiben der Mlle Barbier de Longpré, darinnen sie einige Münzen des Königs Sammlung anbietet, eine darunter soll ein Pharao seyn. Ihr Vater, gewesener Consul in Aegypten, hat sie mitgebracht. Diese Briefe an Hr. G. R. Formey zeigen bey dem Frauenzimmer nicht gemeine Kenntnisse. Zu Halberstadt erhub sich den 18 Jun. 1774, nach einem sehr heissen Tage, um 6 Uhr des Abends, ein Sturm, mit einem Nebel, an Farbe und Geruch völlig wie Schwefeldampf. Man hat dergleichen Dampf innerhalb zwölf Meilen zur selbigen Zeit wahrgenommen. Am Ende der Geschichte wird Hr. Prof. Claprôths in Göttingen Erfindung wohl nicht ganz richtig so beschrieben: be-

druckes Papier zu reinigen, daß es wieder kann bedruckt werden.

Experimentalphysik.

I. Hr. v. Francheville, ob Zwillinge jetzo so häufig sind, als vor Alters? Die beyden Testikeln beym Manne zum Zeugen, und die beyden Brüste bey der Frau zum Säugen, setzen Hrn. v. Fr. in große Versuchung zu glauben, Zwillinge seyen viel natürlicher als einzelne Kinder; daß sie nicht so gemein sind, müsse daher kommen, daß sich die beyden Aeltern nicht recht zusammen schicken. Eigentlich sind also hier nur drey Kinder oder noch mehr auf einmal seiner Aufmerksamkeit werth. Wie so was, hebräisch, griechisch, lateinisch, deutsch, polnisch, englisch, spanisch, italienisch, französisch genannt wird. Alle diese Nationen müssen Umschreibungen brauchen, die Hungarn allein, vielleicht als eine Probe von der Fruchtbarkeit der alten Hunnen, haben ein eignes einzelnes Wort für Dreylinge, und eben dergleichen für Vierlinge, (denn so kann ja der Deutsche auch sagen, lieber als wie Hr. v. Fr. ist berichtet worden: Drey oder Vier die in einer Geburt gebohren sind.) Hr. v. Fr. bringt alsdenn die Beweise bey, daß vor Alters in Aegypten bis 7, in Griechenland bis 5, in Italien bis 12 gebohren worden. (Dem Recensenten fiel zu dieser Gelehrsamkeit noch ein juristischer Beytrag ein, l. 36. de solut. et liberat. wo angehenden Rechtsgelehrten manchmal vuluae mulierum gewiesen werden, und Gothofredus in den Noten Beyspiele von Fruchtbarkeit gesammlet hat. Das Gesetz verdiente bey dieser Gelegenheit doch deswegen mit angezeigt zu werden, weil die Sache also in Rechtsfragen einen Einfluß hat.) Nun die mittlern Zeiten. Daß eine Gräfinn 365 Kinder

geboh-

gebohren, glaubt er freylich nicht, (erwähnt aber auch nicht eine bekannte Hypothese vom Ursprung des Mährchens, daß sie zwey gebohren, so viel als Tage im Jahre, nach dem damaligen Anfange des Jahres, verflossen waren, welches man nachdem mit der Zahl der Tage im ganzen Jahre verwechselt.) Hr. v. Fr. geht bis auf die ganz neuern Zeiten, findet auch da Geburten von 3 bis 17, und folgert endlich, der Vorwelt Fruchtbarkeit habe auch jetzo noch nicht abgenommen, welches das war, das er beweisen wollte.

II Hr. Lamberts Bemerkungen über die musikalische Temperatur. Um bey ihr keine andere Zahlen, als 1, 2, 3, 5, zu brauchen, sucht Hr. L. die Auflösung folgender Aufgabe: Jeden Ton, also jedes Verhältniß, der Wahrheit so nahe als verlangt wird, durch ein Product aus Potenzen erwähnter Zahlen anzugeben, da die Exponenten ganze Zahlen, bejahte oder verneinte. Hierzu braucht er dieser Zahlen Logarithmen, und weil die briggischen irrational sind, berechnet er sie, nach einem Systeme wo log. 2 = 1, wendet sie auf Vergleichung der Quinten und Tertien an, und berechnet unterschiedene Tonsysteme, deren Gebrauch er zeigt.

III. Derselbe, von der Luftperspective. Berechnungen, wie die Luft das durchgehende Licht schwäche, und Formeln daraus, zum Gebrauche des Malers, der mit der Zahl, deren natürliche Logarithme 2 = 1 ist, und ihren Potenzen, umzugehen weis.

IIII. Hr. Walter, über die weiblichen Geburtstheile. Eine Bärmutter ward durch eine starke Zwischenwand in zwo Höhlungen getheilt, und erstreckte sich in die Gestalt eines gekrümmten Horns, vterus bicornis et bifidus. Bey einer andern Weibsperson

war der Eingang der Scheide fast gänzlich durch eine außernatürliche Haut verschlossen, hinter welcher sich das Hymen völlig ganz befand, und doch der äußere Muttermund in solchen Umständen, daß offenbar war, die Person sey schwanger gewesen, und habe abortirt, oder wenigstens sey ein unbefruchtetes Ey als Mola durch eine kleine Oeffnung unter erwähnter Haut, von ihr gegangen. Hr. W. läßt diese Begebenheiten abbilden, und geräth bey den Betrachtungen darüber auf unterschiedene wichtige Untersuchungen. Dergleichen sind: der Beyschlaf kann völlig vollzogen werden, ohne das Hymen zu verletzen. Einer Frau wurden bey ihrer zweyten Niederkunft die äußern Theile durch Ungeschicklichkeit der Hebamme verletzt, und nach dem Rathe dieses Weibes blieb sie drey Wochen im Bette, die dicken Beine fast an einander liegend. Ihr Mann fand darauf, daß er sich seiner Rechte nur mit Schmerzen für beyde bedienen konnte. Auf dessen Ansuchen besichtigt sie Hr. W. und gesteht, daß er mit allen den häufigen intuitivischen Kenntnissen, die er vom Hymen hatte, diese Frau für Jungfer würde gehalten haben, wenn ihm beyde Ehegatten nicht das Gegentheil versichert hätten. Dem Manne gelang es sie zu schwängern, immer noch die Scheide mit der außernatürlichen Haut verschlossen. Diese ward aufgeschnitten, und fünf Wochen darnach kam ein gesundes Kind zur Welt. Hr. W. hat unbefruchtete Eyer untersucht, die alles Ansehen befruchteter hatten, aber nichts enthielten als Feuchtigkeit, die vom Weingeiste geronn; was aus ihnen kam, fieng er mit einem Löschpapiere auf, feste Theile, wenn dergleichen darunter wären, aufzuhalten; entdeckte aber keine, auch mit Vergrößerungsgläsern. Also war in diesen Eyern nicht etwa eine Frucht verfault. Muskelfasern in der Bärmutter,

ter, hat Hr. W. aller Mühe ohngeachtet nicht entdecken können, und bringt Gründe gegen dieselben bey.

V. Hr. Marggraf, über Mischungen von Metallen und Halbmetallen. Kupfer und Zink; Kupfer und Zinn; Kupfer und Zink und Zinn; Messing und Kupfer; in unterschiedenen Verhältnissen vermischt, und jeder Mischung Beschaffenheit angegeben.

VII. Hr. Beguelin setzt Untersuchungen über die Aenderungen des Barometers fort, die 1773 angefangen worden. Wärme dehnet die Quecksilbersäule ein wenig aus: da die Gesetze, nach denen das geschieht, bekannt sind, so setzt Hr. B. solches hier beyseite. In der Luft verstärkt die Wärme die Federkraft, und verursacht also, daß das Barometer wenigstens anfangs steigt. Nachdem aber, urtheilt Hr. B., werde es bey vermehrter Wärme sinken, weil aus der warmen Luftsäule Luft weggeht, wodurch sie leichter wird, zugleich nimmt ihre Federkraft ab, wie sie sich mehr ausbreitet. Trockne verstärkt die Federkraft der Luft, und so steigt das Barometer bey ihr. Kälte und Feuchte thun das Entgegengesetzte von jenen beyden. Hr. B. liefert hieraus Regeln für die Aenderungen des Barometers her, wenigstens in dortigen Gegenden. Z. E. es steigt bey N. Winden, sinkt sehr bey S. W. Begreiflich wirken hier viel Ursachen zusammen, die oft einander hindern, und so ist was Allgemeines und Sicheres zu sagen schwer.

VIII. Herrn Beguelin Auszug aus den Berlinischen Witterungsbeobachtungen 1774.

VIIII. Hrn. Delaval Versuche über die Ursache der Aenderung der Farben in undurchsichtigen, natürlich gefärbten Körpern. Hr. Prof. v. Castillon hat den Aufsatz übergeben, und eine Einleitung vorgesetzt. Von durchsichtigen, farbenlosen Körpern, hatte Newton

ton gezeigt, daß sie, nach ihrer verschiedenen Tenuität, unterschiedene Farben geben. Hr. D. zeigt, eben das finde bey solchen statt, wie in der Aufschrift genannt sind, Farben aus Pflanzen, Milch, Blut, Eisen.

Mathematik.

I. Hr. de la Grange, von besondern Integralen der Differentialgleichungen. Endliche Größen, die gegebenen Differentialgleichungen genug thun, und doch in dieser Gleichungen vollständigen Integralen nicht enthalten sind. Clairaut und Euler haben einzelne Beyspiele davon angezeigt, Hr. d. l. G. giebt eine Theorie.

II. Auch derselbe, von der Bewegung der Knoten der Planetenbahnen. Nicht wie man bisher gegeben hat, Aenderungen, die sich als unendlich klein ansehen lassen, sondern endliche, aus denen sich das Gesetz der Aenderungen erkennen ließe. Hr. d. l. G. fängt mit zwo gegen einander beweglichen Bahnen an, und giebt da eine vollständige Auflösung. Bey dreyen kömmt es auf Rectificationen von Kegelschnitten an, und also ist bey mehrern noch viel weniger an brauchbare Auflösung zu denken. Daß aber die Planetenbahnen kleine Winkel mit einander machen, hat Herr d. l. G. doch in den Stand gesetzt, die Frage, für jede Zahl Bahnen, auf Differentialgleichungen vom ersten Grade zu bringen, die sich integriren lassen. Gegenwärtiger Aufsatz enthält nur die Gründe von Hr. d. l. G. Methode. Eine umständlichere Ausführung hat er der königl. parisischen Akademie geschickt, und Formeln daraus finden sich in den berlinischen astronomischen Tafeln.

III. Aus zween Briefen Hrn. d'Alembert an Hrn. de la Grange. Daß ein Lehrsatz Mac Laurins, gegen

den

den Hrn. d'A. Zweifel erregt hatte, doch wahr ist. Dergleichen Geständnisse, eines Versehens oder einer Uebereilung, rechnet man jedem andern Gelehrten, als eine grosse Ueberwindung seiner selbst an, weil er doch immer seinen Fehler verkleiden könnte. Der Mathematikverständige fühlt, daß so was bey ihm nicht angeht: sein Bekänntniß ist also Zwang, und ihm bleibt nur die Ehre übrig, die Wissenschaft zu kennen, die allein Ueberzeugung giebt, und Ueberzeugung zu bekennen nöthigt. Uebrigens betrifft die Frage die Anziehung von Sphaeroiden.

IIII. Hr. Beguelin Beweis von Bachets Lehrsatze; und Zerlegung der ganzen Zahlen in Triangularzahlen und Quadrate.

V. Hr. Joh. Bernoulli, über sphärische Rechnungen den Polarstern betreffend. Bey Gelegenheit der Rectascensionstafel in Hrn. B. I. astron. Sammlung machte Hr. Mallet in Genf die Erinnerung, daß Hrn. de la Lande Vorschrift, die Veränderung der Rectascension für zehn Jahre wegen des Verrückens der Nachtgleichen zu berechnen, in Fehler verleite, wenn diese Aenderung sehr groß ist, daß, so die Rectascension des Polarsterns für 1770 in der Conn. d. T. um mehr als 8 Minuten des Grades zu klein sey. Hr. B. hatte eben dergleichen schon bemerkt, und stellte mit seinem Hrn. Bruder über diesen Stern Berechnungen an, die immer etwas anders gaben, freylich nur in Kleinigkeiten, nachdem man andere Tafeln, andere Rechnungsarten brauchte. Auch ist die Secularveränderung der Schiefe der Ekliptik hier nicht aus der Acht zu lassen. Diese Schwierigkeiten beruhen darauf, weil bey diesem Sterne, der so nahe am Pole ist, Winkel nahe am Quadranten vorkommen; die Logarithmen ihrer Sinusse ändern sich

lang-

langsamer als in der siebenten Decimalstelle, und so kann man die gemeinen Tafeln nicht einmal wohl brauchen, bey ihnen zu interpoliren, sondern muß größere haben, wo die Logarithmen in mehr Decimalstellen angegeben sind. (Eine Erinnerung, die auch in der Vorrede zu Kästners zweyter astronomischer Sammlung bey Gelegenheit der Löserschen Tafeln gemacht ist.) Man hat freylich Regeln, Sinus solcher Winkel zu vermeiden, aber Hr. B. zeigt auch in dem von ihm angeführten Falle, daß dieses nicht allemal viel hilft. (Eine dieser Regeln ist: statt eines solchen Winkels die Hälfte seiner Ergänzung zu suchen, sie wird in den avignoner Tafeln, und auch in den Berliner Ephemeriden 1778 gelehrt. Soll man so den gesuchten Winkel in ganzen Secunden richtig haben, so muß man in der Hälfte seiner Ergänzung auf halbe sicher seyn.) Solche für die sphärische Trigonometrie wichtige Bemerkungen hat Hr. B. auch in einer andern noch nicht gedruckten Abhandlung fortgesetzt.

Speculative Philosophie.

I. Hr. Formey liefert eine freye Uebersetzung von Hr. Perebooms Abhandlung über die Paralysie der Muskeln und Nerven.

II. Hr. Beguelin, wie sich die moralischen Begriffe nach den psychologischen Systemen ändern. Vorausgesetzt, daß Jeder sucht, was nach seinen Vorstellungen ihm die angenehmste Lage verspricht, müßte vielleicht Jeder Mensch seine eigene Moral haben, solche selbst mit seinen Umständen und Alter ändern. (Und dieses ist auch der Erfahrung gemäß. Wie sehr unterscheidet sich nicht oft die Moral eines Alten von der, welche er als Jüngling hatte? Wie oft handelt nicht der Mann, der eine Bedienung bekommen hat,

in

in ein Collegium gekommen ist, u. s. w. nach Grundsätzen, gegen die er zuvor geeifert hatte?) Herr B. sieht dies als eine Schwierigkeit an, die er so hebt: die Menschen handelten immer nicht mit ihrem eignen System zusammenhängend. So meynte er, lasse sich erklären, wenn es wahr ist, ob er gleich gegen die allgemeine Wahrheit (mit Rechte) Zweifel äussert, daß die Begriffe von Pflicht, Ehre, Ruhm, Anständigkeit, Schaam, von den entferntesten Zeiten an, immer dieselben gewesen sind, wenigstens bey gesitteten Völkern; so unterschieden dieselben sonst über die Seele und derselben Dauer dachten. Dieses erklärt er, aus Nachahmung, Furcht vor positiven Strafen, Erwartung von Belohnungen, wenigstens Beyfall, und einem moralischen Gefühle, das vielleicht nur aus Gewohnheit, Vorurtheilen u. s. w. entsteht, aber doch die Handlungen mächtig lenkt. So bleibt zu untersuchen übrig, wie die Menschen ihren speculativen Grundsätzen gemäß, nicht gehandelt haben, sondern hätten handeln sollen. Bloße speculative Meynungen über das Wesen der Seele, haben nach Hrn. B. Urtheil keinen Einfluß in die Sitten, man mag Idealist oder Materialist, Influxist oder Prästabilist seyn, wenn man nur als Urheber der Seele, ein weises, allmächtiges, gütiges Wesen erkennt. (So beruhten doch die moralischen Begriffe eigentlich auf theologischen, nicht auf psychologischen. In der Sache selbst ist der Rec. mit Hrn. B. eins; würde aber, gerade bey Veranlassung des einen Exempels erinnern, was der vorherbestimmten Harmonie für moralische Folgen von manchen ihrer Gegner sind schuld gegeben worden. Die Vertheidiger läugneten mit Recht, daß diese Folgen richtig wären; gesetzt aber, einer derselben hätte sich von der Richtigkeit dieser Folgen überreden lassen,

sen, und doch die Vereinigung des Leibes mit der Seele nicht anders als durch die H. P. zu begreifen gewußt, so wäre doch seine Moral nicht die Leibnitz-Wolfische geblieben. Er hätte immer den Urheber der Seele für weise, allmächtig, gütig halten können; aber er hätte nicht befürchtet, daß dieser Urheber Handlungen strafen würde, die in seinem Systeme nicht frey wären. Unrichtig hätte er allerdings einen Widerspruch zwischen H. P. und Freyheit geglaubt; aber wenn er den glaubte, so war doch alles wohl consequent, was aus dem Mangel der Freyheit folgte. Wer die Seele für materiel hält, ist allerdings nicht berechtiget zu schließen, sie werde mit dem Leibe aufhören; wenn er nun aber irrig glaubt, zu einem solchen Schlusse berechtigt zu seyn, so verstattet ihm doch die diesem Schlusse gemäße Moral, ganz andere Handlungen als die bessere. Es scheint doch also, als wäre das Speculative in der Seelenlehre, für die Moral nicht so ganz gleichgültig, wie Hr. B. behauptet. Es ist wahr, wenn man aus der Speculation nicht mehr herleitet, als was richtig aus ihr folgt, so möchten auch wohl Irrthümer in ihr nicht gefährlich seyn, wovon eben der angeführte Materialismus ein Beyspiel ist. Wer ist aber sicher, aus seinen Grundsätzen keine andern Folgen herzuleiten, als die nothwendig damit zusammenhängen? Am allerwenigsten wird der dafür sicher seyn, der sich schon irrige Grundsätze hat bereden lassen. Wer den Thieren Seelen zugesteht, muß mit ihnen ganz anders verfahren, als der Cartesianer; und wenn vollends der Benjane in einem Vogel die Seele eines seiner Voreltern vermuthen darf, so hat er wieder ihm eigne Pflichten. Das sind doch wohl lauter psychologische Speculationen, aber für die Moral nichts weniger als gleichgültig.)

Nun

Nun zeigt Hr. B., was Tugend im System des Zufalls, der Nothwendigkeit, der sterblichen und der unsterblichen Seele ist, und wie Menschen diesem gemäß handeln müssen, wenn sie consequent handeln wollen.

III. Hrn. Merians vierte Abhandlung über des Molyneux Frage: Ob ein Blinder, der sehend geworden, durchs Gesicht erkennen würde, was er durch Gefühl erkannt hat? Eine Figur fühlen und sie sehen, sind zwo ganz unterschiedene Sachen, die nichts mit einander gemein haben, als für uns die symbolische Verbindung, da eins uns ein Zeichen des andern ist. Also, vom Sehendgewordenen verlangen, er soll Kugel und Würfel durchs Gesicht erkennen, die er blind befühlt hatte, heißt von ihm fodern: Er soll sie in einer ihm fremden Sprache nennen. (Vollkommen richtig! aber wie kann man über so was so lange streiten?)

Schöne Wissenschaften.

I. Hr. Merian, vom Einflusse der Wissenschaften in die Dichtkunst. Der Wissenschaften nehmlich, deren Gegenstand, Erscheinungen und ihre Ursachen, abstrakte Wahrheiten und ihre Gründe sind. Hie zwo Abhandlungen, die diesen Einfluß historisch darstellen. Die Dichtkunst der Hebräer, Celten, Nordländer, Griechen, bis zum Homer. Eigentliche Wissenschaft findet Hr. M. freylich hier nirgends.

II. Hr. Thiebault, allgemeine Bemerkungen über die Grammatik und die Sprachen: Erste Fr. Könnte man eine allgemeine Sprache erfinden, die von Nutzen wäre? Leibnitz glaubte: zu dieser Absicht müßte man alle Sprachen studiren, ausziehen was sie gemein haben, von Etymologie zu Etymologie, von Ableitung zu Ableitung auf die ersten Wurzeln hinaufsteigen, und

diese erste primitive Sprache wäre die allgemeine. So was war selbst für L. zu schwer: und doch ist die Sache bisher immer unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, und so mit Recht als unmöglich angesehen worden. (So viel der Rec. Leute kennt, die auf eine allgemeine Sprache oder Schrift gedacht haben, als: Becher, Solbrig, noch vor kurzen Hommel, Kalmar, hat keiner die Sache aus diesem Gesichtspunkte betrachtet. Am allerwenigsten Leibnitz, dessen allgemeine Sprache eine philosophische Charakteristik seyn sollte, wie die Buchstabenrechnung eine mathematische. Man sehe den letzten Aufsatz in den von Hrn. Raspen herausgegebenen Oeuvres philosophiques de Mr. de Leibnitz. Wie ist es möglich, daß Hr. Th. so zuversichtlich hinschreiben konnte, was einem kaum seltsamer träumen möchte?) Hr. Th. glaubt, nach des Hr. Präsident de Brosses Entwurfe, würde es nicht schwer seyn, eine solche allgemeine Sprache zu geben; erinnert aber dabey, als sehr wichtig für den Fortgang der Künste und Wissenschaften, wie verderblich für das menschliche Geschlecht, die falsche Zärtlichkeit derer sey, die sich dagegen setzen, daß Europa eine besondere Sprache, die überall cultivirt wird, nicht als allgemein annehmen soll. Wenn man die Ehre eines solchen allgemeinen Gebrauchs der Sprache seiner Rivalen nicht gönnen wolle, so könne man ja sie als die allgemeine Sprache Europens gelten lassen. (Sich dem allgemeinen Gebrauche der Sprache, welche Hr. Th. hier anzeigt, widersetzen wollen, nachdem er schon eingeführt ist, wäre eben so was, als aus der Etymologie und Wurzeln der jetzigen Sprachen, eine primitive allgemeine bilden wollen. Hr. Th. scheint wiederum die Leute, denen er falsche Zärtlichkeit schuld giebt, gar nicht recht zu

kennen.

kennen. Ob Minister und Kaufleute, denen zur Communication eine allgemeine Sprache nöthig ist, dazu die französische oder sonst eine brauchen wollen, dawider hat der deutsche Gelehrte, so patriotisch er seyn mag, nichts einzuwenden; wünschet nur allenfalls, daß die Großen, wenn sie ja französisch reden und schreiben müssen, es auch recht lernten. Wenn er aber bey dem allgemeinen Gebrauche des Französischen, Sprache und Witz seines Vaterlandes auch will geachtet wissen, so berechtiget ihn ja zu diesem Verlangen das Beyspiel des Franzosen. Und der Franzose könnte sich am allerwenigsten beschweren, wenn man seine Sprache nicht so allgemein bleiben ließ, als sie eine Zeitlang gewesen ist. Er selbst machte es der lateinischen so, die noch im dreyßigjährigen Kriege die allgemeine Sprache, nicht nur der Gelehrten, sondern auch der Staatsleute und Feldherren war. Selbst die spätern französischen Krieger, die in der Pfalz und am Rheine sengten und brennten, sprachen noch häufig Latein. Seitdem bemerkte der französische Gelehrte mit Zufriedenheit, daß sich die Gränzen des lateinischen Landes immer verengerten: kann es dem französischen nicht auch einmal so gehen?) Zweyte Frage: Nach welchem Plane sollte man die Geschichte lebender Sprachen schreiben? Hierüber sehr gute Vorschriften, denen zu Folge durch die Geschichte der Sprache auch Geschichte und Sitten der Nation erläutert würden. Dritte Frage: Wenn ist eine Sprache gebildet? Zuerst was Graf Algarotti hierüber sagt, der, nach Hrn. Th. Urtheil, die allerunbestimmtesten und unrichtigsten Begriffe von der französischen Sprache geäußert hat. (Eine Erinnerung, wie es gehen kann, wenn man über eine fremde Sprache urtheilt, auch Franzosen brauchbar.) Bestimmung der Re-

 geln,

geln, und Entwickelung des Charakters einer Sprache bilden sie. Hierbey kömmt es auf die Sprachen an, von denen sie abstammt, auf den Nationalcharakter; so verstattet sich ein furchtsames Volk nicht gerne die Aenderungen, welche das kühne zu sehr wagt. (Der Britte wagt in seiner Sprache viel eher eine Neuerung als der Gallier: aber wie unbillig wäre es, die kriegerische Bravoure der Nationen nach der grammatischen zu beurtheilen!) Genies machen die Sprache nicht; aber sie kennen allein ihren Charakter, und wissen ihn zu nutzen. IIII Fr. Kann man eine lebende Sprache fixiren? Wie natürlich, verneint. V. Stammen alle von einer ursprünglichen ab? Ist ungewiß, und wenn es ausgemacht wäre, der Grammatik unbrauchbar. VI. Worinn besteht die Schönheit einer Sprache? VII. Ihr Genie und Charakter? VIII. Was für Vortheile hat eine Nation von der Schönheit und Bildung ihrer Sprache? Hr. Th. sagt hierüber viel Gutes, das freylich über einen solchen Gegenstand nicht Alles neu seyn kann.

J.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Vorurtheile für und wider die christliche Religion, nebst einer Abhandlung von der Zulassung des Bösen. Frankfurt am Mayn bey Varrentrapp. 1775. 8.

Nicht in einer feindseligen Absicht wider die christliche Religion trägt der Verf. dieser kleinen Schrift die scheinbaren Zweifel, die ihm bey derselben eingefallen sind, und auch andre Freunde und Verehrer der Religion beunruhigen dürften, mit Freymüthigkeit vor; sondern er bemühet sich vielmehr dieselben, wo möglich, zu heben, und sich und andern die gewünschte Beruhigung zu verschaffen. Und diese Bemühung ist lobenswerth, wenn gleich manche hier geregte Zweifel von der Art sind, daß wir ihre völlige Auflösung vor der Hand nicht erwarten dürften. Die Ursachen hievon liegen theils in der Sache selbst, theils in einem zufällig bestimmten Gesichtspunkte, aus dem wir so schwer unser Auge wegrücken lassen, wenn wir über die Bibel philosophiren. Aus der ersten Ursache mögen uns immer in der Schrift unerklärbare Dinge und Geheimnisse bleiben, die aber auch unsern Glauben an dieselbe nie aufheben sollten. Allein die zwote Ursache unserer Verwirrungen und Zweifel kann weggeräumt werden, wenn sich in der Folge der Zeit vieles deutlicher entwickelt, und uns eine völligere und richtigere Aussicht geöffnet wird. Die Vorsehung scheint in Religionskenntnissen gleich stuffenweise uns vorwärts zu führen, als in den Kenntnissen natürlicher Dinge und Erscheinungen. Was vor einigen tausend Jahren durchaus Geheimnisse waren, sind es jetzt auch für den gemeinen Mann oft nicht mehr. Aber warum handelt Gott so? fragt der Sceptiker, zumal wenn durch den Mangel dieser Kenntnisse viele tausend Menschen, wie in den Hexensäculis, unglücklich werden? — Wer die vollständige Auflösung dieser Frage erst zu wissen begehrt, ehe er einen weisen, gütigen, untadelhaften Re-

gierer der Welt und der menschlichen Schicksale erkennen will, ist höchst unbillig, und es giebt für ihn kein anderes Beruhigungsmittel, als ihm begreiflich zu machen, daß der anscheinende Widerspruch in diesen beyden Sätzen daher komme, weil wir die Verbindung zwischen ihnen nicht einsehen, ohngeachtet eine da seyn muß, wovon wir künftig Licht zu erwarten haben. Dies ist der Weg, auf welchem der Verf. sich und andere bey unauflöslichen Schwierigkeiten zu beruhigen sucht. Er nimmt es, wie schon andre, insonderheit Buttler in seiner Analogie der natürlichen und geoffenbarten Religion gethan haben, als einen Grundsatz an: es giebt schon in der natürlichen Religion Geheimnisse, als der Ursprung des Bösen ist; warum sollte denn die geoffenbarte bey andern unleugbaren Merkmalen ihrer Göttlichkeit verwerflich seyn, wenn sie gleichfalls unerklärbare und geheimnißvolle Dinge enthält? — Dies ist in sofern völlig richtig; indessen ist doch vor allen Dingen eine genauere Untersuchung der sich aufgebenden Widersprüche oder Geheimnisse anzustellen, ob sie auch wirklich mit jenen Naturgeheimnissen, wodurch wir sie rechtfertigen wollen, von einer Art sind, und wie diese bey aller ihrer Dunkelheit doch auch eine helle Seite haben. Wie! wenn wir nun auf solche stossen, wo alles dunkel ist, und nur ein Widerspruch mit allen sonstigen Begriffen etwas helles hervorzublicken scheint? werden wir denn nicht eines von beyden wählen müssen, nämlich entweder die Offenbarung, die dergleichen Geheimnisse enthält, verwerfen, oder jenen Worten, worinn sie den widersinnigen Satz vorzutragen scheint, einen andern möglichen Sinn beylegen, der, wenn er gleich nicht von aller Dunkelheit befreyet ist, sich dennoch mit andern evidenten Begriffen unsere Seele zusammendenken läßt. Dies möchte meines Bedünkens nicht nur in einigen Fällen auf das christliche Religionssystem anzuwenden, sondern auch nothwendig seyn, um den Verstand und das an den Einwürfen desselben theilnehmende Herz zu beruhigen. —

Die Hauptschwierigkeiten, welche sich der V. und zum Theil mit vielem Schein gegen die Religion macht, bestehen in der Ungewißheit, warin sie uns in vielen wichtigen Puncten gelassen hat, deren Aufklärung so leicht für Gott, als auch nothwendig zu unsrer Beruhigung zu seyn scheint, namentlich warum er die Sünde zugelassen, warum seine Offenbarung, (wenn sie zur Seeligkeit so höchst unentbehrlich ist) nur auf so wenige Menschen eingeschränkt und nicht allen bekannt werden lassen, warum dem Teufel solche Gewalt und Wirkungen zu

unserm

unserm Schaden zugestanden worden, wie man das allgemeine Verderben des menschlichen Geschlechts, es komme, woher es wolle, begreifen, wie die Ewigkeit der Höllenstrafen mit den göttlichen Eigenschaften zu vereinigen sey u. s. w. Ohne mich hier in eine Erörterung dieser Schwierigkeiten einzulassen, wozu hier die Zeit nicht ist, bemerke ich nur, daß der gutgesinnte Verf. in manchen Stücken seine biblische und natürliche Theologie erst mehr berichtigen und aufklären müßte, bevor er, nicht eine völlige Auflösung aller seiner Zweifel, (denn diese darf er wenigstens in diesem Leben nicht erwarten) aber doch philosophische Blicke und Eröffnungen, wobey manche derselben ganz verschwinden, viele aber sehr gemäßigt werden würden, entgegen nehmen kann. Der Anhang vom Ursprunge des Bösen zeigt, daß er das sittliche Böse in der Welt noch als ein wahres, vom physischen und metaphysischen Uebel wesentlich verschiedenes und ewig dauerndes Uebel betrachtet. Bey dieser Verfassung seiner Seele kann kein beruhigendes Licht der Philosophie in dieselbe fallen, und es bleibt ihm nichts übrig, als daß er seine Zweifel und Bedenklichkeiten dem Glauben aufopfert.

Bf.

Die letzten Stunden Ihro Majestät der hochseeligen Königin von Dänemark, Caroline Mathilde, in einem Briefe an A** M**, Esqr. in London. Dritte Auflage. 1776. 8. 4 B.

Die verstorbene Königinn Caroline Mathilde besaß vorzügliche Eigenschaften des Geistes. So sehr sie selbst dachte, so konnte sie es doch wohl leiden, daß man ihr auf eine bescheidene Weise widersprach, und sobald sie Gründe hörte, machte es ihr keine Mühe, eine Meynung zu verlassen, wofür sie sich sonst erklärt hatte; höchst liebenswürdig waren die Gesinnungen ihres Herzens. Nie erlaubte sie sich auch nur eine entfernte Zweydeutigkeit. Eben so wenig konnte sie es von sich erhalten, von irgend jemanden übels zu sprechen, oder diese Neigung bey andern zu dulden. Alles, was Verstellung heißt, hassete sie schlechterdings. Sie freuete sich, so oft sie schöne Eigenschaften des Geistes, oder rühmliche Thaten des Herzens an andern entdeckte, und beehrte sie mit

einem Lobe, das ihren Werth noch mehr erhöhete. Sie hielt es für Pflicht, von verdrießlichen Vorfällen, die uns etwa zu Hause begegnen, auch nicht einmal die Miene in Gesellschaft mit zu nehmen, und Unpäßlichkeiten völlig zu verläugnen, damit man durch seine unangenehme Empfindungen andern nicht lästig werde. Sie selbst hatte es auch hierin bis zur Bewunderung weit gebracht. Ueber ihre Leiden, die sie bey ihrem so fühlbaren Herzen doppelt drückten, hörte man sie dennoch nie laut klagen. Außerordentlich war ihre menschenfreundliche Güte. Sie konnte z. E. am Abend ganz unruhig darüber, ganz unzufrieden mit sich selbst seyn, wenn sie sich etwan erinnerte, gegen irgend jemand, zufälliger Weise, den Tag über weniger freundlich, als sonst, gewesen zu seyn. Und diese Güte blieb ihr auch bis in die letzten Stunden ihres Lebens eigen. An ihrer Leutseligkeit hatte der Niedrigste im Volke, auch das Kind Theil. Sie war insbesondere eine große Wohlthäterin der Armen. Sie gab nicht nur selbst, wenn ihr Dürftige bekannt wurden, sondern sie ließ auch durch Hrn. L. zu mehrern Malen ansehnliche Summen unter Arme und Kranke vertheilen, ohne sie dabey nennen zu dürfen. Sie besuchte die Gottesdienste in Zelle fleißig, und mit einer exemplarischen, erbauenden Andacht. Sonst vermißte sie bey dem deutschen Gottesdienste die schöne, devote Handlung, die ihr unter den Englischen Kirchengebräuchen so sehr gefallen hatte, nämlich das Niederknien der ganzen Versammlung während dem Gebete. Gerne sprach sie über Wahrheiten der Religion, und was ihrem Glauben Gewißheit und Stärke geben konnte, war ihr über alles willkommen. Sie kannte die verschiedenen Meynungen unter den Christen über Erwartung, und versagte dem Guten, das sie bey fremden Religionspartheyen fand, ihren Beyfall nicht. Von Gram und Kummer verzehret, endigte diese des besten Schicksals würdige Prinzeßinn im vier und zwanzigsten Jahre ihr Leben.

Was wir hier, größtentheils in den Worten der aus einem tiefgerührten Herzen geflossenen, wohl geschriebenen und wirklich anziehenden Nachricht des Hrn. Pastor L. geschrieben, wird durch etliche Beyspiele, (davon wir das sehr rührende von der Aeußerung ihrer Zärtlichkeit gegen ihren Sohn, den Kronprinzen von Dännemark, so wie andere, zum lesen empfehlen,) erläutert, und durch die, von den Herausgebern

dern in den Anmerkungen angeführten Zeugnisse Anderer bestätigt; hat zugleich die Versicherung Mehrerer, nicht nur Engländer, (z. B. **Wraxall's** in seinen **Bemerkungen auf einer Reise durch das nördliche Europa**); sondern auch anderer, unzweifelbar glaubwürdiger Personen für sich. Auf die Nachricht von der Krankheit der Königin, begab sich Hr. L. der die besondere Werthschätzung und das vorzügliche Vertrauen derselben genoß, zu ihr, führte sie in seinem Gespräche auf die **allwaltende Vorsehung**, ermunterte sie zum **Vertrauen** auf dieselbe, leitete sie allmählig auf das Trostvolle der **Erlösung Jesu Christi**, suchte den Gedanken **Gottes**, und einer **seligen Ewigkeit** immer lebhafter bey ihr zu machen, betete unter andern mit ihr über die Materie von der **Liebe der Feinde**, las auf diese Punkte sich beziehende **Lieder** aus **Gellert**, (welchen sie unter unsern Dichtern vorzüglich liebte,) ihr vor, u. s. w. Daß Hr. L. der Königin von **Heiligung**, von möglichst sorgfältiger **Durchsicht** der verlebten Jahre, und eben solcher **Verbesserung** der dabey bemerkten **Fehler** nichts gesagt, kurz, das **Gesetz nicht gepredigt**, ist verschiedenen Lesern dieser Bogen aufgefallen. Nun ist allerdings durch den Zuspruch bey dem Kranken- und Sterbebette, wenn gleich überhaupt die Denk- und Gemüthsart des Darniederliegenden dadurch nicht umgeändert werden kann, doch oft die Aufhebung, Vergütung manches größern oder kleinern, von der oder jener Seite begangnen Unrechts, zum Besten dieses, oder eines andern, zurückbleibenden Menschen, und zu so viel größerer Beruhigung, mindestens so viel geringerer Bekümmerniß des Hinscheidenden bewirkt worden. Indessen läßt sich auf jenen Vorwurf in der vorliegenden Sache folgendes antworten: Bey der vom Anfange des Lagers bis zu Ende beynahe ununterbrochenen Heftigkeit der Krankheit war keine Anstrengung der Seelenkräfte, dergleichen jenes Durchschauen des zurückgelegten Lebens erfordert, der Königin anzumuthen. Ihr Leben war an Handlungen der Leutseligkeit, des Wohlwollens und der Barmherzigkeit u. a. m. nichts minder denn arm. Sie sorgte auf ihrem letzten Lager für ihren Hofstaat, diese aus einigen funfzig Personen bestehende Familie, die ihr wegen ihrer Herablassung, theilnehmenden Milde u. a. aufrichtigst und zärtlichst ergeben war, sehr angelegentlich. Sie zeigte keinen Haß gegen ihre Feinde, ließ sich gar öfters, auch in ihrer letzten Krankheit, Gellerts **Liebe der Feinde** überschriebenes Lied vorlesen. Dem sey

wie ihm wolle: der Verfasser hat den Inhalt seiner Unterredungen mit der Königinn nicht immer genau angegeben. Daß die Königinn auf ihrem Todbette das heilige Nachtmal nicht genossen, hat, als eine Unterlassung des feyerlichen Bekenntnisses Jesu vor andern u. dergl. m. ebenfalls etlichen misfallen. Aber auch hierüber ist nichts gewisses zu sagen. Vielleicht sollte diese Handlung vorgenommen werden: sie unterblieb aber, weil zu schnell sich die Krankheit verschlimmerte, und den Gebrauch der Geisteskräfte beschränkte. Indessen redete die Königinn ja vor den Umstehenden von Jesu, und von dem „Trost und der Hoffnung, die seine Erlösung giebt," bekannte ihn also öffentlich. Es ist auch der Genuß des heiligen Nachtmals auf dem Kranken- und Sterbelager von keiner eigentlichen Nothwendigkeit. Das neue Testament enthält nirgends eine ausdrückliche Vorschrift desfalls. Auch wußte man in der ersten Kirche von der Communion der Kranken nichts. Wenn sonst religiöse und tugendhafte Großen der Erde das heilige Nachtmal beym Annähern des Todes nicht genießen: so ist vielleicht diese Unterlassung auch aus dem Grunde gelinder zu beurtheilen, ja wohl zu billigen, als sie etwan bey dem, oder jenem, den Glauben, oder vielmehr Aberglauben an eine alle Sünden aussöhnende, und von der Verdammniß rettende Kraft dieser Handlung vermindern, oder ausrotten hilft. Ich setze hinzu, was auch gegen jene erste Anklage gilt: Hr. Pastor L. hat hier keine ausführliche Nachricht von seiner Behandlungsart gegeben. Ueberhaupt kann, ohne genaue Kenntniß aller Umstände, über die Richtigkeit, oder Verkehrtheit der Behandlung der Seele, wie des Körpers, eines Kranken und Sterbenden, nicht entscheidend geurtheilt werden. — Alle Umstände, dünkt dem Rec., erregen für des Verf. Methode ein günstiges Vorurtheil. Und wirklich wäre eine etwas weitläuftigere Beschreibung derselben zu wünschen.

Ar.

Etwas für die Freygeister, für die Patrioten, Herrn Lavater und Voltäre. Frankfurt am Mayn. Garbe. 1774. 8. 190 S.

Eine

Eine sonderbare Gruppe von Menschen. Und für sie unter jener Signatur ein allerdings redlich gemeintes, aber etwas schwaches und nicht sonderlich angenehmes, Nahrungs- und Arzneymittel. Was demselben gegen **Wolf**, namentlich dessen Lehre **von der besten Welt**, beygemischt worden, wird bey ächten Anhängern derselben schwerlich einige Wirkung hervorbringen. **Voltairens** verwöhnter Gaum insbesondere wird, besorgen wir, was hier für ihn zugerichtet worden, **unschmackhaft** finden, wenn ihm ja die Lust anwandeln sollte, es zu kosten; das möchte wohl aber in dieser Zeitlichkeit nicht geschehen. Schwerlich wird er auch nur davon hören, daß unser **Ungenannter** hier etwas für ihn zubereitet habe.

Gegnere, Beschützere, Anhängere, Zuschauere, Beherrschere, Weltbürgere, Sittenrichtere, Haushältere, statt **Gegner** rc. **ihme** statt **ihm**, **vor** anstatt **für**, **unverkenntbare**, statt **unverkennbare**, **verwesentlich** statt **verweslich**, **behindern**, statt **hindern**; u. dgl. m. sind Kleinigkeiten. **Intrique**, statt **Intrigue** wird ein Druckfehler seyn.

N.

Auserlesene Anmerkungen der besten alten und neuen Theologen zu genauer Bestimmung der Begriffe in der dogmatischen Theologie durch alle Artikel gesammlet von M. Caspar Gottlob Langen, Pfarrern in Wolkenburg. Chemnitz bey Stössel 1775. 276 S. in 8.

Wer sich unter dem ersten Worte des Titels das denkt, was gemeiniglich sonst dadurch verstanden wird, der stutzt gewiß, wenn er im Durchlesen dieses Buchs zum Theil lauter gesammlete Brocken aus Compendien und Systemen unsrer Theologen, deutsche, lateinische, griechische Terminologien mit einigen Anmerkungen und eben nicht sehr scharfsinnigen Folgerungen, nach den verschiednen Artikeln der Dogmatik neben einander in bald längern bald kürzern Paragraphen geordnet antrifft. Ein mühsames, aber doch im Grunde zur Verbesserung des christlichen Lehrgebäudes brauchbares Werk? Seine

Bestim-

Bestimmung soll eigentlich seyn: angehende Gottesgelehrte zur Genauigkeit in der Vorstellung theologischer Begriffe und Sätze zu bringen, und ihnen Präcision und die rechte ἀκρίβειαν kenntlich zu machen. Irre ich nicht, so wird es hiezu eben so wenig beytragen, als die voluminösen Bibelwerke mit allen zusammengesammleten und auf einen Haufen gedrängten Auslegungen einer Schriftstelle, das beste Mittel sind, den Verstand eines jungen Schriftforschers aufzuklären und zu schärfen. Emsigkeit und guter Wille des V. leuchtet aus dieser ganzen Arbeit hervor, und von der Seite wird er sich auch durch dieselbe dem Publicum aufs neue empfehlen; wenn gleich sein Beytrag zur Vervollkommung des ächten christlichen Lehrbegriffs demselben nicht sonderlich wichtig scheinen kann.

Viri Religiosi *Ladislai Sappelii*, Notarii Apostolici iurati, totiusque ordinis Seraphici Scriptoris generalis etc. Liber singularis de statu Ecclesiae et summi Pontificis potestate. Tomus IV. contra Tomos III. et IV. *Iustini Febronii*, quo exhibetur Decennalis belli Febroniani finis, exitus et complementum. Cum approbatione Superiorum. Augustae Vindelicorum, sumptibus Wolff. MDCCLXXV. 4. 200 Seit.

Hiemit beschließt nun dieser rüstige Gegner des berühmten Febronius, den unsre Leser aus der Anzeige der vorhergehenden Theile seines Werks im Anhange zu den letzten Bänden d. A. D. B. bereits kennen werden, seine polemischen Arbeiten, und endigt den zehnjährigen Krieg mit dem frohlockenden Ton eines Siegers, nachdem er am Ende ein Verzeichniß der misbilligenden Urtheile deutscher Bischöffe über Febrons Buch und Grundsätze vorgelegt hatte. Sonderbar genug, daß deutsche Bischöffe den männlichen Vertheidiger ihrer Rechte gegen den Pabst, und zwar hauptsächlich um dieser Vertheidigung willen, als einen Irrlehrer und geistlichen Giftmischer (denn als giftig werden in allen mitgetheilten Censuren des rechtschaffenen freyen deutschen Mannes Grundsätze durchgehends vorgestellt,) verdammen konnten. Eben so wunderbar ist es, daß in Wien, wo doch Febrons Buch, nach einer angestellten Prüfung für rechtgläubig, wenigstens für unschuldig erklärt worden, nach

dem

den Bericht des P. Sappels Theses öffentlich angeschlagen und den Candidaten der Gottesgelahrtheit zur Vertheidigung aufgegeben werden, die den Febronischen Grundsätzen in den wichtigsten Puncten gerade entgegen gesetzt sind.

Bf.

P. Rudolph Grasers, Benedictiners zu Kremsmünster in Oberösterreich, Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres. Zweyter Band. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Rieger sel. Söhnen, 1775. 602 Seiten in 4.

Ebendesselben verschiedene Predigten auf Sonn- und Festtage, nebst einem Vorschlage, das Predigtamt zu erleichtern, und einem Entwurfe einer vollständigen Christenlehre für das Landvolk. Dritter Band. Fortgesetzt und herausgegeben von A. L. Weltpriestern. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg — 1776. 498 Seiten in 4.

Der Rec. will itzt das verdiente Lob, das er den Schriften des Verf. schon anderswo gegeben hat, nicht wiederholen. Der zweyte Band seiner Predigten ist eben so beyfallswürdig, als der erste. Hr. G. sagt so viel wahre und gemeinnützliche Sachen auf der Kanzel, daß wir seinen Zuhörern Glück wünschen. So eine Moral hört unser einer freylich nicht gern, als S. 331 geprediget wird. „Wenn der Reiche den Kirchen „Gutes gethan, wenn er für seine Seele Gebeter und Messen „verordnet hätte: so würde er sich Schätze gesammelt haben, „die ihn ewig reich machten; so würde er von den Engeln in „Abrahams Schooß getragen worden seyn." Ich weiß, daß es die Moral seiner Kirche ist; ich weiß aber auch, daß es einem weisen Manne, wie Hr. G., anständig seyn würde, wenn er, wie er es, dächte ich, wohl vermeiden könnte, vermiede, eine so zweydeutige, und in dieser Zweydeutigkeit der Vernunft und dem Christenthum gleich wenig anpassende, Sittenlehre zu bestätigen, (denn wenn der Reiche mit seinem Vermögen gleich Gutes thun muß, auch Kirchen, wenn sie arm sind; wo

hat Jesus je ein Wort von Seelmessen und deren Nüzlichkeit gelehrt? oder gesagt, daß man sich mit dem dafür bezahlten Gelde an den Meßpriester, Schätze im Himmel sammeln könne?) sondern vielmehr den schädlichen Wahn, und die unvermeidlich praktischen Irrthümer, so derselbe erzeuget, den Leuten auszureden suchte. Da der V. sich auch in seinem Vortrage, dessen Popularität man rühmen muß, sonst so gut und edel ausdrückt, so wünschte ich jeden Fleck, den er durch eine platte Redensart bekömmt, wegwischen zu können. Z. B. S. 323. „Ich weis es, meine Brüder, daß nach dem bekannten Sprüchworte, niemanden, der die Hände in den Sack schiebt, die „gebratenen Vögel in das Maul fliegen." Dieß Sprüchwort hat man; aber in dieser niedrigen Volkssprache schickt sichs nicht für die Kanzel.

Der dritte Band hat nicht Hrn. Graser, sondern einen dritten zum Verfasser, der diesem seine Predigten zur Ausbesserung zusendete, und dann von ihm ermuntert wurde, sie unter angezeigtem Titel drucken zu lassen. Der Schüler ist noch nicht ganz wie sein Lehrer; aber es ist doch rühmlich, daß er in seine Fußstapfen zu treten sucht. Bey fortgesetzter Uebung wird er ihm immer ähnlicher werden. Daß Hr. L. meinen in der Vorrede sogar abgedruckten unpartheyischen Urtheilen von Hrn. Grasers Schriften Beyfall giebt, ist mir lieb. Hr. P. Merz würde es nicht gethan haben. Daß er aber allen Verfassern der Biblioth. öffentlich Dank dafür sagt, ist zu höflich. Es war nur Gerechtigkeit, die dem würdigen Mann widerfuhr. Und wie, wenn nun eine solche Gesellschaft von Berliner Gelehrten, welche die ganze A. D. Bibl. zusammen schriebe, wie Hr. L. mit vielen glaubt, gar nicht existirte? Der Rec. kann vielleicht in Berlin seyn; aber vielleicht auch, hundert Meilen davon, noch nie mit Augen es gesehen haben. Wenn jemand im Publicum glaubt, daß unter den Verf. der Bibl. eine Verbrüderung sey, nach welcher einer für des andern Urtheil steht, so irrt er. — Die Nachricht in der Vorrede zum 3ten Bande, daß Hrn. Grasers Werke viel Beyfall in dem katholischen Deutschlande gefunden haben, und zur Bildung junger Geistlichen als Lehrbücher gebraucht werden, ist uns, als Zeugniß von Ausbreitung des bessern Geschmacks unter ihnen, sehr angenehm.

Des

Des Hochwürdigen Herrn Thiebaut, Lehrers der Gottesgelehrtheit, und Vorstehers des Seminariums von St. Simon zu Metz, Christenlehrpredigten über alle Gegenstände der Glaubens- und Sittenlehren, in sechs Theilen abgefasset, zum allgemeinen Nutzen der Prediger und Seelsorger. Aus dem Franz. übersetzt. Nebst einer Anweisung, wie diese Christenlehrpredigten auf alle Sonn- und Feyertage des Jahrs nützlich zu brauchen sind. Erster Theil. Von dem Glauben, und den Geheimnissen, die darinn gelehrt werden. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Rieger u. Sohn, 1775. 8. 632 S. nebst Registern. Zweyter Theil. Von der Hoffnung. 649 S. Dritter Theil. Von der Liebe und den sechs ersten Geboten Gottes. 640 S. Vierter Theil. Von der Liebe und den übrigen Geboten Gottes. 634 S. Fünfter Theil. Von den heil. Sacramenten. 648 S. Sechster Theil. Von der Sünde, und den Leidenschaften, welche zur Sünde Anlaß geben. 617 Seiten.

Nicols moralische Versuche. Aus dem Französischen übersetzt. Erster Band, welcher moralische Betrachtungen über die Episteln und Evangelien vom ersten Sonntage des Advents bis zur Aschermittwoche in sich enthält. Mit Erlaubniß der Obern. Bamberg u. Würzburg, bey Göbhardt, 1776. 8. 534 S. Zweyter Band, von der Aschermittwoche bis zum Sonnabend der dritten Fastenwoche. 338 S. Dritter Band, von dem Sonnabend der dritten Fastenwoche bis zum ersten Sonntage nach Ostern. 346 S. Vierter Band, vom ersten Sonnt. n. Ostern bis

zum zehnten Sonnt. n. Pfingsten. 478 S. Fünfter Band, vom eilften Sonnt. n. Pfingsten bis zum ersten Sonnt. des Advents; wie auch moralische Gedanken über die Geheimnisse Jesu Christi. 486 S.

Predigten von den berühmtesten französischen Rednern. Erste Sammlung 1775. Zweyte Sammlung 1775. Dritte und letzte Sammlung 1776. Mit Erlaubniß der Obern. Bamberg — Göbhardt. 5 Alph. in gr. 8.

Sammlung geistreicher Lehrsprüche, mit Unterricht und anmüthigen Uebungen auf dem dreyfachen Wege der christlichen Vollkommenheit der Reinigung, Erleuchtung und Vereinigung, in drey Theile abgetheilet. Verfaßt von dem gottseligen Diener Gottes P. Dominico von Jesu Maria, des Baarfüßer Karmeliterordens Generalen. Aus der italienischen Sprache ins Deutsche übersetzt von einem Priester dieses Ordens österreichischer Provinz. Erster Theil, Weg der Reinigung. Mit Bewilligung der kaiserl. königl. Censur. Prag, gedruckt bey Schönfeld, 1776. 288 S. in 4. Zweyter Theil, der Weg der Erleuchtung. 172 S. Dritter Theil, der Weg der Vereinigung. 196 Seiten.

Unsere schlechtesten protestantischen Predigt- und Andachtsbücher, wovon wir auch noch einen guten Vorrath haben, und täglich neue bekommen, sind doch noch immer gülden gegen die katholischen, die man noch dazu so mühsam aus fremden Sprachen übersetzt. Einige Körner guten Weizens unter ganzen Scheffeln unnützen Spreues und Kaffs. Es glaubts kein Mensch, was für Fratzen und heilige Märchen dem abergläubigen katholischen Christenvolk mit unter zu lesen gegeben werden,

werden, wenn er es nicht selbst lieset. Mit größrer Zuverläßigkeit sagt z. B. **Thiebaut** in seiner **achtzehnten Lehre von den Reliquien der Heiligen** 2. Th. S. 428 f. „Gott giebt „uns ein Beyspiel die Heiligen zu ehren — da er sie selbst „ehrt, das ist, da er ihnen, wenigstens mehreren eine Herr„lichkeit und Ehre bewilliget, welche wir alle am Ende der „Welt hoffen, das ist, daß er sie vor dem Verwesen und Fäul„niß verwahret, das ist, daß er sie eben so öffentlich als wun„derbar frisch erhält *). Nein, meine Christen, ich verlange „von euch hier nicht jenes großmüthige Opfer des Glaubens, „dazu ihr jederzeit geneigt seyd: sondern ich verlange nur, daß „ihr von eurer **Vernunft** und euren **Augen** einen gehörigen „Gebrauch macht. Durchgehet Frankreich, Italien, Spa„nien, ja ganz Europa, ihr werdet fast aller Orten sehen, o „tröstliches Wunder für die, welche ein besseres erwarten, ihr „werdet sehen seit mehreren Jahren, ja seit mehreren Jahrhun„derten, gesunde und einen lieblichen Geruch von sich gebende „Leiber. In Frankreich werdet ihr sehen die Leiber des heili„gen **Claudius**, des heiligen **Anselmus** ꝛc. in Italien wer„det ihr sehen die Leiber der heiligen **Catharina von Bolo„gna**, der heil. **Clara de Monte Falcone** ꝛc. in Spanien „werdet ihr sehen ꝛc. und das, was merkwürdig ist, und das, „was denen den Mund schließt, welche zu widersprechen eine „Begierde hatten, und gerne diese Unverweslichkeit natürlichen „Ursachen zuschreiben mochten, das ist, daß diese Leiber sich in „eben den Orten erhalten, wo alle andere zu Staub und Aschen „werden; das ist, daß viele seit mehreren Jahrhunderten der „Luft ausgesetzte mit allem ihrem Wesen bestehen, ein solcher ist „der Leib der heiligen Maria Magdalena de **Pazzi zu Flo„renz**. In Betrachtung seiner Beschaffenheit, seiner Lebhaf„tigkeit, seiner Farbe, seiner Biegsamkeit, seines Aussehens, „seiner in Gestalt eines Bettes unter dem Altar angebrachten „Lage, würde man sagen, daß dieses eine Person, welche ru„hig schläft, und kein entseelter Körper sey. O Gott! der du „den Menschen gestaltet hast, wer anderer könnte also den „Zusammenhang der Theile ihres Leibes, ohne Beyhülfe der „Seele erhalten. Ein eben so erstaunliches Wunder als das „vorhergehende! Jedermann weiß, daß das Haupt des heil. „Janua-

*) Der Uebersetzer hat sein Handwerk nicht recht verstanden, das sieht man aus diesem einzigen Perioden.

„Januarius nebst einer gläsernen Flasche voll von seinem „Blute zu Neapel aufbehalten wird, und wenn man diese „Reliquien eines zu dem andern an dem Festtage des Märty„rers setzet, wird das Blut, welches zuvor geronnen, hart, „und von keiner durchsichtigen Farbe war, flüßig und röth„lich, sich bewegend und aufwallend, als wenn es „von einer Bewegung der Freude und Begierde mit „seinem Haupte, welches er ehemals belebet, sich zu „vereinigen gerührt wäre. Diesem Wunder, welches „bey den Reisenden ein angenehmes Erstaunen hervorbringt, „will ich ein anderes beyfügen, welches nicht weniger bekannt „ist.“ Es ist das Beyspiel des heil. Nepomuk, den der böhmische König Wenzeslaus, weil er das Beichtgeheimniß nicht verletzen wollte, in die Moldau werfen ließ. „Welche „Belohnung Gottes für seine Treue, sagt Thiebaut. In„zwischen da die übrigen Theile seines Leibes verwesen, wird „seine Zunge frisch und vollkommen erhalten, und seit mehr „dann dreyhundert Jahren erhält sie sich in diesem Stande in „der Stiftskirche zu Prag. Wer von uns wird bey Erfah„rung dieses und der andern Wunder, welche ich erzählt habe, „nicht mit dem Propheten ausrufen: Deine Freunde, o Gott, „sind sehr hoch geehrt worden. Nimis honorati sunt amici „tui, Deus!“ Nun kömmt er auf die Wunder, welche die Leiber solcher Heiligen noch dazu verrichten. — So muß das gemeine katholische Volk noch immer in der Blindheit erhalten werden, des heiligen Betruges unkundig, dem alle hundert- bis tausendjährige Reliquien ihren Ursprung zu danken haben. Das seltsamste bey der Sache ist noch die Forderung, um der Vernunft willen die ewige Wahrheit davon zu glauben, als wenn die Vernunft nicht leicht einsehen könnte, daß es Blendwerk der Sinnen, Gaukeley damit seyn müsse. Und wie jämmerlich muß es um die Religionserkenntniß der katholischen Layen aussehen, wenn ihnen der Clerus die Wahrheit, daß der Fromme von Gott geehret werde, auf keine andere Art, durch keine andere einleuchtende Gründe, als durch die abgeschmackten Wunder der Reliquien, begreiflich zu machen weiß.

Es würde die Mühe nicht belohnen, aus Nicols unerträglich weitschweifigen moralischen Versuchen, und den Predigten der berühmtesten französischen Redner ähnliche Sächelchen auszuziehen. Deklamationen sind freylich in dem Geschmack der Franzosen. Wenn sie nur nicht so oft ins Tändelhafte fielen. Z. B. S. 208: „O! gütigster Jesu,

„wer

„wer steht da unter deinem Kreuze? Ist es nicht — — Ach „Schmerz, Liebe, Mitleiden, lasset mich reden! Ist es nicht „deine liebe Mutter? deine betrübte, schmerzhafte, mitleiden„de, vor Kummer fast entseelte Mutter? ist es nicht Maria? „O Jesu! Maria stehet unter dem Kreuze. Das Schwerd „hat ihre Seele durchdrungen. Der Schmerz könnte nicht „tödtlicher seyn. Sie stirbt doch nicht, die Liebe ist in ihr „stärker als der Tod, die Liebe ist ihre Kraft, hält sie aufrecht, „sie stehet. Stabat. Sie hat sich durch die Menge des Volks „hindurchgedrängt, sie ist bis nahe an das Kreuz gekommen, „sie stehet unter deinen Augen, sie will deine letzten Worte „hören, sie will bey ihrem leidenden sterbenden Sohn seyn. „Iuxta crucem. Maria! o Schmerz! o Wehmuth! Siehe, „o Jesu! Maria, ihre Augen sind unbeweglich auf dich ge„wendet; ihre Arme, die dich getragen, die Hände, die dich „verpflegt haben, sind wehmüthig in einander geschlagen; die „Brust, die dich ernährt, erhebt sich durch die gewaltsamsten „Seufzer; das Herz, unter dem du bist Mensch worden, ist „durch den Kummer und das Mitleiden, wie durch den schärf„sten Dolch durchstochen. Siehe, siehe, o Jesu! da steht Ma„ria, deine Mutter. Maria mater eius. u. s. w."

Aus der Sammlung geistreicher Lehrsprüche müssen wir doch den Lesern ein Paar mittheilen. 3. Th. 4. Kap. 1. Absatz: **von der Verläugnung menschlicher Tröstungen.** „Wer das Himmelbrod der süßen Beschaulichkeit verko„sten will, muß sich bevor des ägyptischen Mehls berauben — „die göttlichen Tröstungen sind sehr heikel, und sie werden auf „keine Weise jenem gegeben, welcher die menschlichen zuläßt — „Alle Geschmacke und Ergötzlichkeiten, welche die wahren Die„ner des Herrn auf der Welt haben könnten, verwechseln sie „in Bitterkeiten, um nur allein Gott zu gefallen — Die Fe„dern, welche nicht mit Vogelleim bestrichen sind, noch dem „Kothe ankleben, werden von jedem kleinen Winde in die Luft „getragen: also die vollkommenen von den zeitlichen Lüsten ab„gesonderten Seelen, o wie werden sie von dem Winde des „göttlichen Geistes ganz behend zur hohen Beschauung erho„ben." — Armes Volk! das sich an solcher unverständlichen Mystik erbauen soll. O! du der menschlichen Natur so herrlich zustimmende, heitere und wohlthätige Religion des Evangeliums; in was für einen trübsinnigen Fanaticismus mußt du dich doch durch die Diener des Aberglaubens verwandeln lassen — Unsere Leser müssen nicht glauben, daß wir dergleichen

Sprüche mühsam aufsuchen. Wo das Auge zuerst hinfällt, bieten sie sich ihm auf jedem Blatte dar.

Das neue Testament unsers Herrn Jesu Christi, mit Anmerkungen. Aus dem Französischen übersetzt von Marx Anton Wittola, der h. S. Doktor — I. Band, die vier heiligen Evangelien. Wien, gedruckt bey Trattnern, 1775. gr. 8. 432 S. II. Band, die Handlungen der Apostel, die Sendschreiben des h. Paulus an die Römer, an die Korinther, an die Galater, an die Epheser, und an die Philipper. 1776. 359 S. III. Band, die Sendschreiben des h. Paulus an die Kolosser, an die Thessalonicher, an den Timotheus, an den Titus, an den Philemon und an die Hebräer. Die Sendschreiben des h. Jacobus, des h. Petrus, des h. Johannes, des h. Judas, und die Offenbarung des heil. Johannes. Samt einem Register der sonntäglichen und feyertäglichen Episteln und Evangelien. 1776. 260 Seiten.

Ziemlich gut. Da die Uebersetzung neu ist, könnte das Deutsche zum Theil besser seyn. Manche Anmerkungen bedeuten nicht gar viel. Andere dienen hauptsächlich zur Erläuterung solcher Stellen, aus denen die katholische Kirche gewisse Dogmen erweisen will. So wird, zum Beyspiel, Joh. 4, 20—24. das Anbeten vom Opfern verstanden, damit die katholischen Homileten, wie *Nicole* auch in seinen oben angezeigten *moralischen Versuchen* 2. B. 334. S. that, daraus folgern können: „Man sieht deutlich, daß dieser Unterricht, „den Jesus Christus dem samaritanischen Weibe gab, die Lehre „der Kirche von dem Opfer vollkommen ausdrückt, weil sie zu „den Zeiten des neuen Gesetzes von einem äußerlichen Opfer „redet,“ (nicht doch! vom innerlichen Anbeten Gottes im Geist und in der Wahrheit) „das an allen Orten der Welt kann „geopfert werden, und daß dieser Lehre Jesu nichts mehr zu„wider seyn kann, als die Lehre der sogenannten Reformirten.“

Welch

Welch ein trefflicher Bewegsgrund für das Meßopfer! — Zu Luc. 16, 22. **Der Arme starb und wurde von den Engeln in Abrahams Schooß getragen**, heißt es in der Anmerkung: „d. i. an den Rastort der Gerechten Seelen, wo „Abraham, dieser Vater der Gläubigen, alle die gleichsam „mit offenen Armen aufnimmt, welche die Nachahmer seines „Glaubens gewesen sind.“ Damit versteht der ungelehrte Leser die Stelle nicht um ein Haar besser. Aus der Vorstellung der Juden, die dort keine größere Glückseligkeit kannten, als um ihren Stammvater Abraham zu seyn, hätte der Uebersetzer diese bildliche Redensart besser erklären können. Die Worte Christi Matth. 16, 18. 19. sollen zweyerley Verstand haben: „1) Ist der Fels, auf den Jesus seine Kirche bauen wird, der „Glauben an seine Gottheit, welchen erst Petrus bekannt hat. „2) Ist es Petrus selbst, welchen hier Jesus Christus zum „Fürsten des apostolischen Priesterthums und gleichsam zum „sichtbaren Grundsteine leget, darauf das geistliche Gebäude „seiner Kirche aufgeführt werden wird; er selbst wird zwar „auf den unsichtbaren Haupteckstein, auf J. C. gebauet wer„den, doch wird seine sichtbare Amtswürde alle Theile des „Gebäudes stützen und an einander halten.“ So muß man erklären, wenn das herauskommen soll, was man will — Dergleichen kurze Anmerkungen, als zu Matth. 2, 1. „Weise, „lateinisch Magi, waren in den Morgenländern die Natur„kündiger, welche sich der Weltweisheit, davon die Stern„kunde einen Theil ausmacht, beflissen haben,“ billigen wir. Sie sind zweckmäßig für gemeine Leser. Daß zum bessern Verständniß einer Stelle manchmal ein Paar Worte mit schwabacher Druck eingeschaltet worden, ist auch nicht unrecht.

Begriff von der christlichen Religion. Wo im kurzem alles erklärt wird, was zur Seligkeit nothwendig ist. Aus dem Französischen übersetzt. Wien, bey Trattner. 1775. gr. 8. 206 Seiten.

Wenn ein vernünftiger Mensch, der noch nichts von der christlichen Religion wüßte, sich aus diesen Bogen einen Begriff von ihr machen sollte, so würde er freylich manches darin unglaublich und widersinnig finden. Katholischer Catechismus sollte der Titel seyn: denn katholische Kirchen-

lehre und christliche Religion ist ganz etwas unterschiedenes. Jene hat von langen Zeiten viel Sätze zur Religion gerechnet, die gar nicht zu ihr gehören, die Christus und seine ersten Schüler auch nie gelehrt haben, sondern, wie die Kirchengeschichte meldet, erst später von angesehenen Theologen aufgebracht sind.

Hrn. Abts Claudius Fleury, Priesters, Priors von Argenteuil, und Beichtvaters des Königs in Frankreich — historischer Katechismus, darinnen die biblische Geschichte und die christliche Lehre in einem kurzen Auszuge enthalten ist. Auf das neue nach der letzten Pariser Ausgabe aus dem Französischen übersetzt. Mit Kupfern. Mit Erlaubniß der Obern. Dritte und verbesserte Ausgabe. Wien, bey Krauß, 1776. 8. 466 Seiten.

Kein Unterschied zwischen dieser und der Bibl. XII. I. 209. angezeigten zwoten Ausgabe. Wenn nicht gar etwa bloß ein neuer Titelbogen um selbige geschlagen ist. Auch die Seitenzahlen harmoniren. Die Kupfer sind schlecht, und sehen wie Holzschnitte aus.

Geistliche Lieder zum Gebrauche der hohen Metropolitankirche bey St. Stephan in Wien und des ganzen Wienerischen Erzbißthums. Wien, gedruckt mit Schulzischen Schriften. 1774. 8. 48 S.

So erzkatholisch, als möglich. Das Bittlied um Regen, um ein heiteres Wetter, zur Zeit der Theurung, in Kriegsnöthen, und in andern öffentlichen Angelegenheiten ausgenommen, sind die übrigen Lieder Kirchengesänge zu den Hauptfesten in der katholischen Christenheit. Ein paar Pröbchen mögen seyn der Anfang des Bittgesanges vor dem Gnadenbilde Maria von Pötsch:

O Maria! sey gegrüßet,
Hier in deinem Gnadenbild!

Du,

Du, die ganz von Hulden fließet,
Sey uns deinen Dienern mild!
O Mutter, mild
In diesem Bild!
O sey uns Zuflucht, Schutz und Schild!

Thränen hat dies Bild vergossen,
An dem Orte Pötsch genannt,
Die aus beyden Augen flossen.
Dies hat mancher Zeug bekannt.
O Mutter mild u. s. w.

Und der Schluß des Gesanges auf den heiligen Johann von Nepomuk:

O steh auch in der Beicht uns bey,
Daß zu der Priester Füßen
Wir voll der Demuth und der Reu
Stets jede Sünde büßen:
Sodann von dir gelehrt, geschützt,
Wird unser Geist hier oben
Durch deinen Fürspruch unterstützt,
Gott einstens ewig loben.

Synodalrede Christophs von Stadion, Bischofs zu Augspurg. Gehalten im Jahr 1518. Uebersetzt von zween jungen Grafen des nämlichen Hauses. Ulm. 1776. Gedruckt bey Wagner. 4. 28 S.

Die Frau Reichsgräfin von Stadion wünschte, diese Rede selbst lesen zu können, und ihre beyden Söhne übersetzten sie ihr unter Aufsicht ihres Hofmeisters, der sie drucken ließ, und der Frau Gräfin dedicirte. Der Bischof empfahl den Geistlichen seiner Zeit die Würde der Demuth und aller christlichen Tugend. Die Moral der Rede ist gut, und die Uebersetzung ists auch.

Institutiones hermeneuticae sacrae V. T. praelectionibus academicis accommodatae. Authore *Iosepho Iuliano Monsperger*, in vniuersitate Vindobonensi S. S. theologiae Doctore. —

Pars I. interna sacrae V. T. hermeuticae subsidia complectens. Vindobonae, typis Trattner. MDCCLXXVI. gr. 8. 234 Seiten.

Die Vorerinnerungen betrachten den Begriff, die Beschaffenheit, den Nutzen, die Nothwendigkeit, den Ursprung und Fortgang der biblischen Hermeneutik. Unter den Gelehrten des 16ten Jahrhunderts, welche sich um die Auslegung der heiligen Schrift verdient gemacht haben, vermissen wir den Erasmus von Rotterdam, der wohl eine Hauptperson darunter war. Der Inhalt der Kap. ist folgender: I) De originariae V. T. linguae nomenclatione, antiquitate, indole, simplicitate, perfectione ac praestantia, defectibus hodiernis atque remediis. II) De principiis cognoscendi ac demonstrandi, sacrae V. T. hermeneuticae propriis, et quidem de *primo*, quod est *collatio Dialectorum*, hebraeae coaeuarum et cognatarum. Der V. hat, wie überall Schultens und Michaelis bey dem genutzt, was er hier vom Arabischen, Chaldäischen, Syrischen, Aethiopischen und Samaritanischen, worauf so vieles bey Auslegung der heil. Schrift A. T. ankömt, vorträgt. III) De secundo principio cognoscendi, quod exhibent *veteres versiones*. Den Nutzen der LXX Dolmetscher für den Ausleger rühmt er vor allen billigermaaßen, und sagt mit Recht: multas, quibus lexica nostra prorsus carent, quaeque nihilominus per affines et sororias Dialectos confirmantur, vocum significationes nobis pandunt, beurtheilt auch die Vulgate, die syrische Uebersetzung, die chaldäische Paraphrase des Onkelos und Jonathan, die Fragmente der griechischen Versionen des Aquila, Theodotion und Symmachus aus des Origenes Hexapla, den Ephrem Syrus, und giebt seinen Zuhörern von jedem eine kurze historische Nachricht. IV. De tertio cognoscendi et demonstrandi principio, nempe *Etymologia*, *Contextu* ac *Parallelismo* locorum Biblicorum. V) De vocum ac textuum V. T. sensu. Die Auslegungsregeln, welche der Verf. am Ende des Cap. aus den vorhergehenden Sätzen herleitet, sind ganz richtig. VI) De V. T. librorum scopo atque stylo. VII) De idiotismis ac phrasibus idiomatis hebraei. Das alphabetische Verzeichniß, welches Hr. M. von dergleichen Idiotismen hier für Anfänger einrückt, hat sehr des Rec. Beyfall. Er bricht ab, weil er kein Wörterbuch schreiben will; vermehrt

nicht aber bey den mündlichen Vorlesungen. VIII) De figuris et tropis sermonis biblici. IX) De emphasibus et affectibus idiomatis sacri. X) De sacri textus analysi grammatico critica, cum analogia fidei. Der Verf. sammlet in diesem Cap. die in den vorhergehenden zerstreueten Auslegungsregeln auf eins zusammen, und sucht sie durch Beyspiele zu erläutern. — Das ganze nützliche Lehrbuch zeuget von der Sprachgelehrsamkeit, dem guten Geschmack und gesundem freyen Urtheile des Hrn. Prof. Aber möchte der Rec. fragen, was hilft den Schülern alle vorhergehende Unterweisung des Lehrers, wenn er ihnen am Ende sagt: *Prima* interpretis biblici in rebus, ad fidei morumque doctrinam pertinentibus, *regula* esto Ecclesiae ac *Conciliorum* Oecumenicorum *autoritas*, atque vnanimis S. S. *Patrum* consensus? Diese Regel macht dann auf einmal alle Philologie des Auslegers überflüßig und zu schanden. Wenn sichs nun träfe, daß ein der biblischen Sprachen recht kundiger Gelehrter den Sinn dieser und jener Schriftsteller anders fände, als ihn die liebe Kirche, oder vielmehr die Bischöfe auf den Concilien, und die heiligen Väter, welche zum Theil schlechte Sprachgelehrte und Ausleger waren, bestimmt haben, was sollte er dann machen? Natürlicherweise seine noch so gute Einsichten dem Ansehen der Kirche, der Concilien, der Väter, und der Glaubensanalogie aufopfern. So wäre es ja besser, da das biblische Auslegungswerk einmal von den Vätern der Kirche vollendet ist, es bemühte sich keiner mehr mit dem Studium der Hermeneutik. Setzt Hr. M. aber als erwiesen voraus, Concilien und Patres haben sich in ihren Auslegungen nie geirrt, und anders als sie den Sinn der heil. Schrift trafen, wird ihn keiner je treffen, nur dann hat er Recht. Aber seinen Schülern wird' ichs verargen, wenn sie in seinen Vorlesungen den Kopf sehr anstrengten. Wozu denn? Sie sammelten sich mit Mühe Wissenschaften und Kenntnisse, welche sie doch in der Gottesgelahrheit nicht einen Fuß breit weiter führten, als man vor mehr als tausend Jahren schon darin gewesen ist.

Z.

Gesangbuch für evangelische Christen, besonders für Landleute, in welchem 689 theils alte, theils neue Lieder enthalten sind. Nebst einer Sammlung von

Gebeten. Herausgegeben von M. Johann Gottlob Heym, Prediger in Dolzig. Züllichau, bey Frommann. 1777. 8. 2 Alph.

Der Verf. zeigt in der Vorrede gute Einsichten und einen rühmlichen Eifer in seinem Amte. Er erkennet, daß die Lieder das beste Mittel zur Erbauung des Landmannes sind. Er will sie verständig und unanstößig im Ausdruck haben, er wünschet auch Feldandachten, Sommer- Winter- Herbst- und Frühlingslieder: weil die Größe Gottes im Reiche der Natur auch ein großer Bewegungsgrund zur Gottseligkeit sey. Er hat also Lieder theils geändert, theils neu verfertiget. Aber bey aller seiner guten Absicht ist seine Arbeit nicht gut gerathen. Er hat Predigten herausgegeben, und nach den Materien, die er jeden Sonntag abgehandelt hat, hat er die Lieder nach den Sonntagen eingetheilt, so daß die Lieder von einerley Inhalt durch den ganzen Jahrgang zerstreuet sind. Er hat zwar durch ein besonderes Materienregister die Ordnung wieder herstellen wollen; aber seine Eintheilung ist doch allemal unschicklich und von keinem Nutzen. Ferner sind seine Lieder schlecht gewählt und mehr als unverständlich. Wie schickt sich das Lied: Jesaia dem Propheten das geschah, beym heiligen Abendmahl? Wie unverständlich sind die Worte in dem Liede No. 613. „Mose donnere nicht zu sehr, „für mich ists Gesetz erfüllet, Jesus lebt, was zag ich mehr, „er hat Gottes Zorn gestillet, und den Streit mit Blut ge„schlicht. — Mein Gewissen stille dich, deine Handschrift ist „zerrissen.“ Aus einem andern Liede: Jesu mein Verlangen, ich habe nun empfangen dein eigen Fleisch und Blut — das Opfer unserer Sünden wird mir zur Speis und Trank — der Teufel muß sich schämen u. s. w. Der Verf. hätte mit weit wenigern, aber lauten guten Liedern seine Zuhörer beschenken sollen. Wenn die zu Berlin herausgekommenen Lieder für den öffentlichen Gottesdienst mit einigen Morgen- und Abendliedern und einigen Gesängen über die Schönheit der Natur vermehrt würden, so würden sie zum öffentlichen Gottesdienste und zur häuslichen Andacht für Stadt- und Landleute hinlänglich seyn, und noch nicht 300 Lieder ausmachen. Weit besser ist gerathen eben dieses Verfassers

Gebetbuch

Gebetbuch für evangelische Christen, in welchem Morgen- Abend- Beicht- und Kommunionandachten, wie auch Gebete in mancherley Anliegen, besonders bey Krankheiten enthalten sind. Herausgegeben von M. Joh. Gottl. Heym. — Züllichau, bey Fromman. 1777. 8. 14 Bogen.

Dieses sind die Gebete, die der Verf. auf dem Titel des Gesangbuches versprochen, aber besonders drucken lassen. In der Vorerinnerung giebt der Verf. einen Unterricht vom Gebet, in welchem viel richtiges und heilsames gesagt wird. Wir hätten gewünschet, daß er die Wirkung des Gebets auf unsere Seele noch etwas umständlicher gezeigt hätte. Unser Geist erhebt sich zu Gott, und durch lebhafte Vorstellung der Größe Gottes und seiner Gnade gegen uns veredelt sich unsere Seele, und erhöhet sich zu den reinsten Gesinnungen.

Die Gebete sind ungleich besser eingerichtet, als in vielen gewöhnlichen Gebetbüchern. Sie sind verständlich, voll richtiger Gedanken, daher unterrichtend und wirklich erbaulich. Man sehe nur die Beicht- und Communion-Gebete, und das Gebet um Erfüllung des guten Vorsatzes S. 125. Indessen hat der Verf. doch nicht allemal die genaueste Vorsichtigkeit beobachtet. Wir wollen nur ein Exempel anführen, das Gebet eines Kranken um Vergebung der Sünden. Er stellet den betenden vor als einen verirrten tiefgefallenen, aber nach Erbarmung seufzenden Sünder. Diesen läßt er also beten: „Ich müßte vor Unruhe meines Herzens vergehen, wenn „ich nicht gewiß wüßte, daß du unendlich barmherzig wärest, „und daß dein liebet Sohn Jesus Christus auch für uns gestorben sey: daß ich also auch Theil an seiner Erlösung haben „könne, insofern ich nur meine Fehler erkenne, davon ab„lasse, und mich ganz seiner freue und tröste. Dieses versi„cherst du mich in deinem Worte ganz deutlich."

Und nun werden die Stellen Jes. 55, 6. 7. 1 Joh. 1, 7. Röm. 8, 1. angeführt. Wie ist ein Kranker versichert, daß er von Sünde ablassen werde, da nichts unsicherer ist, als ein guter Vorsatz auf dem Krankenbette? Freude und Trost sind ebenfalls unsichere Zeichen, auch keine nothwendige Bedingung der göttlichen Begnadigung. Ein Sünder, der in wahrer De-

müthi-

miedrigung vor Gott, voll Reue und ängstlichen Seufzen um Gnade abscheidet, fährt sicherer als ein sich leicht tröstender Sünder. Und wie passen sich die zwote und dritte Stelle auf einen solchen Zustand? Die zwote giebt nur Versicherung der Gnade denen, die im Lichte wandeln, und die dritte denen, die nach dem Geiste leben.

D. J. Pet. Millers, O. Pr. d. Theologie zu Göttingen, Anweisung zur weisen und gewissenhaften Führung des Lehramtes. Leipzig, 1774. gr. 8. 21 B. die Vor. 5 B.

Dies ist eine gute Pastoraltheologie, von der wir hier keine Auszüge machen, sondern nur etwas weniges anmerken wollen. Der V. erkennet die Nothwendigkeit eines neuen Gesangbuches, und zwar zum kirchlichen Gebrauch von etwa 150 Liedern, und darin hat er völlig Recht. Ferner wünscht er, daß die förmliche Absolution in der Beichte abgeschaffet werde, und erkläret sich deutlich, daß die Absolution weiter nichts sey, als eine hypothetische Anwendung der göttlichen Verheissungen, die ein jeder für sich machen könne. Der Rec. wünscht deswegen insonderheit die Abschaffung der Handauflegung. Man mag die Bedingungen, unter welchen man die Gnade Gottes ankündigt, noch so deutlich ausdrücken, der gemeine Mann nimmt das Handauflegen immer als eine wirkliche Mittheilung der Vergebung der Sünden an.

Der Verf. verwirft den Exorcismus. Er rathet auch an, bey den Cäremonien zuweilen etwas zu ändern, damit der Einfältige nicht glaube, als ob etwas besonders heiliges darin stecke. So sey es gut, sagt er, bey Sprechung des Segens zuweilen das Schlagen des Kreuzes wegzulassen, welches ohnehin ganz überflüßig ist. Rec. erinnert sich hierbey folgenden Vorfalls in einer Gemeine. Es ist der Gebrauch in der lutherischen Kirche, daß der Prediger, wenn er bey dem Abendmal die Worte der Einsetzung lieset, das Gesicht gegen den Altar wendet, und das Zeichen des Kreuzes über Brod und Wein macht. Da er aber einmal mit dem Gesicht gegen die Gemeine bey der Vorlesung dieser Worte stehen blieb, bezeigte eine vornehme Frau ihre Bestürzung darüber, daß er das Brod nicht eingesegnet hätte. Weil sie aber Verstand besaß,

ließ

ließ sie sich bald belehren. Man siehet aus solchen Vorfällen, daß noch viele in der lutherischen Kirche sich eine gewisse Verwandlung des Brods und Weins unter dem Lesen der Einsetzungsworte vorstellen.

In der Vorrede ist die Fortsetzung des historischen und moralischen Vortrages aus der Apostelgeschichte, wovon das erste Stück in der Vorrede des Lehrbuchs der theologischen Moral stehet. Hinten ist angehängt: **Leitfaden seiner Vorlesungen über die Homiletik.**

Br.

Franz Gassers Briefe über die Freygeister, nebst einem kleinen poetischen Anhange zur Bildung edler Herzen. Augsburg, bey Rieger sel. Söhnen. 1775. 8.

Wir wissen nicht recht, was die Freygeister für Leute sind, mit denen Hr. G. sich zu thun macht. Nach einigen Zügen seiner Abschilderung zu urtheilen, sind es Menschen, die den heiligen Cärimonien des katholischen Gottesdienstes nicht mit der gehörigen demüthigen Bewunderung zusehen. „Die „Handlungen des Priesters auf dem Altare, heißt es S. 17, „verspotten sie, als niederträchtige Harlequinspossen, als fa„natische Erfindungen einfältiger Mönche, und sie bedauren, „recht sehr bedauren sie den verführten Pöbel, der so aufmerk„sam auf alle Wendungen des Priesters schauet, der in jeder „derselben ein besonderes Geheimniß seiner Religion andächtig „betrachtet.“ Diese Leute nennt nun der Verf. „aufgeklärte „sinnliche Menschen, Kinder der Finsterniß. Man thut ih„nen keine geringe Ehre an, wenn man sie Leute von Vergnügen „nennt, welche durch die gegenwärtigen sinnlichen Ergötzungen „viel zu sehr beschäftigt und viel zu glücklich sind, als daß „ihre Blicke die Scenen, die dunkeln Scenen des zukünftigen „durchforschen sollten. Die, an das ergötzende dieses Lebens „wie Thiere, zu stark angeheftet rc.“ — (S. 9.) Das Urtheil ist nun wohl sehr hart, wenigstens zu unbestimmt. Man kann doch wohl der ehrlichste Mann von der Welt seyn, und nicht alle Geheimnisse in jeder Wendung des Meßpriesters wissen. Wir kennen die Gegend des Verfassers nicht genug, um zu urtheilen, ob seine elenden Verse und sein Schauspiel:

Rami-

Ramirus, die Herzen seiner Mitbürger edler machen könne. Sie müssen wohl noch sehr zurück seyn.

Bl.

Beweiß, daß D. Bahrd die Sprüche des Neuen Testaments, so von der Gottheit Christi und des heil. Geistes handeln, in seiner neuen Offenbahrung falsch übersetzt. In dem Namen der sämmtlichen Epsteiner Geistlichkeit aufgesetzt von Pf. Kayser in Massenheim, Frf. und Leipz. Bayrhoffer 1775. 10 Bog. 8.

Die Uebereilungen und Fehler in des H. Bahrds Uebersetzung sind in unsrer Bibliothek nicht ungerügt gelassen worden; dabey aber ist auch das viele Gute, das sie hat, nicht vertuscht, und jene Mängel sind, wie sichs gebührt, mit sanftmüthigem, nur Wahrheit und Friede liebendem, Geist angezeigt. Aber hier treten Männer von einem ganz andern Geist und mit einer ganz andern Sprache auf. Der unverständigste lieblosefte Eifer mit aller Bitterkeit des odii theologici herrscht von Anfang bis zu Ende. Um dies unsre Leser sammt dem Abscheu, den es verdient, empfinden zu lassen, wollen wir die in der Brochüre zerstreuten Züge von H. B. einmal sammlen, und das von diesen geistlichen Herren entworfene Portrait desselben aufstellen. H. D. B. also oder lieber der Bahrd, der eitle Lehrer, welcher die Einfalt der Lehre Jesu verekelt, der Socinianer in Lebensgrösse und Naturalist mit der Bibel unter dem Arm, ist bis oben an mit bitterer Galle gegen die Wahrheit angefüllt, und hat sich einmal vorgesetzt, die Göttlichkeit der heil. Schrift zu untergraben. Zwar nennt er das N. Test. ein vortreffliches Buch; aber das ist nur Heucheley, so wie man, wenn er bey Gott den Fleiß und die redliche Wahrheitsliebe, womit er übersetzt habe, betheuert, und Gott bittet, er wolle seine Arbeit vielen nützlich werden lassen, das dem zu beurtheilen überläßt, den er zum Zeugen angerufen und der das Herz kennet, daraus das Gebeth geflossen ist. In seiner teuflischen Version, in der er übersetzt wie ein Heide, und durch die schändliche Frechheit seiner Ausdrücke Gott lästert, hat er nach alter Gewohnheit aller Irrgeister an der Uebersetzung Lutheri, dieses theuren Rüstzeugs Gottes, die ihnen und dem Teufel ein Dorn

in

in den Augen ist, zum Ritter werden wollen, aber sein boshaftes Herz blos geben und zu Schanden werden müssen. Ob er gleich nicht sieht, was einer sieht, der noch vor zwey Heller Menschenverstand hat, in Dingen irrt, die kleine Kinder wissen, wo es in seinem verdorbenen Gehirn wunderlich durcheinander läuft; so bildet er sich doch ein, es sehe in seinem Kopf besser aus, als in dem Kopf der Evangelisten und Apostel; ja er legt sich als einen Meister des h. Geistes an, und corrigirt dessen Schreibart wie ein Schulrector den Buben ihre Exercitia corrigirt. Er lästert den Heiligen in Israel und schmäht den Geist der Gnaden. Denn er schüttet Lästerungen über die Mundart des h. Geistes und dessen Sprache aus, die kauterwelsch sey, und spricht den Aposteln nicht nur die Gaben des h. Geistes, sondern gar den gesunden Menschenverstand ab, so daß einem die Haut schaudert, wenn man an die Worte Christi denkt Matth. 12, 32. **wer etwas redet wider den heiligen Geist** u. s. w. Aber sein Hochmuth erhebt ihn über alles, was Gott und Gottesdienst heißt 2 Thess. 2, 4. und der boshafte Falsarius ist frech und unverschämt genug alles zu läugnen und zu verfälschen. Seine starke Einbildung alle Menschen seyn Narren und müssen glauben was er sagt, macht ihn so verwegen alles zu sagen. Durch seine Paraphrase wird vollends allen Spöttern Thor und Thür geöffnet. Gesetzstürmerey und Naturalismus kommt daraus ohne Larve hervor, und mit Einem Auge kann man seine Schlangenkrümmen übersehen, wenn man auch schon bisweilen rathen muß, was er für einen giftigen Gedanken als eine reseruationem mentalem jesuiticam in seinem Herzen behalten habe. Zwar sagt er, aber sein gründlicher Ernst ist es wohl nicht, die reine evangelische Uebersetzung D. Luthers uns lange ungekränkt zum Gebrauch in den Händen zu lassen. (Dennoch haben wir das feste Vertrauen zu Gott, daß er uns aller Bewegungen in unsrer Kirche gegen Gottes Wort, so von **Kennicot, Michaelis, Semler** und ihm gemacht werden, ohngeachtet sein reines Evangelium lauter und unbefleckt erhalten werde, bis an das Ende der Welt.) Vielmehr H. B. und seine Mitreformatoren erwarten nun, nachdem sie mit ihrer Uebersetzung fertig sind, daß die Grossen dieser Welt ihre à la mode friesirte Religion auf den Thron setzen. Ja hinter die Großen dieser Welt wollen sie sich stecken und vielleicht ein Blutbad anrichten, wie die Arianer gegen alle Rechtgläubigen angerichtet haben. Man sieht schon wie unbarmherzig in ihren Frankfurter und Mietauer

ner Recensionen alle ehrliche Leute, die nicht blind D. Bahrds Meynung anbethen, darniedergehauen werden; auch aus ihren Dedicationen sogar an katholische Prinzen sieht man, daß der Geist des Arii in ihnen herrschet, und was sie im Sinne haben. Aber der göttliche Erlöser, dessen Gottheit er bestreitet, wird seine Ehre zu seiner Zeit retten, wenigstens haben wir zwey merkwürdige Exempel der göttlichen Rache: einmal an Ario, dem großen Verläugner der Gottheit Christi, der auf eine schröckliche Art sein Eingeweide ausschüttete wie Judas; so dann an dem ehemaligen reform. Prediger Neuser, der ein Arianer, aus einem Arianer ein beschnittener Türke, aus einem Türken ein Gottesverläugner, aus diesem ein Gotteslästerer ward, welches letztere ihm eine schreckliche stinkende Krankheit am Hals auspreßte, so daß er endlich den Türken selbst ein Abscheu wurde, daß sie ihn Satan Ogli, des Satans Sohn nannten." — Was dünkt unsre Leser zu diesem Gemälde? Das ist doch wohl hinlänglich zu zeigen, wes Geistes Kind der Eifer des Herrn Kayser und Consorten sey. Daß nun aber diese animae coelestes eben so voll Ignoranz als Zornes sind (wie immer beyde sich gar zu gerne paaren) werden wir auch leicht beweisen und zeigen können, daß sie nicht nur Sprachkunde und Exegese so viel als nichts, sondern so gar nicht einmal ihr eigenes orthodoxes System oder Compendium verstehen. Wenn Luc. 1, 47. in der neuen Uebersetzung σωτηρ nicht **Heiland**, sondern **Hülfe und Erretter** gegeben ist, so erinnert H. **Kayser**, daß man bey dem ersten Wort zu deutlich verstehen würde, daß der Heiland wahrer Gott sey; denn der Ausdruck **Heiland** gehöre der zweyten Person in der Gottheit. Vermuthlich hinderte ihn die Hitze seines Eifers sich auf solche Stellen als 1 Tim. 4, 10. 1 Tim. 2, 3. Tit. 3, 4. zu besinnen. — Bey Ap. Gesch. 20, 28. giebt er zu, daß in einigen codicibus das Wort κυριου für θεου stehe; aber, fragt er, was führt D. Bahrd für codices an? Vielleicht solche, welche gut socinianisch und arianisch lesen. Also wissen wir nun auch, wie wir mit den codicibus daran sind und sie zu unterscheiden haben. — Die Worte „**und gerecht mache den, der da ist des Glaubens an Jesum**, übersetzt H. B. **welche sich den Lehren und Vorschriften Jesu folgsam unterwerfen**, dabey wird angemerkt: „Das Wort an Jesum glauben kann D. B. gar nicht leiden; es giebt Christo göttliche Ehre. Eine Religion annehmen, macht nicht selig, aber an Jesum glauben, lebendig thätig glauben, ihn für einen gött-

lichen

lichen Erlöser, Hoherpriester, Lehrer, König erkennen, und ihm im Glauben durch heilig Leben nachfolgen, macht selig.“ Ist das denn was anders als sich seinen Lehren und Vorschriften folgsam unterwerfen? **Blos annehmen** hatte ja H. B. nicht gesagt. — H. B. drückt sich bey Eph. 4. aus: **folglich will der Dichter** (David im 68 Psalm) **sagen.** Dabey schreit die Epsteiner Geistlichkeit: „Ein Dichter redet hier, nicht ein vir θεόπνευστος? Es ist also ein Gedicht; ein vortrefflicher Einfall von einem Doctor Theologiä!“ — Phil. 2, 9. **Name** durch **Würde** zu übersetzen, erklären sie für ganz irrig und Ebr. 1, 9. muß die **Salbung** die persönliche Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur seyn und es bey dieser alten Erklärung bleiben. Auf die tollen Gedanken durch die μετόχους Christi Könige und Weltbeherrscher zu verstehen, sey außer D. B. noch niemand gekommen, und wie er darauf gerathen, das wisse Gott. — 1 Petr. 2, 6. übersetze H. B. **wer fest darauf fußen wird**, nicht: **glauben wird**, weil das ihm von Christo zu viel gesagt sey, und wir auch auf Menschen fußen können. Kann man sich den Affect so blenden lassen, daß man nicht sieht, **fußen** stehe, weil es sich zu dem Bilde dem **Eckstein** schickt? — Daß H. B. die Stelle 1 Joh. 5, 7. ausgelassen, nimmt man ihm sehr übel und sagt, wir haben noch kein Exempel von einer deutschen Uebersetzung, darinn diese Verwegenheit sich geäußert. Als wenn nicht Luther selbst diese Verwegenheit gehabt hätte. — 1 Joh. 5, 20. nennen sie den **Hauptbeweis der Gottheit Christi, die Johannes nicht deutlicher hätte können ausdrücken**, und entrüsten sich gewaltig, daß Bahrd mit seinen **Löwenklauen** auch diesen **stärksten Beweis** der Christenheit entreißt. Den stärksten Beweis? Daß gar kein Beweis darinn sey, ist so klar, daß wir ein paar orthodoxe Doctores und Professores Theologiä, davon der eine noch dazu Pastor in Hamburg ist, nennen können (**Zachariä, Moldenhauer**) die solches offenherzig gestehen. — Wo mag, fragt man, H. B. das Lexicon gefunden haben, das sagt, der **Name** Jesu heiße auch **Religion** Jesu? War den Herren das so unerhört? Sie belieben dann nur nicht etwa das **Tellerische Wörterbuch**, denn darinn kann wohl nichts Wahres und Gutes stehen, sondern ihres unverdächtigen Amtsbruders **Langens** exeget. Versuche über biblische Wörter und Redensarten Th. 6. einzusehen. — Durch die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, wird H. B. belehrt, werde die innere Beschaffenheit der Seelen verstanden, die sie in Christo durch den Glau-

den suchen. Wenn Hr. Kayser seine Dogmatik oder Polemik nachschlägt, so wird er finden, daß es ketzerisch und papistisch sey, diese Gerechtigkeit eine innere Seelenbeschaffenheit zu nennen. — Eben so ist auf der gleich folgenden Seite H. B. orthodoxer als die Epsteiner Geistlichkeit, wenn er Röm. 4, 5. durch den, der die Gottlosen gerecht macht, nicht, wie sie wollen, den Sohn, sondern den Vater versteht: videatur abermal das erste das beste alt- ächt- und rechtgläubige Kompendium. — Es sey hieran genug, so viel wir auch noch anführen könnten. Wir wollen nur noch die nächste Absicht der Zeloten bey diesem herrlichen Produkt ihres Geistes und Herzens unsern Lesern melden. Es soll zur Bestätigung der von ihnen an den Landesherrn gebrachten Klage wider den D. B. dienen und ist deswegen dem Geheimen Rathspräsidenten H. von Moser zugeschrieben, der dann auch, wie der hier so genannte große Piderit uns in seiner Zuschrift an das Corpus Evangelicum erzählt, in Zeiten dem faulen Baum die Axt an die Wurzel gelegt hat.

Cs.

D. Joh. Fr. Rehkopfs, Abts des Kl. Marienthal — Lehrbuch der christlichen Moraltheologie, zum Gebrauch akademischer Vorlesungen. Halle bey Hemmerde 1775. 8. 31 Bogen.

Ein Auszug aus seines Lehrers, des sel. Crusius, Dictaten über die theologische Moral, und dem nachwärts, 1772 und 73 nämlich, in zween Oktavbänden herausgegebnen kurzen Begriff der Moraltheologie. Denn „unter allen den größern und kleinern Systemen der theol. Moral, welche seit einiger Zeit ans Licht getreten, ist dem Verf. keins vorgekommen, in welchem er die praktischen Lehren des Christenthums mit einer solchen Scharfsinnigkeit, tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens, charakteristischen Bestimmtheit und zweckmäßigen Vollständigkeit ausgeführt gefunden, als dieses schätzbare Werk eines Crusius, der dadurch seine Verdienste um die Beförderung gründlicher Kenntnisse und rechtschaffner Gesinnungen zur Ehre der Religion Jesu auf eine ausnehmende Weise vermehrt hat.“ Doch ist er, „bey seiner Freyheit im Denken,“ hiebey hie und da seinen eignen Einsichten in Absicht

auf

auf die Anordnung einzelner Theile, den Ausdruck u. a. gefolgt, hat auch andre Moralisten zu Rathe gezogen. Wir dürfen wohl voraussetzen, daß des sel. Crusius Anweisung vernünftig zu leben, so wie dessen kurzer Begriff der Moraltheologie, wenigstens aus den Beurtheilungen derselben in dieser Bibl. (B. IX. 2. 228. XIX. 583 f. Anh. zum XIII—XXIV. B. 166 f.) unsern Lesern bekannt seyn werden. Unsre Anzeige dieses epitomirten Crusius mag also kurz seyn. Vorher ein Paar Worte über die nähere Einrichtung desselben. Sie ist diese. In den mit gröberer Schrift gedruckten Paragraphen, 274 an der Zahl, sind die Hauptsachen zusammengedrängt; und in den angehängten, hereingerückten und mit kleineren Lettern gedruckten Anmerkungen, werden sie entwickelt und bewiesen. Ein ziemlich genaues Register schließt. — Und nun noch einige Erinnerungen über verschiedene Stellen dieses Lehrbuchs, theils zum Lobe, theils zum Tadel desselben. Was wird mancher Pastor Primarius, der, zum Exempel, dem die Universität beziehenden, der Theologie gewidmeten, Jüngling das Studium der Moral obenhin nur, oder gar nicht, empfiehlt, über Alles hingegen das der Dogmatik und Polemik einschärft, — dazu sagen, wenn es S. 2 heißt: „Die Dogmatik muß zuerst getrieben, deswe-„gen aber der Moral nicht vorgezogen werden. Eher könnte „ein Prediger eine weitläuftige Wissenschaft der Dogmatik „entbehren, als eine ausgebreitete Kenntniß der Moral. Je „größer seine Stärke in dieser ist: mit desto mehrerem Nutzen „wird er sein Amt führen können. Denn bey demselben bleibt „doch das Praktische in der Religion allezeit die Hauptsa-„che.“ — S. 371 lesen wir: „unsre ordentlichen Erbau-„ungsschriften, Gebetbücher und Gesangbücher haben „freylich noch eine große Verbesserung nöthig, wenn sie „nutzbar seyn, und zur Unterhaltung eines vernünftigen Got-„tesdienstes dienen sollen, und es ist zu wünschen, daß diejenige „sich dieselbe angelegen seyn lassen, welche bey einem redlichen „Eifer für die gute Sache des Christenthums, theils die Macht, „theils die Geschicklichkeit haben, die dazu erfodert wird. In-„dessen sey man bey der Wahl derer, die man hat, vorsich-„tig, und suche sie so gut zu nutzen, als es sich thun läßt.“ An guten Erbauungsschriften, Gebet- und Gesangbüchern fehlt es in unsern Tagen doch nicht gänzlich. Wenn nur manche Prediger auf die Bekanntmachung, Anpreisung und Ausbreitung derselben, unter ihren Kirchkindern, und an-

dern Freunden, angelegentlicher denken wollten. Einige Consistoria haben auch für die Einführung gereinigter Liedersammlungen in ihren Gebieten gesorgt. Wenn werden die Uebrige nachfolgen? Und wenn werden Alle, — worunter viele Alles, was sonst aus **Crusius**, oder seiner Schüler, Munde und Federn fließt, für **reine göttliche Wahrheit** halten, — auf eine, durch die Denkart, den Geschmack, — die Bedürfnisse unsrer Zeiten so nöthig gemachte, Verbesserung der bey den **verschiednen äußerlichen Religionsverrichtungen** gangbaren **Gebets- und anderweitigen Formulare**, sinnen? — Vom **gottesdienstlichen Fasten** heißt es S. 384 unter andern: „Eine **allgemeine Vorschrift** von der Ein„richtung desselben läßt sich **nicht machen**; und **Obrigkei**„**ten** werden auch überhaupt besser thun, wenn sie **nie eine** „**allgemeine Fasten** (ein allgemeines Fasten) **anbefehlen**.“ Die Paragraphen vom **Ehestande** werden mit der Erinnerung beschlossen: „christliche Lehrer haben in Absicht auf die „**Ehen in verbotenen Graden** zwar vielmehr davon abzura„then, als sie zu befördern, doch auch die **Andersdenkenden** „**nicht zu richten, oder zu verdammen**, sondern **einen** „**jeden nach seinem Gewissen getrost handeln zu lassen**, „und ihre **eigenen Einsichten mit Bescheidenheit** zu be„haupten.“ — „Schon die **Vernunft**, heißt es §. 254, er„kennet diese Pflicht (**die Feinde zu lieben**), wenn sie nicht „von Vorurtheilen und Leidenschaften geblendet ist.“ Schwerlich wird dieses gewissen Theologen gefallen, welche den Umfang der natürlichen Offenbarung Gottes, trotz allen Dokumenten von der Weite desselben, so sehr verengern. Beyspiele von **Liebe der Feinde**, unter Völkern, die ihrer **Vernunft** einzig überlassen waren, sind wohl nicht zu läugnen. Und so erkennt selbige diese Pflicht. Aber, sagt man, nur undeutlich, nur schwach dringt sie solche an; die Proben dieser Tugend sind so selten unter jenen. Nicht alle Exempel, dürfte zu antworten seyn, von **Liebe der Feinde** unter ihnen, sind aufgezeichnet worden. Gesetzt aber, man habe sie allesammt erzählet: so kann hieraus wohl nichts zum Nachtheil der **Vernunfterkenntniß** gefolgert werden; oder man müßte auch, weil bey weitem nicht alle **Christen** ihre Feinde lieben, — schließen, daß ihre Religion diese Pflicht nicht deutlich vortrage, nicht nachdrücklich gebiete ꝛc. Nicht übertrieben ist, was §. 255 zur Erfüllung derselben gerechnet wird. Indeß wäre zuerst, und zwar schon in vorhergehenden Paragraphen, der eigentli-

den Begriff eines Feindes näher zu bestimmen gewesen. Denn mancher erweitert denselben zur Ungebühr, bringt z. E. auch diejenigen darunter, welche mit dem besten Grunde, in der reinsten, edelsten Absicht, ihm durch den Sinn fahren, und der Ausführung seiner Entwürfe sich entgegensetzen. Ueber den von der **Langmuth Gottes** hergenommenen Bewegungsgrund zur **Sanftmuth** wollen wir jetzt blos anmerken, daß er ohne die ewige Verbindung der Ursachen und Wirkungen durch **Wunder** zu trennen, das „viele und große **Unrecht, das ihm von den Menschen widerfährt,**" in gar manchen Fällen **nicht sofort strafen** könne. Die „rechten **Mittel** dieser **Tugend**" hätten vollständiger aufgezählt, **diätetische** unter andern, angegeben werden können. Vom **Zorne** an und für sich, wäre zu Anfange des 203ten Paragraphen Etwas zu erinnern, vielleicht auch §. 189 das Schändliche und Schädliche der **Trunkenheit** genauer zu detailliren gewesen, — um so mehr, da manche neuere Aerzte eine im Trinken zu Zeiten zu begehende Ausschweifung, als eine der Gesundheit nicht wenig diensame Alteration des Körpers, ziemlich laut empfehlen. Die Gründe gegen den **Ehebruch**, und gegen die **Vielweiberey**, hätten ebenfalls, der zweckmäßigen, akroamatischen Kürze unbeschadet, ausführlicher angegeben werden können und sollen; — und so gegen mehrere Sünden. Auch wären die verschiedne **Quellen** derselben, die vielfache **Arten**, eine zu begehen, an gar manchen Orten vollständiger und genauer anzuzeigen gewesen. **Zu dem Kreuze der frommen** Christen werden, und zwar „als die **gemeinste** Art, die **nachtheiligen Beurtheilungen und Schmähungen**, die sie erfahren müssen," gerechnet. Sollte aber der Gottlose von den **nachtheiligen Beurtheilungen und Schmähungen** andrer Gottlosen frey seyn? Die Erfahrung möchte das Gegentheil beweisen. Das Verbot des **Geizes** zu unterstützen, können die beyde Stellen Eph. 3, 3. 5. Kol. 3, 5. schwerlich gebraucht werden. Πλεονεξία daselbst dürfte, dem ganzen Zusammenhang nach, nichts anders, als **unersättliche Wollust** bezeichnen. Wenn es S. 159 f. heißt: „das **Christenthum** „fodert nur **Besserung**, nicht aber, daß der Sünder die „**weltliche Strafe** erleide, und **sich selbst** dazu darstelle:" so kann wenigstens die Geschichte Joh. 8, 3—11 hier nicht zur Erläuterung dienen. Durch die neuere kritische Untersuchungen, als Hrn. Prof. Griesbachs in seiner vortrefflichen Ausgabe des N. T., ist die **Unächtheit** des ganzen Stückes

von B. 1—12 auf den höchsten Grad der Gewißheit getrieben worden. Die Anführung der grösseren und kleineren guten Schriften über einzelne Materien zum weiteren Nachlesen, werden manche ungern vermissen, und das Verzeichniß der besten Sittenlehrer aus den beyden protestantischen Partheyen, und in der römischen Kirche, S. 27, besonders aber die Angabe jener bey dem mündlichen Vortrage, für keine Entschuldigung gelten lassen; obgleich z. E. auch Baumgarten, in seinem Unterricht von dem rechten Verhalten eines Christen, oder theol. Moral, nicht einmal die hauptsächlichsten Moralisten genannt hat. Daß Sterne unter den Sittenlehrern in der reformirten Kirche eine Stelle erhalten, Stapfer z. B. dagegen keine: darüber wird sich vielleicht dieser, jener wundern. — Der Verf. ist nicht ungeneigt, „zu andrer Zeit die christliche Moral nach seinen Begriffen weiter auszuarbeiten, und auf eine mehr leichte und populäre Art, zu einem gemeinnützigern Gebrauche vorzutragen." So viel wir die individuelle Gaben des V., und die bisherige Richtung und Anwendung derselben, kennen: möchten wir wünschen, daß er sich ein andres Stück in dem Felde der Theologie zur Bearbeitung wählte, und den ferneren Anbau des Moralisten, unter anderen, einem Miller und Leß, überließe. —

N.

Zwo Antrittspredigten gehalten von D. J. Z. L. Junkheim, Brandenb. Onolzb. Ober-Hof- und Stiftsprediger — Anspach, in Haueisens Hofbuchhandlung. 1776. 8. 116 Seiten.

Ueberwiegen den grossen Haufen der Antrittspredigten merklich. Freymuth und Ernst hat Hr. D. J. mit der, einen Lehrer des Christenthums so wohl kleidenden, Mäßigung und Liebe glücklich vereinigt. In der Auslegung der von ihm gewählten Texte, Röm. 1, 15. 16. und 1 Theß. 2, 13. und in der Ausführung der daraus gezognen Hauptsätze, erkennet man den Verfasser des Buchs vom Uebernatürlichen in den Gnadenwirkungen, — einer Schrift, gegen die ein weit unterrichteterer und zugleich ehrlicherer Kämpfer hätte auftreten sollen, als der Verf. des Giesser Pfingstanschlags vom J. 1776. meletema acad. veram ecclesiae nostrae de

super-

supernaturalibus gratiae auxiliis sententiam *Iuukhenia-nis* A DEPRAVATIONIBUS vindicans. Stellen aus den symbolischen Schriften der lutherischen Kirche, der Länge nach, hersetzen, statt kaltblütigen, tiefen philosophischen, und anderweitigen, Raisonnements dem Leser ein seichtes Gewäsche zeigen, allerley gehässige Künste hervorsuchen, um H. D. J. zu einem *depravatore* sententiae *Lutheranae* prägen zu können, dem einsichtvollen und moderaten Beurtheiler seines Werks in den Götting. gel. Anzeigen, der keine *depravationes* derselben angemerkt hat, sonach auch dem nachherigen Recensenten desselben, Hrn. D. Ernesti (N. theol. Bibl. B. 4. St. 2. S. 115 f.), sub *magna* ἐρθοδοξίας *specie et ostentatione magnam. et prope* PVDENDAM FVRIORIS *doctrinae* IGNORANTIAM Schuld geben, Irrgläubigkeit also eben nicht verdeckt ihnen aufasten, u. dgl. m. — dieses heißt erstens mit hölzernen Degen, und zweytens gar nicht, (wie Paulus sagt) νομίμως, zu deutsch: nach den Regeln kämpfen; ertheilet folglich auch kein Anrecht auf die Ehre, gekrönet zu werden. Fragen wollen wir nun nicht: gesetzt, H. D. J. sey von dem Lehrsystem seiner Kirche abgewichen, aus welchen Vernunftgründen es zu erweisen stehe, aus welcher Stelle der Bibel es sich (nicht erhärten, nein, nur) ableiten lasse, daß ein Lehrer einer christlichen Kirche, — ohne ein Kind des Bannes und der Verdammniß zu werden — nichts zu schreiben die Erlaubniß habe, als was mit den, ein Paar Jahrhunderte vorher, von Menschen, und dabey in weniger erleuchteten Zeiten und minder ruhigen Umständen, abgefaßten Bekenntnißbüchern derselben, Buchstab für Buchstab übereintrifft? Denn hierauf wäre nichts, als ein Anathem, oder ein Hohnlachen, oder, wenn es gut geht, ein Seufzer, statt Beweises, zur Antwort zu erhalten. — Hr. Prof. Bechtold in Gießen, (welcher, unter andern, dem Frankfurter Staats-Ristretto zufolge, der Verfasser jenes Programms ist), hat, so viel wir hier in Berlin wissen, nichts herausgegeben, als eine unerhebliche Gelegenheitsschrift von einigen Haupthindernissen der geistlichen Beredsamkeit in unsern Tagen, und etliche, eben so unbedeutende, zwar aus lateinischen Worten und Phrasen zusammengesetzte, aber nicht in lateinischem Styl geschriebene, Disputationen und Programmen, und in beyden meistens den theologischen — Zänker gemacht, entweder längst abgestorbene Streitigkeiten mit

den Reformirten wieder aus dem Grabe zu erwecken versucht, (z. B. in den fünf diss. *reformatorum deus* peccatores indurans a sana ratione abhorrens, et sacro codici ignotus, gegen **Calvin**, **Beza**, **Piscator**, **Zanchius**, u. a. gefochten,) oder gegen **neuere**, engeländische, und andere, Dissenters, (als **Taylor**) das Schwerd gezogen. Wir dächten, es gäbe in dem weiten Felde der **theologischen** Wissenschaften Materien im Ueberfluß, woraus man in **Dissertationen** und **Festprogrammen** seinem Publiko Etwas zur Nahrung bereiten könne, — ohne, daß es eben nöthig wäre, um selbigem Etwas zur Speise vorzusetzen, einen **Dritten** zu **zerhacken**.

Wer, — als ein **Lehrer** des Christenthums insbesondre, — **sich rühmen will**: **der rühme sich nicht des**, daß er, für sich, an seinem Theile, **Kephisch**, auflaure, ob es seine **Nebenchristen** ebenfalls seyen, oder ob dieser **Paulisch**, jener **Apollisch**, sey, und dann, wenn er einen solchen aufgetrieben, flugs in sein Horn stoße, und mächtiglich Lärm blase, als über einen Aufrührer, Religionsstürmer, Kind der Hölle ꝛc.; sondern **des rühme er sich**, daß er den, der gesagt: **Einer ist euer Meister**, kenne, liebe, **nachahme**; dessen, und seiner **Apostel**, **Unterricht** über Alles schätze, vor Anderem studire, auf jede Art, ἐυκαίρως, ἀκαίρως empfehle und ausbreite, voll **Christus Sinn** den Fehlenden trage, dem Verirrten mit sanftmüthigem Geist zurechthelfe u. s. f.

***

---

2. Rechtsgelahrheit.

Carl Friedrich Walchs Näherrecht, systematisch entworfen. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. Jena bey Cröckers Wittwe 1775. 458 S. in 8. ohne Titul, Vorrede und Register.

In Vergleichung mit andern über das Näherrecht herausgekommenen Schriften ist diese Arbeit die vollständigste. Der Hauptplan des Buchs bleibt bey dieser neuen Ausgabe. Hingegen sind in der Ausführung beträchtliche Verbesserungen und Erwei-

Erweiterungen hinzugekommen, wie der Verfasser selbst in der Vorrede anmerkt. Außer dem, daß jedem Hauptstück ein summarischer Inhalt vorgesetzt ist: so hat der Verf. sonderlich die ihm seit dem mehr bekannt gewordene Landrechte und Statuten fleißig angeführt, und ihre Abweichungen bemerkt. Nächstdem ist im ersten Buche die Lehre von den Gegenständen und der Form des Näherrechts, desgleichen von den Arten dasselbe zu verlieren, sehr erweitert. Bey den besonderen Arten des Näherrechts ist S. 384 eine ganz neue Abhandlung vom Näherrecht, in so fern solches adelichen Landsassen in Ansehung der im Lande liegenden Rittergüter zukommt, eingerückt. Auch die Lehre vom Näherrecht der unmittelbaren Reichsritterschaft, ist fast ganz umgearbeitet, und ungleich vollständiger vorgetragen, als vorhin. Endlich sind auch die Rechte, welche sich die Gutsherren in Ansehung des Retracts bey den Bauergütern anmaßen, nach den verschiedenen Arten der letzteren mehr aus einander gesetzt.

Noch einige Anmerkungen über das Buch müssen wir machen. So einen reichen Schatz von deutschen Statuten Hr. W. auch darinn eröffnet hat: so ist doch noch immer eine ansehnliche Nachlese übrig. Denn eine Materie aus den deutschen Statuten abzuhandeln, so daß man sie erschöpft, wird niemand für möglich halten, der die ungezählte Menge von deutschen Gesetzen und ihre Verschiedenheit kennet.

Zwo Losungsarten hat Hr. W. aus seinem Plane verdrungen, die wir ungern vermissen. Auch hat er sich bey strittigen Meynungen der Rechtsgelehrten nicht immer auf die beste Seite begeben. Wir wollen hierüber etwas ins Detail gehen.

S. 81 scheint Hr. W. mit **Bergern** die Ausübung des Vorkaufs auch gegen einen dritten, wenn er denselben gewußt hat, einzuräumen; nach S. 256 scheint er aber über diesen Fall noch ungewiß zu seyn. Wir halten durchaus nicht davor, daß ein dritter aus dem Vorkaufsrechte belangt werden könne, wenn er gleich, da er den Kauf eingieng, wußte, daß ein anderer zu der erkauften Sache dieses Recht habe. Nur in dem nicht zu vermuthenden Falle, wenn er den Vorkauf auch für seine Person anerkannt hat, ist er gehalten. Es schadet ja auch dem Käufer eines liegenden Guts nichts, wenn er gleich gewußt hat, daß dasselbe einem andern verpachtet ist.

S. 55 unterscheidet Hr. W. das Wiedereinlösungsrecht eines Schuldners, von dem Näherrechte überhaupt, und sondert jenes von den Arten des Näherrechts ab. Wir können

uns nicht von der Richtigkeit dieses Unterschieds überzeugen. Der V. erfordert zum Wesen des Näherrechts, daß die Sache, welche der Retrahent in Anspruch nimmt, schlechterdings eine Sache seyn mußte, die zur Zeit des Retracts noch nicht in des Retrahenten Eigenthum sich befinde, sondern erst hineinkommen solle. Dieß ist ganz richtig. Aber geht denn, wenn einem Schuldner seine Güter verkauft werden, das Eigenthum auf den Käufer nicht über? Hr. W. stellt dieß selbst nicht in Abrede. Nun ist aber auf solche Weise zur Zeit des Retracts die Sache nicht mehr in des Schuldners Eigenthum, also muß auch die Wiedereinlösung des Schuldners eine Art eines Retracts seyn. Es sey auch das Eigenthum des Käufers in diesem Falle nur ein widerrufliches Eigenthum. In allen Fällen, wo ein Retract anschlägt, kann man sagen, der Käufer habe nur ein widerrufliches Eigenthum. Freylich kann man nur bey der Schuldenlosung sagen, daß der Löser seine verkaufte Sachen wieder an sich ziehe. Allein darum weil diese Losungsart eine besondere Eigenschaft hat, hört sie nicht auf eine Art des Retracts zu seyn. Die Erklärung, die Hr. W. von dem Näherrecht überhaupt gab, wird er uns wohl nicht entgegen halten, denn mit ihr könnten wir auch einige Losungsarten wegstreiten, die er doch selbst als solche erkannt hat. Uebrigens nehmen wir selbst, die in einigen deutschen Landrechten auch angenommene Einsatzungen aus dem ersten und zweyten Decret, und dann auch diejenige Schuldenlosungen, die, ehe der Güterkäufer zum Besitz kommt, ausgeübt werden müssen, von den Losungsarten aus, z. E. in der Ulmer Ordnung 5 Th. 1 Tit. S. 111 ist verordnet, daß der Schuldner ordentlicher Weise in 3 Monaten das Schulden halber erkaufte Gut einlösen könne, und sodann erst dem Käufer dasselbige obrigkeitlich zugeschlagen werden solle. Hingegen in ganz andern Ausdrücken spricht die Tyroler Landsordnung 2 B. 71 T. Und dieß ist die eine Losungsart, die wir bey dem Verf. vermissen.

Richtig ist, wann Hr. W. sowohl vorläufig in der Geschichte vom Näherrecht, als auch in einem eigenen Abschnitte von S. 89 bis 98 das Gesamteigenthum als den Grund desselben angiebt. Nur hätte er bey diesem einigen Grunde nicht sollen stehen bleiben. Das Gesamteigenthum unserer Vorfahren ist zwar die erste Quelle des Näherreches gewesen. Aber seit neueren Zeiten, besonders seit Verfassung der deutschen Statuten, können und müssen wir wohl auch andere Gründe, die uns auf die Absichten der Gesetzgeber bey einzelnen Arten

näher

näher führen, um so mehr annehmen, als sich wirklich nicht alle Arten des Näherrechts, die wir heut zu Tage haben, aus einem Gesammteigenthum schicklich erklären lassen. Des testamentlichen Retracts hierbey nicht zu gedenken, so fließet z. E. die Mark- und Territoriallosung aus der erst in spätern Zeiten entstandenen jetzigen Verfassung der deutschen Länder viel näher, als aus einem Gesammteigenthum, ob wir wohl dieses als die erste Quelle nicht verkennen. S. 154 äußert Hr. W., daß bey einem unter einer conditione suspensiua geschlossenen Kaufe das Näherrecht gänzlich aufhöre. Dieß rühret von seinem Grundsatze her, daß die Losung nicht eher statt fände, bis der Kauf durch die Uebergabe vollzogen worden sey. Aus eben diesem Grundsatze giebt er auch S. 236 dem Käufer und Verkäufer das Recht, ohne Unterschied, den Kauf vor der Vollziehung mit einander aufzuheben, und dadurch den Löser auszuschließen. Wir würden alles dieses zugeben, wenn wir einen hinlänglichen Beweis des schon berührten Grundsatzes finden könnten. Das Argument, das Hr. W. von den Lehngütern hernimmt, daß nämlich hier vor der Vollziehung eines Kaufs auch keine Lehnwaare bezahlt werde, und diese, wenn beyden Theilen vor der Uebergabe die Reue ankomme, gar unterbleibe, paßt nicht. Der Lehnsherr erhält die Lehnwaare von dem Käufer zur Recognition und für den Schutz; und Recognition und Schutz schlagen bey demselben so lange nicht an, so lange er noch nicht im Besitz ist. Bey Losung aber findet sich diese Ursache nicht. Auch scheint Hr. W. darinn noch einen Grund für sich zu haben, daß die Retractsklage eine Vindicationsklage seye. Allein im römischen Sinne wird er dieß wohl nicht verstehen, und in Rücksicht auf das deutsche Gesammteigenthum hat die Vindicationsklage einen außerordentlichen weiten Umfang. Ueberhaupt aber sehen wir nicht ein, warum die Retractsklage Vindicationsklage heißen müsse. Geschiehet es um Folgen daraus zu ziehen, und etwa Eigenschaften der römischen Vindicationsklage auf dieselbe anzuwenden: so verfähret man sehr unlogicalisch. Wir halten also auch mit Pufendorf davor, daß Käufer und Verkäufer von einem schon geschlossenen Kaufe nicht abgehen können, in der Absicht, dem Löser, der den schon zu seinem Vortheil geschlossenen Kauf ergriffen hat, damit auszuschließen. So lange sich noch kein Löser gezeigt hat, so lange, dünkt uns, können Käufer und Verkäufer abgehen, weil man sie keiner Vervortheilung beschuldigen kann, und das Recht des Lösers kein absolutes,

sondern

sondern ein hypothetisches oder solches Recht ist, dessen Ausübung von gewissen Umständen, und zugleich von der Willkühr des Lösers abhängt. Die Sache muß verkauft seyn, und der Löser muß, so lange sie verkauft ist, lösen wollen. Will er lösen, so bald die Sache verkauft ist: so können beyde Theile ihn nicht mehr ausschließen; will er lösen, nachdem sie den Kauf wieder aufgehoben haben: so kommt er zu spät, zu einer Zeit, da die Sache nicht mehr verkauft ist. Wen dieß noch nicht überzeugt, der gehe mit uns die Landrechte, die Hr. W. S. 241 u. f. f. anführt, durch. Alle setzen zu dem Anfang der Losung, ausdrücklich oder stillschweigend, den geschlossenen Kauf selbst, und ist es ein andrer Umstand, so ist es etwa die Bekanntmachung des Kaufs, oder die erlangte Wissenschaft davon. Nur das bayerische Landrecht spricht von der Uebergabe, aber auch nur in einem einigen Falle, und so, daß man deutlich sieht, daß auch dieses Landrecht nicht unsers Verfassers Grundsatz habe. Die Zeit der Uebergabe hat es nämlich nur alsdann zum Anfang der Losung gemacht, wenn der Verkäufer ein Churbayrischer Rath, Geschlechter, oder Doctor sey, und dem Löser den Verkauf nicht bekannt gemacht habe. Denn wenn dieß ist, so läuft die Verjährung der Losung gleich von dieser Bekanntmachung an, ohne daß das Gesetz weiter unterscheidet, ob die Uebergabe schon geschehen sey oder nicht. In jenem Falle hat also das Gesetz die Uebergabe nicht zur Einschränkung oder Ausschließung des Näherrechts vor derselben, sondern dem Löser zum Besten aufgestellt. Eben dasselbe Landrecht, Art. 3, giebt sogar bey Käufen, die mit dem Geding der Wiederlosung oder einer andern den Kauf aufhebenden Bedingung geschlossen worden sind, dem Losungsrecht Platz, entweder von der Zeit der Uebergabe, oder, wenn die Uebergabe nicht eher als nach Erfüllung der Bedingung geschehen darf, so bald sie erfüllt ist, oder wenn die Bedingung also beschaffen ist, daß der Kauf nach deren Erfüllung aufgehoben werden soll, gleich anfangs.

S. 196 u. f. müssen wir zwo unrichtige Anmerkungen aus dem Würtenbergischen Rechte anzeigen. Die eine: daß, wenn der Löser gleich das erste Jahr das Gut benutzen will, er in vierzehen Tagen lösen müsse, wird wohl ein Uebereilungsfehler seyn. Denn Hr. W. führet in der Note selbst die Monatlosung an. Unrichtig ist es aber, daß der Kaufschilling schlechterdings gerichtlich hinterlegt werden müßte, wenn ein Proceß über die Losung entstehet. Auch vor

zween

zwen ehrbaren Männern, wie das Landrecht deutlich sagt, geschiehet die Hinterlegung eben so gültig. Uebrigens ist uns kein Landrecht bekannt, das so viele Formalitäten bey Losungen vorschreibt, als das Würtenbergische.

Was Hr. W. S. 209. u. f. von der stillschweigenden Entsagung anmerkt, die auch, wenn einer auf geschehene Anzeige des Kaufs wegen Ausübung seines Losungsrechts sich nur nicht deutlich erklärt, vorhanden seyn soll, dünket uns zu hart. Diejenigen Statuten, welche dem Löser wirklich auferlegen, sich auf die Ankündigung des Kaufs sogleich, oder in einer gewissen Frist zu erklären, ausgenommen, so können wir nicht begreifen, warum Hr. W. jenes als einen allgemeinen Satz angiebt. Daß in alten sächsischen Gesetzen Spuren; (auf Spuren gründet man Muthmaßungen, keinen Rechtssatz) daß in Lübeckischen, Stadischen, Hamburgischen Gesetzen die deutlichsten Merkmale (drey Statuten beweisen noch kein allgemeines deutsches Recht) davon vorkommen; daß ferner in vielen Gesetzen statt des Näherrechts blos der Nothwendigkeit dem Retrahenten die Sache anzubieten, gedacht werde, ist alles, was Hr. W. zum Beweise anführen kann. Aber wie wenig reicht das hin? Gewiß, es gehört ein deutliches Gesetz dazu, wenn man behaupten will, wir seyen schuldig einem andern, der uns über die Ausübung unsers Rechts fragt, deutlich zu antworten, oder müßten unser Recht verlieren. Aus der Natur des Näherrechts fließt dieser Satz gewiß nicht. Gleich anfangs S. 78, und denn S. 256 und S. 423. steht die zwote Retractsart, welche Hr. W. nicht gelten lassen will, der **bedungene Retract**, oder die **anbedingte Losung**. Er kann es nicht begreifen, wie man durch ein bloßes pactum eine dingliche Klage, oder das Recht von einem Dritten etwas auszulösen erwerben könne. Indessen giebt es doch einen solchen Retract: Man sehe das Würtenbergische Landrecht, wo S. 286. der anbedingten Losung als einer besondern Art, mit ausdrücklichen Worten gedacht wird. Gleichwohl scheint dem Hrn. W. die Existenz eines bedungenen Retracts auch nicht einmal wahrscheinlich. Beynahe glauben wir, er hat diesen Retract aus allzu großer Liebe gegen seinen Retractsgrund, das Gesammteigenthum in seinem System nicht leiden wollen, weil er nicht daraus fließt. Hat er aber doch den testamentirlichen Retract, der sich eben so wenig auf ein Gesammteigenthum gründet, anerkannt. Oben schon haben wir beyläufig etwas an dem Verf. gerügt, das hier noch auffallender vorkommt.

kommt. Zuweilen denkt er über Rechte deutscher Herkunft allzu römisch. Gewiß nach römischen Rechten ist nichts ungereimters, als ein bedungener Retract in der Ausübung gegen einen dritten. Aber ist der Retract nicht ein deutsches Institut, das mehr nach der gesunden Vernunft als nach römischen Gesetzen beurtheilt werden muß? Wo stößt aber die bedungene Losung gegen den schlichten Menschenverstand an? Man verkauft seine Sachen, und bedingt sich dabey aus, daß wenn sie wieder verkauft werden, man das Recht haben solle, sie dem neuen Käufer auszulosen; oder man bedingt sich dieses Recht auf einer fremden Sache, von ihrem gegenwärtigen rechtmäßigen Besitzer aus. Ist, dies der einige Fall, wo man ein Recht auf eine Sache durch einen Vertrag erwirbt, das man darnach auch gegen einen dritten ausüben kann? Freylich gieng nach römischen Rechten durch einen bloßen Vertrag kein Eigenthum über. Aber gestatteten nicht eben dieselben Rechte schon in den mittlern Zeiten die Unterpfandsklage gegen einen Dritten, wenn gleich der Kläger niemalen in dem Besitze des Unterpfands gewesen, als das Unterpfandsrecht blos durch einen Vertrag festgesetzt worden war? Und ist das Unterpfandsrecht nicht auch ein dingliches?

Die Lehre vom materiellen Concurs der Gläubiger in ihrem Zusammenhange, aus den ächten Grundsätzen vorgetragen von Chr. Gmelin. — Erlangen bey Walter. 1775. 128 S. in 8.

Ein und das andere Gute und Brauchbare enthält diese Abhandlung. Aber dem Titel entspricht der Inhalt nicht völlig. Beynahe die Hälfte davon ist unzweckmäßig, und unterbricht den Zusammenhang. Und gründlich durchgedacht ist die Arbeit auch nicht. Wir geben hievon eine oder zwo Proben. S. 8. „Der Concurs ist also gleich vorhanden, sobald „mehrere Gläubiger wider einen Schuldner, dessen Vermögen „zu ihrer Befriedigung nicht mehr zureicht, auftreten, ihn gerichtlich belangen, und einer vor dem andern bezahlt „seyn will.“ Das letzte ist nicht richtig, und ist selten vorhanden, wenn der Concurs erst seinen Anfang nimmt. Es können mehrere Gläubiger zugleich klagen, und keiner weiß von dem andern etwas, keiner will also vor dem andern bezahlt

zahlt seyn, und doch ist der materielle Concurs schon da. Gegen das mehrere Gläubiger haben wir auch etwas einzuwenden. Wahr ist es nach der gemeinen Meynung, der förmliche Concurs erfordert wenigstens zween Gläubiger. Aber oft klagt auch nur ein Gläubiger; der Richter sieht, daß des Schuldners Vermögen nicht mehr zureicht, dieser einige Gläubiger macht also, unserm Erachten nach, einen materiellen Concurs, und veranlaßt einen förmlichen. Außerdem aber halten wir es auch nicht für so ganz richtig, daß der förmliche Concurs nicht auch vorhanden seyn könne, wo nur ein einiger Gläubiger ist. Es kommt darauf an, ob das wesentliche eines Ganths in der Unzulänglichkeit des Vermögens, oder in dem Zusammenlauf mehrerer Gläubiger besteht. In dem letzten Punkte kann es nicht liegen, weil oft ein Mensch mehrere Gläubiger hat, ohne daß er ganthmäßig ist. Hingegen so oft das Vermögen nicht mehr zu Bezahlung der Schulden hinreicht, und die Gläubiger nichts nachlassen wollen, so hat der Concurs Platz, daß man nun dabey distinguiren müste, ob ein solches Vermögen durch unterschiedliche oder nur durch eine einige Schuld überstiegen werde. Daran zweifeln wir, bis wir eines andern aus der Natur der Sache belehrt sind. Es kann ja auch z. B. ein Gläubiger alle Summen über sich genommen haben, die der Schuldner vorher mehrern Personen schuldig war 2c. Man wird uns nicht einwenden, daß bey einem einigen Gläubiger kein Streit über das Vorrecht entstehen könne, oder daß concursus creditorum schon dem Worte nach mehrere Gläubiger anzeige. Jenes nicht, weil der Rangstreit der Gläubiger zwar gewöhnlich bey den Verganthungen vorkommt, aber kein wesentliches Stück davon ist. Denn wie viele Ganthungen gehen aus, ohne daß von den Gläubigern nur ein Wort über das Vorzugsrecht gestritten wird? Der Name Concurs stehet uns eben so wenig entgegen. Der Jurist nennt eine Sache oft nach dem, was sie meistens enthält. Die deutschen Wörter Ganth, Verganthung, Umschlag, stehen uns doch nicht entgegen. Was kümmert uns also der ohnehin römische Name? Alle bedeuten aber eben diejenige richterliche Handlung, mittelst welcher ein Vermögen, das zu Bezahlung der Schulden (nicht eben gerade der Gläubiger) nicht mehr hinreicht, unter diese nach der Ordnung Rechtens verwiesen wird.

Aber wenn nur ein Gläubiger da ist, wie kann, wird man vielleicht noch einwenden, ein Concurs entstehen?

was kann der Richter dabey zu schaffen haben? Antwort: zwar nicht so viel, als gemeiniglich bey vielen Gläubigern, aber doch noch immer genug. Er kann auf Veranlassung dieses einigen Gläubigers den Vermögenszustand des Schuldners untersuchen lassen, ihn außer Besitz, ihm einen Güterpfleger setzen, eine Edictalcitation erlassen, die Forderung dieses Gläubigers nach der Ordnung Rechtens untersuchen, sprechen, wie groß sie sey, und sie nach vorgängiger Verrufung und Verkaufung auf den Ertrag und den Naturalüberrest verweisen. Was thut aber der Richter mit allem dem anders, als daß er verganthet?

S. 33. „Alle Gläubiger zwar haben, so lange der Con„curs fortdauert, ein gemeinschaftliches Interesse, und ver„möge desselben können sie sich vereinigt entgegensetzen, wenn „für sie entweder von dem Richter oder dem Schuldner etwas „nachtheiliges vollzogen werden sollte; (also in dieser Rücksicht sind sie wahre Streitgenossen, was einer handelt, handelt er zum Besten aller,) ein jeder von ihnen hingegen hat für sich „eine besondere Klage, welcher Grund von der übrigen mei„stentheils ganz verschieden ist. (und in dieser Rücksicht sind „die Gläubiger keine Streitgenossen.) Zudem aber wäre es „noch sehr widersinnisch, wenn man diejenigen Genossen nen„nen wollte, die unter sich selbst, sowohl über die Richtigkeit, „als die Vorzüge ihrer Forderungen streiten,“ gewiß widersinnisch in dieser Rücksicht. Aber ist dies der einige Fall, wo man eben dieselben Personen in einem Verhältnisse einander entgegen, und in einem andern mit einander vereinigt sieht?

S. 40. u. f. will der Verf. **Böhmern** widerlegen, die Widerlegung aber ist nicht glücklich gerathen. **Böhmer** sagt in dem Tract. de act. von der Paulianischen Klage, sie werde den „Creditoribus, in quorum fraudem *ante motum con„cursum* a creditore quaedam alienata sunt etc. und in dem „folgenden §. äußert er: quum autem vtrumque requira„tur, et fraus et laesio, *de hac vero ante motum concur„sum constare nequeat*, *huic actioni demum locus est*, *si „motus concursus* curatorque bonorum datus sit, a quo potissimum institui solet.“ Dagegen sagt unser Verf. v. „Die „Paulianische Klage setzt nicht nothwendig einen Concurs vor„aus rc. Indessen bringt es doch die Natur der Sache mit „sich, daß ehe der Schuldner von seinem Gläubiger ausge„klagt worden, und sich also noch nicht veroffenbart hat, ob „die Güter zur Tilgung der Schulden unzureichend sind, mit ihr

„unter-

unterdessen zurückgehalten werden müsse.“ Was sagt Böhmer anders? Huic actioni demum locus est, si motus concursus, oder, mit dieser Klage muß so lange, bis die Schuld angeklagt und die Unzulänglichkeit des Vermögens am Tage ist, gewartet werden, ist doch wohl einerley.

Jacob Friedrich Döhlers kurzgefaßte Abhandlung von denen Regalien, oder Rechten der obersten Gewalt. Nürnberg, bey Schwarzkopf. 1775. 334 S. in 4. ohne Titelblatt, Vorrede und Register.

Kurzgefaßt? Schwerlich könnte die Abhandlung umständlicher seyn. Den Plan des Verf. haben wir nicht errathen können. Nicht das Vernunftrecht, mit deutschen Staatsrecht begleitet, noch deutsches Staatsrecht mit den natürlichen Rechtssätzen ins Licht gesetzt und verglichen, sondern beydes unter einander gemischt, — bald dieses, bald jenes, und dabey alltägliche Dinge, die man in allen Compendien des römischen oder deutschen Staatsrechtes findet, aber in einer Abhandlung von Regalien gar nicht sucht, z. B. S. 64, S. 117, S. 129. ꝛc.

Mit deutlichen und bestimmten Erklärungen ist der V. nicht glücklich, z. B. ein Privilegium beschreibt er „es sey ein „besonders gegen den Inhalt des allgemeinen Gesetzes, eines „privat- oder besondern Nutzens halber eingeführtes Recht.“ Wie unbestimmt! S. 138. „Ein Gesetz, welches der Gesetz„geber mit einer Strafe im Uebertretungsfalle bestärket, wird „ein Strafgesetz genannt.“ Ist das etwas mehr, als Umschreibung? Auch viel eigenes können wir überhaupt in dem ganzen Werke nicht antreffen, und Zusammenhang, System, Richtigkeit im Anordnen, und in dem Ausdrucke vermissen wir nicht selten. Das Recht, Aemter und Würden zu ertheilen, ist unstreitig ein besonderes Regal, das eine eigene Abhandlung verdient hätte. Unser Verf. rechnet es unter das Begnadigungsrecht, und spricht sehr kurz und höhnisch davon. Eben dahin zählt er auch das Recht der ersten Bitte und Pacis-Briefe. Mehr dergleichen könnten wir anführen, wenn es nöthig wäre. Im übrigen raisonnirt der Verf. hier und da gut, und giebt Winke zum Nachdenken.

Hk.

Ernesti Christiani Westphal, ICti et Antecessoris Halensis, Institutiones Iuris naturalis, artis ordine digesti et ab arbitrariis fori sententiis purgati. Lipsiae in bibliopolio Weygandiano. 1776. 272 Seiten, in gr. 8.

Nach der Art, wie dieses Buch in der Aufschrift angekündiget wird; könnte man in demselben eine reine Entwickelung der natürlichen Gesetze aus ihren ächten Gründen in einer strengen Ordnung vermuthen; allein die wirkliche Beschaffenheit desselben widerspricht dieser Erwartung beynahe gänzlich. Dieses Urtheil zu rechtfertigen, wollen wir daher zuerst von der Art, wie der Verf. seine Materie behandelt, und dann von der Ordnung reden, die er dabey gewählt hat.

Die erstere wird sich am besten nach der Absicht beurtheilen lassen, nach welcher der Verf. gearbeitet hat, und diese besteht darin, daß er die natürlichen Zwangsrechte aus solchen allgemeinen Begriffen entwickeln will, die nach dem rechtlichen Redegebrauche genau bestimmt sind, damit das Naturrecht den Rechtsgelehrten, für die es eigentlich doch nur gehöre, weil die übrigen den Unterschied der Zwangs- und unvollkommenen Pflichten nicht so rein zu wissen brauchen, recht nützlich werden möge, — wie solches in der Vorrede mit mehrerem zu lesen ist.

Der Verf. setzt also den Unterschied des natürlichen Rechts vom positiven und bürgerlichen Rechte darin, daß sich jenes in allgemeinen Begriffen, dieses aber in willkürlichen Verordnungen gründet, und meynet daher, daß die natürliche Rechtsgelehrtheit von der positiven nur in Ansehung des Erkenntnißgrundes, nicht aber in Absicht der Materie unterschieden sey; und folglich eben die Theile, wie solche habe, deren vollständige Abhandlung er deswegen §. 6. verlanget; wie er denn auch selbst vom Lehnrechte, und sogar de tractandis negotiis forensibus in republica; de arte referendi, decernendi, et acta atque archiua tractandi, Cap. 128 — 130. gehandelt hat.

Da sich aber von dem, was durch vernünftige willkürliche Anordnung festgesetzet, eben so gut, als von dem, was durch die Natur bestimmt ist, allgemeine Begriffe bilden lassen: so können solche den Unterschied des natürlichen und bürgerlichen Rechtes nicht ausmachen, welcher vielmehr in der Verschiedenheit des Bestimmungsgrundes dieser allgemeinen

Begriffe

Begriffe liegt, der bey dem positiven Rechte in der willkürlichen Verordnung des Gesetzgebers, bey dem natürlichen Rechte aber in der Natur selbst zu suchen ist. Nur muß man darunter nicht die isolirte, sondern die durch ihre wesentliche Verbindung mit der übrigen Natur, das ist, der Einrichtung der Erde und der darauf gegründeten Verfassung der menschlichen Gesellschaft, bestimmte Natur des Menschen verstehen, die sich freylich nicht auf einen allgemeinen, in einer der bekannten Erklärungen vom Menschen ausgedrückten Begriff einschränken läßt. Daraus lassen sich die wesentlichen Verhältnisse der Menschen sowohl mit, als ohne Beziehung auf die äußern Dinge entwickeln; und eben in diesen Verhältnissen sind die wahren Bestimmungsgründe der Zwangsrechte zu finden. Jene unrichtige Vorstellung vom Naturrechte hingegen ist offenbar aus der Verwechselung der Philosophie des Rechtes, welche eigentlich die natürliche Rechtsgelahrheit ausmacht, mit der philosophischen Erkenntniß des Rechtes, wozu allerdings allgemeine Begriffe gehören, entstanden; und in diesen Irrthum ist denn auch der Verf. gefallen.

Was ferner den Grundsatz betrifft, daß die Begriffe des Naturrechtes nach dem rechtlichen Redegebrauche zu bestimmen sind: so ist dieser in verschiedener Bedeutung wahr und falsch, und kann daher sehr übel angewendet werden, wenn er nicht auf die rechte Art verstanden wird. Er ist falsch, unanwendlich, und mißlich, wenn die Rede vom Naturrechte selbst, und den wesentlichen, eigenthümlichen Begriffen und Grundsätzen desselben ist. Denn einmal, nach was für einem rechtlichen Redegebrauche soll die Bestimmung geschehen, da es eben so verschiedene Arten des bürgerl. Rechtes, als verschiedene Nationen giebt? Nach dem Römischen z. B.? aber macht denn dieser den allgemeinen Redegebrauch aus? Und dann, wenn die Begriffe des Naturrechtes nach dem positiven rechtlichen Redegebrauch, folglich nach den durch solchen bezeichneten Ideen abgemessen werden sollen, müssen sie nothwendig ihre Eigenthümlichkeit, und wesentliche Allgemeinheit verlieren, immer zu enge und unanwendlich werden. Auf diese Art würde das Naturrecht, das doch für alle Völker und Menschen gehört, nur für diejenigen verständlich seyn, die mit der besondern Gesetzgebung bekannt sind, deren Redegebrauch man dabey beobachtet hat.

Doch dies würde nur der geringste Nachtheil seyn, der daraus entstehen würde. Das würde vielmehr der größte Scha-

de seyn, daß bey einem solchen Verfahren das Verhältniß der natürlichen und bürgerlichen Gesetzgebung umgekehrt; das, was die Regel seyn soll, dem darnach einzurichtenden unterworfen, und kurz, das natürliche Recht ins bürgerliche verwandelt werden würde, so, daß man nun nicht mehr nach dem Naturrechte die Rechtmäßigkeit und Schranken der bürgerlichen Gesetzgebung beurtheilen, und sich noch weniger darauf sicher gründen und berufen könnte. Man stoße nur diese Unterlage der bürgerlichen Verpflichtung weg; so wird das bürgerliche Recht bald nachstürzen, und nichts als willkürliche Gewalt übrig bleiben, so lange das Glück will.

Eine ganz andere Bewandniß hat es mit dem obigen Grundsatze, wenn von der Anwendung des Naturrechtes auf menschliche, rechtliche Angelegenheiten, und von der Vergleichung bürgerlicher Verordnungen mit den natürlichen Gesetzen insonderheit die Rede ist.

Was zuerst die Anwendung anlangt, so kann solche sehr weit gehen, wie sie denn auch von einigen nicht ohne Nachtheil der Entwickelung der wesentlichen Grundsätze des Naturrechtes weit genug getrieben worden. Wir können uns nun zwar hier nicht eigentlich auf die Maaße, die hierin zu halten seyn dürfte, einlassen; allein so viel deucht uns dennoch richtig zu seyn, daß diese Anwendung, wenn sie noch einen Theil des Naturrechts, als einer allgemeinen Wissenschaft, ausmachen soll, auch nur bey den hauptsächlichen, allgemeinen Handlungen und Verhältnissen der Menschen stehen bleiben müsse. Dies vorausgesetzt, haben freylich diese Handlungen, Angelegenheiten und Verhältnisse ihre eignen, durch den Redegebrauch bestimmten Namen, aus deren unregelmäßigem Gebrauche wohl einige Verwirrung entstehen könnte. Da aber diese Benennungen theils gesetzlich; mehrentheils aber gesellschaftlich sind: so würde in Ansehung der erstern, wenn die Anwendung des Naturrechtes nicht übers Allgemeine hinausgeht, eben keine sonderlich tiefe Kenntniß des positiven Rechts erfordert werden; in Absicht der letztern aber der Rechtsgelehrte, dem gesellschaftlichen, bey den besondern Angelegenheiten und Geschäften eingeführten Redegebrauche unterworfen seyn, der, da er nicht in dem positiven Rechte seinen Sitz hat, von jedem andern eben so gut aus seiner eigenen Quelle geschöpft werden kann.

Den wahren, von dem Verf. übersehenen Vorzug des Rechtsgelehrten bey einer etwas weitern Anwendung des Naturrech-

(unr)echtes, würden wir darin setzen, daß dieser, da er mehr, als ein anderer Kenntniß des Details und besonderer wirklicher Fälle hat, auch eben daher die Abstraction des Allgemeinen genauer und anwendlicher zu liefern im Stande ist.

Was endlich die Vergleichung der Lehren des bürgerlichen Rechtes mit den Grundsätzen des Naturrechtes anlangt: so versteht es sich wohl von selbst, daß man allemal bey der Frage, ob dieses oder jenes so wie es bürgerlichen Rechtens ist, auch natürlichen Rechtens sey? die rechtliche Bedeutung genau beybehalten müsse, weil man sonst, wie z. B. bey der Verjährung geschehen ist, die Frage in einem ganz andern Sinne, und also vergeblich beantworten würde.

Von der Behandlung nun zur Ordnung, in welcher der Verf. seine Materie vorgetragen hat. Davon wäre nun freylich vieles zu sagen, wenn wir alles durchgehen könnten. Wir wollen daher nur so viel bemerken, daß sie so sehr willkürlich ist, daß die mehresten Sachen dadurch aus ihrer natürlichen Verbindung gerissen sind. Zwar ist es einem jeden Schriftsteller erlaubt, sich seinen Standpunkt zu wählen; allein seine Behandlung bleibt doch der Natur der Sachen unterworfen, der sie, wie hier wirklich geschehen ist, keine Gewalt thun muß.

Nur einige Proben, die von selbst reden werden. So wird z. B. c. 9. erst de lege et L. L. naturalibus gehandelt, nachdem vorher de actione recta, imputatione, rebus, fructibus, vsuris, mercede, honorario etc. die Rede gewesen; und c. 23. wird endlich de iuris et obligationis notione ac diuisione gesprochen, wenn bereits die Abhandlung von rechtlichen Geschäfften, Verträgen, ihren Arten und Verbindlichkeiten; von letzten Willen, und deren Rechten; und dergleichen Dingen voraus geschickt worden ist.

Bey so bewandten Umständen, da die Gründe und ihre Folgen so sehr von einander getrennt sind, kann man sich leicht vorstellen, daß auch in dem Einzelnen nicht viel Licht und Bestimmung herrschen könne. Und so ist es auch in der That. Um nur einiges anzuführen; so sind c. 24. die vornehmsten natürlichen Gesetze ohne Verbindung, Beweis, gehörige Absonderung und Bestimmung zusammengestellt. Und wie unbehutsam ist nicht unter andern der Satz (§. 304) abgefaßt: Omne officium, quod homo Deo, sibi ipsi, et aliis perfecte, *imperfecteue* debet, dat ius perfectum ad ea, sine quibus huic officio satisfieri nequit? da doch aus unvollkommenen Pflichten niemals vollkommene Rechte möglich sind.

Mehrere ähnliche Fälle übergehn wir; können aber doch die §. 79. in Ansehung der Unveränderlichkeit der natürlichen Gesetze vorkommende Aeußerung des Verf. nicht ungerüget lassen. „Eo sensu, heißt es daselbst, necessariae sunt (leges naturales), quod per plene probantia ratiocinia ex notionibus rerum deducuntur. Mutari autem possunt, ab earumque obseruantia homines liberari in republica, quando id reipublicae salus permittit et exigit, *quia aliae rerum rationes aliam philosophiam postulant*. Nec vtilitatem habet, aut clare intelligi potest regula, quod addi ac detrahi iuri naturali possit, non autem illud tolli per leges in republica."

Wahre Naturgesetze haben in der Natur selbst ihren Grund; und können so wenig, als solche geändert werden. Eben dieses ist einer ihrer schätzbarsten Vorzüge, in der Rücksicht, daß sie die Grundbedingungen aller gemeinsamen und besonderen Wohlfahrt, der Grund aller menschlichen Rechte, und die Unterlage der bürgerlichen Gesetzgebung sind. Allein wenn man freylich das Naturrecht aus allgemeinen Begriffen herleitet, ohne deren Beschaffenheit und Gründe zu bestimmen; so kann man wohl sagen, „aliae rerum rationes aliam philosophiam postulant," kann dann aber auch nicht für die mißlichen Folgen einer solchen veränderlichen Philosophie gut seyn.

Die Regel, daß dem Naturgesetze etwas entzogen und zugesetzt werden könne, ist in dem Verstande sehr richtig, da der Gesetzgeber nach Erforderung des gemeinen Besten mit der Ausübung der natürlichen Befugnisse gewisse Bestimmungen und Bedingungen verbindet, unter deren Beobachtung beydes nur verstattet seyn soll; indem alsdann diese Bedingungen die Zusätze des natürlichen Rechtes sind, so wie der Verlust des Genusses der natürlichen Befugnisse, der auf die Vernachlässigung solcher gesetzlichen Bestimmungen folgt, dasjenige ausmacht, was dem Naturrechte entzogen wird.

Uebrigens ist es neben der guten Schreibart ein Vorzug dieses Lehrbuches, daß sich der Verf., wie billig, genau in den Schranken des Zwangsrechtes gehalten hat, dessen Verdiensten dadurch kein Abbruch geschehen kann, daß er in einem andern Fache weniger glücklich gewesen, als in demjenigen, worinn er bereits so rühmlich bekannt ist.

Nz.

Sammlung juristischer, philosophischer und kritischer Aufsätze. Fünftes Stück. Bützow und Wismar, bey Berger und Bödner. 1776. 4 Bogen in 8.

1. **Von den Wirkungen der stillschweigenden Einwilligung zwischen freyen Völkern.** Höchst bekannte Dinge! 2. **Versuch eines neuen Grundsatzes in der Philosophie.** Er lautet also: Was absolut nothwendig mit einander verknüpft ist, das kann auch nicht wirklich in der Sache selbst von einander unterschieden seyn, sondern wir unterscheiden es nur durch unsere Vorstellungsart. — Folgendes Gutachten über diesen Grundsatz haben wir von einem Metaphysiker eingeholt, das wir dem Verf. zu weiterer Beherzigung hier mittheilen. „Der Satz ist dunkel und vieldeutig ausgedrückt," sagt er. „Es kann heißen: 1) alle „nothwendig mit einander verknüpften Dinge sind vollkommen „idealisch; 2) alle nothwendige Eigenschaften eines Subjects „sind unter einander idealisch; 3) alle nothwendige Eigenschaften eines Dinges sind mit ihrem Subject idealisch. In allen „diesen Bedeutungen ist der neue Grundsatz falsch. In der „ersten: denn im Dreyeck sind drey Seiten und drey Winkel „nothwendig verknüpft, und Winkel und Seiten sind nicht „einerley. In dem anderen: denn die Runde und Größe eines Zirkels sind nothwendige Eigenschaften eines Zirkels, und „doch ist die Runde nicht die Größe des Zirkels. In der dritten: denn die Runde ist nicht der Zirkel selbst. Allein, sagt „der Verf., die Runde ist in der Sache selbst von dem runden „Zirkel nicht verschieden. Aber sie ist auch nicht einerley mit „ihm, sonst müßte man sagen können, die Runde sey der Zirkel, und der Zirkel die Runde. Der Verf. kann ferner einwenden: ich rede hier nur von der Verschiedenheit der Sache. „Aber auch von dieser gilt der Grundsatz nicht allgemein. Denn „gehört der Mittelpunkt nicht nothwendig zum Zirkel, und „kann man deswegen sagen, der Mittelpunkt sey der Zirkel „oder die Peripherie? Gehört ein Blatt nicht nothwendig zum „Buch, und kann man darum sagen, das Blatt sey das Buch, „und nicht realiter vom Buche verschieden?" So weit der Metaphysiker. 3. **Von dem *Contractu Mandati*, oder dem Vollmachtscontracte, nach heutigen Rechten.** Zwey Punkte untersucht der V. 1) **In wie fern der *Contractus Mandati* nach römischen und heutigen Rechten**

ein *Contractus gratuitus* sey? Er glaubt, daß nach römischen Recht kein Honorarium, in so fern solches aus einem vorgängigen Versprechen ausgeklagt werden kann, dabey statt gefunden habe; sondern daß durch dergleichen das Mandatum in eine Locationem operarum oder Contractum innominatum ausgeartet sey. Nach dem heutigen Gerichtsgebrauche aber, könne ein Honorarium, auch in der angezeigten Bedeutung des Worts, beym Mandato gefordert werden. Die Sache scheint uns, wenn sie genau untersucht wird, auf einen Wortstreit hinauszulaufen, indem nichts weiter dabey herauskommt, als daß man nun unter dem Wort Mandatum Geschäffte begreift, die der Römer darunter nicht begriffen haben will. 2) **Den Grad der Schuld, welchen ein Mandatarius zu prästiren schuldig ist.** Der V. findet es an sich ungereimt und der übrigen Analogie des römischen Rechts ganz zuwider, daß nach demselben der Mandatarius Culpam levissimam prästiren muß. Wenn man aber bedenkt, welche Sorgfalt das in einen Freund gesetzte Vertrauen fordert, und daß dieser Contract unter die contractus amicorum gehöre, weshalb auch im Fall des Betrugs die Rechte von der gewöhnlichen Analogie bey diesem Contract abgehen; so wird man dieses so widersinnig nicht finden. Daß der Gerichtsgebrauch hiervon abgewichen, und den Mandatarium nur zum mittlern Grade des Fleißes verpflichtet hält, scheint ein gegen wahre Freundschaftspflichten stumpfgewordenes Gefühl der Rechtsgelehrten, durch welche dieser Gerichtsgebrauch begünstigt ist, zum Grunde zu haben. 4. **Zusatz zu der Erklärung des *Dominii quiritarii et bonitarii*.** 5. **Von den Träumen.** Ist erst der Anfang einer zu erwartenden Auflösung der Materie von Träumen. Ziemlich seicht.

Compendium Praelectionum canonicarum iuxta Libros quinque Decretalium solidae eruditionis studio vberiore argumento, ad feliciorem profectum in iurisprudentia canonica editum. Francofurti ad Moenum apud Varrentrapp. MDCCLXXIV. *Tomus I.* 19 Bog. *Tomus II.* 1 Alph. 9 B. in 8.

Auch dieses Buchs Verfasser, er sey wer er wolle, gehört unter die ehrlichen Canonisten der katholischen Kirche, die ohne

ohne abergläubige Ehrfurcht für die principia vltramontana erkannte und bewiesene Wahrheit annehmen und lehren; jedoch nur so weit, als er schon Vorgänger genug unter seinen Glaubensgenossen hat. Neues und Eigenes findet sich bey ihm nicht. Daß er den Ordinem decretalium noch beybehalten hat, verdient aber keinen Beyfall. Denn daraus sind Unvollständigkeit und Unordnung entstanden, die das Buch, da es ohnehin kein Register hat, fast unbrauchbar machen. Am wenigsten schickt sich diese Ordnung für das heutige Kirchenstaatsrecht, worauf doch der Verf. ein vorzügliches Augenmerk scheint gerichtet zu haben. Wer sucht wohl die Lehre de aduocatia ecclesiastica unter dem Titel de postulando? oder unter dem Titel de sacra vnctione, die Untersuchung der Frage: ob der Pabst den fränkischen Königen die Kaiserwürde habe rechtmäßig übertragen können. Da der V. meistens nur anderer Meynungen nachspricht, so schreibt er auch oft falsche Dinge nach. Dahin gehört S. 57 f. die Grille des P. Maimbourg, daß der Streit über das Investiturrecht der Bischöffe nichts mehr, als eine eigensinnige Behauptung willkührlicher symbolischer Zeichen zum Grunde gehabt habe. Am Ende eines jeden Titels ist eine Streitfrage angehängt, in deren Beantwortung der V. auch zuweilen Witz zeigt. Z. B. Lib. I. Tit. 14. de aetate et qual. et ord. praef. steht die Frage: An vtilis sit copiosus clerus? Der V. antwortet: Ex mente euangelii clerus est sal terrae: modicum sal condimento; sed nimium horrori est. In Controversen mit Protestanten läßt sich der V. nicht ein, und nur selten führt er ihre Schriftsteller an.

Ueber die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit landesherrlicher Bedienten bey landständischen Versammlungen, ein Versuch. — Schwerin, bey Bärensprung, 1774. 13½ Bogen in 4.

Man kann auch nach diesem etwas unbestimmten Titel leicht vermuthen, daß hier von solchen landesherrlichen Bedienten die Rede sey, die wegen ihres Standes, ihrer Besitzthümer u. s. w. schon an und vor sich ein Recht haben, in landschaftlichen Versammlungen zu erscheinen und zu stimmen. Deutlicher wäre also die Frage so zu stellen: Ob die An-

nahme landesherrlicher Dienste, Pensionen oder Titel den Gebrauch der landständischen Gerechtsame hemme? Zu Beantwortung dieser Frage zeigt der V. zuerst durch allgemeine, aus der Natur der Sache hergeleitete Gründe, daß beydes wohl in einer Person zusammen bestehen könne, und erläutert solches mit dem Beyspiel aller eingeschränkten Monarchien in Europa. Das Exempel, was hier von England angeführt wird, ist jedoch, wenn man die Sache genau betrachtet, mehr wider, als für die vom V. ausgeführte Meynung. Denn ob es gleich an sich richtig ist, daß im Unterhause des englischen Parlements, eine große Anzahl Glieder sitzen, die in Pensionen und Diensten des Königs stehen; so ist doch eben so wahr, daß ein Parlementsglied seine Stelle im Unterhause durch öffentliche Annahme solcher Dienste oder Pensionen sogleich verliert, und nicht eher wieder zugelassen wird, als bis er wieder gewählt worden, da es denn freylich bey den Wählenden steht, ob sie einen besoldeten Diener des Königs zu ihrem Repräsentanten haben wollen, oder nicht? Weil dieses aber doch meistens zu erfolgen pflegt, so entsteht daraus die große Anzahl solcher Parlementsglieder, die in Diensten und Pensionen des Königs stehen.

In der zweyten Abtheilung wird insonderheit aus der Mecklenburgischen Landesverfassung und Geschichte dargethan; daß weder ein Gesetz noch Herkommen vorhanden sey, nach welchem ein Landstand durch Annahme landesherrlicher Dienste und Titel vom Gebrauch seines Stimmrechts ausgeschlossen werde; wie denn auch die Versuche, eine solche Regel zu gründen, jedesmal fruchtlos abgelaufen sind. So treffend übrigens die gebrauchten Gründe des V. sind, so ist denn doch der Ton an vielen Stellen nicht der Ton des ganz unpartheyischen Untersuchers, wofür der Herausgeber den Verfasser erklärt. Das Compliment, was S. 23. dem heilsamen Einflusse eines preiswürdigen Lords North in alle Staatsgeschäffte der Nation, gemacht wird, steht hier wohl an keiner Stelle, wo der Leser dergleichen erwartet; und was der V. mit dem autokratischen Pohlen, auf eben dieser Seite, will, ist gar nicht zu verstehen. Dennoch ist diese Arbeit, als das erste Probstück eines jüngen Mannes betrachtet, allerdings lobenswürdig.

Josephi

Iosephi Valentini Eybel, Iur. eccl. P. P. Extr. Caes. Reg. Collectio selectarum lucubrationum iurisprudentiam ecclesiasticam illustrantium, publicis in publicam vtilitatem occasione academicorum exercitiorum futuris subinde distributionibus destinata. Viennae apud Kurzboeck. 1774—1776. Distributio I—XI. Zusammen 77 Bogen, in 8.

Gute und seltene Abhandlungen aus dem Kirchenrechte bekannter und gemeinnütziger zu machen, hat der Sammler den Weg eingeschlagen, bey Gelegenheit über Theses gehaltenen Disputationsübungen jedesmal eine solche Abhandlung (vermuthlich auf Kosten des Respondenten) neu abdrücken, derselben die Theses, worüber disputirt wird, anhängen, und so austheilen zu lassen. Hieraus ist nun schon eine kleine Sammlung von eilf Stück entstanden. Ein in der That leichter Weg gute Abhandlungen auszubreiten, der den Wunsch erregt, daß an mehrern Orten die Kosten, welche an den Druck so vieler elenden Inaugural-Dissertationen verschwendet werden, auf diese dem Publiko nützliche Art möchten verwandt werden. Sollte es nicht ein guter Vorschlag zu einem Statuto jeder Facultät seyn, wenn zu diesem Ende jeder Doctorandus, der ein unnützes Specimen inaugurale zur Welt bringt, angehalten würde, statt dessen eine seltene, aber gute alte Abhandlung auf seine Kosten wieder drucken und austheilen zu lassen? Die beyden ersten Stücke dieser Sammlung sind von van Espen, ein Nahme, der für die Güte derselben Bürge ist. Die erste handelt de Asylo Templorum, die zwote de collectione Isidori vulgo mercatoris. Hierauf folgen acht Dissertationen des Abt Fleuri über die Kirchengeschichte, welche ehedem zu Bamberg schon lateinisch herausgekommen waren. Sie sind gleichsam ein kurzer Abriß der großen Kirchenhistorie dieses Verfassers. Hierauf folgt des P. Oberhausers apologia diuisarum potestatum in legibus matrimonialibus impedimentorum dirimentium. Ferner eine lateinische Uebersetzung von einer Abhandlung des Portugisischen Canonisten Anton Pereira; sie enthält doctrinam antiquae ecclesiae de suprema imperantium ciuilium etiam in personas ecclesiasticas potestate. Sie ist aus lau-

ten Zeugnissen der Kirchenväter und alter Kirchengesetze zusammengewebt, und vermuthlich durch die neueren Vorfälle in Portugal veranlaßt, auch deshalb dem König dedicirt. Den Beschluß macht vorjetzt die Abhandlung eines protestantischen Rechtsgelehrten: Chr. Godfr. Hofmanni com. de coemeteriis ex vrbibus tollendis. Dieses wird genug seyn, sich von der Beschaffenheit dieser Sammlung einen Begriff zu machen. Auf den Inhalt und Beurtheilung der einzelnen Stücke uns einzulassen, erlaubt die Absicht dieser Bibliothek nicht.

Mr*.

Io. Vlrich Roeder, ad trigam §§. Comment. Ludolf de iure Camerali. 4. 1775.

Der Hr. Verf. war anfangs Willens, über Ludolf einen ganzen Kommentar zu schreiben. Daß er daran verhindert worden, ist desto besser, da es uns über den gegenwärtigen Reichsproceß an kleinen und großen Werken nicht fehlt, dieser Probe nach es dahin steht, ob er uns etwas bessers geliefert haben würde, und überhaupt zu erwarten ist, ob das bereits zu Stande gebrachte und schon gedruckte Projekt einer verbesserten K. G. O. nicht noch die förmliche Genehmigung vom Kayser und Reich erhalten werde, worauf sodenn es erst wieder die Mühe lohnen wird, einen neuen Kommentar über den Reichsproceß zu schreiben. In dieser Röderischen Schrift findet man übrigens die eben nicht so häufig abgehandelte Materie von den Austrägen gut entwickelt.

Ob.

D. Ludouici Gottfr. Madihn, I. P. P. extraord. acad. Viadr. Opusculum I. Vicissitudines substitutionis exemplaris eiusque veram indolem continens. Halae 1775. 134 pag. in 4.

Der Bruder des Verf. Hr. Georg Samuel Madihn, hat schon im Jahr 1759. eine Streitschrift de vera indole substitutionis pupillaris, tam iure veteri, quam recentiori, und eben dieselbe im J. 1769. verbessert, unter dem Titel: Diatribe Iuris ciuilis, vicissitudines substitutionis impuberum complexa herausgegeben, und hier erscheint eine Abhandlung

handlung von der substitutione *exemplari*, welche schön und gründlich geschrieben ist, und jedem patriotischen Rechtsgelehrten um um desto angenehmer seyn muß, als dergleichen Schriften in der Rechtsgelahrheit von Tage zu Tage seltener werden. Wir stimmen gänzlich mit dem Verf. überein, wenn er in der Vorrede über das große Verderben unserer Rechtsgelehrsamkeit klagt, da man nicht mehr die Römischen Gesetze aus der Rechtsgelehrsamkeit älterer Zeiten, und den Ueberbleibseln älterer Gesetze, sondern aus den von Rechtsgelehrten oft ohne Ueberlegung aufgestellten Grundsätzen erklärt, und für Kleinigkeit hält, was aus der Geschichte, Sprachkunde, Regierungsform und den Alterthümern hergeleitet wird. Allein das können wir an dem Verf. nicht billigen, daß er gegen andere Rechtsgelehrten so unhöflich ist, z. B. den guten Carpzov *gregatim* mit seinen Anhängern weiden läßt, p. 66, und einen noch lebenden Rechtslehrer als ein Exempel eines monstri horrendi, ingentis, cui lumen ademtum, aufführt, und unter das pessimum hominum genus zählt. Ueberhaupt finden wir an dem Hrn. Verf. einen Stolz, der auf den Leser einen widrigen Eindruck macht. Oft will er andere verbessern, die dessen nicht bedürfen, z. B. wenn er §. 2. aus dem Lipen die Schriftsteller von der substitutione exemplari, Riminaldi, Bardili, Spiz und Kowalewski aufführt, und als von Lipenius nicht angeführt Willenbergs und Seips Streitschriften und Papillonius Traktat beyfügt, so ist es unrecht: denn diese stehen schon in der Ausgabe des Lipen von 1757, und können ihnen nunmehr einige andere, die in den Schottischen Supplementen stehen, und Kopfs Streitschrift: de coniuge per exemplarem substitutionem a legitima non excluso ad §. doch ist bey etc. Iur. prou. Wurt. part. III. Tit. XII. Tub. 1775. beygefügt werden. Der Verf. versichert von den angeführten Schriftstellern, keinen außer Papillon und Seip bey der Hand gehabt zu haben, und glaubt auch bey Entbehrung der andern nichts verloren zu haben. Das heißt wirklich groß gesprochen, und ist noch dazu ohne Grund. Rec. versichert dem Verf. daß er bey Bardillo wenigstens eben so viel, vielleicht noch mehr gutes als bey Papillon und Seip angetroffen hätte.

Nach dem §. 1. ist die Hauptabsicht des Verf. zu zeigen, 1) daß Justinian bey Bestimmung der in dieser Nacherbseinsetzung zu beobachtenden Ordnung weder auf die querelam inofficiosi noch auf die Ordnung der Erbfolge ohne Testament

gesehen,

gesehen, und daher der Testirer, wenn er eines von den Kindern des eingesetzten Rasenden nachgesetzt habe, den übrigen zu Hinterlassung eines Pflichttheils nicht verbunden sey; daß weder die Mutter den Vater, noch der Vater die Mutter den Geschwistern des Rasenden in Ermangelung der Kinder vorziehen könne, daß unter Brüdern von beyden Banden, von väterlicher oder mütterlicher Seite kein Unterschied seye, und die Bruders-Kinder des Rasenden ganz ausgeschlossen werden können; daß 2) die exemplarische Nacherbseinsetzung unrecht auf andere, als Rasende ausgedehnt werde, und 3) wenn beyde Eltern substituirt haben, die Nachgesetzte Erben von beyden Seiten als Miterben zu betrachten, und es daher ungegründet sey, wenn einige behaupten, daß der vom Vater nachgesetzte Erbe nicht das mütterliche, und der von der Mutter nachgesetzte nicht das väterliche Vermögen erhalten solle.

Alles dieses ist aus den Gesetzen selbst, aus der richtigen Quelle derselben, aus der Analogie so schön und gründlich ausgeführt, daß wir nur, um dem Verf. und dem Publikum einen Beweis unserer Aufmerksamkeit zu geben, kürzlich einiges auszeichnen, und mit unsern Anmerkungen begleiten wollen.

Wegen der Sprache des V. bemerken wir nur dieses, daß das Wort: exemplaris, dessen er sich bedient, und das er S. 7. ausdrücklich gegen andre vertheidigt, in der That nicht gut und probat sey, und Rec. würde immer lieber diese Nacherbseinsetzung quasi pupillarem, oder Iustinianeam nennen. Diejenigen Erben, welche einen Pflichttheil zu fordern haben, heredes necessarios zu nennen, ist auch nicht gut römisch. Das römische Recht verbindet mit diesen Worten bekanntlich einen ganz andern Begriff, der mit jenem durchaus nicht vermengt werden muß. Eben so gefällt uns auch der Ausdruck substitutio necessaria §. 3. nicht, wann er einen solchen anzeigen soll, wo der Nachsetzende gewisse Personen nachzusetzen verbunden ist.

An der Neuterischen Definition von der Nacherbseinsetzung, quod sit ea heredis institutio, vi cuius vnius heredis acquisitio rationem alterius heredis acquisitionis subordinare continet, finden wir in der That das Gute nicht, welches der V. §. 3. und dessen Bruder ihr zuschreiben. Der Rec. behauptet, daß wer auch die ganze Lehre von Erbseinsetzung versteht, aus dieser Definition nicht errathen wird, was Nacherbseinsetzung ist. In den Gesetzen ist sie auch nicht gegründet, und scheint uns immer nur darum ausgedacht zu seyn,

um

um die sogenannte fideicommissarische Nacherbseinsetzung, zu einer Gattung der Substitation machen zu können, die doch gewiß keine ist. Denn immer hat der im §. 3. n. e. angeführte Finestres Recht, wann er sagt, daß nach dem strengen Recht nur der fiduciarius und nicht der fideicommissarius Erbe sey, warum sollten sich sonst die römischen Gesetzgeber und Rechtslehrer so gemartert haben, die dem Erben und wider ihn zustehende Klagen von dem fiduciario auf den fideicommissarium überzubringen.

Im §. 7. setzt der V. den Grundsatz fest: daß die Justinianeische Nacherbseinsetzung, nach dem Beyspiel der pupillarischen verordnet, und also in allen Stücken im Zweifel nach derselben zu erklären seye. Ganz richtig; aber doch hätten wir eine Einschränkung gewünscht, daß, was bey dieser allein von der erforderlichen väterlichen Gewalt herrühret, bey jener nicht statt habe, weil sie die väterliche Gewalt nicht erfordert; welchen sehr merkwürdigen Umstand überhaupt der V. nicht genug in acht genommen hat.

Daß nur bey Rasenden diese Nacherbseinsetzung statt finde, zeigt der V. §. 9, und so billig auch die gegenseitige Meynung ist, müssen wir ihm hierinn beystimmen. Nur wundert uns, da die Texte nur immer von mente captis reden, daß der V. immer von furiosis sagt, welche doch sonsten zuweilen jenen entgegen gesetzt werden, und daß bey seiner gewöhnlichen Strenge ihm der Zweifel nicht beygefallen ist, ob sich die Gesetze von den mente captis auf die furiosos ausdehnen lassen; welches er erst in den addendis nachholt. S. 133. Den Verschwendern kann heut zu Tage unter andern Gründen auch deswegen ein Erbe nicht nachgesetzt werden, weil nach der in der Praxis aufgenommenen Nov. Leon. 99. die Verschwender ein Testament machen können.

Daß der Vater seinen natürlichen Kindern keinen Erben nachsetzen könne, davon ist nicht allein dieses die Ursache, daß sie nach §. 12. keinen Pflichttheil fordern können, sondern auch, weil jener in Ansehung der rechtlichen Folgen nicht als Vater angesehen wird. Den der väterlichen Gewalt entlassenen kann quasi pupillariter nachgesetzt werden, weil hier die väterliche Gewalt gar nicht in Betracht kommt.

Allein der vom Verf. angeführte Grund, daß nach der Nov. 118. kein Unterschied mehr unter suis und emancipatis seye, ist doppelt falsch; einmal, weil dieser Unterschied nur in Ansehung der Erbfolge ohne Testament erst in einem neuern

Gesetz

Gesetz aufgehoben worden ist, welches der Nacherbseinsetzung nicht im mindesten gedenkt, und dann, weil bey dieser Nacherbseinsetzung nie ein Unterschied zwischen suis und emancipatis gewesen. Wenn der V. ferner behauptet, daß den Enterbten ein Erbe nachgesetzt werden könne, wenn er aus rechtmäßigen Ursachen enterbt seye, so scheint dieses wider seinen eignen Grundsatz zu seyn, nach welchem denen Kindern, die keinen Pflichttheil zu fordern haben, ein Erbe nicht nachgesetzt werden kann. Ganz unrichtig ist, was der V. am Ende des §. 12. sagt: filius mente captus reliquit tres liberos, vocauit pater maiorem natu, cui potissimum fauebat, hic vero ante existentiam conditionis moritur; qui non vocati sunt, rumpunt substitutionem. In diesem Fall wird vielmehr die Nacherbseinsetzung von sich selbst ungültig, und kann also nicht mehr rumpirt werden. In der Note m. des §. 28. thut der V. dem Hrn. Vicekanzler Koch in Gießen offenbar unrecht, wenn er behauptet, daß anfänglich sein Hr. Bruder in seinen Inst. iur. ciu. von 1764, und nach ihm jener in seinem Tractat: de successione ab intestato, die vier Ordnungen der Erbfolge ohne Testament aufgestellt habe, da doch ihrer Herr Koch schon in der ersten Ausgabe seines Tractats von 1757. Erwähnung thut, und also der erste Erfinder ist.

Wenn ferner §. 35. der Verf. behauptet, daß die Mutter einem unmündigen rasenden Sohn nicht quasi pupillariter nachsetzen könne, es sey denn auf den Fall der erlangten Mannbarkeit, so können wir ihm nicht beystimmen; die Hauptstelle der l. 9. C. de impub. et al. subst. thut des Alters der Kinder gar keine Erwähnung, und der §. 1. I. de pup. subst. will mit den Worten: etsi puberes sint, nicht die Macht, einen Erben nachzusetzen, einschränken, sondern vielmehr so viel sagen: Nicht nur wenn die Kinder noch unmündig, sondern auch wenn sie mannbar sind, ist diese Nacherbseinsetzung erlaubt; nur alsdann, glauben wir, wird der von der Mutter nachgesetzte Erbe nicht zugelassen, wenn der Vater dem unmündigen Rasenden einen Erben pupillariter nachgesetzt hat, weil ein solcher kraft väterlicher Gewalt eingesetzter Erbe alle andre Erben verdrängt. Sehr gut und gründlich hat der V. §. 39. seine Meynung ausgeführt, daß in dem Fall, wenn der Vater einen andern, und die Mutter einen andern Erben nachsetze, diese zu gleichen Theilen zu der Erbschaft zugelassen werden sollen; aber den Zweifel haben wir nicht gehoben gefunden, daß niemand nach dem römischen Recht mit zwey

Testa-

Testamenten abgehen kann, sondern immer das erste durch das letzte aufgehoben wird, folglich derjenige Erbe, welcher zuletzt von dem einen oder andern der Eltern nachgesetzt wird, den andern ausschließen sollte. Ganz unrichtig wird §. 42. behauptet, daß nach dem neuern Recht keine Erbschaft mehr iure suitatis transmittirt werden könne, weil wir nach der Nov. 118. keine heredes ipso iure mehr haben. Ohne Zweifel haben wir noch suos heredes, welche auch nach iure suitatis eine Erbschaft transmittiren können. Vorzüglich hat uns die Ausführung gefallen, daß nach dieser Nacherbseinsetzung Justinian weder auf die Ordnung der querelae inofficiosi, noch der des edicti successorii, und der Lehre von der Bedingung, welche in dieser Nacherbseinsetzung enthalten ist, gesehen. Wir würden noch mehr anführen, wenn wir nicht schon die Gränzen einer Recension überschritten hätten, verweisen also unsre Leser auf das Werk selbst, und bitten den Verf., seinem Versprechen gemäß bald noch mehrere ähnliche Ausführungen zu liefern.

Pm.

Ioach. Georgii Darjes, D. Pot. Borussor. Regi a consiliis intimis, Institutiones Iurisprudentiae vniuersalis. Editio septima prioribus auctior et castigatior. Ienae, apud Cuno, 1776. ohne Vorrede und Register, 546 Seiten in 8.

Man hatte längst schon gewünscht, daß der Verf. diesem so beliebten, und auch außer Deutschland rühmlich bekannten Lehrbuche, das so manchem andern Muster geworden ist, einige Verbesserungen geben möchte; und wir können jetzt mit Wahrheit und Vergnügen sagen, daß es solche in der angezeigten neuen Auflage wirklich erhalten hat. Denn der V. hat nicht allein manches mehr entwickelt und berichtiget; zur nähern Betrachtung wichtige Punkte ausgezeichnet, und hin und wieder beträchtliche Zusätze gemacht, z. B. das vierte Hauptst. de iure eiusque origine, wo er die aus seiner Abhandlung von den Gränzen des N. R. bekanntem Grundsatze und Begriffe von vollkommenen und unvollkommenen Rechten eingeschaltet hat; sondern hat auch mit der innern Oeconomie des Buches solche vortheilhafte Veränderungen vorgenommen, daß es dadurch sowohl, als durch die vorherbe-

merkten Verbesserungen zu Vorlesungen weit bequemer geworden ist, und jetzt mit mehrerm Rechte seine Stelle unter den besten Lehrbüchern des N. R. behaupten kann. Möchte es auch dem Verf. gefallen haben, die Geschichte und Litteratur des N. R. mehr mitzunehmen; sich mit gänzlicher Ausschliessung der unvollkommenen Pflichten blos auf die Zwangsrechte, dem wesentlichen Charakter des Rechtes gemäs, einzuschränken, und dagegen das allgemeine bürgerliche und Lehnrecht wegzulassen, die doch immer zu allgemein ausfallen müssen, als daß sie nützlich seyn könnten. Doch dies ist vielleicht zu viel auf einmal verlangt: wir wollen daher mit den geschehenen Veränderungen zufrieden seyn.

Nz.

Friedrich Georg August Lobethan vollständige Abhandlung der Lehre von der Erbfolge. Halle, im Verlage des Waysenhauses. 1776. 4. 522 S.

Wir würden uns wundern, daß Hr. Lobethan so viel in so kurzer Zeit schreiben kann, wenn wir nicht seine Schrift genauer besichtigt, und gefunden hätten, daß es eben nicht gar schwer sey, nach seiner Art vieles zu schreiben. Sein Fleiß und seine Begierde, dem Publikum mit seiner Autorschaft nützlich zu seyn, sind immer lobenswerth. Aber man muß auch Achtung für das Publikum haben, und es nicht mit so entbehrlichen Schriften, als die vor uns liegende ist, heimsuchen. Wie vieles von der Erbfolge, sowohl mit als ohne Testament schon geschrieben worden ist, weis jeder Anfänger. Also schreibe man davon entweder etwas recht gutes oder gar nichts; und da Hr. L. das erste nicht thut, so hätte er das letzte thun sollen. Wir haben die Schrift mit aller möglichen Recensentengeduld durchgelesen, und versichern, daß der Verf. keine gute, noch weniger neue Ordnung in seinem Plane hat, daß er uns auch von der Sache selbst nichts gutes oder neues sagt, vielmehr vieles sehr unordentlich, unrichtig und schwankend ausdrückt, daß er in seinen Definitionen so wenig als in Entscheidung streitiger Fragen Beurtheilungskraft zeigt, und seine Kenntniß der ältern Rechte und der Litteratur gar sehr eingeschränkt ist. Wir wollen dieses Urtheil mit einigen Anmerkungen rechtfertigen, und zugleich den Plan des Werkchens anzeigen.

Nach

Nach einer Vorbereitung von der Succession überhaupt und ihren Eintheilungen, zerfällt die Schrift in zween Haupttheile, von der Allodial- und von der Lehnssuccession. Der erstere hat drey Abschnitte, von der Römischen, von der Deutschen und von der heutigen Succession. Der zweete hat zwo Sectionen: von der Succession in den Lehen überhaupt, und von der Succession in den Reichslehen insbesondere. Schon dieser Plan ist nicht neu, und nicht der beste. In einer vollständigen Abhandlung von der Erbfolge müßte zuerst diese Lehre aus dem Naturrechte betrachtet, alsdenn aus dem Römischen Rechte von ihrem ersten Ursprunge an, bis auf die neuesten Zeiten mit ihren Abwechselungen, und zwar was die Zeiten vor dem Kayser Justinian betrifft, blos nach der Zeitordnung erläutert, endlich müßten die Abweichungen des deutschen Privat- und Lehnrechtes abgehandelt werden. Aber diesen Plan auszuführen hätte freylich mehr Zeit und Nachdenken erfordert, als Hr. L. vermuthlich auf seine Abhandlung verwendet hat.

In der Vorbereitung, wo der V. auf die Definition der Erbfolge — nach der alten feinen Mode — alle mögliche Eintheilungen folgen läßt, haben wir schon einen ziemlichen Vorrath von unrichtigen Sätzen gefunden, z. B. nach §. 1. heißt im eigentlichen Sinn der Privaterwerb der Rechte nur alsdann eine Succession, wenn das Recht, welches wir erwerben, uns von einem Verstorbenen übertragen worden: (**Das nennen die Römischen Gesetze nur** *successionem haereditariam;* **aber in allen andern Fällen, wo ich in das Recht oder Verbindlichkeit eines andern eintrete, haben wir nach dem Römischen Rechte eine Succession, wovon der Tit. C.** *de his, qui in prior. loc. succed.* **ein deutliches Exempel giebt.**) §. 2. wird die Succession vermöge einer Schenkung von Todeswegen als eine Erbfolge angegeben; (**Wie ist das möglich, da die Schenkung ein** *titulus acquirendi particularis,* **die Erbfolge aber ein** *titulus uniuersalis* **ist?**) §. 3. wird sehr undeutlich und ganz unrichtig gesagt, daß die Stammfolge ein Misbrauch sey ꝛc.

Daß sich der Verf. bey seiner Abhandlung von der Römischen Erbfolge Hellfelds Iurisprud. forens. von 1766. zum Leitfaden gewählt, giebt gar kein gutes Vorurtheil von seiner Literatur, da nicht nur von diesem Buche zwo andere Ausgaben vorhanden sind, sondern es auch bey weitem nicht das

Beste in dieser Lehre ist. In diesem Abschnitte wird §. 4. u. f. von der Erbschaft und dem Erbe überhaupt etwas vorausgesetzt. Will man ein Exempel, wie der Verf. streitige Fragen entscheidet? Hier ist eins. Von der hereditate iacente fragt sichs, „ob sie res alicuius, oder secundum quid nullius sey? ich glaube das erstere, denn die hereditas iacens „stellt nach den Römischen Rechten den Verstorbenen selbst „noch vor, und es wird durch eine Fiction dafür gehalten, „als ob der Verstorbene selbst in derselben noch lebe, und alles, was nach dem Tode zu derselben hinzukommt, wird ein „Theil derselben. Andere sagen, die hereditas iacens stellet „den Erben vor, aber auch in diesem Fälle wäre sie res alicuius.“ Offenbar hat hier der Verf. seine Frage nicht verstanden. Hereditas iacens ist immer res secundum quid nullius, weil, wenn sie auch in gewissen Fällen des Erblassers Person vorstellt, dieser sie doch nicht besitzt. In Ansehung vieler rechtlichen Wirkungen aber nehmen die Gesetze an, als ob sie noch von dem Verstorbenen besessen würde. Und doch haben auch diejenigen vollkommen Recht, welche sagen, hereditas iacens stelle den Erben vor; denn sobald dieser die Erbschaft angetreten hat, so wird vermittelst einer Fiction angenommen, als ob er sie gleich nach dem Tode des Erblassers angetreten hätte.

Wenn im §. 7. der Verf. die Erbschaft in einem eingeschränkteren Sinne, als die Vniuersitatem derer von einem Verstorbenen hinterlassenen, ihm eigenen, und seiner freyen Disposition unterworfenen Sachen annimmt,, und hievon die Schulden des Verstorbenen, seine nicht eigenen Sachen und die Stammgüter ausnimmt, so ist das so sehr wider alle erste Grundsätze der Rechtswissenschaft, daß man ihn kaum noch für einen Rechtsgelehrten erkennen kann.

Im §. 8. ist ganz falsch, wenn der Verf. nach dem ältern Römischen Rechte, dem Vater eine Erbfolge in die Güter derer zuschreibt, welche in seiner väterlichen Gewalt waren. Denn wenn ja diese etwas hatten; so nahm es der Vater iure peculii hinweg.

Pm.

3. Arz-

3. Arzneygelahrheit.

Abhandlungen und Beobachtungen aus der Arzneygelahrheit von einer Gesellschaft von Aerzten in Hamburg. Herausgegeben von D. Paul. Diet. Giseke, der Physik Professor — Hamburg, 1775. Meyn.

Das Institut ist wahrhaftig nachahmungswürdig. Einige akademische Freunde, größtentheils Schüler des Leibmedicus Schröder zu Göttingen, beschlossen 1772, sich ihre Bemerkungen mitzutheilen; darüber schriftlich sich zu bereden, und nun ward dem Herausgeber als Sekretair der Gesellschaft aufgetragen, alles dieses drucken zu lassen. Niemand wird den Nutzen von genauen, richtigen und zuverlässigen medicinischen Beobachtungen verkennen — sie sind so sehr der Grund unserer ganzen Wissenschaft, daß es ein Arzt für sich selbst nicht verantworten kann, wenn er nicht, wenigstens zu seinem eigenen Gebrauche, recht oft Merkwürdigkeiten aus seiner Erfahrung anzeichnet. Aber diese angezeichnete Merkwürdigkeit dienet nun deswegen noch nicht zum Unterrichte anderer, oder ist für einen jeden Merkwürdigkeit, oder ist gar schon zum Drucke reif genug. Ein junger Arzt wird ein ihm vorkommendes Noma, ein Zoster, ein gespaltenes Rückgrad, oder andere, minder seltne Krankheiten mit großem Nutzen beschreiben, er übet sich dadurch, den Gang dieser Krankheiten desto genauer zu beobachten, das Bild derselben drückt sich dadurch seinem Gedächtnisse tiefer ein, er kennet sie das anderemal besser ꝛc. Allein er hebe die Gemälde dieser Krankheiten zu seinem eigenen Anschauen im Schreibtische auf — es gehören Jahre dazu, diese Bilder nun so auszumalen, daß sie sich zur Schau öffentlich aufstellen lassen, und die Aufmerksamkeit der Kenner reizen; das ungeübte Auge wird freylich vielleicht durch die schimmernde Einfassung, so wie mancher durch den Titel eines Buchs, geblendet. In einem kleinen Zirkel von akademischen Freunden kann man vielleicht glänzen, und über einen Aufsatz von einer vertrauten Gesellschaft vorgelegt, ein günstiges Urtheil und Nachsicht erfahren, alles das muntert auf, sich ferner zu üben, — aber berechtigt noch nicht auf den Beyfall des ganzen Publi. Anspruch zu machen, oder seinen Aufsatz drucken

zu lassen; alsdenn muß er schon Nutzen oder etwas Neues versprechen. Immer hätten wir also dem Verf. dieser Abhandlungen auch noch das horazische nonum etc. vor dem Abdrucke zurufen mögen, sie sind in der That noch nicht zum Druck reif genug. Um unser Urtheil zu rechtfertigen, und damit wir nicht zu den **feilen sondern wahrheitliebenden Recensenten** von den Verf. gezählt werden, wie man, nach der Vorrede, von ihnen zu fürchten hat, heben wir aus den 31 Aufsätzen einige aus, um sie genauer zu untersuchen. Von dem Vorzuge der Frauenmilch vor der Milch der Thiere S. 120 gut, aber schon eben so gut, und oft genug von andern geprediget; eher hätte man von dem leichtern Gerinnen ꝛc. etwas erwarten sollen. Etwas von Borax S. 248, weiter nichts entschieden, als daß die Weinsteinsäure sich leichter mit demselben auflöse — also auch keine neue Aussicht, wie man in der Vorrede von einigen Aufsätzen verspricht. Von den Vorzügen des ältern Arztes vor dem jüngern, S. 52. einer der besten Aufsätze, eben nicht zu Gunsten des alten Praktikers, der sich einbildet, daß seine Kranken jetzt das einzige Buch wären, worin er zu lesen nöthig hätte; **wollte Gott**, sagt der Verf., er läse wirklich vielmal darin fleißig und aufmerksam, aber wahrhaftig die mehresten **blättern** nur darin. Ueberhaupt sind die Aufsätze dieser Art noch erträglicher gerathen, als die praktischen, die selten rein, genau genug, oder so beschaffen sind, daß man das angewandte Mittel auf ihr Wort mit Zuversicht in ähnlichen Krankheiten geben könnte, z. E. von der Darmgicht, S. 299. dem äussern Gebrauch des Bibergeils, S. 279, wo nicht erhellet, **wie bald nach** dem Gebrauche des Opii, dies Mittel gebraucht, und der sanfte Schlaf erfolgt sey. Und wie? wenn der Aufsatz vom Einspritzen zur Verkürzung der Cur der Tripper S. 333. unsern Herren Collegen, dem mit dem Balbierbecken, oder dem, der sein Amputationsinstrument mit beyden Händen zugleich führt, zu Gesichte kommt? Er dienet zum traurigen Beweise, daß Beobachtungen nicht nur nicht immer nützlich, sondern auch sogar gefährlich seyn können. Die ausfließende Materie hat sich, wie in einem jeden andern Falle, erst innerhalb vier Wochen verloren, also verkürzt ist die Cur eben nicht, zu dem siehet man auch in dem Gange des Uebels keinen Unterschied nach gemachten Einspritzen. Aber unverantwortlich ist es, nun so hin zu flecken: **ich lasse alle Abende 6 Gran vom versüßten Quecksilber nehmen,**

ohne

ohne zu bestimmen wie lange: denn die ganzen vier Wochen soll dies doch wohl nicht geschehen? oder sollte es wohl nöthig seyn, eine Salivation beym Tripper zu erregen? Wenn der Scharfrichter oder Balbierer, denen dergleichen Kranken nicht selten sich anvertrauen, sich nun diese herrliche Methode in ihr Receptbuch eintragen, den unwissenden Kranken mit 6 Gran Quecksilber täglich ausgehen lassen! Der Verf. verspricht bey **vorkommenden Gelegenheiten zu versuchen.** — Freylich wäre es besser gewesen, erst diese Gelegenheiten abzuwarten, und dann zu schreiben, nachdem die Erfahrung reif geworden. Bey Gelegenheit der specifischen Mittel hätte lieber gar nichts von Zeugnissen anderer angegeben werden sollen, als für das Löffelkraut wider den Scorbut den guten **Junker, Hofmann,** und **Mead,** und blos **Ansons** Reisen, ohne von neuern Erfahrungen das geringste hinzuzusetzen. Und wer erwartet bey der Fieberrinde wohl den **Platner** und einige Dissertationen? Die Cur des Kranken, der nach zurückgetriebener Krätze, einem Sturz mit dem Pferde, öftern Blutspeyen, Seitenstechen, Auswurfe von Eiter und Fieber, durch Sublimat hergestellet wurde, S. 312, macht sowohl dem Scharfsinne als der Herzhaftigkeit des Verf. Ehre. Der durch Opium geheilte Tetanus hat die englische Methode auf eine lehrreiche Art bestätigt; ist aber auch schon aus dem Hannöverschen Magazine bekannt. Bey der Lähmung des halben Angesichts S. 319, ist unsre Neugierde sehr getäuschet worden, denn anstatt einer genauen Beschreibung dieser Seltenheit lernen wir blos, daß **das Angesicht nach der rechten Seite gehängt habe,** und der Auswurf des Speichels schwer geworden; **nach Erforschung der Ursachen fand ich,** sagt der Verf. **nach genauer Untersuchung** keine andere, als eine heftige Kälte. Doch genug Beweise von dem Beobachtungsgeiste der Verf. Das krebsartige Geschwür an der Zunge, das durch eine Ruhr geheilt worden S. 324, bestätigt unser oben gefälltes Urtheil von der Unzuverlässigkeit der Beobachtungen, und daß sie selten reif genug sind, dem Publiko vorgelegt zu werden, welches der Recensent, (denn gewöhnlich ist einem jeden Aufsatze schon eine eigene Recension angehängt,) nicht undeutlich selbst zu gestehen scheint. Vom Gebrauche des Camphers in starker Dosi bey Pocken mit Flecken und Masern, da innerhalb zween Tagen drey Quentlein Kindern von 7—8 Jahren gegeben wurden, S. 281, nicht hinreichend, so wenig für **Alexander,** als **Collin** etwas zu beweisen. Bey

Pocken sind dergleichen Todesfälle, ohne alle Erkältung — auch ohne allen Campher, nicht ungewöhnlich, wenigstens könnte jene Ursache hier den Tod wohl nicht so geschwind bewirket haben. Die kleinen weißen Körper von der Größe eines weissen Nadelknopfs S. 288. sind nach unserer Erfahrung bey Kindern gewöhnlich, die zugleich viel Wasser im Kopfe haben. Widerlegung der Sydenhamischen und Börhaavischen Erklärung der Blatterkrankheit S. 150, sie sey nicht immer entzündlicher Art, sondern auch, außer dem von Huxham bereits bestimmten Unterschiede, noch zuweilen ein Fieber galligter Art, bald verwickelt mit einem inflammatorischen, bald für sich allein, damit verbunden; wie Schröder weitläuftiger bewiesen. Vom Misbrauche der Aderlässe. Von den kritischen Tagen des Hippocrates. Vom Werthe der Arzneykunst. — Vom Ungewissen in derselben &c. Die Schreibart der V. ist hin und wieder ziemlich nachläßig und unrein. Außer den bereits gegebenen Beweisen fallen uns noch S. 274. befiel an einem Fieber, S. 276. ohne *faecibus*, in die Augen, und warum denn noch immer am Ende des Jahrhunderts so viel lateinische Brocken, wie im Anfange? Lässet sich denn Impuritates biliosae primarum viarum — in regione ventriculi — obstructiones glandularum, mesenterii u. dgl. nicht eben so gut deutsch sagen? Wenn die Verf. ihre Gesellschaft geschlossen haben, sich zu üben, oder einander zu bessern, wie man aus den beygefügten Recensionen schließen muß, so sollten sie doch bey ihren freundschaftlichen Erinnerungen auch dieses nicht übersehen. Ist 357 Seiten stark, in gr. 8.

B.

Vorschriften über die Gesundheit der Kriegsleute, von Herrn Colombier, Docteur regent der medicinischen Facultät zu Paris — Aus dem Französischen übersetzt. Bern 1776. bey der typographischen Gesellschaft. 294 Seiten in 8.

Viel natürlicher scheinet es, wenn man es auch nicht als eine nützliche Nachahmung der Alten ansiehet, deren Vorsicht mehr Verhütung als Heilung der Krankheiten bey den Kriegsleuten betraf, einen nöthigen Unterricht diätetischer Art zu geben,

ben, den die Kriegsleute selbst lesen können, als eine Behandlung der Krankheiten, wenn sie schon entstanden sind, bekannt zu machen, zumal da diese so selten von der außer dem Kriege oder im Bürgerstande abweichet. Destomehr muß einem jeden also, der überhaupt Schriften aus diesem Fache lieset, dieses Werk willkommen seyn, und wir machen es uns also zur Pflicht, von den Gesetzen dieser Bibliothek, Uebersetzungen blos grammatisch zu beurtheilen, diesesmal eine Ausnahme zu machen, und dem französischen Feldarzte nicht weniger Ehre zu erweisen als ehemals dem englandischen Pringle, Monro. Der Verf. hat auch ohnehin in diesem Felde schon mit Ruhme gearbeitet. (Code de medecine militaire pour le service militaire. 1772.) Die gegenwärtigen Vorschriften sind eine Uebersetzung der von ihm 1775 herausgegebenen Preceptes sur la santé des gens de guerre, und wie gesagt, fast allein diätetischen Inhalts, ohne auf Krankheiten selbst sich einzulassen. Traurig ist es nur, daß vieles in diesem Fache nur ein frommer Wunsch des Feldarztes bleibt, der selten mit dem Zahlmeister eins werden kann, und dessen Erfüllung durch die ökonomische Einrichtung des Ganzen mehr verhindert wird, — traurig, daß sich oft das bey einer ganzen Armee nicht ausrichten läßt, was in einem individuellen Fall nützlich seyn würde. Setzt man zu diesen Schwierigkeiten auch noch, daß oft local Umstände die Befolgung der besten medicinischen Rathschläge verhindern (z. E. bey der Stellung des Lagers rc.), daß ferner der Feldarzt seine beste Diätetik dem abscheulichen Hange der Officiere, undiätetische Zierlichkeiten bey seinen Leuten zu erhalten (z. E. bey der Befestigung der Stiefeletten oder der steifen Halsbinden), zuweilen aufopfern muß, so wird man gestehen müssen, daß nicht oft genug alles dieses wiederholet und nicht oft genug der Gesichtspunkt verändert werden kann, aus dem diese Gegenstände zu betrachten sind. Aber der rathgebende Arzt muß nicht auf der Studierstube, sondern unter dem großen Haufen selbst, im Felde den Einfall gehabt haben, und seinen Beytrag liefern. Dies ist der Fall mit dem V. dieser Vorschriften — sie sind größtentheils aus der Erfahrung entlehnet. Er geht bis auf die erste physische Erziehung des weichlichen Officiers, oder des Hofmanns, der oft plötzlich zu einem Feldherrn umgeschaffen wird, (wenigstens in Frankreich) zurück, ganz im modernen Geschmack, der Gott Lob immer allgemeiner wird, und hoffentlich bald unsre Nachkommen unsern rüstigen Vorfahren näher bringen und sie ähn-

lich bilden wird. Er will sie entweder von den Müttern selbst gesäugt, oder mit der Amme aufs Land geschickt haben — anstatt des Breyes die Brodsuppe ꝛc. keinen Leitband, keine Wiege, die Säuglinge nicht wie in eine Schachtel eingeschlossen, kalt baden. Bey Erwachsenen Leibesübungen, besonders Jagd. Der Marschall von Belleisle ließ seinen Sohn oft lange Strecken weit Post reiten. Das Regiment des Marschall von Biron sey allzeit am gesündesten gekleidet gewesen, die andern bald nach dem Frieden oft zu kurz. Die wollenen (tuchenen) Kleider seyn schädlich S. 29. aber sind andre minder Unbequemlichkeiten unterworfen? und sollten sich wohl wirklich die giftigen Dünste der Luft leicht daran hängen? Wir dächten, dies käme eher bey dem Kleide des Arztes als bey einem Soldaten in Anschlag; aus der Luft, darinn dieser sich die meiste Zeit aufhält, mögen sie immer die Dünste einsaugen. Was wird den Soldaten aber auf der andern Seite so gut wider Abendluft, oder nasse Kälte schützen? sie sollen den Schweiß einsaugen S. 30. der leicht in Fäulniß übergehet! Hier sollte man fast glauben, Hr. C. habe niemals einen Soldaten in der Nähe beobachtet. Der Marschall von Sachsen wollte den Soldaten Perrucken von spanischer Wolle geben. Bey den tuchenen Sohlen in den Schuhen S. 41. möchte die eben von dem V. befürchtete Unbequemlichkeit, zumal im Sommer, wohl eher eintreten, als bey den Kleidern. Die schwarzen gewichsten Stiefeletten ziehet er allen vor, ob er gleich am liebsten weiche Stiefeln haben möchte. Wider die steifen Halsbinden, wo Zierlichkeit der Gesundheit nachstehen muß. Die Säure im Commisbrodte sey dienlich, den Hang zur Fäulniß der Säfte zu vermindern S. 42. Die Gefahr des verzinnten Kupfergeschirrs, und anstatt desselben leichtes eisernes S. 48. Von dem Wasser sehr genau. — Des Morgens ein Gläschen Brauntwein ohne Misbrauch, sey nicht übel. Von der Beschaffenheit der Luft S. 60. sehr gut. Das Tobackrauchen sey ein tüchtiges Mittel, den Einfluß der allgemeinen Feuchtigkeit zu vermindern S. 79. Zwar auf das Wort einer deutschen Dissertation von 1740. der Flor übers Gesicht auf staubichten Wegen S. 85. ist wohl ein wenig zu französisch. Im letzten Feldzuge mußte eine jede Compagnie bey der Infanterie ein Pferd haben, um dem Soldaten das Tragen zu erleichtern S. 89. Der Infanterie wünschet er leichte Mäntel. Die Brüche bey den Cavalleristen zu verhüten, Hosen mit breiten Gürteln. Allein wider andre

Gefah-

Gefahren an den Geburtsgliedern einem jeden Reiter ein Suspensorium, ist wohl zu medicinisch. Das erste, was der Kriegszucht und der Gesundheit der Soldaten zuwider ist, sagt der V. S. 96, ist eben dasjenige, was andre Bürger zur Tugend zurückruft, sie gesund und dem Staate nützlich macht, das Heyrathen. Ein Satz, den die Politik manches Landesherrn vielleicht einschränken wird. — Doch der Leser wird aus diesem Auszuge auf das umständliche Detail und die Einrichtung des ganzen Buchs schon schliessen können, und wir dürfen ohnehin dem V. nicht weiter folgen, setzen also nur noch hinzu, daß er mit eben der Genauigkeit seine Materie jederzeit behandle, und in den folgenden Bogen noch von Märschen, Lägern, Hospitälern, Quartieren, Hauptquartieren, von dem Mundvorrath für die Armee, Brodte, von Schlachten, Invaliden, Belagerungen, Folgen des Krieges, von verschiednen Substanzen, deren Gebrauch den Truppen in Kriegszeiten vortheilhaft ist, und andern Dingen so unterhaltend rede, daß man sein Werk nicht nur Aerzten, sondern vorzüglich den Befehlshabern der Truppen mit gutem Gewissen als brauchbar anpreisen kann, und sich Pringle, Monro, Baldinger rc. seiner Gesellschaft nicht schämen dürfen. Die Uebersetzung lieset sich im Ganzen gut, und man wird nur selten durch Provincialismen rc. aufgehalten, als entmangeln, ab dem Land anstatt vom Lande, die einten, Verlüste thun, des Soldats, einen Rath zu Nutzen ziehen rc. Erbsenmus (Purée) ist bey uns durchgeriebene Erbsen, krank fallen, abscheuliche Uebersetzung von tomber malade; moosigter Grund S. 78. muß morastig heißen.

Pd.

Joh. Melch. Aepli, Medicus in Diessenhofen — Abhandlung von dem bösartigen Fieber. Zürich bey Geßner 1775. 156 S. 8.

Zuerst von den schwankenden Begriffen, die man mit dem Worte bösartig verbunden hat, und von dem Misbrauche eines Worts, das darüber Sydenham und verschiedne andre Aerzte ganz haben ausgerottet wissen wollen. Hr. A. indessen sah, nach einem im Frühling 1768 herrschenden Faulfieber, im

im hohen Sommer das wahre einfache bösartige folgen. Dort half Tissots simple Heilart: hier mußte man nach de Haens Rathe die Fieberrinde brauchen, den Kranken mit Wein und Wasser waschen, mit Tüchern reiben und die Luft fleißig erneuern, um meistens glücklich zu seyn. Offenbar leidet hier das Nervensystem. Die Kraftlosigkeit, die Unempfindlichkeit, das stille Irrende und der Stupor zeigen es. Diese nebst der Gleichgültigkeit und den entstellten Gesichtszügen charakterisiren das Uebel. Bey andern Entkräftungen leiden die Nerven durch andre Ursachen, wovon die Entkräftung die Folge ist: hier ist die Entkräftung die Ursache aller andern Zufälle. Sehr gut hat Hr. A. S. 41 f. diesen Punkt bearbeitet. Hier ist eine Zerstörung der eigentlichen Lebenskräfte, des äußerst subtilen, wirksamen elastischen Wesens, das vom Hirn- und Rückmark abgesondert wird, und allen Theilen Bewegung und Empfindung verleihet, nicht eine so schnelle, als vom Kohlendampfe oder narkotischen Giften: aber langsamer wirkt das bösartige Principium doch eben dasselbe, und setzt alle Geschäffte, alle Aus- und Absonderungen in eine Art Unthätigkeit.

Alle Aerzte vom Hippokrates an haben eine schwüle Luft, die durch kühle sanfte Winde nicht erneuert ist, dabey beobachtet. Der Mangel ihrer Schnellkraft theilt sich den Nerven mit, und wie die elektrische Materie, so wird auch dies elastische Wesen unwirksam. Durch die Trägheit dieses belebenden Grundwesens werden die Säfte aus ihrer gleichmäßigen Mischung (und Umlauf) gesetzt; hier verdickt und dort aufgelöst, je nachdem die Natur der Säfte verschieden ist, oder vielmehr geht nach Hr. A. die Verdickung voran, und Stockung nebst Auflösung folgen nach. Dies und alle übrigen sichtbaren Zufälle entwickelt Hr. A. aus seinen Begriffen. Ein wenig zu bestimmt scheint hier die Theorie zu seyn, und einen merklichen Ruck vor der bloßen Erfahrung hinaus zu thun.

Das Bösartige hängt sich am meisten an die Sommer- und Herbstkrankheiten, als Ruhr, Gallen- und Faulfieber, Pest, Pocken und Wechselfieber. Wie diese sich dann arten, beschreibt Hr. A. Das Faulfieber 1772, das so leicht bösartig ward, hatte doch gewiß auch Mangel an Lebensmitteln und daher entstandne Angst und Kummer zum Grunde. Die Pest ist eigentlich kein bösartig Fieber. Die Pestblasen und Pestbeulen unterscheiden sie davon, nur, daß diese Krisis nicht bey allen zu Stande kommt. Auch macht die Ansteckungsart beyder einen wesentlichen Unterschied. Aber das Bösartige vermischt

sich

sich oft mit dieser hitzigsten von allen Krankheiten. (Eigentlich ist das Bösartige und Pestartige wohl wenig unterschieden, als daß es hier eine ursprüngliche Krankheit macht, die sich aber nach der verschiednen individuellen Constitution anders artet, wie es auch Chenot beschreibt: dort aber ist es etwas Hinzukommendes, wenn mancherley rohe Auswürfe und Metastasen entstehen, und keine wahre Coction zu Stande kommt, sondern die Nerven behaftet werden.) Bey dem bösartigen Wechselfieber haben wir einen der Hauptautoren Werlhof vermißt. Dagegen muß man das bösartige Fieber mit der Phrenitis und dem Nervenfieber nicht verwechseln.

Die Prognosis in dieser Krankheit ist freylich schwer: aber auch hier sehr kurz, und fehlt ein schon vom Hippokrates, als wichtig bemerktes Zeichen, die Beschaffenheit der Zunge, besonders wenn sie schwarz wird und die Borke derselben sich hebt. Mit Recht dringt Hr. A. auf die Erneuerung der Luft, auf das Reiben und Waschen mit kaltem Wasser und Essig. Er verbietet so wohl warmes, als zu häufiges und saures Getränk. Kaltes Wasser mit dem Saft der bittern Pomeranzen hält er fürs beste. Unter den Arzneyen rühmt er das Decoct der Fieberrinde (welches auch dem Recens. ungeachtet aller theoretischen Einwendungen der neuern Engländer, bessere Dienste geleistet hat, als der Extract und der kalte Aufguß) mit einem Zusatze von Campher. Ohne letztern war die Rinde bey weitem nicht so wirksam. Senfumschläge und Blasenpflaster; deren Vertheidigung Hr. A. mit vieler Bündigkeit unternimmt, nebst dem Gebrauche des Weins unterm Wasser (auch ein dünner Punsch) mußten die Lebenskräfte unterstützen helfen. Nach Beschaffenheit der Umstände mußte man auch zu Serpentaria, zur peruanischen Giftwurz (ist dies die Contraserva: so wundert man sich doch) zu Bisam und Safranextract seine Zuflucht nehmen, auch wohl beym Durchfalle zum Theriak in Klystieren, den doch Pringle auch innerlich braucht. Von dem Nutzen der fixen Luft in dem Punkte ihrer Entwickelung sagt H. A. nichts. Nach der Theorie des H. A. müßte ihm doch dies sehr wichtig geschienen haben. Und wenn wir auch die neuern Lobsprüche davon, wo nicht für übertrieben, doch für noch nicht bestätigt genug annehmen wollen: so haben sich doch die brausenden Salzmixturen und der Geist der Mineralwasser unter den Händen mancher Aerzte bereits kräftig erwiesen. Wir übergehen die Cur der mit Bösartigkeit verflochtenen übrigen Krankheiten, und empfehlen dies kleine

Werk,

Werk, das zwar nicht viel Neues, aber viel Nützliches und Gedachtes enthält. Es ist voll wohlgenutzter Belesenheit; voll reifer Ueberlegung und in einer guten deutlichen Schreibart verfasset. Nur müssen wir noch ein Paar Erinnerungen beyfügen.

Wenn H. A. die entfernte Ursache des bösartigen Fiebers festsetzt: so scheint bey ihm blos die warme feuchte Luft in Anschlag zu kommen. Und wahr ist es, sie ist eine wichtige prädisponirende Ursache zu der allgemeinen Erschlaffung und Unthätigkeit des Lebensprincipii, das in den Nerven seinen Sitz hat. Gemeiniglich ist sie es auch, wenn das Bösartige epidemisch wird. Aber es sind mehrere Ursachen, die ein ähnliches bewirken, die das Lebensprincipium in den Stand der Trägheit versetzen können. Selbst eine äußerst strenge Kälte kann dem Nervensystem so einen Stupor beybringen, daß beym Nachlasse derselben der Körper, selbst mit einer inflammatorischen Disposition, nachher schnell in einen bösartigen Zustand herabsinkt. Noch mehr als alles dies aber wirken Gemüthsbewegungen, die traurigen, verhohlenen, aber lange dauernden besonders. Es ist erstaunlich, wie diese die Nerven herunterbringen, und wie schnell in andern Krankheiten, wenn Schreck, Aerger u. dgl. den Kranken selbst in der Besserung ergreift, wie das Bösartige sich anschleicht und das erschütterte Nervensystem erschwachen macht. Unläugbar ists auch, daß es unvorgesehene Absätze einer scharfen Materie auf die Nerven giebt, die freylich mehr in fauligen Krankheiten, als in andern, sich ereignen: aber doch auch in andern, und zwar nicht verwandten, sich äußern. Dies ist eine zweyte Anmerkung. Selbst in Entzündungskrankheiten, auf Leidenschaften, oder durch einen Absatz irgend einer Materie, entstehen so schnelle Revolutionen, daß der Arzt, der auf einem ganz andern Wege gieng, plötzlich mit einer Bösartigkeit zu kämpfen kriegt, die, wenn er ihrer nicht bald gewahr wird, den Kranken unwiederbringlich dahin rafft. Wenn blos schwüle Luft die Ursache der Bösartigkeit wäre, wie könnte eine Krankheit, außer einer Epidemie, sporadisch bösartig werden, wenn nicht auch andre, nicht so allgemeine Ursachen, als die Luft ist, den Körper prädisponirten. Aerzte auf dem Lande sehen selbst im Winter und Frühling ursprünglich inflammatorische Krankheiten bey Leuten, die lange in heissen dumpfigen Zimmern gesessen haben, nachdem sie sie inflammatorisch behandelt, durch einen plötzlichen Abfall bösartig werden. Es ist wahr, die schwüle Luft

kann

kann den Fiebern häufiger den Character ausdrücken, bey dem die Coction mislingt, und dagegen das Sensorium mit einem Theile der Fiebermaterie befangen wird: aber außer daß mehrere Ursachen auch zu nicht schwülen Zeiten dasselbe wirken können: so wird auch bey schwülen Jahrszeiten das Fieber zwar leichter, als sonst, in der Folge bösartig: aber epidemisch bösartig, und gleich vom Anfang an ursprünglich bösartig selten, als wo man, wie Sarcone richtig darthut, das Hinzukommen einer wirklichen Ansteckung deutlich bemerken kann. Wir überlassen H. A., der diese Materie sehr studirt hat, die weitere Prüfung dieser wichtigen Sache. Die Epidemie von 1771 und 72, dünkt uns, kann zu diesen u. a. Anmerkungen Gelegenheit geben.

R.

Henr. Ioh. Collin, Nosoc. Pazman. Phys. ord. — Arnicae in febribus et aliis morbis putridis vires, s. obseruationum circa morbos acutos et chronicos factarum, *Pars V.* Vienn. 1775. 1 Alph. 13 Bogen. 8.

Unsre Leser erinnern sich aus dem 4ten Theile dieser Sammlung, daß die Blumen des Wulferley gegen die krampfhaften Zufälle, gegen die Verlähmungen und gegen den schwarzen Staar, unter den Händen des Hrn. Collin sich von wunderbarer Kraft erwiesen haben. Auch dieser Theil ist voll ähnlicher Wirkungen.

I. Von den Blüthen des Wulferley in Wechselfiebern. Im Sept. 1770. giengen die Wechselfieber großen Theils in Faulfieber, und besonders, wenn die Fieberrinde gegeben ward, in bösartige Fieber über, die sehr oft mit einer offenbaren Stockung in irgend einem Eingeweide verbunden waren. Da nun der Wulferley in den hartnäckigsten Krankheiten der Nerven und des Hirns sich so kräftig gezeigt hatte: so dachte H. C., er würde auch in dieser Art Fiebern die Ursache des Uebels heben, und siehe, er leistete, was H. C. sich von ihm versprochen hatte, im Aufgusse, im Absude, und in einer Lattwerge. Freylich brauchte er auch andre Mittel dabey, als den Absud der Graswurzel, der Pfaffenröhren, antiscorbutische Conserven, den Zeitlosenessig, Salze, bittre Extracte, selbst die Fieberrinde,

und vorher Brechmittel und Abführungen: aber allemal thaten doch die Blüthen des Wulferley das Beste, und bewirkten meistens einen gelinden Schweiß. Freylich ist man auch nicht allemal der Stockungen in innern Eingeweiden gewiß. Es sind zwar immer hypochondria dura ac tensa gegenwärtig, und die zeugen davon nicht allein. Indessen bleibt das Fieber doch fast immer weg, wenn das Mittel gebraucht ist, wenigstens löst es die feine Materie so auf, daß man nachher mit der Fieberrinde das Fieber heben kann. Die 15te Geschichte ist ein doppeltes fünftägiges Fieber. In verschiedenen Fällen sind auch Petechien bey den Wechselfiebern, besonders bey den alltägigen. Der 33ste Fall lief tödtlich ab, und konnte nicht anders bey der großen Verderbniß der innern Theile. Vom December 1771 an bis zum Ende Julius 1774. hatte Herr Collin 1090, die an Wechselfiebern krankten. Davon fielen 14 in ein Faulfieber, und 4 starben. Blos mit antiphlogistischen Mitteln heilte er 27. Es bleiben also noch 1052 übrig, von denen 25 durch die Fieberrinde, die übrigen alle aber durch die Blüthen des Wulferley genasen. Das ist ein erstaunliches Glück!

Nachher fiels H. C. ein, ein wässeriges Extract aus den Blüthen zu bereiten, und das war im Wechselfieber mit kachectischen Zufällen eben so thätig, so daß er 142 dadurch allein wieder herstellte. Andern aber mußte doch noch die Rinde oder Stahl gegeben werden.

Ueberhaupt haben H. C. Kranke den Wulferley gut tragen können, wenigstens sobald sie ihn einigemal genommen. In warmer Jahrszeit verursachte er leicht Gährung im Magen (das verstehen wir nicht recht) von mehrerer Entwickelung der Luft, als von den schwachen Gefäßen der Eingeweide absorbirt werden konnte, und da setzte er solche Mittel zu, die nach Macbride der Gährung widerstehen. Bey fauligen Epidemien wurden Citronensaft, Weinstein und Vitriolgeist zugesetzt. Das Extract verursacht am wenigsten Ungemach. Denn, setzt H. C. hinzu, das Principium, das Krämpfe des Magens und Beklemmung macht, scheint beym Abrauchen zu verfliegen, und vielleicht nichts, als eine in grösserer Menge entwickelte Luft zu seyn. (Der Rec. schreibt, wie ers S. 99 findet. Man setzt sonst das reizende, brecherig machende Wesen des Wulferley nicht in der Luft.) Ungemein wirkt der W. auf die Verstopfungen der Eingeweide, und hebt oft das Fieber nicht eher, bis diese gehoben sind, und niemals läßt er den

mindsten kachektischen Zufall oder irgend ein chronisches Uebel nach sich zurück. Allemal schafft er nicht Ausleerung genung, und dann muß man ihm mit Brech- oder Purgiermitteln zu Hülfe kommen. Er löst die Säfte nicht auf, wie andre fortgesetzte auflösende Mittel. Den Puls hebt er und giebt ihm mehr Umfang und Stärke, ohne doch, daß er das Blut in Wallung setzt. Nur, wo die festen Theile zu sehr erschlafft sind, haben andre zusammenziehende Mittel vor dem W. den Vorzug, und da gab H. C. die Rinde. Oft hebt der W. das Wechselfieber allein: oft aber bedarfs auch dabey einer sorgfältigen Curmethode. Fast scheint es, der W. wirke ins Nervensystem, und tilge in demselben die Ursache der steten Erneuerung des Anfalls. Doch, wo das Fieber wegen seiner Gefahr schnell zu heben ist, ist die Rinde vorzuziehen.

(Wer alle diese Bemerkungen mit Nachdenken erwägt, wird die Wirkung des Wulverley der sehr ähnlich finden, die man schon längst von dem in vielem Wasser aufgelösten und gedämpften Brechweinstein, und andern Antimonialbereitungen, angemerkt hat, deren Kräfte in Auflösung der Unreinigkeiten und nicht zu eingewurzelten Verstopfungen, wie auch Wegschaffung desselben, wo nicht durch Brechen und Stühle, doch durch Schweiß und Urin, sie zu einem der ersten Fiebermittel erhoben haben.)

In einem Anhange kommen neue Fälle von der Wirkung der Blüthen des W. im schwarzen Staare, und in der Lähmung vor.

Von der heilsamen Wirkung der Blüthen des W. in Faulfiebern. H. C. hat einige hundert Kranke, saepe miraculi instar, blos durch dies Mittel vom Tode gerettet. Es werden 20 Fälle davon umständlich erzählt. Wir können die Tugenden derselben nicht alle ausschreiben, die er ihnen nachrühmt. Sie haben fast alles in diesen Fiebern geleistet, verdünnt, gebessert, ausgeführt, die Nerven befreyt, die innern Stockungen aufgelöst, die Coction befördert, die Krisis zu Stande gebracht; zurückgetretne Absätze von den innern Theilen weggebracht. Auch hat H. C. in diesen u. a. Krankheiten in 4 Jahren 1654 Pfund davon verbraucht. Blos sehr reizbaren Subjecten erweckten sie Ungemach. Aus der reizenden, gedämpften Brechart läßt sich das alles mit einemmale erklären. Vom Brechweinsteine ists schon bekannt: zum Theile auch schon von der Ipecacuanha, die im Aufgusse noch nicht genug gebraucht ist. Es ist auch kein Zweifel, daß mehr andre

Brechmittel in kleinen Gaben eben diese Kräfte erweisen werden.

Der zweyte Abschnitt von der Wurzel des Wulferley.

Kräfte derselben in der Ruhr. Ipecacuanha griff zu sehr an. Rhabarber thut nur am Ende der Ruhr gegen den nachbleibenden Durchlauf gut. Rimaruba leistete gar nichts. H. C. hoffte also in der erquicklich riechenden und sanft zusammenziehenden Wurzel des W. erst im Durchlaufe, nachher auch in der Ruhr, ein wirksames Mittel zu finden. Und siehe, auch das gelang zur Verwunderung. Auch hier ist die Wurzel des W., bald mit Salab, bald mit Mohnköpfsyrup oder lindernden Mitteln, oder mit Vitriolsäure verbunden, gereicht worden. Billig sind auch, nachdem die Krankheit sich artete, Aderlässe und Ausführungen vorangegangen. Auch in der Lienterie hat dies Mittel Nutzen geschafft, und in dem erschöpfenden Durchlaufe der Schwindsüchtigen, von denen es zween gar curirt hat, nachdem die Wurzel des W. den Durchlauf gestillt hatte. H. C. schreibt ihr besänftigende, die Fäulniß verbessernde, stärkende und gelinde anhaltende Kräfte zu; auch hebt sie alle sonst häufige unangenehme Folgen der Ruhr.

Weiter hat sie in Faulfiebern zu Steurung der Fäulniß sich kräftig erwiesen. Bey sehr vielen waren Petechien, und diese oft, wie im 8ten Falle, nicht von übler Deutung. Die stärkende antiseptische Kraft der Wurzel hat sich hier sehr merklich gezeigt, und daher wird sie auch mit Nutzen mit den auflösenden Blüthen verbunden. Endlich hat H. C. sie auch im Brande und damit verbundenen Geschwüren versucht, und ebenfalls wirksam befunden, obwohl der Ausgang mehrmals tödtlich war, auch es nicht anders seyn konnte, wie die Leichenöffnung zeigte.

In einem Anhange beschreibt H. C. seine Versuche mit allerhand Vegetabilien, um den Grad ihrer antiseptischen Kräfte, nach des H. Pringle Art, festzusetzen. Rhabarber, China, Ipecacuanha, Blüthen und Wurzel des W. waren es im höchsten Grade, nur daß die zwo ersten zugleich das Fleisch zusammenzogen, und ihm ein unebnes Ansehen gaben: die drey letzten ihm aber sein natürlich Ansehen ließen. Mit der Galle vermischt, hielt die Wurzel des W. die Fäulniß gänzlich und vom Blute länger ab, als die Fieberrinde. Faules Fleisch von der Fäulniß zu befreyen, ist der W. 6 bis 7 mal kräftiger, als die Fieberrinde. Auch faulende thierische Säfte hat nichts besser

besser, als die Wurzel des Wulferley von der Fäulniß befreyet, und alles ist sichtbar nach Wunsch und zu Ehren des Wulferley ausgeschlagen.

Jak. Sims's d. A. D. Bemerkungen über epidemische Krankheiten, denen einige Anmerkungen über die Nerven- und bösartigen Fieber angehängt worden sind. Aus dem Engl. übersetzt von Joh. Wilh. Möller, d. A. D. Hamb. Bohn 1775. 179 S. 8.

Die meisten unsrer Leser werden diesen kühnen Schriftsteller kennen. Er sucht sich aller Fesseln des Ansehens zu entladen, tritt ganz, wie er glaubt, von Vorurtheilen entblößt, ans Krankenbette, und beschreibt seine Natur und derselben Gang in der Krankheit, wie er sie findet, und handelt, als Arzt, dabey nach den Winken derselben so, daß er nichts thut, wo er darf, und dreist ist, wo er muß. Immer liest man ihn mit Beyfall, wenn er beschreibt; aber, wenn er Folgen zieht und urtheilt, vermißt man die Bescheidenheit gegen andre. Aus seinen Datis schließt er richtig; aber in der Anwendung aufs Allgemeine vergißt er oft, daß die großen Männer, die er kritisirt, eben so am Bette gestanden, wie er, und daß in London, in Plymouth und im Felde Sydenham, Huxham und Pringle das gesehen, was sie gesehen haben, und anders es wahrgenommen, als er, Sims, in der irländischen Grafschaft Tyrone wahrnahm. Indessen bleibt Sims einer der besten Beobachter, werth, gelesen und nachgeahmt zu werden. Die Uebersetzung ist von sehr guter Hand, treu und fließend. Hin und wieder hat der Rec. sie verglichen. S. 8. ist er auf ein Versehen gestoßen, das er doch anzeigen muß. Zeile 9. steht: Hierauf lief der Wind südlich; und im Originale: The wind then veered about to the *west*. Diese kleine Entwischung ausgenommen, hat der Rec. alles sehr richtig gefunden.

Me.

Diss. inaug. med. de tempestiuo Corticis Peruuiani vsu in febribus inflammatoriis, auctore *Christ. Aug. Heed.* Gotting. Dieterich. 1775.

Die Sache kommt kurz darauf heraus: die Rinde ist freylich kein antiphlogistisches Mittel, und dient eigentlich im Zeitpunkte der Reizung und im Zustande der Entzündung nicht; aber gegen das Ende der Entzündungsfieber, bey zu großer Reizbarkeit, großer Entkräftung und Nervenschwäche kann sie ihren wichtigen Nutzen haben, und ist auch da im Decoct am besten.

R.

Percivall Potts, Wundarztes des St. Bartholomäus-Hospitals in London, Abhandlung über verschiedene Gegenstände der Wundarzneykunst. Aus dem Englischen übersetzt, von Georg Ludwig Rumpelt. — Zweeter Band. Mit Kupfern. Dresden, bey Gröll. 1774. 8. 224 Seiten.

Dieser zweete Band enthält die Abhandlung vom Wasserbruche überhaupt; von dem angebornen Bruche bey Kindern; von der gründlichen Heilung des Wasserbruchs vermittelst des Haarseils. Von dem Inhalte selbst etwas hier zu sagen, würde überflüßig seyn, da alle diese Abhandlungen nicht neu, und bereits allgemein bekannt sind. Hr. Rumpelt verdient Dank, daß er die deutschen Wundärzte dieser schätzbaren Beyträge zur praktischen Wundarzneykunst theilhaftig macht.

Joh. Alexander Brambilla, Ihro Kays. Königl. apostolischen Majestäten Leibwundarztes, chirurgisch-praktische Abhandlung von der Phlegmone und ihren Ausgängen. Erster Theil. Wien, bey Trattnern. 1775. 8. 325 Seiten. Zweeter Theil. Wien, bey Trattnern. 1775. 8. 537 Seiten.

Der erste Theil ist von der ersten Ausgabe unverändert abgedruckt, und von uns bereits angezeigt worden. Der zweete Theil handelt von dem kalten Brande, seinen verschiedenen Gattungen, und Kurmitteln.

Ne.

D. Gott-

D. Gottwald Schusters, Poliatri und Physici Provincialis zu Chemnitz, vermischte Schriften, als eine Fortsetzung des medicinischen Journals. Dritte Layette. Chemnitz, bey Stößels Erben und Putscher. 1776. 8. 8 Bogen.

Allerhand Sächelchen. Ein Dialog, betitelt: Silenus Medicus, voll Nonsense: Eine falsche Pulsadergeschwulst: Eine höfliche Correspondenz, betreffend einen Wassersüchtigen: von harten Faustschlägen ins Gesicht und auf die Brust: von einer melancholischen Frau nebst richterlichen Requisitionsschreiben, und allen möglichen überflüßigen Nebenumständen: noch von einer Melancholie: von einem weggesetzten Kinde: ein präsumirter Kindermord: ein im Wasser gefundenes Kind: eine attentirte procuratio abortus; de partu septimestri an vitalis censendus? Ein unschuldig angeklagtes Weib: ein ecstaticus melancholicus. Den Beschluß macht Nonsense in Versen.

Früchte der Einsamkeit, bestehend in unterschiedlichen physikalischen, medicinischen, chirurgischen Zeitverkürzungen, von D. Chr. Ehrenfr. Rückert. Breslau, bey Korn. 8. Erstes—sechstes Stück. Jedes Stück drittehalb Bogen. 1775. 76.

Es ist schwer zu errathen, ob Hr. R. in seiner Einsamkeit träumt oder wacht. Wir rathen ihm, fein in Gesellschaft zu gehen, die Einsamkeit zu meiden, und durch Zerstreuung seine Geisteskräfte zu stärken.

Sim.

Jak. Sims, d. A. D. Rede über die beste Methode medicinische Untersuchungen anzustellen. Vor der medicinischen Gesellschaft in London den 18 Jun. 1774. gehalten, u. s. w. Aus dem Englischen nach der zwoten Ausgabe übersetzt, von Joh. Wilh. Möller. — Hamburg, Bohn. 1775. 88 S. in 8.

Herr S. nimmt die verschiedenen Systeme der Aerzte durch, das Galenische vierfache Humoralsystem; der Chemisten Salze und Gährungen, von deren System bey den Alten noch am wenigsten Spuren sich finden; das Gewicht und den Druck der Hydraulischen; die Spannung und Erschlaffung der methodischen Aerzte; die Berechnungen der Kräfte und des Widerstandes der Jatromathematiker, die H. S. mit den alten Methodikern vergleicht; der Pneumatiker unmaterielles Wesen, Archeus, Nervensaft s. w. das Hippokrates gewiß und Aretäus vielleicht annahm, das Stahl, Hofmann und Börhave wieder belebten, und das Paracelsus und von Helmont nur entstellten. Man wird sich vielleicht wundern, wie Hr. S. die Systeme dieser Männer zusammensetzt. Er glaubt aber, sie seyn alle dem Empirismus im Grunde zugethan, und hätten sich nur selbst und andern die Illusion gemacht, daß sie einer Anzahl Wirkungen, deren Daseyn unleugbar ist, einen Namen beygelegt, und diesen Namen zu einer Ursache gemacht, aus der sie die Wirkungen erklärt hätten. Und da werden freylich Hippokrates Natur, Helmonts Archeus, Stahls Sele, Hofmanns Mechanismus, Boerhavens Nervengeister, und Hallers Reizbarkeit und Empfindsamkeit, Eins und dasselbe Geschöpfe, ein lebendes Principium, das in gesunden und kranken Tagen in Wirksamkeit ist. Wie schädlich die Anhänglichkeit an eine jede Theorie sey, zeigt Hr. S. sehr deutlich und auffallend. Man sieht, was man sehen will; trauet den Erfahrungen anderer Theoristen nicht, wenigstens vernachläßigt sie; ist nur scharfsichtig auf das, was zum Zweck dient, u. s. w. Nie hat die Theorie ein einiges gutes Arzneymittel erfunden, das in der Länge die Probe gehalten hätte. Der Theorist sieht die Natur nie an, wie sie ist; sondern wie sie zu seinem System passet. Einer Stelle S. 69. u. f. können wir uns nicht enthalten: „Die Theorie, insofern sie die Hauptsache der Praxis im Raisonnement und nicht im glücklichen Erfolge setzt, vermindert die Aufmerksamkeit ihrer Anhänger auf die letztere. Dem gemeinen Wesen ist kein Irrthum schädlicher gewesen, und keiner macht uns mißtrauischer gegen die Recorde der Kunst, als eben dieser. Es giebt zwar wenige, selbst unter denjenigen, welche ihre Dictate der Welt mittheilen, die da wissen, auf was für einen Grund unsere Meynung von einer besondern Curmethode gebauet werden müsse; die meisten haben sie zuerst vom Systeme gelernt, und behalten sie nachmals bey, weil die größte

Anzahl

Anzahl ihrer Kranken nicht daran stirbt: bedenken aber nicht, daß wahrscheinlich wenigere würden gestorben seyn, wenn sie gänzlich von derselben abgelassen hätten, und vergleichen auch nicht den glücklichen Erfolg anderer, die einen entgegengesetzten Weg eingeschlagen sind. Ueberdem sind manche epidemische Krankheiten so wenig gefährlich, daß kaum Einer von denen stirbt, die nach allen nur möglichen von einander abweichenden Methoden behandelt worden sind. Daher trauen sie einem jeden läppischen Mittel, ja so gar solchen, die zu einer andern Zeit höchst schädlich sind. Nicht alle, welche bey unserm Verfahren gewesen, müssen wir auf dessen Rechnung schreiben; blos das Facit der dadurch Erhaltenen, das wir herausbringen, nachdem wir die ohne Beystand des Arztes Genesenen abgezogen haben, müssen wir darauf schreiben. Hieraus erhellet der Nutzen, den unsere Wissenschaft aus Vergleichungen zieht. Aber alle diese Umstände achtet der ächte Theorist fast nicht, und während, daß er sich mit einer genauen Untersuchung desjenigen, was sich außer ihm zuträgt, beschäftigen sollte, bemüht er sich, dunkle Ursachen zu ergründen, und daraus Beweisgründe seines Verfahrens herzunehmen, als wenn die Kenntniß der Krankheiten blos im Cabinet zu erlangen wäre.“ Eine herrliche Stelle, und deren wird man mehr in diesem Werkchen antreffen, obgleich auch vieles zu wenig Bestimmtes, und auf der andern Seite theils Hartes, theils Uebertriebenes mit unterläuft. Des Empiristen, dem das Wort geredet wird, wahre richtige Bestimmung finden wir nirgends. Blind soll er doch nicht seyn gegen die Ursachen der Krankheiten, noch unwissend im Baue des Körpers, und in der Kenntniß der ganzen Natur. Hart ist das Urtheil, das über das Versuchemachen an lebenden Thieren gefällt wird. Wenn Hr. B. das sanfte Mitleiden so sehr hoch erhebt: so wundert uns, wie er einen Hummer oder einen Kapaun ohne die stärkste Indigestion genießen kann. Sicher ist es falsch, daß der ächte Empirist die in die Augen fallenden Ursachen nur als Kennzeichen der Krankheit betrachtet. Aus Hrn. S. eigenen Schriften könnte man ihn widerlegen. Falsch ist es, daß der Gedanke eines Systems alle künftige Verbesserungen ausschließt. Bey der Gelegenheit aber kommt wieder eine schöne Stelle vor: „Erfolgt auf sein (des jungen Theoristen) Verfahren sehr häufig ein übler Ausgang: so giebt er einem Fehler oder einer Vernachläßigung des Kranken und nicht seiner eigenen Methode die Fortdauer der Krankheit Schuld — Auf die Art ver-

fahren einige bis an ihr Lebensende, und wenn es sich ja zuträgt, daß ihnen die Augen geöffnet werden: so fallen sie in einen entgegengesetzten Irrthum, und verwerfen mit ihrer Theorie allen Glauben auf die Praxis, die sie sich blos als eine geschickte Kunst, die Menschen zu betrügen, denken, oder höchstens als eine verzeihliche und nothwendige Mode ansehen, die Furcht derselben einzuschläfern, wobey es am besten ist, wenig kräftige Arzneymittel zu geben.“ Mit Bestand der Wahrheit kann Hr. S. behaupten, der ächte Empiriker sey unter allen Sterblichen am wenigsten leichtgläubig; es sey nicht die Frage, ob man seine Vernunft gebrauchen solle, sondern, ob wir unsere Folgerungen aus verborgenen Ursachen herleiten, oder uns blosserdings an Facta halten sollen, ob wir zum Maasstabe ein ungewisseres Maas brauchen sollen, als die Sache selbst ist? Wie viel schwerer die Empirie sey, als die Theorie, u. dgl. m. das wir unsern Lesern selbst überlassen müssen. Von der Uebersetzung haben wir eine Probe gegeben, aus der man sehen wird, daß sie treu und deutlich sey, und daß das Werk von einem geschickten und kundigen Mann übersetzt zu werden verdiente.

Va.

Fasciculus primus operum minorum medicorum et dissertationum, collegit, recensuit, edidit *Franc. Xav. de Wasserberg*. Vindobon. Trattner. 1775. 458 S. gr. 8. *Fascicul. II.* 1775. 476 Seiten. *Fascicul. III.* 1775. 459 S.

Eine sehr schätzbare Sammlung kleiner Schriften und Dissertationen medicinischen Inhalts, welche seit der Reformation van Swietens, d. i. seit 1749. zu Wien und in andern österreichischen Provinzen herausgekommen, und die der Verf. mit gewisser Auswahl hier abdrucken läßt, damit sie sich nicht wie ähnliche kleine Piecen, vergreifen oder verlieren. Doch wird hin und wieder etwas abgeschnitten, hinzugesetzt, und zuweilen verändert. Die Schriften, welche nicht in lateinischer Sprache herausgekommen sind, werden in dieser Sammlung übersetzt. Der Verf. verspricht auch, andere bisher noch ungedruckte Schriften abdrucken zu lassen. Ueberhaupt müssen wir den Verf. auf alle Art zur Fortsetzung dieser Arbeit, wenn sie

sie mit strenger Wahl geschiehet, ermuntern und auffordern. Viele wichtige Schriften hat mancher niemals außer Wien zu sehen bekommen, und andere verdienen doch auch oft die Ehre weiter bekannt gemacht, und der Vergessenheit entrissen zu seyn. Das ganze Werk ist gleichsam ein Beytrag zu der Hallerischen, Sandifortischen und andern Sammlungen. Allein die dem Recens. vorgezeichneten Grenzen erlauben nur die merkwürdigsten Stücke, dem Titul nach, anzugeben, um dadurch die Neugierde unserer Leser auf das Ganze, und den Inhalt selbst zu lesen, rege zu machen. F. I. A. *Stoerk* de institione variolarum. Eine Uebersetzung. *Steidele* obseruationes de rupto in partus doloribus vtero. *Hasenoechel* und *Auenbruggers* Schriften wieder abgedruckt. *Pazmandi* diss. de Natro Hungariae veterum Nitro analogo. Des Verf. examen chemicum oui. Fasc. II. *Well* examen incalescentiae calcis viuae etc. *Plencitz* de Scarlatina. *Egger* de consensu neruorum. Fasc. III. *Gilg* de spina bifida. *Bruz* de gramine Mannae s. festuca fluitante. *Cranz* de re instrumentaria. *Stoerk* de conceptu, partu naturali etc. Unangenehm ist es, bey keiner einzigen der hier wieder aufgelegten Schriften das Jahr oder den Ort zu finden, wo sie zuerst erschienen sind; es muß aber sehr leicht seyn, bey der Fortsetzung dieser Sammlung beydes jedesmal mit anzugeben.

Kd.

---

4. Schöne Wissenschaften.

J. G. von Boden vermischte Schriften. Erster Theil. Mietau, bey Steffenhagen. 11 B. 8. 1776.

Diese Sammlung enthält drey Reden, auf das Krönungsfest der Russischen Kayserinn, am Dankfeste für die Errettung des jetzt regierenden Königs von Pohlen, und am Neujahrstage: ferner eine Abhandlung vom Eigenthume der Bauern, und Briefe einer jungen Russischen Dame. Die Reden sind von Patriotismus und wackern Gesinnungen belebt, aber nach dem Geschmacke des Recens. zu schwülstig und gekünstelt, wie es wohl zu gehen pflegt, wenn man sich vor-

 nimmt,

nimmt, erhaben zu reden. Z. E. S. 10. „Der Mensch und „sein Wohl ist für den, der wahre Empfindung hat, ein zu zarter „Gedanke, man kann ihn nicht oft und zart genug denken. „Deswegen gab die Hand des Schöpfers uns allen einerley „Gestalt, einerley Gliedmaaßen ꝛc.; darum schloß sie unsere „Augen in die sanfteste Verwahrung, und unsere Zunge in „einen elfenbeinernen Zaun ein ꝛc. Oder S. 30. Jedes „Reich hat seine Seele, sein Herz, seine Ehrfurcht. Die „Gesetze halten diese Einheit, diesen bürgerlichen Mensch „zusammen. Aber eben diese Gesetze, diese heiligen Bande „müssen verstanden werden. Sie sind ein Knote, den ein „gordischer Verstand, aber kein alexandrinischer De„gen lösen muß ꝛc. Oder S. 76. Große Monarchen sind auf „dem Wege des Schreckens zum Frieden geneigt; darum ver„folgen sie ihre Feinde nur bis an die Schwelle der Ohn„macht, niemals bis an den Fluß der Verzweifelung. „Sie bauen ihnen goldene Brücken, und lassen sie mit Be„schämung darüber gehen."

Die ökonomische Abhandlung ist gleichfalls in einem gezierten Tone geschrieben, und fängt mit Solon und einer Declamation über die Würde des Menschen an.

Die Briefe der jungen Dame enthalten zum Theil eine Geschichte ihrer Erziehung, die sie von einem Landprediger, nach dem frühzeitigen Tode ihrer Aeltern genossen hat, und es kommen darinne recht artige Maximen zur Bildung eines jungen Frauenzimmers vor. Doch hat das Fräulein einen großen Hang zum Unnatürlichen, welches einem Frauenzimmer gar übel ansteht, und ihre Freundinnen, mit denen sie eine Art von witziger Gesellschaft errichtet hat, möchten sie vollends verderben. Hätte der Leser wohl Lust, etwas von den Ausarbeitungen dieser schönen Gesellschaft zu sehen? Die erste Preisaufgabe war ein schwesterlicher Verweis, ins Künftige mit seiner Geliebten nicht so nachläßig umzugehen. Hier ist das Preisbillet: „Höre doch, was die Göt„ter diese Nacht über dich beschlossen haben; zum Eiszapfen „wollen sie dich umschaffen, und deswegen, weil du mitten „im Frühlinge kaum den Anfang von einer frostigen Liebe „hast. Noch ist es Zeit, dieses Unglück abzuwenden; warm, „ach ja! du hast das Herz! und sanft sollst du künftig deine „Geliebte küssen. So schnäbeln sich die Lerchen und die gött„lichen Nachtigallen. Sey mein göttlicher Bruder ꝛc." Unser Fräulein fügt in ihrem Briefe, worin sie die Geschichte ihrer

ren Gesellschaft erzählt, folgendes hinzu: „So schnäbeln sich „die Lerchen und die göttlichen Nachtigallen. Wie gefällt Ih„nen dieser himmlische Einfall? — Gewiß, wenn man auch „keine Nachtigall ist, so sehnet man sich doch, so hübsch warm „und sanft geschnäbelt zu werden.“ (Ey, gnädiges Fräulein, das ist ein wenig zu offenherzig.) „Wie ist Ihnen zu Muthe, „meine Herren?“ (das Fräulein schreibt an eine, etwas steife, gelehrte Gesellschaft in L.) „Gar nicht ein bisgen philomelisch? „Nun das gestehe ich, das sollten die Götter wissen!“ — Ja! ja! wer weiß, welchen Recensenten diese Stelle philomelisch macht. In einem andern Aufsatze nimmt sich das Fräulein vor, ihrem künftigen Liebhaber das Leben recht sauer zu machen. Sie will sich aber auch mit ihm wieder vertragen. „Dann, ja dann, sagt sie, ist unsere Freude vollkommen, „wenn sich unsere Seelen einander laut zugeweint haben, dann „können wir uns nie verlieren, jede schattichte Linde ist uns „ein Bürge, jeder Duftkreis wird unsere Herzenskugel.“ In aller Welt, gnädiges Fräulein, was ist Ihre Herzenskugel? Halten Sie die Frage einem unhöflichen Recens. zu Gnaden.

Pz.

J. M. E. Merkin — Versuche in prosaischen Stücken. Vierte Sammlung. Frankf. und Leipzig bey Fleischern. 1775.

Immer sehr gut für solche Leser, und deren giebt es wohl viele, die über moralische und Religionswahrheiten nicht eben scharf nachdenken, sondern nur angenehm empfinden wollen. Die V. hat Moses Mendelssohn, Wieland, Klopstock, Gellert, u. s. w. gelesen, und die Materien, die sie sich diesmal gewählt hat, sind die Unsterblichkeit der Seele; der Held; die Tugend belohnt sich selbst; der May; zufällige Betrachtungen; dankbare Empfindungen über die Geburt des Erlösers (wo der V. unter andern redet von einem Kinde, das die Abkunft der Ewigkeit in die Bande der Kindheit einhüllte; von Gott, der ein Kind wird, der leiden muß, von einem herabgeniedrigten Gott u. dgl.) die Demuth; Betrachtungen der Werke der Natur; mütterliche Empfindungen. Die Verf. sagt selbst: Meine Aufsätze sind weniger vor Gelehrte, als vor mein Geschlecht geschrieben.

ben. Und eben so gewiß sind sie mehr das Herz zu verbessern, als den Verstand mit neuen Wahrheiten zu bereichern, aufgesetzt. Der Rec. ohne sich eben gelehrt zu dünken, fühlt es, daß sie nicht mehr so recht für ihn sind, läßt ihnen aber übrigens ihren Werth, wenns denn M. Merkin so haben will, in Absicht auf das Geschlecht, für welches sie eigentlich geschrieben wurden, und in Absicht auf die männlichen Geschöpfe, deren Magen noch recht gut stärkere Speisen verdauen kann. Manchem hochgelehrten Manne möchte man auch wünschen, daß er nur so gut deutsch schriebe, als Madam Merkin doch wirklich schreibt.

Az.

Die frikasirte Nachtmütze, eine komische Geschichte in vier Büchern. Leipzig. 1776. bey Schneidern, 3 B. kl. 8.

Ein armseligeres Ding als dieses ist wohl nicht möglich. Der Verf. hat selbst mit seiner Geschichte so wenig anzufangen gewußt, daß er noch drey, oder gar vier andere eben so armselige Geschichtgen vorangeflickt hat, und doch haben die drey kleinen Bogen nicht davon voll werden wollen.

Almanach der Grazien auf das Jahr 1776. von Cupido. Cythere bey Ganymedes. 7½ Bogen, 8.

Almanach der Faunen und Satyrn möchte es eher heißen, so schickte sich zum Titel der Satyr, der auf einem beygelegten Kupfer vorgestellt wird, wie er ein schlafendes nacktes Mägdchen betrachtet, und auch das Titelkupfer, welches zeiget, daß die Grazien, denen die Verf. opfern, von der plumpen Gattung seyn müssen.

Pz.

Liederchen und Gedichte, von Traug. Benj. Berger. Leipzig, bey Schneidern. 1777. 8.

Solche

Solche elende Reimereyen haben wir lange nicht gesehen; sagen müssen wir dies dem Verf. mit aller Offenherzigkeit, die uns das leidige Kunstrichteramt auflegt, ob er gleich schon in der Vorrede auf jedermänniglich, dem seine Sächelchen etwa nicht recht gefallen möchten, gar bitter böse thut — und wir würdens beweisen, wenn wir nicht unsern Lesern Langeweile zu ersparen dächten, oder hoffen dürften, daß Kritik einen Reimer, der keinen Funken Genie besitzt, zu bessern im Stande sey.

Lz.

Karl Mastaliers Gedichte nebst Oden aus dem Horaz. Wien, in der von Ghelenschen Buchhandlung. 1774. 10 Bogen in 8.

Die mehresten dieser Gedichte sind bey den Gelegenheiten, die sie veranlaßt haben, einzeln gedruckt und auch in unsern Gegenden bekannt geworden; z. E. auf die Wiederkunft des Kaisers aus Italien, die zwey Lieder eines österreichischen Kürassiers, an Deutschland wegen seines Kaisers, auf Dauns Tod, auf Gellerts Tod, u. s. w. Die übrigen sind diesen gleich; zusammen beläuft sich die Zahl auf 17. Mastalier, einer unsrer besten Dichter, ist zu rühmlich bekannt, als daß wir ihn hier erst empfehlen dürften; und es wird den Wunsch der mehrsten Leser befriedigen, eine vollständige Sammlung seiner Gedichte zu haben. Eine edle Sprache und ein sehr gedankenreicher Ausdruck, dennoch mit Anmuth und Wohlklang verbunden, zeigt sich allenthalben. Die Kürassierlieder sind dem Charakter sehr treu geblieben, z. E.

Und diesem Joseph dienen wir!
Drauf bin ich, alter Kürassier,
Mehr stolz, als auf die leere Pracht,
Die manchen Geck zum Großen macht;

Der ganz in Silber eingenäht
Sich lächerlich in Städten bläht,
Vielleicht auch spöttlich von uns spricht.
Was pralt er? Joseph kennt ihn nicht.

Uns aber, wildgeharnischten Hauf,
Sucht er in schlechten Dörfern auf.

Sehr

Sehr feine Wendungen dünken uns die in dem schönen Gedicht an einen Schmetterling, dem er zuletzt sagt: Du wirst bald dem Barden Sineds, der Insekten sammlet, zur Beute werden, wobey sich denn das Gedicht mit einem Lobe Sineds schließt:

Drum flieh, denn ihm entgehst du nicht,
So wenig eine Wahrheit, die im Mark
Des Stoffes, von Kurzsichtigen
Lang unbemerket, steckt, sich seinem Blick
Und seinem Scharfsinn je verbirgt.

Und auf Josephs und Josephens Heyrath:

Komm bald, junger Achill! und lächle die wartenden Ahnen
Bald aus den Armen der Königin an!
Niemand müsse die Hoheit des Vaters im Sohne verkennen,
Und die liebreizende Mutter soll Dir
Aus den Blicken hervorsehn; doch läugn' es die Mutter, und sage:
König! sieh da Theresiens Bild!

Zwölf Oden sind aus dem Horaz übersetzt, im Metrum des Originals. Wir wollen nur wenig Stellen abschreiben; aber sie werden hinlänglich beweisen, daß der Dichter auch in Uebertragung nicht leichter Stellen, ungemein glücklich gewesen ist.

Multis ille bonis flebilis occidit,
Nulli flebilior quam tibi, Virgili.

Viele weinen um ihn, doch die gerechteste
Thräne weinst du, Virgil!

Frui paratis et valido mihi,
Latoe, dones, et, precor, integra
Cum mente, nec turpem senectam
Degere, nec cithara carentem.

Laß mich bey guten Kräften und bey Vernunft
Mein Bischen Gut, o Sohn der Latone, noch
Genießen, laß mein Alter ehrlich
Und bey der Zither Gesang verfließen.

Quid breui fortes iaculamur aeuo
Multa? cur terras alio calentes

Sole

Sole mutamus? patriae quis exul
Se quoque fugit?

Dennoch so hegt man bey so kurzem Leben
Einige Wünsche! wählt sich fremder Sonnen
Gegend! o flieht nur Vaterland und Heimath,
Euch flieht ihr nimmer!

Odi profanum vulgus, et arceo.

Entweich, unheilger Pöbel! ich hasse dich.

— — sed timor et minae
Scandunt eodem quo dominus, neque
Decedit aerata triremi, et
Post equitem sedet atra cura.

— — — — umsonst!
Denn Furcht und Schrecken ziehen mit ihm dahin.
Im Lustschiff fährt mit ihm der Kummer;
Reutet er, hat er ihn fest am Rücken.

Plerumque gratae diuitibus vices;
Mundaeque paruo sub lare pauperum
Coenae, sine aulaeis et ostro,
Sollicitam explicuere frontem.

Die Reichen lieben Wechsel; schon öfters hat
Ein reinlich, aber nüchternes, Abendmahl
In Hütten ohne Gold und Purpur
Eine Ministerstirn aufgeheitert.

Non est meum —

Ich bin der Mann nicht —

Ueberhaupt ist ihm das Metrum auch gut geglückt, nur bey dem sapphischen vermissen wir oft richtige Skansion und Wohlklang.

Vermischte Werke. Hamburg, verlegt von J. J. C. Bode. 1775. 1 Alphabet in 8.

I. Der Graf von der Weide, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Durch die abscheulichste Verrätherey wird ein edler liebenswürdiger Minister des Hochverraths

raths angeklagt, auf ewig ins Gefängniß gesetzt, er verliert Freyheit, Ehre, Hoffnung, verliert seine Geliebte, die, wie er nun besorgt, einem andern zu Theil werden wird; das bricht ihm das Herz, und den Verstand. Schon im zweyten Akt sehen wir ihn im Gefängnisse, und wahnsinnig; das dauert zu lange, das hält kein Zuschauer von Gefühl aus, oder es ermüdet auch und schwächt den Eindruck. Das Stück sollte nur drey Akte haben. Die letzte tragische Begebenheit mit Erstechung des Fräuleins thut vielleicht auf dem Theater widerliche Wirkung. Die Sprache ist sonst edel und recht gut, der Dialog ziemlich, die Charaktere gut ausgeführt. — Die Scene ist in Düsseldorf.

II. **Die Schleichhändler, eine komische Oper in drey Aufzügen.** Aus Gay's bekannter und gepriesener Beggars-Opera machte unser Verf. vor einigen Jahren ein deutsches Singspiel: die **Straßenräuber**, als eine ziemlich getreue Nachahmung, fast Uebersetzung des Englischen. Allein das Süjet schien ihm zu national für England, und für unsre Denkart zu anstößig; er machte also itzt aus seinen Straßenräubern Schleichhandler, und verlegte die Scene in eine preussische Stadt. Wir loben das. Aber die starke vis comica, die satyrischen Nebenzüge, die so künstlich eingeflochten sind und so unvermuthet hervorspringen, der ächte oft ausgelassene Witz, die aufs äußerste getreue Schilderung der Sitten, die vortrefflichen Arien, — alles bekannte Schönheiten des englischen Originals, sind hier verschwunden. Die englischen Arien wurden immer und ewig gesungen, sogar auf Fächer gemalt u. s. w.; wo ist hier Eine, die sich dem Gedächtniß einprägte? Sangbar ist fast keine, wegen der holperichten Verse; S. 148 ist gar eine in Alexandrinen. Sonst, ohne Vergleichung gesprochen, läßt sich das Stück noch wohl lesen.

Nach unserm Gefühl hätte der Verf. diese beyden angezeigten Stücke können drucken lassen, und damit gut! Warum mußte denn Alles, was er in seinem Schreibpulte hatte, in die Druckerey wandern? Da sind nun eine Menge **Gedichtchen**, die samt und sonders nicht viel sagen wollen; da sind auch **Abhandlungen in Prosa**, gelehrte, satyrische, moralische, sogar lateinische, Gott weiß was alles, die noch weniger bedeuten. Eins wollen wir nur anmerken. Der V. sagt: die Fräulein, und vertheidigt sich weitläuftig darüber. Allein, seine Gründe halten schwerlich Stich. Der Sprachgebrauch ist nicht so sehr für ihn als er glaubt (auch führt er blos den ober-

obersächsischen Kreis an, wo aber wahrlich noch viele sind, die anders reden); er gebe nur Acht, und er wird in Anreden beständig hören: Gnädiges Fräulein! Der Grund: „ein Titel „kann nicht ungewissen Geschlechts seyn,“ ist lächerlich; denn warum kann das nicht seyn? Ist doch sogar Weib ein Neutrum!

Wilhelm von Oranse in zwey Gesängen. Frankf. und Leipz. 1774. 5½ Bogen in 4.

Sonder Zweifel von einem schweizerischen Verfasser. Es ist eine mährchen- und wundervolle Legende von einem tapfern französischen Helden, der eine muhamedanische Prinzessin entführt; und hernach in Frankreich, mit Hülfe seiner Kadidah, ein halb Dutzend Sultane schlägt, die sie ihm rauben wollen. Das Süjet, ganz tauglich zu einer Romanze, oder einer ariostischen Epopee, ist hier sehr ernsthaft erzählt, ohne Glanz von poetischen Farben, ohne Schmuck von hinreissenden Bildern und ausschweifenden Gemälden der Einbildungskraft, der hier so ganz am rechten Orte gewesen wäre, und so leicht anzubringen. Zur Probe, wie dem Verf. der Hexameter und der poetische Ausdruck gelungen ist, schreiben wir die erste beste Stelle aus:

Einmal hatten sie schon mit Untergraben der Erde
Einige Klafter der Mauer darnieder gefället, schon drangen
Fluten der Krieger an Fluten hindurch, schon riefen die Führer:
Allah-Akbar, die Losung des Siegs, die Allmacht ist Gottes!
Als Gespenster der Nacht, Medusen, und Hunde der Hölle
Unter sie traten, die Cerbere heulten, die Nattern am Haupte
Zischten und bäumten sich auf. Von panischem Schrecken ergriffen
Flohen die Männer im Wahne des Siegs; der Kühnste von ihnen
Sprach die Schenkel itzt an, und pflanzte die Furcht in die Besten.

Histoire d'*Agathon* ou tableau philosophique des moeurs de la Gréce. Traduit de l'Allemand de Mr. *Wieland*. A Leide chés Murray.

 1774.

1774. 12. **Acht Theile in vier Bänden, stark: 13 B., 14 B., 15 B., 8 Bogen.**

Ein Franzose übersetzte die sieben ersten Bücher des Agathon; ein andrer that die folgenden hinzu, nach der neuen Ausgabe Wielands. So haben wir dies Werk itzt ganz im Französischen; beyde Uebersetzer haben sich nicht genannt. Die Uebersetzung liest sich ganz gut; hin und wieder sind kleine Aenderungen, die der Charakter des Volks, oder das Genie der Sprache erfodert haben.

Me.

---

5. Mathematik.

Kurze Beschreibung der Barometer und Thermometer. Frankf. und Leipz. bey Monath. 1776. 199 Oktavseiten, 1 Kupfertafel.

Außer den beyden genannten Werkzeugen redet dieser Aufsatz auch noch von denen, welche dienen, Dichte der Luft, Feuchtigkeit, Regen, Richtung und Stärke des Windes anzugeben. Die Lehren sind meistens ganz richtig und brauchbar, nur Alles sehr bekannt, und ohne Merkmale gründlicher Einsicht, nur wie es ein Liebhaber thun würde, zusammengeschrieben. Der Verf. hält sich in Altdorf auf. Aus achtjährigen Beobachtungen des sel. Doppelmeyers, giebt er für Nürnberg des Quecksilbers im Barometer größte Höhe 27 pariser Zoll 6 Linien 11 Skrupel, die kleinste 26; 2; 6. Die Wärme und Kälte zu Nürnberg kann er aus Doppelmayerischen Beobachtungen nicht angeben, weil D. damals Thermometer gebraucht, die keinen richtigen Terminum a quo hatten. Hier in Altdorf, sagt er, sey die größte Wärme 90 fahrenheitische Grad beobachtet worden, die größte Kälte 2. Bey Hr. Joh. Pet. Maurer, Kaufmann in Nürnberg, sind gute und harmonische Barometer und Thermometer zu haben. Er ist selbst ein Kenner von solchen Werkzeugen, und man findet hier von ihm ein nürnbergisches meteorologisches Tagebuch, für 1768; aber nur Jänner und Hornung. Eben so werden altdorfische

Beob-

Beobachtungen mitgetheilt, und Wiener von Hrn. Hell. Ein Anhang redet von Höhenmessungen mit dem Barometer. Davon werden nur Maraldis und Daniel Bernoullis Regeln gelehrt, und die Rechnungen meist nach der ersten geführt. Nach derselben ist Altdorf 290⅝ pariser Fuß über das mittelländische Meer erhoben, den Barometerstand zu Altdorf 317⅝ Linien am Meere 336 gesetzt. So berechnet der Hr. Verf. die Höhe vieler andern Oerter. (M. Regel ist: zu 1 Linie Fall des Quecksilbers gehören vom Meere an 61 Fuß, und von der Stelle, die 61 Fuß über das Meer erhoben ist, bis an die, wo es wieder 1 Linie fällt, 62 Fuß, und so immer für 1 Linie Fall, 1 Fuß mehr. Da diese Regel auf gar keinen sichern physischen Gründen beruht, so gehört sie wohl mit zu den schlechtesten.) Andere Regeln sind dem H. V. nicht unbekannt, aber er hat ohne Zweifel eine leichte Rechnung gesucht. Und doch hätte er nach Maraldis Formel, die eigentlich die Summirung einiger ganzen Zahlen ist, noch leichter rechnen können; wenn er nur eine einfache Multiplikation gebraucht hätte, anstatt ein Quadrat zu machen, und dazu ein Produkt zu addiren. Auch hat der H. V. nicht bedacht, daß in seiner Formel, n die Zahl von Linien bedeuten muß, um welche das Quecksilber vom Stande am Meere gefallen ist. Aber 187 S. III. braucht er diesen Buchstaben für den Unterschied der Barometerstände zwischen Altdorf und Nürnberg, und findet so Altdorf 331 Fuß höher als Nürnberg. Wenn er nach seiner Formel für beyde Oerter vom Meere rechnet, wird er Nürnberg 779, 9 Fuß über das Meer finden, und Altdorf 1173, 0; also 393 höher als Nürnberg. Hätte er Bouguers oder Mayers Regeln gekannt, die man in Kästners Abhandl. vom Höhenmessen bey dessen Anmerkungen über die Markscheidekunst findet, so hätte er noch leichter als nach Maraldis Formel, und mehr nach physischen Gründen, rechnen können.

J.

M. C. F. Hellwag Beschreibung des Storchschnabels. 4. 1776. 2 Bogen, 1 Kupferblat.

Bions Beschreibung dieses Werkzeuges war dem Verfasser zu dunkel. Er studirte selbst nach, und brachte es zu Stande. Nun verfertigt solche der Tischler Nicolai zu Tübingen, das Stück für 18 Kreuzer, und zwar die von der

ersten Art. Denn es kommen hier auch Zeichnungen von andern Arten vor, nämlich die von Scheiner und die von Maurelius. Auch noch eine zum vielfachen Nachzeichnen.

Fm.

K. Scherfers Briefe über einen Entwurf einer sphärischen Geometrie. 1775. 8. 3 Bogen, 2 Kupferbl. Wien bey Trattnern.

In der sphärischen Trigonometrie nimmt man gewöhnlich von den Eigenschaften der Kugel nur so viel mit, als zur Berechnung der sphärischen Dreyecke nöthig ist. Es bleiben daher mehrere Lehrsätze und Aufgaben zurück, die, so wie sie für ebene Flächen statt finden, entweder von Wort zu Wort, oder mit geringer Veränderung, auch bey der Kugelfläche anwendbar sind. Solche nimmt der Verfasser hier vor, und zeigt z. E. daß auch in sphärischen Triangeln die drey Senkstriche, oder auch die aus jeder Ecke auf die Mitte der gegenüberstehenden Seite gezogenen Bögen sich in einem Punkt durchschneiden. Aehnliche Triangel giebt es auf einer gleichen Kugelfläche nicht, weil, wenn die Winkel gleich sind, sodann auch die Seiten gleiche Größe haben. Der Verf. sucht sie daher auf Kugelflächen von verschiedenen Durchmessern. Im zweyten Briefe, wo von dem Flächenraume der sphärischen Triangel die Rede ist, kömmt die Eulersche Berechnung derselben vor. Im dritten Briefe werden solide aus Kugelflächen zusammengesetzte Winkel betrachtet, und als unmöglich bey Seite gesetzt. Da der Verf. selbst seine Schrift nur als einen Entwurf angiebt, so können wir von ihm auch nicht alles verlangen, was zu erwarten war. Denn an sich betrachtet, läßt es sich in Ansehung aller Lehrsätze der Plangeometrie versuchen, wie fern sie auf Kugelflächen statt finden, oder geändert werden. Man sieht dabey überhaupt so viel voraus, daß, da die größten Circul nicht parallel seyn können, das, was in der Plangeometrie von Parallellinien abhängt, auf der Kugelfläche eine andere Gestalt gewinnt, oder vollends wegfällt. Der Erfolg müßte sodann lehren, welche Vortheile man sich von solchen Untersuchungen würde zu versprechen haben.

D.

6. Schöne Künste, Malerey, Zeichnung und Musik.

Deutsche Akademie der Bau- Bildhauer- und Malerkunst von Joachim von Sandrart auf Stockau. Bey dieser neuen Ausgabe verändert, in eine bessere Ordnung gebracht, und durchgehends verbessert, von J. J. Volkmann, Dr. Des dritten Haupttheils dritter Band, (in der Ordnung des ganzen Werks, der achte und letzte Band,) welcher die Ikonologie der Götter, nebst einem Generalregister enthält. Nürnberg in der Endterischen Handlung. 1775. gr. Folio.

Dies ist der letzte Band des Sandrartschen Werkes. Wir beziehen uns auf die Anzeigen der vorigen Theile, im ersten Anhange dieser Bibliothek, S. 938, und in des zweyten Anhangs erster Abtheilung, S. 474.

Mn.

Vorschlag zu einer neuen Lehrart in der Freyenhandzeichenkunst, von einem Liebhaber der schönen Künste. Breslau bey Korn 1774. 6 Bogen in gr. 8.

Diese Schrift ist von dem Hrn. Abt Felbiger zu Sagan veranlaßt, der an den ungenannten Verfasser derselben die Frage that: „Ob man denn mit den Theilen des menschlichen Körpers schlechterdings den Anfang in der Zeichenkunst machen müsse?“ Sie ist indeß nicht schlechthin eine Beantwortung dieser Frage; sondern ihr Verfasser breitet sich im Allgemeinen über die beste Lehrart und Anweisung aus, die man einem Schüler der Zeichenkunst ertheilen soll, um alle ängstliche, steife, und sklavische Nachahmung zu verhüten, und ihn zur freyen und richtigen Nachahmung der Natur anzuführen. Man findet hier also das Nothwendigste, von den ersten Ele-

ersten Art. Denn es kommen hier auch Zeichnungen von andern Arten vor, nämlich die von Scheiner und die von Maurelius. Auch noch eine zum vielfachen Nachzeichnen.

Fm.

K. Scherfers Briefe über einen Entwurf einer sphärischen Geometrie. 1775. 8. 3 Bogen, 2 Kupferbl. Wien bey Trattnern.

In der sphärischen Trigonometrie nimmt man gewöhnlich von den Eigenschaften der Kugel nur so viel mit, als zur Berechnung der sphärischen Dreyecke nöthig ist. Es bleiben daher mehrere Lehrsätze und Aufgaben zurück, die, so wie sie für ebene Flächen statt finden, entweder von Wort zu Wort, oder mit geringer Veränderung, auch bey der Kugelfläche anwendbar sind. Solche nimmt der Verfasser hier vor, und zeigt z. E. daß auch in sphärischen Triangeln die drey Senkstriche, oder auch die aus jeder Ecke auf die Mitte der gegenüberstehenden Seite gezogenen Bögen sich in einem Punkt durchschneiden. Aehnliche Triangel giebt es auf einer gleichen Kugelfläche nicht, weil, wenn die Winkel gleich sind, sodann auch die Seiten gleiche Größe haben. Der Verf. sucht sie daher auf Kugelflächen von verschiedenen Durchmessern. Im zweyten Briefe, wo von dem Flächenraume der sphärischen Triangel die Rede ist, kömmt die Eulersche Berechnung derselben vor. Im dritten Briefe werden solide aus Kugelflächen zusammengesetzte Winkel betrachtet, und als unmöglich bey Seite gesetzt. Da der Verf. selbst seine Schrift nur als einen Entwurf angiebt, so können wir von ihm auch nicht alles verlangen, was zu erwarten war. Denn an sich betrachtet, läßt es sich in Ansehung aller Lehrsätze der Plangeometrie versuchen, wie fern sie auf Kugelflächen statt finden, oder geändert werden. Man sieht dabey überhaupt so viel voraus, daß, da die größten Circul nicht parallel seyn können, das, was in der Plangeometrie von Parallellinien abhängt, auf der Kugelfläche eine andere Gestalt gewinnt, oder vollends wegfällt. Der Erfolg müßte sodann lehren, welche Vortheile man sich von solchen Untersuchungen würde zu versprechen haben.

D.

6. Schö-

6. Schöne Künste, Malerey, Zeichnung und Musik.

Deutsche Akademie der Bau- Bildhauer- und Malerkunst von Joachim von Sandrart auf Stockau. Bey dieser neuen Ausgabe verändert, in eine bessere Ordnung gebracht, und durchgehends verbessert, von J. J. Volkmann, Dr. Des dritten Haupttheils dritter Band, (in der Ordnung des ganzen Werks, der achte und letzte Band,) welcher die Ikonologie der Götter, nebst einem Generalregister enthält. Nürnberg in der Endterischen Handlung. 1775. gr. Folio.

Dies ist der letzte Band des Sandrartschen Werkes. Wir beziehen uns auf die Anzeigen der vorigen Theile, im ersten Anhange dieser Bibliothek, S. 938, und in des zweyten Anhangs erster Abtheilung, S. 474.

Mn.

Vorschlag zu einer neuen Lehrart in der Freyenhandzeichenkunst, von einem Liebhaber der schönen Künste. Breslau bey Korn 1774. 6 Bogen in gr. 8.

Diese Schrift ist von dem Hrn. Abt Felbiger zu Sagan veranlaßt, der an den ungenannten Verfasser derselben die Frage that: „Ob man denn mit den Theilen des menschlichen Körpers schlechterdings den Anfang in der Zeichenkunst „machen müsse?“ Sie ist indeß nicht schlechthin eine Beantwortung dieser Frage; sondern ihr Verfasser breitet sich im Allgemeinen über die beste Lehrart und Anweisung aus, die man einem Schüler der Zeichenkunst ertheilen soll, um alle ängstliche, steife, und sklavische Nachahmung zu verhüten, und ihn zur freyen und richtigen Nachahmung der Natur anzuführen. Man findet hier also das Nothwendigste, von den ersten Ele-

menten und Handgriffen an, bis zum möglichsten Grade der Vollkommenheit in dieser Kunst beysammen, welche, wie bekannt, die Grundlage und Hülfe der sämtlichen bildenden Künste, und vorzüglich der Malerey, abgiebt. Wir empfehlen daher diesen kurzen, sehr gut und faßlich geschriebnen Unterricht, den Lehrern der Zeichenkunst sowohl, als ihren Schülern, um ihn als eine Anleitung, oder wenigstens als eine Prüfung zu brauchen, wornach sie die Sicherheit und den Werth der von ihnen etwa schon gewählten Methode beurtheilen können.

Philosophie der Bildhauer. Mit einer Nachlese über die Cherubinen, von Ernst Ludwig Daniel Huch, Prof. zu Zerbst. Brandenburg, bey Halle. 1775. 280. S. in gr. 8.

Die Aufschrift dieses Werks ist sehr anlockend und viel versprechend, zumal wem der Name des Verf. noch fremd ist, und wen die Verworrenheit seiner Ideen, die wundersame Wendung seines Kopfs, und sein seltsamer Vortrag in andern Schriften noch nicht ermüdet und abgeschreckt haben. Indeß wird auch für einen solchen der Plan des Buchs ziemlich befremdend seyn, der dem Leser tabellarisch eröffnet, was er zu erwarten hat. Wenn er da von Metaphern, Synekdochen, Katachresen, Metalepsen, Anlegung eines Knoten, u. dgl. in der Bildhauerkunst liest, so wird er nicht wissen, ob er, wie in der Vorrede versprochen wird, eine Anweisung zu dieser Kunst, oder, wie der Titel verheißt, Philosophie derselben, oder vielmehr, wie diese Rubriken anzudeuten scheinen, Rhetorik und Poetik der Bildhauer, zu erwarten hat. Und diese Ungewißheit, was der Verf. eigentlich will, wird den Leser fast durch das ganze Buch begleiten, und ihn auf den Argwohn bringen, der Verf. habe mehrentheils selbst in dieser Ungewißheit geschwebt. Um indeß dieses Buch nicht mit einem so allgemeinen Urtheile abzufertigen, wollen wir einige bey dessen Durchlesung gemachte Anmerkungen hieher setzen:

S. 13. ist von der Abweichung die Rede, die der Künstler oft von der Symmetrie und dem schönen, regelmäßigen Verhältnisse der besondern Absicht, oder Bestimmung wegen macht, die sein Kunstwerk haben soll. Dieser Grund,

der schon längst von mehrern bemerkt ist, thut dem Verf. noch kein Genüge; er setzt noch einen zweeten, nämlich den Affekt hinzu; man weiß gar nicht, warum. Zuweilen kann freylich die Absicht, oder ein Theil derselben, Ausdruck des Affekts seyn; aber in manchen Fällen ist gar nicht, oder doch sehr gezwungen, an Affekt zu denken. Wir geben Winkelmannen Recht, wenn er z. B. bey den Fingern der Venus die Abweichung vom strengen Ebenmaße aus der Absicht erklärt, das Dünne und Zärtliche dieser Finger auszudrücken. Aber lächerlich wird es, wenn unser Verf. nun auch den Affekt zum Erklärungsgrunde braucht, und hinzusetzt: „Folglich zwang sie der Ausdruck des Affekts, den sie gegen wohlgebildete Jungferfinger hatten, von den strengen Regeln der allgemeinen Symmetrie des menschlichen Körpers abzuweichen."

Schwerlich war die Absicht Homers bey der Beschreibung des berühmten Achillischen Schildes so bedeutend, wie sie der Verf. (S. 18.) angiebt; nämlich durch die darauf geschilderten Auftritte des menschlichen Lebens seinen Schild höchst lebhaft zu machen, oder die stärksten und mehresten Leidenschaften darauf auszudrücken. Hier folgt ein langes Register von vier und achtzig Nummern, von solchen Statuen und erhabenen Arbeiten, worauf Ausdruck der Leidenschaft sichtbar ist; es hätte fast ins Unendliche verlängert werden, oder besser ganz wegbleiben, und der Leser auf die Verzeichnisse, woraus der Verf. seinen Auszug machte, verwiesen werden können, wenn ja bey einer so bekannten und einleuchtenden Sache die Anführung vieler Beyspiele erforderlich war. In einer Anmerkung zur 38 S. wird freylich die Ursache dieser Induktion angegeben; sie soll zur Widerlegung des Leßingischen Laokoon und seines Recensenten in dieser Bibliothek dienen; dies Mittel möchte aber wohl seines Zwecks, aus vielen Ursachen, verfehlen. Die Hauptursache wäre wohl die, daß die Widerlegung auf den bestrittnen Satz im geringsten nicht zutreffend ist. Eben so schießt der Verf. bey der vermeynten Widerlegung Hrn. **Mendelsohns**, S. 53. das Ziel vorbey.

Eine Probe der sonderbaren Vorstellungsart des Verf. mag der Begriff seyn, den er sich S. 55. von den Tropen macht, und der doch wohl, wo möglich, ausgedehnt genug ist: „Die Tropen, sagt er, sind ihrem Begriffe, und ihrer Etymologie nach, nur eine Verwechselung der Ausdrücke überhaupt, es mögen nun diese Ausdrücke, welche tropisch für

einander gesetzt werden, Worte, wie in der Rede- und Dichtkunst; Töne, wie in der Musik; Gebehrden, wie in der Tanzkunst; Gebäude, wie in der Baukunst; Linien, Züge, und Farben, wie in der Malerey, und Körper aller drey Dimensionen, oder Säulen, wie in der Bildhauerkunst seyn, die anstatt wirklich ausgebildeter Säulen oder Statuen gesetzt werden."

Nie ist ein Kunstrichter sinnreicher gewesen, dem Schriftsteller oder Künstler, dessen Werk er erklärt, etwas anzudichten, ihm Absichten und künstliche Feinheiten beyzulegen, woran er nie gedacht hat, als unser Verfasser. Nichts kann gezwungener und unnatürlicher seyn, als die Anwendung, die er von den rhetorischen Figuren auf die Bildhauerkunst macht, und auf die Beyspiele, die er daraus anführt. Man sieht gar nicht, wozu alle diese Spitzfindigkeiten dienen sollen, die noch dazu größtentheils sehr zweydeutig und schielend sind. S. 77. geräth der Verf. über alles behagliche Wohlgefallen an den Tropen endlich gar so weit, daß er glaubt, es sey öft wirksamer und besser, leere Töne, unverständliche Worte, in die Stelle der verständlichen zu setzen: „Daher, sagt er, bedienen sich schöne Geister und Künstler nicht blos zierlicher und prächtig tropischer Zeichen; sondern sogar kühner, das heißt, die mit Gefahr, nicht verstanden zu werden, verknüpft sind."

Gar zu gern macht sich der Verf mit der Widerlegung angesehener Schriftsteller zu schaffen; aber gemeiniglich fallen seine Widersprüche sehr seicht und elend aus. Hier ist ein Beyspiel: (S. 89.) „**Winkelmann** tadelt mit Unrecht den schönen Kopf der lächelnden Leukothea im Kampidoglio, an welchem die Ohren, die mit der Nase parallel stehen müssen, unter dieselbe heruntergehen; denn es ist ein **hyperbolisch-ironischer** Ausdruck des Lachens, welcher die Ohren tiefer heruntersetzt, als dies bey einem gewöhnlichen Gelächter geschieht. Mit eben so großem Unrecht stößt er sich an das **schiefe** Auge eines schönen Venuskopfs in der Villa Albani. Denn weil derselbe den ordentlichsten, schönsten Konturn und liebreichsten Mund hat, so ist das eine Auge wohl mit Vorsatz schief gebildet; es ist nämlich ein übertrieben oder hyperbolisch-ironischer Ausdruck, **der die verstohlnen Blicke der Venus** vorstellt."

Von der schönen Form des **Quinkunx** verspricht der V. unsern und den kommenden Zeiten mehrere Statuen wegen

des

des itzt in allen Landen ausgebreiteten Geschmacks an Parasols (S. 155.)

Wir möchten doch wissen, wie der Mahler das Schiffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffs in Ein Gemählde bringen wollte, er mag noch so ein großes und feuriges Genie seyn. Und doch will unser Verf. (S. 178.) dies gegen Hrn. **Lessing** behaupten. Der Künstler müßte das Wesen seiner Kunst umschaffen können, wenn er im Stande wäre, successive Dinge koexistirend zu machen. Und dieser Unterschied der Mahlerey von der Dichtkunst war es eben, den Hr. **L.** in seinem ganzen Laokoon, und in der hier angefochtnen Stelle einleuchtend machen wollte. Dagegen hat der Mahler das vor dem Dichter voraus, ein Ganzes mit allen seinen Theilen uns auf einmal darzustellen, wenn der Dichter jene Theile erst Stück für Stück beschreiben muß. Auch dies wird in dem gedachten Lessingischen Werke gezeigt; und so fallen des Verf. sich selbst gemachte Schwierigkeiten in Ansehung des Wagens der Juno (S. 180.) von selbst weg.

Wem die **funfzehn** Arten des wilden und matten Feuers beym Künstler noch nicht genug sind, die der Verf. in seiner **Erklärung der Mahlerey** angeführt hat, der kann hier (S. 196 u. f.) noch eine längere Reihe, bis zur vier und zwanzigsten Art von jeder Gattung, fortgesetzt finden.

Den Schluß und Anhang dieses Buchs macht eine Nachlese über die **Cherubinen** aus. Der Verf. glaubt, das Wort **Cherub** bedeute nichts weiter, als ein Bild, eine Figur oder Gruppe, überhaupt; eine Erklärung, die auch schon die Rabbinen und andere Philologen von diesem Worte gegeben haben. Freylich ist ein so allgemeiner Begriff am bequemsten, um alles, was von den Cherubinen gesagt wird, und sonst mit einander zu reimen schwer ist, darauf zurück zu führen. Es konnte daher dem Verf. nicht schwer werden, in jeder Stelle, wo ihrer in der Schrift gedacht wird, seine Erklärung bestätigt zu finden.

In der That ist dies angezeigte Buch, wie alle uns bekannt gewordene Schriften des Verfassers, ein seltsames Phänomen in der Geschichte des menschlichen Verstandes. Man sieht, wie mannichfaltige gelehrte Kenntnisse, Hang zur Kritik, Anstrengung und Fleiß, dennoch des rechten Weges verfehlen können, wenn sie nicht von einem sichern, gebildeten, richtigem Geschmack geleitet werden, wenn der Geist der Forschung durch halbverdaute Schultheorien, durch willkürliche,

ohne Prüfung angenommene Hypothesen, durch eigensinnige Beharrlichkeit bey denselben eingeschränkt wird, und wenn man sich muthwillig den rechten Gesichtspunkt wissenschaftlicher Gegenstände verrückt, und alles aus schiefen und verkehrten Sehwinkeln ansieht.

Dz.

Sammlung kleiner Clavier- und Singestücke, zum Besten der neuen Friedrichstädtischen und Werdauischen Armenschulen. Erstes bis Achtzehntes Stück. Leipzig, in Commission bey Breitkopf und Sohn. 1774 und 1775.

Die gute menschenfreundliche Absicht und Anwendung dieses periodischen Werkes fordert mehr zum Lobe für den Herausgeber desselben, als zur strengen Kritik über die darinnen enthaltene Stücke auf: wiewohl Liebhaber der Musik immer darinnen ihre angenehme Unterhaltung finden werden. Dieses Unternehmen, und alles, was Hr. Hiller bisher zum Besten der beyden benannten Armenschulen, und überhaupt für die Verbesserung des Gesanges gethan, ist so löblich, so edel, daß er nicht nur unser Lob, unsern Dank, sondern den Beyfall und herzlichen Dank des ganzen deutschen Publikums verdient. Und jeder Freund der Musik und der Menschheit, der daran Antheil nimmt, thut ein wahrhaft gutes Werk, und jeder, der seinen Ueberfluß auch nur wenigstens einmal gern zu einer guten Handlung anwendet, und jeder, der gern seinem eigenen Bedürfnisse etwas entzieht, um **Hungrige gesättigt, Nackte bekleidet, Unwissende unterrichtet, und für die menschliche Gesellschaft verlohrne Kinder zu nützlichen Bürgern des Staats erzogen zu haben,** und endlich jeder, der die **allgemeine Verbesserung des Gesanges** für eine **Verbesserung unsrer Erziehung** hält, wird mit Freuden das Seinige dazu beytragen. Denn den Gesang nicht nur unter dem Volke allgemeiner zu machen — dieses haben unsere Operetten schon bereits zu thun angefangen — sondern ihn auch zu verbessern, hierzu müssen nothwendig unsre Lehrschulen auch Singeschulen werden.

Man muß den Gesang als einen nothwendigen Theil der guten Erziehung ansehen, muß von den 6—8 Lehrstunden des

des Tages eine Stunde dem Gesange widmen, damit der richtige und reine Gesang erst beym Volke allgemeiner werde, alsdenn können die künstlichen Sänger auf dem Theater dem Volke, indem sie es vergnügen, den schönen Gesang einflößen. Alsdenn wird auch das Publikum überhaupt besseren Geschmack und richtigeres Gefühl bekommen: denn man predige dem völlig Ungeübten noch so viel von Geschmack und feiner Kritik vor, so lange die Organe des Gehörs nicht geübt und gebildet sind — und hierzu ist das Anhören guter Musiken ohne eigne Kenntniß und Uebung nicht hinlänglich — bleiben es ihm leere Worte, durch deren Nachsagung er sich nur zu dem unleidlichen Beurtheiler macht, der den Künstler oft mehr niederschlägt, als die niedrigste Anforderung des Pöbels.

Mr.

Freundschaft und Liebe in melodischen Liedern von Ernst Christ. Dresler. Nürnberg bey Raspe 1774.

Es erregt bey dem vernünftigen Kenner nichts so leicht wahres Mitleiden, als das unter den jungen Leuten itzt so sehr Mode gewordne Raisonnement mit vollen Backen und leeren Kopfe. Eine höchst mitleidenswürdige Probe hiervon liefert die Zuschrift dieser Liedersammlung. Da sind einzelne Gedanken, Regeln und Bemerkungen, die in guten Werken schon lange in ihrer gehörigen Ordnung stehen, durch einander geworfen, höchst schwankend aufgestellt, und mit einem stolzen Wortgepränge von eigenem Verdienste und Verachtung aller Kritik und mit demüthiger Unterwerfung durchwebet, daß man schon bey Durchlesung der Zuschrift ganz sicher bestimmen kann, wie wenig wahres Gute und Schöne man in den Liedern anzutreffen hoffen darf. Denn hätte der V. die nöthige Kenntniß, seine Poesien musikalischer zu machen, oder seine oft unmusikalische Poesie als Componist besser zu behandeln, so würde auch sein Raisonnement ganz anders ausgefallen seyn. Auch würden wir dann nicht die abscheulich stolze Zueignung jedes einzelnen Liedes an einen braven Mann finden.

Wir wollen dem V. gar nicht seine natürliche Anlage zu leichter, fließender Versifikation und zu natürlich gutem Gesange absprechen: wir gestehen vielmehr, daß wir diese in einzelnen Versen und einzelnen Stellen des Gesanges bemerkt haben;

haben; allein hundert andere zeigen von dem gänzlichen Mangel an Ausbildung des Verfassers.

Die Menge der in die Augen-fallenden Fehler überheben uns der Mühe, durch Beyspiele zu beweisen, daß der V. kein guter musikalischer Dichter ist, und daß es ihm als Componist an gründlicher Kenntniß der Harmonie, des Rythmus, der Deklamation und des wahren Ausdrucks fehlt.

Wir nehmen hier mit Recht Gelegenheit, denen jungen Componisten, in Absicht auf die Bekanntmachung ihrer Arbeiten, den Ausspruch jenes Weisen anzupreisen, der da sagt: Das Wort, so du noch nicht ausgesprochen, ist noch in deiner Gewalt, und du bist sein Herr; so bald es aber aus deinem Munde gegangen, bist du sein Sklave.

Sammlung schöner Lieder mit Melodieen verfertigt von Friedr. Aug. Beck. Frkft. Hanau u. Leipz. 1775.

Vermischte Lieder mit Melodieen aufs Clavier. Winterthur bey Steiner und Comp. 1775.

Freymäurerlieder zum Gebrauch der gerechten und vollkommnen Loge zum drey H** u. s. w. Leipzig bey Breitkopf und Sohn 1774.

Alle diese Melodieen sind eben nicht fehlerhaft, aber alltäglich und gemein.

Vb.

7. Romanen.

Der silberne Spiegel oder Schäfererzählungen aus denen (den) Thälern am Fuße der Allgewer Gebürge. Allgew in der Hütte neben Lucindors Quelle. 1774. 160 Seiten in 8.

Soll das ein Pendant zum goldnen Spiegel seyn? das sey ferne: so groß der Abstand, von Wille bis zu des Kupferstecher

frecher Herreis sel. Erben ist, so weit ist der Verf. des silbernen hinter dem Verf. des goldnen Spiegels. Auch in der Sache selbst ist keine Aehnlichkeit, und der geborgte Titel ist nichts weiter als ein Kunstgriff des Herausgebers oder des Verlegers, um einer verlegenen Waare durch dessen Beyhülfe und ein artiges Kupfer aufzustutzen und derselben Abgang zu verschaffen. Es muß in den Allgewer Thälern noch ziemlich finster aussehen: der Herausgeber beißt sich mit dem Momus und Zoilus herum, und nennt mit einem ganz eignen Witze seinen Freund, den verstorbnen Verf. dieser Schäfererzählungen, einen Quasimodogenitus von einem Autor, das soll heißen, der nicht professionsmäßig schrieb, sondern zu seinem Vergnügen, und das mag seyn, denn außer den eignen Verf. und den Herausgeber vergnügen diese Bogen sicherlich sonst keine Menschenseele. Die Sorgfalt des Verlegers, dem Buche eine feine äußerliche Gestalt zu geben, erstreckt sich auch nicht weiter als auf das Titelblatt: denn alle ausländische Namen und Worte, als Vulcanus, Saturnus, Echo, die Gratien, Prinz Ballucin (Balacin), Banise, Silvia, Lucindor rc. sind sehr zierlich und gewissenhaft mit lateinischen Lettern gedruckt, welches unsers Wissens an keinem Orte in Deutschland außer dem Allgew üblich ist.

Hr.

Mein Kontingent zur Modelektüre. 1775. aus einer Dorfstube. Frankfurt und Leipzig. 304 S. 8.

Der Verf. hat ein Verdienst, das bey den Fabrikanten der jetzigen Modelektüre selten ist: er ist mit keiner schwatzhaften Laune befallen, und doch zu Schimpf und Ernst gerüstet. Die verschiedenen Aufsätze dieser Schrift geben ihr zugleich eine Abwechselung, die Lesern, welche solche leichte Speisen lieben, behäglich ist. Hier sind die Rubriken dieser Aufsätze, die freylich von verschiedenem Kaliber sind, nebst einer kurzen Erläuterung derselben.

1) Die Rolle des Menschen mit Anstande gespielt auf dem Schauplatze der Welt, eine Erzählung aus dem achtzehnten Jahrhunderte, in Form eines Lebenslaufs. Hier schildert der Verf. einen rechtschaffenen Geschäfftsmann, der im Glanz des Hofes und in der Einsamkeit, als Staatsmann und im Privatstande, aus dem Bewußtseyn seiner festen Tugend und

Rechtschaffenheit, Glück und Zufriedenheit bis ans Ende seines Lebens genießt.

2) Eine Predigt, welche niemals gehalten worden. Diese attribuirt der Verf. einem seiner Vorfahren, da dieser auf eine Superintendur Jagd machte. Sie ist in einem drollig treuherzigen Ton. Der hauptsächlichste Inhalt davon ist eine Berechnung aller Leiden dieses Lebens, die der Prediger in sechzehn Theile theilet; aber hiervon zwölf Sechzehntheile als eingebildete, oder selbst erschaffene Uebel wegcalculirt.

3) Ein Spatziergang in ein Wäldgen, ist etwas Empfindsames aus der Betrachtung der Natur.

4) Ueber den gegenwärtigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland, in zween Briefen. Diese Ueberschrift mit den Briefen zusammengehalten, giebt eine possierliche Satyre gegen die geistlichen Oekonomen, die, so bald sie ins Amt kommen, den Wissenschaften und aller Erweiterung menschlicher Kenntnisse, wenn sich solche nicht unmittelbar auf das utile beziehen, entsagen.

5) Sinfonie, welche ich in meinem Leben oft gespielt. Sie besteht aus einem Scherzo, Lamentoso und Tranquillamente. Das Thema, das hier durchgeführt wird, ist dieses: Alles lacht um mich her in der Natur; aber ich soll einmal Leiche werden: doch ich will an die Wonne gedenken, die für mich aus dem Schooße des Schöpfers entspringt, und mir dadurch den Tod und seine Schmerzen erleichtern.

6) Anfang zu einem Vorredemagazin in Zwielichten entworfen.

7) Sendschreiben an deutsche Aeltern, aufgesetzt nach einer Kindtaufe.

8) Sechs Satyren, alle bey schlimmen Wetter gemacht. Diese drey letztern Stücke sind wenig beträchtlich. Der Einfall vom Vorredemagazin ist nicht neu, und die Satyren sind hier und da, z. B. a. d. 209 u. f. S., beynahe zu deutsch.

9) Die Schönheit der Tugend, eine Rede, empfiehlt sich durch den treuherzigen Ton des Vortrags.

10) Vorschläge zu allerhand nützlichen Verbesserungen. Diesen Vorschlägen hat Recensent keinen Geschmack abgewinnen können, sie sind größtentheils schielend, daß man nicht weiß, was der Verf. damit will, besser wärs, sie wären gar weggeblieben.

VIII. Leben

Leben und Schicksale des Martin Dickius. Bremen, bey Cramer. 1775. Erster Theil. 224 S. Zweeter Theil. 238 S. Dritter Theil. 183 S. 8.

Wer kann es einem ehrlichen Manne verdenken, daß ihm ein wenig die Galle überläuft, wenn er sieht, durch was für Ränke sich der litterarische Pöbel in Aemter zu drängen sucht, zu den niedrigsten Kunstgriffen seine Zuflucht nimmt, und ohne Talent, ohne Geschicklichkeit, und ohne Sitten, durch die elende Maske der Heucheley oder der Prahlerey, so leicht über den verdienstvollen Mann siegt. Am unerträglichsten ist es einem Manne mit einem gesunden Kopf und einem guten Herzen, wenn er sieht, daß es dem geistlichen Dummkopf fast nie mißlingt, sich in eine gute fette Pfründe hinein zu winseln oder zu andächteln. Einem solchen Gleisner die Larve abzureißen, und ihn in seiner natürlichen Blöße darzustellen, theils zum besten der einfältigen Schaafe, die einem solchen unwissenden und betrüglichen Seelenhirten gemeiniglich am eiligsten nachlaufen; theils zur Warnung solcher Pilze selbst, die das theologische Studium für eine Freystatt des Müßiggangs und eines gemächlichen Lebens ansehen, aber Verachtung und Elend in der Folge fühlen müssen, wenn sie ihre Hoffnung betrügt, läßt der Verf. seinen Martin Dickius auftreten, der alle Schlupfwinkel der geistlichen Indolenz durchkriecht, und nach mancherley seltsamen Schicksalen als Dorfschulmeister stirbt. Der Verfasser producirt uns seinen Held in der Wiege, und begleitet ihn bis ins Grab. Die Mutter Natur hatte den guten Martin zu den Geschäfften seines Vaters bestimmt, der ein Tagelöhner war; aber Frau Ilsabein die liebe Mutter griff ihr vor, und bestimmte ihn schon in der Wiege zum geistlichen Stande, dressirte ihm eigenhändig eine Flachsperücke, und da der Knabe heranwuchs, bettelte und fraß er sich durch alle Classen seiner Schule durch, bis er mannhaft genug war, auf eine Universität zu gehen. Es war ihm hier nicht ums Studiren zu thun, sondern ums Wohlleben und Faulenzen, und da fand er unter den Kopfhängern, bey andächtigen Wittwen, bekehrten Handwerkern und dgl. seine Rechnung am besten. Das wenige Vermögen seiner Aeltern war unterdessen zugesetzt, daher dachte Martin auf eine baldige Versorgung, fand hierzu durch dummfromme Grimasse bald Gelegenheit und Vorschub, machte sich unter den Bau-

ern durch eine Eselpredigt einen Anhang. Nur der Edelmann war ihm zuwider, und da es aus Consistorialexamen kam, lief es damit so schlecht ab, daß Martin abgewiesen wurde. Hier nimmt der Verf. Gelegenheit, alle Bauernränke gegen den Kirchenpatron, wenn ihm die christliche Gemeinde aufsäßig ist, mit lebhaften Farben abzuschildern, und es sind hin und wieder im Buche mehrere Züge, die die unerlaubten Mittel und Wege ins Predigtamt sich einzuschleichen offenbaren, angebracht. Auch wird die Lehre sich ins Pfarramt hinein zu heurathen, hier berühret, wiewohl es dem trägen Dickius in diesem Stück nie nach Wunsch gelingt, der mit vieler Mühe endlich unter dem Prädicat eines Rectors noch als Schulmeister durch Protektion einer verbuhlten Kammerjungfer, die er heurathen muß, angebracht wird. Etwas zu viel hat der V. Shandysiret, welches ihn nicht recht kleidet, außerdem schreibt er ziemlich unterhaltend, obgleich seine Absicht ernsthafter scheint, als blos für die Zeitverkürzung seiner Leser zu sorgen. Er hat viel mit Verbesserungen des Lehrstandes überhaupt und der Sitten der studirenden Jugend zu thun, bringt hier und da ein Schema oder eine Tabelle an, nach welcher Studirende und Candidaten von ihren Obern gemustert werden sollen, welches alles Beweise sind, daß es dem Verf. auch um Besserung zu thun ist.

Ls.

Geschichte des Herrn von Lersons, aus unterirdischen Papieren gezogen. Jena, bey Gollner. 1775. 252 Seiten. 8.

Wie sich doch die Zeiten ändern! Sonst war es Sitte, wenn die Herren Söhne auf der Akademie den Vätern eine unvermuthete Freude machen wollten, so schrieben sie, oder ließen auf Speculation eines reichhaltigern Wechsels eine Disputation schreiben, und schickten solche mit einer zierlichen Dedikation als ein specimen diligentiae in ihre Heymath. Jetzt geht das Ding anders: ein Roman thut eben die Dienste, wenigstens hat der Verf. diesen Versuch gewagt, und seinem grauen Vater das Produkt seines Witzes dedicirt. Wir können uns nicht enthalten, diese Zueignung unsern Lesern zum Besten zu geben, sie ist ein rechtes Muster, und lautet also:

An meinen Vater!

O Vater! den die Last des hohen Alters drückt,
Oft les ich dir zu ganzen Stunden
Mit einem Feur, das ich sonst nie empfunden,
Die Werke großer Geister vor:
Da wurde deine Seele dann erquicket,
Und du warst lauter Ohr.
Verstopf es nun, man wird dir jetzt davor
Des kleinsten Geistes Arbeit lesen!

Mit der letzten Zeile dieses Epigramms wird es wohl nicht so gar ernstlich gemeynt seyn; aber dem ungeachtet kann sie vor der Hand für eine Wahrheit gelten. So viel ist gewiß, der Keim des Genies liegt bey dem Verf. noch in einer dicken Hülse verborgen. Ob er sich dereinst entwickeln wird, muß die Zeit lehren, aus dieser Brochüre läßt sich nichts entscheiden. Was die unterirdischen Papiere, daraus der Verf. seinen Roman gezogen haben will, auf dem Titel bedeuten sollen, verstehen wir nicht, der ganze Roman wird auf der Oberwelt gespielt, und im Keller pflegen doch die Scribenten nicht die Anlagen ihrer Schriften zu verwahren.

Hr.

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

D. Friedr. Jos. Wilh. Schröders Neue Sammlung der Bibliothek für die höhere Naturwissenschaft und Chemie. Zwote Hälfte, mit fortlaufenden Seitenz. von 419—748. 8.

Enthält folgende Abhandlungen: 1) Hrn. Friedrichs von Braun künstlicher und dabey sehr wohlfeiler Dünger, mit philosophischen Anmerkungen vom Herausgeber. 2) Spiegel des Menschen und Weitzenbäumlein der Alchemey, entworfen in einem Gespräche zwischen Vater und Sohn, von einem ehemaligen alten Bruder des goldnen Rosenkreutzes in Deutschland. 3) Paul Steiners Kemnitz, oder chemischer Steinbruch, in einem abgekürzten Auszuge öffentlich heraus-

gegeben. 4) Kurzgefaßte Anmerkungen über Hrn. Wenzels Einleitung zur höhern Chemie oder Grundauflösung der Körper.

In dem Vorberichte zu diesen Abhandlungen klagt Hr. S. über die jetzige Verfassung der Gelehrsamkeit, daß man heut zu Tage in der gelehrten Welt nach keinen andern Gründen mehr, als blos nach Erfahrungen frage — man sollte die Wissenschaften auf einen gelehrten Fuß behandeln, und der gelehrte Arzt sollte nicht mehr, wie ein alt Weib, nur von Erfahrungen schwatzen. — Ja, ja, das mag wohl für Hr. S. eine recht böse Sache seyn, daß unsere jetzigen Gelehrten sich immer auf Erfahrungen berufen, und alles durch Beobachtungen bestätigt und erwiesen haben wollen — da läßt man nun vielen nichts mehr gelten, was sie doch mit dem ersinnlichsten Scharfsinn hermetisch philosophisch beweisen — man schmeißt das schönste Gebäude ohne alle Barmherzigkeit über den Haufen, wenn es nicht mit den Erfahrungen übereinstimmt. Die verzweifelten Erfahrungen! Eine rechte philosophische Wissenschaft, eine höhere Naturkenntniß, die mit keinen Erfahrungen was zu thun hat, wo sich recht viel hinein, als möglich, erdichten läßt, und wodurch dennoch alles philosophisch erfunden und bewiesen werden kann, — das ist die rechte Sache. Und, wer es hernach nicht ohne Erfahrung glauben will — der muß ein Dummkopf seyn, mag Gras fressen. — So wollen es die Alchemisten haben, denen jene Methode gar nicht behaget; denn seitdem, daß sie unter den Gelehrten als ein Grundsatz behauptet worden ist, kann auch kein ehrlicher Alchemist mehr mit seiner Philosophie fortkommen, und niemand will mehr glauben. — Es ist ihnen unerträglich, daß der allergrößte Theil unserer Gelehrten, von der ersten Reihe, einstimmig behauptet, daß eben darin der hauptsächliche Vorzug unserer heutigen Gelehrsamkeit, gegen der Alten ihre, bestünde, und sich eben darum erhoben habe, daß man die bloßen, mehrentheils grundlosen Speculationen, verlassen, und Erfahrungen zum Leitfaden und Entscheidung der Wahrheit erwählet habe.

In der ersten dieser Abhandlungen wird die Bereitung eines künstlichen Düngers, aus gebranntem Kalch und Küchensalz beschrieben. Es ist aber schon allen erfahrnen Landwirthen sattsam bekannt, daß da, wo keine Kraft im Boden steckt, alles Düngesalz unnütz und gar schädlich ist. Schon wieder Erfahrung! — Hier ist ja die philosophische Erklärung; es muß helfen! Freylich, wo nicht dem Bauer, doch dem Ver-

käufer

Kaufer. Mir fällt bey der Düngesalzgrille allemal des Cato Regel ein: Pflüge den Acker wohl und zu rechter Zeit, säe ordentlich und dünge. Diese Regel findet man alle Jahre richtig, wenn der Himmel das Gedeyen dazu giebt.

Die andere Abhandlung, das Weitzenbäumlein der Alchemey! zeigt schon im Titel lauter Wahnsinn, und eben so wahnwitzig und abentheuerlich ist auch der Inhalt. Sie besteht in einem tröstlichen Gespräch zwischen einem Vater und Sohne, wo ersterer den letztern durch allerhand unvernünftige Anspielungen auf biblische Geschichte das Geheimniß der Alchymie lehren will. Man lese nur den Spruch des Weitzenbäumleins, der sich also anfängt:

Weitzenbäumlein ist der Nahme mein;
Ich trage schöne güldne Kornelein,
Und nicht nur güldne Körnelein,
Ich trage auch einen edlen Stein,
Der ist der edelste auf der Welt
Außer der vernünftgen Seel' gezählt.
Denn er ist ein so edler Schatz,
Daß er vertreibt den Aussatz,
Tingiret auch des Menschen Leib
Zu guter Gesundheit, und vertreibt
Alle Krankheit, behält ihn ganz gesund
So lange bis in seine letzte Stund ꝛc. —

Unter diesem Bäumlein wird nun die Alchymie verstanden, die dreyerley, natürlich, künstlich und sophistisch seyn soll. — Die letztere ist nach aller Beobachtung die einzige wahre praktische: doch weg mit aller Beobachtung! Der Vater fragt von diesen Künstlern: wofür siehst du sie an? Der Sohn, als ein guter treuherziger Junge, antwortet darauf: Es sind Betrüger, und ich halte sie für heimliche Diebe: denn ihre Kunst weiset es aus. Der Vater: Was wären sie denn wohl werth? Der S. Das wären sie werth, daß sie Meister Knüpfauf beym Kopf nähme, und knüpfte sie mit sammt ihren Büchern an den lichten Galgen. D. V. Ey Sohn, warum das? D. S. Darum Vater, daß sie niemanden mehr betrügen, und daß sich auch andere grobe Esel an ihnen spiegeln könnten, damit sie ihres Berufs warteten, und sich nicht solche Betrügerey unterstünden. — Fiat.

Die dritte, chemischer Steinbruch, ist wieder durchaus unsinnig in einem andern Tone. Das zeigt schon der Wahlspruch des Verfassers:

 Ich

Ich Steiner, bin zum Stein, der Kemnitz heißt, gebohren,
Drum hab ich, Steiner, mir auch Steine stets erkohren,
Mein Jesus ist und bleibt mein Grund- und Seelenstein,
Mein Leibstein aber muß der Stein der Weisen seyn.
Doch giebt mir dieser nur Gesundheit, Geld und Gaben,
Die alle zeitlich sind; hingegen kann ich haben
Von jenem steinern Glück. Drum ist mein Jesus mir
Mein rechtes Vaterland, mein Kemnitz dort und hier.

Muß nicht dem Verf. das ganze Gehirn versteinert gewesen seyn! Zu mehrerer Ueberzeugung lese man nur einige der kürzesten vergleichenden Beschreibungen der Materie des philosophischen Steins. Diese soll seyn, der Stein, den die Bauleute verworfen haben; der Drache in seinem Wasser beym Ezechiel; der Fisch des Tobias; der sehr geplagte und verachtete Hiob; der Leviathan; die großen Drachen, im Stück Esther; der offenstehende Born beym Zacharias; das Wasser, so Moses in Blut verwandelt; des Herrn Christi Kleid, so weiß als Schnee; der brüllende Löwe, im 4ten Buch Esdra; die Mutter der sieben Brüder, beym Matth. und Lukas; das unbefleckte Lamm im Exodus; das bittere Wasser zu Mara; das ungesunde Wasser, so Elisa verbesserte: der Simson; der Jordan; Noah, mit seinen drey Söhnen; die fünf Brodte und zwo Fische; der Jacobsbrunn; der Teich Bethesda; das Himmelsmanna; der schöne Pfau, beym Hiob; der Behemoth; der arme Lazarus; das Aas beym Lukas; das hoch schwangere Weib mit der Sonne bekleidet, und — alles was sich erdichten läßt.

In der letzten Abhandlung wird Wenzel mehr getadelt, daß er nach S. Einbildung hie und da noch nicht den Weg getroffen habe, als gelobet. Das erstere rechneten wir uns mehr zur Ehre an, als das letztere. Wenzels gesündere Begriffe können sich wohl schwerlich mit S. Hirngespinsten vertragen.

Ist es nicht zu beklagen, wenn ein akademischer Lehrer glauben kann, daß solcher Unsinn gelesen werden sollte! Und wenn er dergleichen Abhandlungen für seine eigene Unkosten drucken ließe, und dann verschenkte, so wäre es Schade um die Zeit, die man zum Lesen verschwenden müste. Sollen diese Abhandlungen wohl für die Naturforscher unsers Jahrhunderts ausgesucht werden? so hätte unsere Zeit nicht ärger beschimpft werden können. — Stockfinster muß es in dem Kopfe des

Heraus-

Herausgebers aussehen, daß er sich einen so schlechten Begriff von den Naturforschern macht, und für sie nichts bessers weiß. Wir glauben es zu verantworten, wenn wir ihm im Namen aller heutigen Naturforscher für seine künftigen Unterhaltungen danken. Diese umständliche Anzeige einer solchen äußerst schlechten Schrift erachteten wir, dem Ansehen des Herausgebers gemäs, zur Rechtfertigung der Erkenntniß unsers Zeitalters schuldig gewesen zu seyn, da sie wohl schwerlich in einem andern Journale einer Anzeige gewürdigt werden möchte.

Ti.

Io. Dan. Leers Flora Herbornensis, exhibens plantas circa Herbornam Nassouiorum crescentes, secundum Systema sexuale Linnaeanum distributas, cum descriptionibus rariorum, inprimis Graminum, propriisque obseruationibus et Nomenclatore. Accesserunt Graminum omnium indigenorum eorumque affinium Icones CIV, auctoris manu ad viuum delineatae aerique incisae. Herbornae Nassou. sumptibus auctoris. 1775. 8. 18¼ Bogen. 16 Blätter Kupfer, in 4.

Der Mann beschämt die meisten seiner Amtsbrüder, zumal in großen Städten. Schade, daß sein Sohn ihm schon nach der Vorrede die Leichenrede setzen muß! besonders weil die Botanik dadurch ein wichtiges Werk über die Cryptogamisten vielleicht verliert, wenn nicht sein Sohn, der wie es scheint, in seines Vaters Fußtapfen tritt, diesen Mangel dereinst ersetzt, wozu wir ihn gern auffordern möchten. — Der Verf. war Universitätsapotheker zu Herborn, und hatte dennoch so viel Latinität, daß er dies Werk schreiben konnte, und so viel Geduld, daß er auf diese 1140 Pflanzen, die Schwämme mit gerechnet, 18 Jahre zubrachte, aber auch dafür in einem Umkreis von ½ Meile so viele fand; der sichs nicht verdrießen ließ, in seinen männlichen Jahren noch das Kupferstechen zu lernen, und es anwandte, um die schwersten Classen, die Gräser und die Cryptogamisten selbst zu stechen.

Von den ersten sind die anfangs im Titel erwähnten hierbey gegebenen 16 Blätter Kupfer, und dis wird das Werk fast unentbehrlich machen. Nur ist es zu bedauern, daß sie des Raums wegen so eng in einander geschroben sind, daß man Mühe hat, sie heraus zu finden. Der Verf. hat den Text so eingerichtet, daß er aus dem Syst. Nat. ed. XII. T. II. die sogenannten Charactores compendiosi bey jedem Geschlechte erst hinsetzt, alsdenn bey den Arten des nomen specificum und triuiale, Hallers generischen Namen (wenn er vom Linnäischen verschieden ist,) und die Seite der Hist. Stirp. Helu. angeführt, ohne weitere Synonymie, die wir fast immer in einer Flora für unnütz halten, wenn die Art deutlich beschrieben ist, dann der Geburtsort angezeigt, bey vielen eine Beschreibung, bey einigen Anmerkungen (z. E. Violae Peloria. S. 189.) hinzugefügt. Die Gräser alle, und die Cryptogamisten fast alle haben Beschreibungen; unter den letztern sind manche neue Arten. Einige Bemerkungen zeugen vorzüglich von der genauen Beobachtung des Verf. z. E. daß Carlina und Cnicus an jeder Anthera ligulam bifidam haben. — Die Veronica montana des Verf. hat entweder auch wie V. Chamaedrys Linn. Mant. 316. caulem bifariam pilosum, oder sie sind verwechselt worden. — Der Nomenclator ist die Linnäische Diss. Termini botanici beynahe ganz, in alphabetische Ordnung gebracht.

Io. Adami Pollich, M. Dris, Acad. Elect. Palat. Corresp. Historia Plantarum in Palatinatu Electorali sponte nascentium incepta, secundum Systema Sexuale digesta, Tom. I Manhemii 1776. 1 Alph. 6 Bogen. 1 B. Kupf.

Die Schreberschen, Gouanschen und Scopolischen und du Royschen Werke ausgenommen, ist noch wohl kein so vortreffliches botanisches Buch in der allgem. d. Bibl. angezeigt worden, das zumal für einen Deutschen so brauchbar wäre, als das vor uns liegende. Dieser erste Theil begreift die 10 ersten Classen des Linnäischen Systems. Der Verf. hat nichts beschrieben, als was er selbst frisch gesehen, und nur die wildwachsenden Pflanzen, zwey sehr wich-

tige

tige Vorzüge schon vor andern. Aber der wichtigste ist die umständliche Beschreibung jeder Art, nach der allen jetztlebenden Botanisten verständlichen Linnäischen Terminologie. Ihre Zahl erstreckt sich in diesem Theile auf 447, und nicht selten sind Anmerkungen eingeschaltet, um die Bestimmung zu rechtfertigen. Dagegen hat der Verf. sorgfältig vermieden, Geschlechter zu trennen oder zu verbinden, wenn es gleich bey einigen nöthig wäre, um der Verwirrung der Namen und ihrer Anhäufung zu wehren: ein Grundsatz, den jeder billigen wird, der die nachtheiligen Folgen eines entgegen gesetzten Verfahrens beurtheilen kann, anstatt das manche glauben, ihren Werken dadurch ein Verdienst mehr zu geben, wenn sie Arten zu Geschlechtern, und Geschlechter zu Arten machen, ohne die Ursachen einzusehen, warum Linne es nicht gethan; oder nach ihren Beobachtungen nicht geändert hat.

Die in Churpfalz einheimischen Pflanzen hat unser V. seit 10 Jahren aufgesucht, auf der Stelle beschrieben, die Characteres generum vorangesetzt, und bey den meisten Arten auch eine gute Abbildung citirt, wobey Rec. sich freuet, daß in dem Verzeichnisse der gebrauchten Schriftsteller auch die neuesten und zum Theil seltnen nicht fehlten. Freylich sind es größtentheils gemeine Pflanzen, aber selbst Linne wünschte vor Jahren ein ähnliches Werk, und es wird leicht seyn, in einer andern Flora, die etwa fehlenden, z. E. Alpenpflanzen und andere nach ähnlicher Einrichtung nachzuholen, und bey den übrigen sich auf dies Werk des Verf. zu beziehen. Proben können wir nicht geben; aber dem zweeten Theile sehen wir mit Verlangen entgegen.

Ladislai Bruz, Transylvano-Hungari, Diss. inaug. de Gramine Mannae, s. Festuca fluitante, Viennae 1775. 8. 2½ B. 1 Kupf.

In der Einleitung berühret der Verf. kürzlich die Reichthümer seines Vaterlandes in der Naturgeschichte.; wollte das Schicksal uns nur einst eine vollständige Beschreibung davon geben! Alsdenn beschreibt er die Pflanze, giebt die Ursachen der Benennung, Geburtsort und Hypothesen der Entstehung des Manna an, darauf die Zeit der Fructification, Cultur, chymische Untersuchung, nebst dem medicinischen und ökono-

konomischen Nutzen. — Das Kupfer ist aus dem Schreber entlehnt, wie der Verf. selbst sagt.

Hz.

Ordines naturales Plantarum. Commentatio botanica, auctore *Io. Phil. Rüling*, M. Dr. — Goett. 1774. 8. 7 Bogen, 1 Tabelle.

Der Herr Verfasser, ein fleißiger Zuhörer des göttingischen D. G. A. Büttners, Professors der Botanik, giebt nach dem Tode seines Lehrers die von demselben angegebnen Verwandschaften der Pflanzen heraus. (Es sey uns dieser Ausdruck erlaubt, wir wollen uns hernach darüber erklären.) Büttner hatte den Entwurf davon gesehen, und gebilligt. Dem Herausgeber ist die Einleitung und die Tabelle eigen, nebst der Ausarbeitung oder Einkleidung der Büttnerschen Sätze, die erste mit der Einschränkung, daß eine gewisse Disputation von ähnlicher Materie, ohne ihrer zu erwähnen, stark dabey gebraucht zu seyn scheinet.

Der Satz, auf den Büttner hauptsächlich gieng, ist nach dem §. 31. der: „Man muß bey Aufsuchung der natür„lichen Ordnungen außer den Befruchtungstheilen, auch auf „Geschmack, Geruch, und andre Eigenschaften und Erschei„nungen sehen, weil der Charakter desto besser bestimmt wer„den kann, je mehr Merkmale gesammelt sind.“

Dieser Satz ist vielfältig von dem H. Verf. gemisbraucht worden, besonders in den Geschlechtern, die einen Uebergang machen sollen. Der Rec. weiß nicht, ob alle Anwendungen desselben von Büttnern sind, ob er gleich dessen ordines ziemlich gut kennt; aber er ist auch überzeugt, daß oft Kleinigkeiten ihn bewogen haben, Gattungen und Ordnungen zu verbinden, und daß er manchmal die Linnäischen Fragmenta getadelt, ohne sie genugsam einzusehen. Dem ungeachtet hat er allerdings seine Verdienste, und Hr. Rüling dieses, daß er unter den neuern der erste ist, der etwas über die allzu aphoristischen Linnäischen Sätze geschrieben, wiewohl es zum Theil schon in des Ritters Phil. botanica enthalten ist. Z. E. von S. 26—33. steht meistens daselbst §. 163. Wenn aber die Frage ist: ob Büttners hier gegebne ordines oder die Linnäischen besser sind? so zieht der Rec. allemal die letztern vor. So lange nämlich noch keine umständlichern Beschreibungen

von

von den allgemeinen Beschaffenheiten eines ordinis naturalis gegeben sind, so richtet man sich nach den Pflanzen, die man kennt, um die weniger bekannten damit zu vergleichen. Gesetzt nun, Büttner und Linné hätten Pflanzen frisch gesehen, die der Leser nicht kennt, und bringen solche zu verschiednen ordinibus; wer soll den Vorzug haben? — Ohnstreitig wer am wenigsten von der Hauptregel abweicht (Linn. Cl. Pl. p. 487. 11.) „Nulla hic valet regula a priori, *nec* „*una vel altera pars fructificationis* (also noch viel weniger „sapor, odor, foliatio &c.) sed solum simplex symmetria „OMNIUM partium, quam notae saepe propriae indicant.“ Wenn Hr. R. seine ordines nach dieser Regel prüft: so wird gewiß vieles geändert werden.

Wenn man rechnet, daß Linné 1764. noch 103 Dubias übrig ließ, wozu 1767. in der ersten Mantissa noch 20 kamen (die zweyte von 1771. wollen wir nicht mitrechnen): und nun nach dem Register sieht, daß Hr. R. nur 48 hat (ohne die, welche eins oder mehrere Fragzeichen haben): so wird man glauben, das Studium des ord. nat. habe ein großes gewonnen; aber wenn man nachschlägt, wo denn die andern geblieben sind? so fällt die Freude größtentheils weg. Zum Beweise wählen wir einen der kürzesten, für die, welche es brauchen können, wird das genug seyn. Linné's ordo XXIII, heißt Trihilatae; die Geschlechter, die ihn ausmachen, kommen in den Büttnerschen ordo LXV. vor, außer Trichilia, die der Verf. im folg. ord. zwischen Iuglans und Pistacia setzt! er mag wissen warum? *)

*) Vielleicht denkt Hr. R. „wegen der Aehnlichkeit zwischen Swietenia und Trichilia stehe sie mit Recht da.“ Aber wie kann Hr. R. überhaupt in den 66 ord. so viele Geschlechter, die in der Inflorescentia so weit abweichen, zusammensetzen? Ohngeachtet sie in Rhus bey den Arten schon verschieden ist: so ist doch der Abstand bey weiten so groß nicht, als unter flore simplici, (Swietenia, Cedrela. Trichilia,) und Amento! (Iuglans, Pistacia.) — Der bescheidne Linné setzt (ord. LIV, v) Swietenia und Cedrela auch zusammen, weil beyde in der Frucht ähnlich sind; er weiß auch die Aehnlichkeit in der Krone zwischen Melia, Swietenia und Trichilia (Mant. II. 151. pag.) wo also eine steht, muß nach obiger Grundregel auch die andre stehen; denn verwandte Geschlechter dürfen nicht getrennt werden. Hr. R. muß also entweder nähere Verwandschaft für seinen 66 ord. zeigen, oder gestehen, daß auch Melia mit zum 66sten gehöre, oder besser, seine drey genannten Genera in den 65sten setzen.

Linné macht von seinen Trihilatis drey Unterabtheilungen:

α. Melia
Trichilia. Beyde kommen in Kelch, Krone und Honigbehältniß so überein, daß sie nicht anders als gegen die Natur dürfen getrennt werden.
*Guaraea, } seit 1771. Mant. II. 1305. Gen.
*Turraea. } — — 1306.

β. Malpighia	Hr. Köling
Bannisteria –	Malpighia
Triopteris. Mant. II. p. 151.	Bannisteria
Hiraea ibid.	Triopteris.
Acer.	Der Name Acer, von dem der ordo benannt ist, fehlt;
Aesculus.	durch ein Versehen, laut Index, p. 72. dis hat nicht viel zu bedeuten.

Wenn man nachsieht: so nähern sich die zwey ersten einander durch die Drüsen des Kelchs (s. Gen. Pl.). Das zweyte und dritte Geschlecht durch die Flügel an Frucht und Saamen. Das dritte und vierte hat der Ritter selbst ehedem für Ein Geschlecht gehalten. Das fünfte hat geflügelte Capseln (und stünde daher vielleicht noch besser so: Bannisteria, Acer, Hiraea, Triopteris), und die sechste scheint nur entfernte Aehnlichkeiten zu haben.

γ. Staphylaea	Staphylaea
Sapindus	{ Sapindus / Melicocca
Paulinia	Paulinia
Cardiospermum	Cardiospermum
Tropaeolum	Tropaeolum.

Bis dahin beyde gleich. Denn Melicocca wollen wir übergehen, und nicht hoffen, daß Hr. R. sie durch den Strich habe zusammen in Ein Geschlecht ziehen wollen. Nun kommt eine Zugabe von acht Pflanzen, die Linné unter dubias gestellt hat, und etlichen, die er anderswohin setzt, Hr. L. aber zu diesem ordine, Aceres, rechnet. Und diese wollen wir untersuchen. Weinmannia hat eine zweyfächrige zweyschnablige Frucht, acht Staubfaden und zwey Griffel, Acer hat so viel Capseln als Narben waren, und diese haben häutige Flügel und acht Staubfaden. Das ist die Aehnlichkeit alle!

Amyris hat mit Melicocca ähnliche Früchte, und nach der Beschreibung Linnäi beyde eine große Narbe, sonst nichts. Gesetzt, beyde wären nahe verwandt, wie kommt eine Steinfrucht mit der Capsel vom Acer, und ein Kern mit geflügelten Saamen überein? und mehr findet sich gar nicht ähnlich.

Ximenia kann freylich nun leicht hinkommen, da sie auch Steinfrucht bringt, und solche Vorgänger hat. Die Krone wenigstens sieht keiner der benachbarten gleich.

Hippocratea hat auch geflügelte Saamen, sonst eben keine auffallende Aehnlichkeit. — Aber wenn alle die sollen Aceres seyn: so kann man (durch das in der Note angezeigte Exempel des Verf. berechtigt) auch die Fichten und die Raiania hinzusetzen.

Halesia; Linne' macht eine Abtheilung seines XVIII. ordinis daraus (Bicornes); man sieht nicht gleich warum? Der Recensent weiß aus ungedruckten Aufsätzen, daß es wegen Aehnlichkeit der Insertion der Staubfaden geschehen, obgleich der Ritter zugiebt, es sey eine Lücke da. Niemand wird so unbillig seyn, und von Hr. R. fordern, daß er das zufälliger Weise auch wissen soll — es wird nur beyläufig erwähnt. Aber er möchte wetten, daß die viereckte Nuß mit häutigen Winkeln es sey, die sie hier zum Acer gebracht. —

Wir sind müde, so fortzufahren, und eilen zu der Tabelle am Ende, die Hr. R. eigen ist, und die, wenn sie auf bessern Gründen gebauet wäre, allein Hr. R. Werk vorzüglich machen würde. Wir glauben gern, daß sie dem V. viele Arbeit gekostet habe, wir hoffen aber auch ihm und andern Kennern im bisherigen bewiesen zu haben, daß wir nicht obenhin getadelt, und nun fallen uns so manche unbegreifliche, oder doch unzulängliche Verbindungen auf, daß wir einige anzeigen müssen.

Capparides und Papauera lassen wir gern gelten; aber wie kommt man von Capparis nach Cochlearia? Antw. durch Cleome fruticosa Linn. — Ja, Linne' hat auch Capparis und Cleome in Einen ordinem zusammengesetzt; aber was sagt er in Gen. Pl. von dieser Siliquosa? S. 329. ed. VI. Classis haec (Tetradynamiae) vere naturalis est == == ab aliis vnum vel alterum genus *contra Naturam* additum est, hic vero nullum *nisi forte Cleome*. Also kann sie wohl nicht bey den andern stehen, als da, wo es auf Betrachtung der Staubfaden in der künstlichen Methode ankommt. Eben diese Siliquosae sollen uns nun zu den Papilionaceis

naceis bringen, (welch ein Abstand!) die zu den Cassiis (Lomentaceis Linn.) und diese zu den Aceribus. Sind unsre Leser nun schon weit genug weg?

Noch ein andres Exempel so kurz als möglich. Der schöne Linnäische ordo Gruinales ist hier so vertheilt:

Linum Aldrouanda Drosera Oxalis	Hr. R. ordo 39. Lina	wozu bey ihm Trientalis, Septas; Centunculus kommt.
Geranium	— 41.	Maluae!
Guaiacum	— 50.	Visca!
Quassia	— 66.	Pistaciae
Zygophyllum Tribulus Fagonia	— 38.	Zygophylla.
Auerrhoa	— 49.	Rhamni?

Wenn man so verfährt, so kann man freylich in der Tabelle setzen:

Zygophylla
Lina
Cisti
Maluae.

Aber ist das ORDO naturalis? ist das symmetria *omnium* partium fructificationis? —

Ueberhaupt sind 73 ordines angenommen, und jeder von der bekanntesten oder merkwürdigsten Pflanze darin benannt worden. Sollte Hr. R. in diesem Fache fortarbeiten wollen: so möchten wir ihn bitten, die Germinatio von den Sarmentaceis Linn. zu untersuchen, und von den plantis parasiticis, weil unter jenen einige mono- andre dicotyledones sind, von diesen aber sie noch gar nicht untersucht ist. Beyde Gegenstände wünscht selbst der Ritter, daß sie bearbeitet würden; und Beobachtungen der Art, lassen sich ohne Kosten bey der Nähe des göttingischen Gartens an Hr. R. Aufenthalt und ohne Bibliothek machen, wo nicht von allen, doch von einigen Arten.

Dr.

Neuer Begriff von der Gährung und den ihr unterwürfigen Körpern, vorgetragen von Joh. Christian Wieg-

Wiegleb, der Churmaynzischen Akademie nützlicher Wissenschaften u. s. w. Weimar bey Hofmann. 1776, in 8. 9 Bogen.

Der Lehrbegriff, welchen Becher und Stahl von der Gährung hatten, war, daß unter dieser Operation zwar eine Auflösung der Mischungen, woraus der unterwürfige Körper natürlicher Weise besteht, vorgehe; dabey aber behauptete man, daß gleich während solcher Auflösung verschiedene der abgesonderten Theile in eine anders geartete neue Verbindung übergiengen, und man leitete nun die Erscheinung des Weingeistes, des Essigs, und so gar das Product der faulenden Gährung, nämlich des urinösen Salzes, davon her.

Gegenwärtige Abhandlung des unermüdeten, und für die Aufnahme und Ausbreitung des Menschenverstandes immer thätigen Herrn Wiegleb's, enthält einen ganz neuen und dem nur erwähnten entgegengesetzten Begriff von der Gährung, welchen sich der H. V. aus genauen wiederholten Beobachtungen gemacht hat. Hier wird gewiesen, daß die Theorie des Bechers und Stahls eine blos willkührlich angenommene Meynung sey, die sich durch keine einzige sichere Beobachtung beweisen lasse, und das ganze Gährungsgeschäffte nach den meisten dabey vorkommenden Haupterscheinungen, nach genauen Beobachtungen beschrieben, und einleuchtend dargethan wird, daß unter der ganzen Gährung nichts anders, als eine Scheidung vorgehe. Denn durch die bloße Scheidung entsteht der Weingeist, der Essig und das flüchtige Alkali. Aus allen diesen fließt nun freylich eine neue Einsicht in die natürliche Mischung des Gewächsreiches, und läßt uns erkennen, wie unvollkommen immer noch die Kenntniß der Bestandtheile sey, und wie wir auf solche Art wiederum einige neue Bestandtheile entdeckt haben.

Zuförderst giebt der V. von dieser Erkenntniß Rechenschaft, besonders aber von den verschiedenen Mischungen der Körper, welche der Gährung unterwürfig sind. Sodann wird von dieser Erkenntniß das Licht entlehnt, wodurch die bey der Gährung vorkommende Erscheinungen beleuchtet und erklärt werden müssen. Demnach ist die Gährung eine aus eignen natürlichen Kräften erfolgende allmählige Ausschließung eines Körpers, der aus gewissen von einander verschiedenen gemischten Theilen besteht, und wenn dieser Körper in einen flüßigen Zustand gebracht

bracht worden, so muß unter gewissen Umständen nothwendig eine von selbst erfolgende Scheidung entstehen. Diesem zufolge ist die Gährung der gerade natürliche Weg zur gänzlichen Zerstörung gewisser Körper.

Die Körper, die der Gährung unterworfen sind, gehören nur ins Gewächs- und Thierreich, einige träumten auch wohl Körper aus dem Mineralreiche hinzu, aber diese sind zu dem Gährungsgeschäffte völlig ungeschickt. Einige der erstern gehen in die saure, geistige und faule Gährung; andere nur in die saure und faule. Die dritte Art aber nur allein in die faule Gährungsart. Diese Erfolge sind bey allen Arten bestimmt und unveränderlich, und alles beruhet auf der würklichen Gegenwart der hernach zum Vorschein kommenden Dinge, als den natürlichen Bestandtheilen der Körper.

Alle zur Gährung geschickte Körper müssen nothwendig aus ungleichartigen, aber noch gemischten Theilen bestehen, vornehmlich aber eine ansehnliche Menge Luft enthalten, die sich in einer Vermischung auflöslicher salzigtschleimigter Theile, bald mit, bald ohne einen ätherisch-brennbaren Geist befindet. Der brennbare Geist ist es aber eigentlich, wodurch die Körper zur geistigen Gährung bestimmt werden. S. 25—28. wird der Umstand erläutert, warum nicht alle Körper zu einerley Art von Gährung geschickt sind. S. 35 u. f. enthält den Begriff von einem Fermente. Dasjenige, so eine geistige Gährung veranlassen soll, muß geistige Theile und viel Luft, ein Essigferment aber saure Theile, enthalten.

Nach S. 43. ist das vornehmste würksame Hülfsmittel zur Gährung die in den gährenden Materien verkörperte Luft. Wenn man nun eine solche, entweder von Natur schon flüßige Substanz, oder einen durch heißes Wasser ausgezogenen, trocknen, und also durch die Kunst in eine flüßige Beschaffenheit gebrachten Körper von der angeführten Mischung vor sich hat, so befindet sich derselbe unter dieser Art von Ausdehnung in einem solchem Zustande, daß seine elastischen flüchtigen Theile, vermöge ihrer natürlichen Neigung zur Entweichung, jetzt leicht in Bewegung gesetzt werden, und die Scheidung der Theile kann erfolgen. Die von außen angebrachte Wärme reizt die elastischen Theile, und alsdann wird der erste Grund zu ihrer Bewegung und darauf erfolgenden stuffenweisen Auflösung und Scheidung gelegt.

Alle dergleichen vorläufig beschriebenen Grundbegriffe werden endlich bey der besonders abgehandelten Bereitung des

Weins

Weins; Biers, Branntweins und Essigs geprüft, auch dargethan, daß solche bey allen diesen Operationen mit den vorkommenden Erscheinungen aufs genaueste übereinstimmen, welches auch zuletzt bey der abgehandelten Fäulniß erwiesen wird.

VI.

Des Herrn du Hamel du Monceau Abhandlung von den Obstbäumen, worin ihre Gestalt, Erziehung und Pflege angezeigt und beschrieben wird, mit 41. sehr feinen Abbildungen in Kupfer. Erster Theil. Aus dem Französischen von Carl Chrph. Oelhafen v. Schöllenbach. — Nürnberg, verlegt und in Kupfer gestochen von Waldschmidt. 1775. gr. 4. 1 Alph. 3 Bogen. 39 Platten, in 3 Anfängen.

Wer die vorigen Werke des französischen Gelehrten auch in der deutschen Uebersetzung hat, wird dies gewiß nicht ungekauft lassen, und man ist dem Hrn. von Oelhafen für seine fortgesetzte Bemühung, jene in seinem Vaterlande gemeinnützig zu machen, allerdings verbunden. Dieser Theil enthält hauptsächlich die Apricose, Kirsche, Quitte, Feige und Erdbeere. — In einzelne Bemerkungen können wir uns aber nicht einlassen; und es wäre auch für Leser, die die Anwendung davon machen wollten, überflüßig, für andere zu trocken. Die Gründlichkeit des Verf. und seine Einsichten sind bekannt genug.

Hz.

Io. Scheuchzeri Agrostographia, s. Graminum, Iuncorum, Cyperorum, Cyperoidum iisque affinium Historia. Accesserunt *Alb. v. Haller* Synonyma nuperiora, Graminum septuaginta species; de Generibus Graminum epicrisis, Denique plantae Rhaetici Itineris Ao. 1709. a Io. Scheuchzero suscepti. Tiguri, apud Orell,

Orell, Geßner, Fuesli et Socc. 1775. 4. 3 Alph. das Supplement besonders 11½ Bogen.

Das mühsame verdienstvolle bekannte Scheuchzersche Werk gehört nicht in die Allg. d. Bibl., aber das wohl, was diese Ausgabe von der vorigen unterscheidet. Davon ist das erste die Vorrede des Hrn. v. H., die einiges von den Lebensumständen des Verf. erwähnt. Er schrieb sein Werk, um zu Padua Professor der Botanik zu werden, Pontedera aber ward ihm vorgezogen. Bald darauf ward er Sekretair der Cantonen, die die Grafschaft Baden erhalten hatten, setzte aber seine Beschäfftigung mit den Gräsern fort, wiewohl er auch diplomatische Arbeiten hatte; ward des ältern Bruders Nachfolger in der Professur zu Zürich, starb aber kurz nachher. Hr. v. H. hätte gern auch seine physischen und geographischen Arbeiten nebst den Briefen herausgegeben, aber die Verleger — wollten nicht. — Am Ende derselben behauptet Hr. v. H., daß die Gattungen kein Werk der Natur sind; ein Satz, der nach der Logik wahr ist, sobald Gattung für den abstrakten Begriff genommen wird; aber denn sagen wir eben so wahr in derselben Logik: die Natur macht keine Arten, sondern Indiuidua. Folglich ist jener Satz Misverstand und Wortstreit, und die Meynung ist die: es giebt Kennzeichen und Verbindungen von Kennzeichen, die gewissen Pflanzen so eigen sind, daß man, auch ohne sie deutlich aus einander zu setzen, sieht, sie gehören zusammen. Wie z. E. die Alsine des Hrn. v. H. Aber daß man aus diesen, wenn genugsame Unterscheidungsmerkmale vorhanden sind, nicht mehrere Gattungen machen, und jede besonders nennen soll, wird wohl unverwehrt bleiben. Und warum sollte man diese für nicht natürlich halten?

Der erste Zusatz sind Synonyma, davon hernach.

Der zweyte Zusatz sind die 70 Arten von Gräsern, Binsen rc., die Herr von Haller seit Scheuchzern gefunden hat. Was in der Einleitung dazu S. 58. gesagt wird: iudicium de meis stirpibus Helueticis quasi *excerpta* essent, versteht Rec. nicht. Kein Vernünftiger wird Hr. v. H. zur Last legen, daß er nicht allenthalben jedes Exemplar selbst gepflückt, es ist genug, wenn er es examinirt und beschrieben. Die hin und wieder geäußerte Beschwerde, daß keine Pflanze für voll erkannt wird (so übersetzen wir derweile mit einem Provin-

zialis-

plissimus das nachdrückliche Hallersche Latein *)" als die der Ritter aufgenommen; daß Linne die unbedeutenden Trivialnamen, die er selbst (im Jahr 1737) verworfen, nachher wieder eingeführt (1751), daß Hr. v. Haller die Linnäischen Pflanzen, die er nicht gesehen, nicht zu seinen eignen Gattungen bringen können rc., lassen sich leicht beantworten. Das erstere kommt daher, weil alle die Anhänger des nordischen Gelehrten (und es sind wirklich Kenner darunter) einmüthig gestehen, daß wenn das Exemplar der aufgegebnen Pflanze vollständig ist, und sie in seinen Schriften steht, man sie mit der größten Zuverläßigkeit finden kann, sobald man seine Sprache versteht; und lernen muß man sie, weil seine Schriften zu wichtig sind. Und eben dis, daß seine Kunstwörter so genau definirt sind, macht den Werth seiner Beschreibungen. Weil aber Hr. v. Haller sowohl in seinem größern Werke als in diesem, von jeher nicht beliebt hat, die Linnäischen Kunstwörter sich anzugewöhnen, und sie in derselben determinirten Bedeutung zu gebrauchen, als Linne sie braucht (wir reden hier nicht von dem ganzen Namen, nomine specifico, sondern von den Vokabeln, daraus sie bestehen, denn jene gebraucht Hr. v. Haller selbst als Synonyma): so mußten beyde große Männer einander misverstehen, und eben die Ursache, warum Linne von den neuen in Stirp. helv. vorkommenden Pflanzen keine in seinen letzten Schriften anführt, außer denen, die Kupfer haben, nämlich weil sie nicht nach seinem Leisten beschrieben sind, eben die hält umgekehrt Hr. v. H. ab, die Linnäischen Grasarten auf seine zu bringen. Und endlich ist es keine Todsünde, daß Linne nach 14 Jahren anders denkt, als vor 14. Als er die Trivialnamen verwarf, hatte man entweder sie allein, und das verwirft er noch jetzt, oder weitläuftige oder schwankende Beschreibungen; die letzten verbesserte er. Und als diese Verbesserungen schon ziemlich Wurzel gefaßt, setzte er Trivialnamen hinzu, nicht allemal aufs Gerathewohl, wie es wohl das Ansehen hat. Und daß sie falsch sind, trifft nur dann ein, wenn man mit Auslassung der Beschreibungen sich nach ihnen richten will. Dann kommt wohl eine campestris vor, die auf Alpen wächst, und eine alpina aufm Brachfelde, oder ein Helleborus *niger* mit weissen Blumen u. s. f. Dis

*) Nuperi adeo vniuersi cum nominibus Linnaei confluxerunt, vt plurimi ne nomina quidem putent quae non sint Linnaei, *neque plantas* nisi quas ill. vir quasi consecrasset. Praef. p. VII.

Dis ist aber gegen des Autors Absicht, und eben so sehr ohne seine Schuld, als wenn in der Gelehrten Geschichte ein Mann mit einem Vornamen angeführt wird, der ihm nicht in der That zukommt, z. E. Bonifacius, Magnus, Iustus, Paullus, u. s. f. Und das thut gar keinen Schaden.

Der dritte ist eine Abhandlung über die Gattungen der Gräser, worin Hr. v. H. angiebt, warum er andre angenommen und einige Linnäische gar nicht; davon läßt sich hier nicht viel sagen. Doch gesteht Hr. v. H., daß um der allzugroßen Zahl von Arten abzuhelfen, die sonst unter Eine Gattung kommen würden, man verschiedne annehmen müsse; auch Er sey mit seinen eignen nicht recht zufrieden.

Der vierte besteht in etlichen und 70 Pflanzen, die Scheuchzer im Graubündtner Lande 1709 gefunden, und hier zum Theil beschrieben hat; davon man ungefähr die Hälfte erkennt.

Aber wir möchten noch allerley gewünscht haben, was nun wohl schwerlich in einem halben Jahrhunderte geschehen möchte, da die jetzige Auflage wohl bis dahin zureichen wird. Nämlich: 1) daß uns statt des ganzen Textes ein abgekürzter möchte gegeben seyn, worin alle die ewigen Wiederholungen, die schon in der structura naturali liegen, weggelassen wären, und die das Scheuchzersche Werk so ermüdend machen, daß man es ohne äußerste Noth nicht zur Hand nimmt. Hr. v. H. hat dis selbst eingesehen, denn er schreibt in Bibl. bot. Tom. II. p. 87. Id potissimum incommodum est, quod cum longis descriptionibus essentialia signa seorsim non definierit ex quibus quaeque planta agnoscitur. Warum ließ Hr. v. H. das nicht thun? denn es selbst zu thun wollten wir ihm nicht zumuthen, wiewohl es für ihn leichter als für andre gewesen wäre; es kam nur hauptsächlich aufs Wegstreichen an, so wäre das Wesentliche mehr schon in die Augen gefallen. 2) Daß die Synonyma des ersten Anhanges gleich an Ort und Stelle eingerückt wären, mit samt den 70 Arten des zweyten Anhangs; es wäre sehr viel bequemer gewesen. Aber die Buchhändler wollten vielleicht das nicht? so wie sie die übrigen Schriften des Verfassers nicht verlegen wollten.

Theoretische und praktische Abhandlung vom Gartenbau, nach Grundsätzen und der Naturlehre des Pflanzenreichs

reichs erwiesen; aus dem Französischen des Hrn. Abbé Rüdiger Schabol übersetzt. Mit Kupfern. Erster Band. Frankfurt am Mayn 1775. 8. 35 Bogen. Zweyter Band. 23 Bogen. 2½ Bogen Kupfer.

Der Verf. war 1691 zu Paris geboren, studirte Theologie, blieb aber nur Diaconus, hatte als Diaconus verschiedene geistliche Bedienungen, mußte sie aber aufgeben, weil sie ihm zu lästig wurden. Der Garten seines Vaters war der Schauplatz seiner ersten Arbeiten; ein Freund wies ihn nach Montreuil, wo er seine Vorurtheile verlernen sollte. Er gieng dahin, und erlernte ihre Geheimnisse, und fand sie in der Ausübung richtig; setzte ein weitläuftiges Werk über die Theorie und Ausübung der Gärtnerey auf, wovon er ein Jahr vor seinem Tode den ersten Band herausgab, und starb 1768. Diese Nachrichten giebt uns die Vorrede. Herr von Haller giebt die Ausgabe des Originals unter dem Titel la pratique du Iardinage 1770. 12. 2 Voll. an. — In dem ersten Bande der Uebersetzung ist das Wörterbuch enthalten, das freylich besser ist als viele seines gleichen, bey dem wir uns aber nicht aufhalten können, und der auch für sich unzureichend wäre. Im zweyten aber ist wirklich viel Nützliches und Neues. Das erste Kapitel handelt von der Gärtnerey überhaupt; das zweyte hat die Ueberschrift: die Gärtnerey von der Seite des Verstandes betrachtet; man versteht schwerlich, was dis heißen soll? es handelt von der Nothwendigkeit, richtige Versuche anzustellen und nicht falsch zu schließen, wenn man die Geheimnisse der Natur im Pflanzenreiche entdecken will. Hier kommt ein Satz vor (S. 45 fgg.), der die Aufmerksamkeit der Naturforscher verdient, nämlich daß die unfruchtbaren, oder Holzäste, lauter gerade lange Fasern, wie die des Flachses, haben, und daher sich biegen lassen, und wenn sie brechen, splittern; die fruchtbaren hingegen kurze und queerziehende durchbohrte haben, außer vielen kleinen Gefäßen, Fallthüren (sollte Klappen heißen, des valvules) und Höhlen, die den Baumsaft aufhalten und verdicken, daher sind sie spröde und brechen wie Glas. Die Anwendung dieses Satzes lehrte den V. aus Holzästen fruchtbare zu machen. Kap. 3. — von der Seite der Verrichtungen, und Kap. 4. von den verschiedenen Ausübungen betrachtet. Eine sinnreiche Erklärung, durch welchen Zufall

 man

man das Pfropfen möge gelernt haben? Untersuchungen, warum die meisten aus Saamen gezogenen Bäume widrigschmeckende Früchte geben, wenn sie nicht gepfropft werden? Was das Umgraben zur Beförderung der Fruchtbarkeit thue? Was das Düngen? — **Abhandlung von dem Dorfe Montreuil**, 2 Stunden von Paris, wo man etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts das beste Obst, besonders Pfirschen, zieht. Von hier bis zu Ende des Theils ist der Pfirschbaum das Muster, dessen Cultur umständlich beschrieben wird, und zum Theil werden die Kupfertafeln dabey erklärt. Die Hauptsache besteht darin, daß die gerade aufsteigenden Stämme weggenommen, und die Seitenäste, 2 und 2 an jeder Seite, an eine mit Gyps beworfne Mauer ausgebreitet angenagelt werden. Die Gründe sind hier zu weitläuftig anzuführen. — Die Uebersetzung ist gut, und der Uebersetzer verdient den Dank seiner Landsleute, daß er ein wirklich sehr nützliches Buch uns geliefert hat.

Dr.

Onomatologia Historiae naturalis completa, oder vollständiges Lexikon, das alle Benennungen der Kunstwörter der Naturgeschichte nach ihrem Umfange erklärt ꝛc. von einer Gesellschaft naturforschender Aerzte. 4ter, 5ter und 6ter Band, Ulm, Frkft und Leipz. 1775. gr. 8.

Es würde gleich überflüßig seyn, den Plan und die Ausführung eines Werks, das sich dem Schlusse nähert, und schon zu sechs Bänden angewachsen ist, nun noch für Leser anzuzeigen, als für die Verfasser, ihn zu beurtheilen. Die Käufer der vorigen werden diesen nicht zurücklassen, und andern wollen wir weder ab- noch zurathen. Das Papier ist viel schlechter als bey der Onomatol. botanica, die zum Theil einerley Verfasser mit dem gegenwärtigen hat, der Druckfehler sind in diesem Bande nicht wenige. Man sehe Allgem. deutsche Bibl. B. XI. St. 2. S. 210.

Hz.

Travels through Italy in the Years 1771 and 1772. described in a Series of Letters to Baron-*Born* — by *I. I. Ferber*. — translated from the german with explanatory notes, and a preface on the present state and future Improvements of Mineralogy, by R. E. Raspe. London printed for Davies. 1776. 8.

So wohl die Uebersetzung; als auch die Anmerkungen des Uebersetzers, werden im Monthly review for Jan. 1777. S. 28. gelobt.

Metallic Chymistry, being a System of Mineralogy in general etc. in two parts. Translated from the original german of *C. E. Gellert* by I. S. London printed for Becket. 1776. 8.

In dem obengedachten englischen Journale for Jan. 1777. S. 12. wird erwiesen, daß der Uebersetzer (welcher Johann Seyferth genennet wird) der engländischen Sprache nicht mächtig genug sey, daher seine Uebersetzung oft unverständlich wird.

Chr. Ernst Bornemann Versuch einer systematischen Abhandlung von Kohlen. Göttingen. 8.

Ein Bogen mit einem vornehmen Titel, aber nicht der Anzeige werth; denn er enthält einige ganz gute, aber nicht neue Lehren. Wenn wir nicht irren, so hat diese Abhandlung im Hannöverischen Magazin gestanden.

VI.

Spicilegia Zoologica, quibus nouae imprimis et obscurae animalium species iconibus, descriptionibus atque commentariis illustrantur, cura *P. S. Pallas*. Berolini. Fasciculus X. 1774. XI. 1776.

Im zehnten Bande findet man neue Arten Würmer; lumbricos, zu denen Pallas auch die Sipunati rechnet, fasciolas, ascidias, holothuria, echinos, einige Schnecken und Zoophyten. Ueberall giebt der Verfasser an, was für Arten, nach seiner Vorstellung, zu einem Geschlechte gehören sollten, und tadelt den Linne, der anders gedacht hat. Im eilften Bande sind die wilden Schafe und Ziegen, und die asiatischen Varietäten der ersten ausführlich abgehandelt worden; und weil der Verf. bey dieser Gelegenheit auf die Frage kömmt, wie man die wilden zu den zahmen Thieren auffinden soll, so schreibt er mit Büffon, der allerdings seinen eigenen Gesetzen und Meynungen nicht immer treu geblieben ist, und eben alsdenn die größten Fehler begangen hat, wenn er gut französisch Ausländer tadelt. Leider muß man bekennen, daß der Streit über Species und Varietas oft in eine Logomachie ausartet!

Marmora et adfines aliquos lapides coloribus exprimi suis curauit et edidit *A. L. Wirsing.* Abbildung der Marmorarten und einiger verwandten Steine, von Wirsing. Nürnberg. 1775. Folio.

Die Bilderchen sind ganz artig bemalet, aber Nutzen sprechen wir ihnen ganz und gar ab, und alle Kenner der Mineralogie werden eben so urtheilen. Wir wissen nicht, wer dem Künstler bey dieser Unternehmung hilft; aber wäre er ein Kenner der Mineralogie, so würde er, wenn Wirsing geschliffene Steine durchaus hätte abbilden wollen, doch wenigstens Gelegenheit genommen haben, den Käufer durch nützliche Anmerkungen und Nachrichten schadlos zu halten. Hier sieht alles so aus, wie bey den Abbildungen der Holzarten, die in eben demselbigen Verlage herauskommen. Oft haben wir es schon bedauert, daß die geschickten Nürnbergischen Künstler, meistens ohne einen gelehrten Führer zu nehmen oder zu finden, dahin arbeiten, und ihre Geschicklichkeit unnütz verschwenden. Freylich finden sie Käufer, weil es Leute genug giebt, die mit Bildern, wie mit Mineralien, spielen.

Natalis Ios. de Necker Physiologia Muscorum per examen analyticum de corporibus variis naturalibus inter se collatis, continuitatem proximamque Animalis cum Vegetabili concatenationem indicantibus. Manhemii, 1774. 8. 1 Alph. 1 Kupf.

Mit großer Erwartung über einen so wichtigen Gegenstand und mit Vorurtheil für den Verfasser nahmen wir das Buch vor uns und lasen: — Declamation, Citata, Fehlschlüsse, einige Versuche, Misverständnisse — und das alles in so scholastischem schlechtem Latein, daß wir es lieber, in dem schlechtesten Dialect Deutschlands geschrieben, würden gelesen haben; es oft weglegten und wieder nahmen, und endlich das eben niedergeschriebene Resultat herausbrachten.

Den Beweis zu geben, wird nicht schwer werden; aber der Hr. V. sowohl als die Leser werden uns das Abschreiben des Inhalts der Kapitel schenken, es sind ihrer zu viele.

Declamation findet sich gleich S. 3. gegen System und allgemeine Regeln, und diese wird mit einer Stelle aus dem **Bonnet** von zwo Seiten (**Citata**) bekräftigt, und in der S. 6. dazwischen gesetzten Anmerkung ist ein **Misverstand** über den Namen Systema Naturae, den so viele, besonders Franzosen, anstößig finden. Er soll aber nicht, wie diese und Hr. v. N. mit ihnen, ihn nehmen, die Richtschnur seyn, nach welcher die Natur (personificirt zum Wesen, da doch der Urheber des Titels sich ausdrücklich erklärt; Natura est *lex* immutabilis Dei qua res est id quod est, et agit quod agere iussa est, und jeder Schriftsteller muß doch nach seinen eigenen Worten beurtheilt werden,) die Körper, die wir auf der Erde sehen, in eine gewisse Ordnung stelle. Dergleichen giebt es gar nicht, wohl aber ein solches System, nach welchem alle Körper das Ihrige zur Verbindung des Ganzen beytragen, und zur Erhaltung eins des andern arbeiten, Politia et Oeconomia Naturae. Daß aber unter den natürlichen Körpern einige näher zusammen gehören, als andere, braucht keinen Beweis. Was ist nun unrecht darin, die Körper nach diesen Aehnlichkeiten aufzustellen, und dies System der Natur zu nennen? — Aber die Declamation S. 146. Note, sollte doch wohl abschrecken? — Und da wird gesagt: daß die Natur keine allgemeinen Regeln leide, daß die Menge der Körper so

sehr groß sey, (eben deswegen vereinigt sie das System unter gewisse Gesichtspunkte,) daß der Natur Gränzen gesetzt werden, u. s. f. Allein, welcher Systematiker hat je die Ausnahmen geleugnet? oder wer hat je behauptet, es gebe im Pflanzenreiche keine andere Vermehrung als aus Saamen? — Glaubt Hr. N., daß das Pulver auf der untern Seite des Farrenkrauts Saamen ist: so wissen wir nicht, warum es bey den Moosen in den Capseln es nicht seyn soll? Glaubt der Verf. aber, eben dies sey ein Grund gegen die Theorie der Systematiker: so möchten wir uns wohl belehren lassen, warum es doch wohl da sey? denn vergeblich ist es doch wohl nicht geschaffen? Tournefort glaubte auch, der Blumenstaub sey pars excrementitia, das denkt Hr. N. selbst nicht mehr. — „Man könne kein unterscheidendes Kennzeichen der Animalität angeben." S. 276 fgg. Warum nicht? Hat denn Herr N. nicht gesehen, daß derselbe Polyp, der bey Berührung seiner Arme durch einen ihm fremden Körper von der Wurzel oder dem Grashalme, woran er hing, auf den Boden des Glases fällt, nicht herabfällt, wenn ein Monoculus, den er verschlingen kann, eben diese Arme berührt? und daß er ihn alsdenn zu fassen sucht? Das ist Unterscheidung oder Empfindung mit Bewusstseyn. Die Dionaea Muscipula, die noch mehr Empfindung hat, (man erlaube uns den Ausdruck einmal) als alle Mimosae, zieht ihr Blatt zusammen, es mag von einer Fliege, oder von einem Federkiele berührt werden; hier ist nicht Unterscheidung oder Empfindung ohne Bewusstseyn. Beydes hat Rec. selbst gesehen, und dies ist ihm so einleuchtend vorgekommen, daß er kein ander Kennzeichen zur Unterscheidung für nöthig hält.

Doch wir wollen nicht fortfahren zu widerlegen, sondern hoffen, daß über kurz oder lang ein anderer dies Geschäft übernehmen werde: denn eigentlich müßte man erst alle Misverständnisse des Verf. heben, (und wie weitläuftig ist schon das!) alsdenn seine und anderer Beobachtungen vergleichen, und am Ende sehen: ob die Sätze, die Hr. N. und so viele aus jenen ziehen, mehr Stich halten, als die bestrittenen.

Vm.

9. Ge-

9. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Atlas für die Jugend und alle Liebhaber der Geographie, nach D. Büschings Lehrart eingerichtet. Nebst einer Abhandlung von der Erd- und Himmelskugel mit XXIV. illuminirten kleinen Landkarten nach Delisle. Augsburg bey Stage. 1776. 1 Alph. 6 Bogen in 8. nebst 6½ Bogen illuminirten Kärtchen.

Der Verleger liefert hier einen verjüngten Nachstich von den Delislischen Landkarten mit einem neu umgearbeiteten Text. Delisle gab sie 1767 heraus, und ein Ungenannter begleitete sie mit einem, aber fehlerhaftem Texte: Szibinski verbesserte ihn, und nun wurde das Buch, wie in der Vorrede versichert wird, in Frankreich, Italien und Pohlen eingeführt. Weil es aber doch noch manche Unrichtigkeiten hatte, ließ es der Verleger verbessern und umarbeiten. Da wir die französische Ausgabe nicht bey der Hand haben, so können wir von dem eigentlichen Inhalt dieser Verbesserungen nicht urtheilen. Man will sich dabey vorzüglich der Büschingschen Erdbeschreibung bedient haben: allein wir finden mit dieser keine weitere Aehnlichkeit als diejenige, worin alle Geographien übereinkommen. Die Büschingsche Genauigkeit und Ordnung fehlet völlig. Ueberhaupt glauben wir nicht, daß dieser Atlas ein sonderliches Glück machen wird. Die Kärtchen, in der Größe einer Kinderhand, sind ganz leer und mit keinem einzigen Namen eines Landes, Flußes, Gebirges oder einer Stadt bezeichnet; hingegen ganz voll von Römischen und Deutschen Zahlen, Buchstaben und andern Zeichen, welche sich auf die Namen im Texte beziehen. Und dadurch soll denn das Kind eine Beschäfftigung bekommen, die dem Buche entsprechende Ziffern und Zeichen auf den Kärtchen zu finden. Allein eben diese Beschäfftigung bekommt das Kind auch, wenn es nicht Buchstaben und Zahlen, sondern die Namen selbst auf den Karten sucht, und hat noch überdem den Vortheil, daß es sich zugleich die Lage der Orte besser eindrückt, und den einmal gefundenen Ort zu jeder

 Zeit

Zeit, auch ohne Buch wieder finden kann. Auf diesen Kärtchen kann das Kind ohne Buch keinen Ort wieder finden, es müßte denn mit eigner Hand eine Menge Namen einkleksen, wozu kein Raum ist. Wie kann es z. E. merken, daß die dritte Karte die Karte von Deutschland ist; (denn nicht einmal der Name des Landes ist angegeben) daß VII. den Obersächsischen Kreis und die Mark Brandenburg, 7. Berlin, b die Oder, c die Elbe, 29 Frankfurt an der Oder bedeutet, u. s. w.? So viel von den Karten: was das Buch selbst betrifft: so mag der Leser selbst, aus der Art wie Deutschland abgehandelt ist, von seiner Brauchbarkeit urtheilen. Nach wenigen allgemeinen Nachrichten wird ein Kreis nach dem andern durchgegangen, so daß die darinne liegenden Länder blos kurz erwähnt werden, und ein ganzer Kreis selten mehr als eine halbe Seite einnimmt. Ganze Fürstenthümer und Grafschaften werden übergangen, und z. E. beym Fränkischen Kreis Henneberg und Schwarzenberg gar nicht erwähnt: der einzige Schwäbische Kreis hat die Ehre, durch eine vollständige Erzählung seiner Prälaten, Grafen und Reichsstädte eine Octavseite auszufüllen. Nun kommen unter einem eignen Artikel, nach gemeinen Zahlen, die Haupt- See- und Handelsstädte; ferner, nach Buchstaben die Flüße, dann nach chymischen und andern Zeichen die Gebirge und Seen, und endlich nach Römischen Zahlen die Gränzen Deutschlandes. Was denkt man wohl durch diese Methode für einen Vortheil zu stiften?

In dem mathematischen oder allgemeinen Theile, womit das Buch angefangen und beschlossen wird, herrscht allenthalben Undeutlichkeit der Begriffe und Verwirrung. Z. E. S. 4. heißt es auf die Frage, was sind **Landkarten**? A. — „Sie werden eingetheilt, **erstlich, in Universalkarten.** Diese legen die beyden Halbkugeln der Erde vor Augen: man nennet sie Erdkugel (globus terrestris) oder Weltkarte.“ So ist also Erdkugel und Weltkarte, globus und planiglobium einerley? Und eben so wird S. 402. die Sphäre (sphaera armillaris) definirt, **durch eine runde Maschine**, *planisphaerium*, **die aus vielen Zirkeln zusammengesetzet ist.** S. 10. „**F. warum nennt man sie Mittagszirkel?** A. weil es Mittag ist bey denen, die unter einem solchen Mittagszirkel leben.“ Es müßte heißen: weil ein Ort alsdenn Mittag hat, wenn die Sonne durch seinen Meridian geht. S. 12. „**F. woher haben die tropici ihren Namen?** Daher, weil die Sonne, so bald sie ihren höchsten Grad **in den Ländern**, wel-

che

che unter einem von diesen Zirkeln liegen, erreicht hat, sich wiederum gegen den andern Wendezirkel wendet.“ Wie schielend! S. 15. wird auf die Frage: zeige mir dieses (die Findung der Breite eines Orts) durch ein Exempel: geantwortet; wie man die Aequatorshöhe und Entfernung eines Orts vom Pol finden soll. S. 417. heißt es: diejenigen, so sphaeram parallelam haben, sähen die Sonne in gleicher Linie um sich an ihrem Horizonte herumwenden: das soll vermuthlich heißen: in Kreisen, die dem Horizont parallel sind. Ueberhaupt wird weder bey der sphaera parall. noch recta und obliqua der eigentliche Grund dieser Benennungen erklärt. Superficieller und dürftiger kann man von dem Weltsysteme gar nicht reden, als es hier S. 429. 30. geschieht. S. 35. heißt es: eine vermischte Regierung (im Gegensatz der monarchischen, aristokratischen und demokratischen) bestünde aus unterschiedenen verbundenen kleinen Republiken, welche eine große ausmachen. Schon einem Anfänger muß es beyfallen, daß eine vermischte Regierung eine solche seyn müsse, die zum Theil monarchisch, zum Theil aristokratisch, oder von einer Seite aristokratisch, von der andern demokratisch sey.

Js.

Kurze Schilderung der Großbritannischen Colonieen in Nordamerica. Zwey Bogen in Folio, nur auf einer Seite, in Gestalt von Tabellen, und dergestalt gedruckt, daß beyde, wenn sie zusammengekleistert sind, einen einzigen ausmachen. Göttingen, bey Dietrich, 1776.

Eine kleine, aber in ihrer Art hinlängliche Befriedigung der jetzt durch die Englischen Colonieen in Nordamerica erregten allgemeinen Neubegierde. Von einer jeden derselben ist in fünf Spalten so viel gesagt, daß, wer sie noch gar nicht kennt, oder von jeder das Merkwürdigste mit wenigen Blicken übersehen will, mit diesem Abrisse zufrieden seyn wird. Die Spalten sind: 1) Geographische Lage, Grenzen; 2) Eintheilung, Städte, Flüße; 3) Verfassung, 4) Clima, Producte, Handel, Einwohner; 5) Schriftsteller, Landkarten. Bey Neufundland hätte der fast noch öfter vorkommende Name Terreneuve,

reneuve, und bey Neuschottland der auch berühmte Name Acadien angemerkt werden können. Genug zur Recension von einer Arbeit, die man selbst nur eine Recension von Nordamerica nennen kann.

Ml.

Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen, in einem ausführlichen Auszuge, worinnen eine genaue Nachricht von der Religion, Regierungsverfassung, Naturgeschichte, Handlung, Sitten, und andern merkwürdigen Dingen verschiedener Länder und Völker gegeben wird, aus verschiedenen Sprachen zusammengetragen. Funfzehnter Band. Mit nützlichen Kupferstichen. Berlin, verlegts Mylius. 1776. 1 Alph. 4 Bogen. in gr. 8.

I. Beschluß von Franz Berniers Reisen, die zu Ende des vorigen Bandes abgebrochen wurden. Er enthält theils eine Beschreibung von Agra und Dehli, den zwo Hauptstädten des Mogolischen Reichs, theils Nachrichten von den Aberglauben, Lehren, und einigen sonderbaren Gewohnheiten in Indostan. II. Guy Tachard Reisen nach Siam. Tachard war einer von den 6 Jesuiten und Mitgliedern der Franz. Acad. der Wissenschaften, die 1585. mit einem Französischen Gesandten nach Siam geschickt wurden, in der doppelten Absicht, theils um nach Art anderer ausgesandten Akademisten in diesem Reiche astronomische Beobachtungen zu machen, theils aber um den König von Siam zu Annehmung der christlichen Religion zu überreden. Die Reise ist angenehm beschrieben. Daß ihnen die letzte Absicht nicht gelungen ist, lernen wir aus der sehr vernünftigen Erklärung des Königs von Siam gegen seine zudringlichen Bekehrer. Wie weit aber ihre Verrichtungen der ersten Absicht entsprochen haben; wie lange die Französischen Mathematiker in Siam geblieben; was das Resultat ihrer Beobachtungen gewesen, von diesem allen wird der Leser wenig oder nicht unterrichtet. Tachard wird zuletzt von seinen Collegen nach Frankreich zurückgeschickt,

um

um auf Verlangen des Königs, 12 neue Mathematiker nach Siam zu senden. Ob dieses geschehen ist, und ob er selbst wieder nach Siam gekommen, wird gleichfalls nicht gesagt. III. **Beschreibung und Geschichte von Siam, aus den besten Schriftstellern und Reisebeschreibungen gezogen.** Sie sind außer dem **Tachard**, aus dem **Loubere, Forbin** und **Turpin** genommen, und betreffen die Stadt Siam selbst, die Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten der Siameser, ihre Regierungsform, Gesetze, Spiele, Künste und Wissenschaften, Religion und Priester. Man lernt hier den schrecklichsten Despotismus kennen, der unter der Sonne seyn kann: die Siameser werden bey ihrer Seelenwanderung und andern religiösen Träumen, für Atheisten erklärt; ihre Wissenschaften sind Poesie und Arithmetik, und die Künste der Bildhauer und Goldschläger. Nun hätte theils die Beschreibung anderer Theile von Indien, theils die neuere Geschichte der dahin handelnden Nationen folgen sollen: allein, da der seitherige Herausgeber solche auszuarbeiten verhindert worden: so hat der Verleger einsweilen durch einen andern Gelehrten eine abgekürzte Beschreibung der neuesten Reisen der Engländer um die Welt verfertigen lassen, und diesem Bande einverleibt, welcher Tausch hoffentlich keinem Leser mißfällig seyn wird. Es folgt also IV. unter dem Titel: **neue Entdeckungen in der Südsee; oder Fortsetzung der Beschreibung von Amerika,** ein Auszug aus der Hawkesworth'schen Sammlung der neuesten Englischen Reisen nach den Südländern: 1) von der Reise des Commodore **Byron**, vom Jahre 1764 bis 1766. 2) von der Reise des Esq. **Wallis**, in den Jahren 1766 — 1768. 3) von der Reise des Esq. **Carteret**, der mit Wallis zugleich auslief, in der Magellanischen Straße aber von ihm getrennt wurde, und auf einen andern Weg, und nach größerer Gefahr zurückkam; und endlich 4) von der berühmten Reise des Lieut. **Cook**, in Begleitung der Herren **Banks** und **Solander**, von dem Jahre 1768 bis 1771. Niemand verlangt wohl einen abermaligen Auszug aus dem Auszuge dieser merkwürdigen Reisen, die bey aller ihrer Kostbarkeit bekannt genug sind, und in mehr als einer Sprache gelesen werden. Auch dieser Auszug wird abgebrochen: es kann aber das, was noch zurück ist, kaum einige Bogen betragen, und hätte daher ganz wohl können angewandt werden, einem Band, der für 1 Thlr. 8 Gr. verkauft wird, seine rechte Stärke zu geben. Die Kupfer bezie-

ben sich auf die Beschreibung von Siam: der Leser aber würde sicherlich gerne die Zeichnung von einem Siamischen Götzen und Mandarin entbehrt, und sich dafür bey der interessanten Reise nach der Insel Otaheite, Kupferstiche gewünscht haben. Die zum folgenden Theil versprochene Charte erwarten wir sehr, und wünschen, daß sie nicht blos eine Charte von der Südsee, sondern mit allen den neuesten Entdeckungen der Engländer versehen seyn möge, die einem Leser, bey der sparsamen Angebung der geographischen Länge und Breite nur halb verständlich sind. Warum werden in der letzten Reise, die Holländer auf den indianischen Inseln immer die Deutschen genannt? Hie und da sind wir auf Stellen gestoßen, die wider die Richtigkeit sowohl als Reinigkeit des deutschen Ausdrucks fehlen. Wer wird aus dem Franz. übersetzen: ein Anverwandter, der aber wenigstens ein Vetter seyn muß, S. 125. Der Franzose hat für jede Art der Verwandschaft seinen eigenen Namen: im deutschen aber ist Anverwandter und Vetter eins, oder letzteres bestimmt wenigstens das erste nicht.

Jz.

Anleitung zur Kenntniß der Europäischen Staatenhistorie, nach Gebauerischer Lehrart, von Joh. Georg Meusel, Fürstl. Quedlinburgisch. Hofrath — Leipzig 1775. bey Fritsch. 616 Seiten in gr. 8. außer Titel und Vorrede und 10 Bogen synchronistischer und genealogischer Tafeln.

Der bekannte Gebauerische Grundriß der Historie der Europäischen Staaten war theils zu weitläuftig, theils zu unvollständig, weil verschiedene Staaten darin fehlten. Herr Hofr. Meusel hat beyden Mängeln abgeholfen, indem er das Weitläuftige enger zusammen gezogen, und zu den zehn von Gebauern abgehandelten Staaten, Portugal, Spanien, Frankreich, Großbritannien, den vereinigten Niederlanden, der Schweiz, Dänemark, Schweden, Rußland, Polen, drey neue Capitel von dem Osmannischen Reiche, von Italien und von Preußen hinzugesetzt hat. Das von Italien ist das weitläuftigste, und in 15 be-

sondere Abschnitte eingetheilt, worin 1) die allgemeine Geschichte von Italien, 2) der Kirchenstaat, 3) Neapel und Sicilien, 4) Sardinien, 5) Venedig, 6) Savoyen und Piemont, 7) Mayland, 8) Montferrat, 9) Mantua, 10) Modena, 11) Parma und Piacenza, 12) Toscana, 13) Genua, 14) Lucca, 15) Malta enthalten sind. Das Buch ist ein ganz neues Werk, worin, wie der Augenschein weiset, nichts als die Methode von dem Gebauerischen Grundrisse beybehalten ist. Der Hr. V. hat nicht allein 17 genealogische, sondern auch 3 synchronistische Tafeln beygefügt. Diese letztern sind überaus nützlich, und verschaffen denen eine große Erleichterung, die sich in der Spanischen Geschichte unterrichten wollen, welche in diesen alten Zeiten sehr durch einander läuft. Hier kann man alles mit einem Blicke übersehen, und dies giebt dem Buche einen großen Vorzug, sowohl vor dem Gebauerischen als dem Achenwallischen, in welchem letztern sogar die genealogischen Tafeln fehlen, die doch bey solchen Lehrbüchern unentbehrlich sind. Eine andere Vollkommenheit hat das Werk auch durch das zahlreiche Verzeichniß der wichtigsten Geschichtbücher und Schriften bekommen, welches viele, die im Achenwall fehlen, enthält, wogegen andere, die dort stunden und nicht zur Sache gehörten, weggelassen sind.

Ein einziges müssen wir noch bey diesem neuen Lehrbuche erinnern. Unter den europäischen Staaten versteht man insgemein nur die souverainen Reiche und Republiken. Es hätten also in dem Capitel von Italien die nicht souverainen und minder mächtigen Staaten, ingleichen diejenigen, die itzo Theile anderer Staaten sind, als Mailand, Mantua, Monferrat, wegbleiben können. Dagegen hätten wir gewünscht, daß Ungarn vor oder nach dem Osmannischen Reiche eine Stelle bekommen hätte: zumal da die Türken ihre meisten Kriege mit den Ungarn geführt, und am meisten mit ihnen zu thun gehabt haben. Preussen hätte zunächst bey Polen stehen können, sowohl wegen der Lage und der ehemaligen Verbindung, als wegen der zwischen beyden vorgefallenen vielen Kriegs- und andern Geschäfften. Allein die Ordnung ist etwas willkührliches, und wir wollen durch diese Anmerkung dem Verf. nichts von seinen Verdiensten, und dem Buche nichts von seinem Vorzuge entzogen haben.

Memoria Hungarorum et Prouincialium scriptis editis notorum, quam excitat *Alexius Horányi*, Hung. Budensis, de Cler. Reg. Scholarum Piarum. *Pars I.* Viennae, impens. Ant. Loewii, Bibliop. Posoniensis, 1775. 741 Seit. in gr. 8. — *Pars II.* 1776. 719 S.

Es dient oft zu einer nicht geringen Aufmunterung bey einer Nation, ihr die ganze Reihe derjenigen vorzuführen, die sich aus ihrem Mittel in den Wissenschaften und feinen Künsten hervorgethan haben. Zwar brauchen in der That die Ungarn nicht überhaupt ermuntert zu werden, diese Bahn zu betreten: das kann allein gegenwärtiges Buch beweisen; aber um zu sehen, wie weit sie auf derselben gekommen sind, wie viel ihnen noch fehle, um andere Nationen darauf einzuholen, was vor Hindernisse sie insonderheit bisher noch zurückgehalten haben, (wie unter andern der Mangel jener güldenen Freyheit zu denken, zu lehren und zu schreiben; der sich bisweilen im Namen der Religion regende Verfolgungsgeist, u. dgl. m.) diesen Nutzen kann es reichlich schaffen. Hat gleich der Verf. nicht durchgehends scharf geurtheilt, und den Werth der Schriftsteller genau bestimmt; so sind doch sein mühsamer Fleiß, die Vollständigkeit des Werks, seine gemäßigte Denkungsart, und manche richtige Anmerkungen, welche er gemacht hat, lobenswürdig. Es ist auf eine angenehme Art unerwartet, daß ein Catholischer Geistlicher in Ungarn seinen Protestantischen Mitbürgern alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, sie nicht mit dem Ketzernamen belegt, und mit einigen derselben auch freundschaftliche Bekanntschaft unterhält. Sonst fehlt es ihm nicht an Patriotismus: wie er denn (P. I. p. 320.) mit dem gelehrten und berühmten Ritter von Born, einem gebohrnen Siebenbürger, nicht zufrieden ist, daß er den Ungarn und Siebenbürgern überhaupt die Vernachläßigung der Naturgeschichte vorwirft; ohne ihm doch mehrere Proben von ihrer Bearbeitung entgegen setzen zu können.

Diese alphabetische Beschreibung aller in Ungarn, Siebenbürgen, Dalmatien und andern dazu gehörigen Provinzen bekannt gewordenen Schriftsteller reicht in dem zweyten Bande erst bis zum Ende des Buchstabens O. So wenige darunter dem Verfasser entgangen seyn mögen, so haben wir doch manchmal gewünscht, daß die Nachrichten selbst von den be-

schriebe-

schriebenen ausführlicher gerathen wären: es versteht sich von solchen, mit welchen es sich der Mühe belohnt, näher bekannt zu werden. Vorsichtigkeit und andere Betrachtungen mögen dieses zuweilen eben so wohl verursacht haben, als würklicher Mangel an Nachrichten.

In einem Werke, wo alle menschliche Geschöpfe auftreten, die in gewissen Provinzen seit Jahrhunderten die Feder für die Presse geführt haben, kann es nicht fehlen, daß mancher unbedeutender Kiel verewigt wird — anser strepit inter olores. Einige der berühmtesten und merkwürdigsten Schriftsteller wollen wir zur Probe nennen. *Mich. Gottlieb Agnethler*, ein Siebenbürgischer Edelmann, Professor zu Helmstädt, dessen Tod dem Verf. nicht bekannt zu seyn scheinet. *Anonymus*, Belae Regis Notarius, dessen Historia Hungarica de VII Ducibus Hungariae, aus einem Mspt der Kayserl. Bibliothek zu Wien erst A. 1744 vom Matth. Bel bekannt gemacht wurde. *Mich. Apafi*, Fürst von Siebenbürgen, übersetzte Wendelini Compendium Theologiae ins Ungrische, trat aber A. 1672 zur Römischen Kirche, und starb 1690. *Matth. Bahil*, ein Evang. Prediger, den die Böhmische Uebersetzung von **Cyprians** Ursprung des Pabstthums unglücklich machte. *Martinus Barletius*, aus Dalmatien, der bekannte Geschichtschreiber Scanderbegs. *Steph. Báthori*, der berühmte König von Pohlen, dessen Briefe 1703 zu Leipzig gedruckt worden sind; und mehrere aus diesem edeln Siebenbürgischen Hause. *Car. Andreas Bel*, und *Matthias Bel*. Das Leben und besonders die Schriften dieses berühmten Geschichtschreibers sind weitläuftig beschrieben. Der Verf. meldet auch, daß das von ihm hinterlassene Mspt zu den übrigen drey Bänden seiner Ungrischen Geschichte jetzt in den Händen des Erzbischofs von Colocza sey. Er scheint aber nicht gewußt zu haben, daß von dem fünften Theil dieses Werks würklich 18 Bogen gedruckt worden sind, die man aber sehr selten zu sehen bekömmt. Sie enthalten die Beschreibung des Comitatus Mosoniensis. *Ioseph. Benczur*. *Steph. Bergler*. Seine spätern Schicksale, ingleichen die Ausgabe seiner Arbeit über den **Aristophanes**, durch den jüngern **Burmann**, sind dem Verf. nicht bekannt. *Ioannes*, *Nicolaus*, et *Wolfgangus*, Comites *de Bethlen*. *Martin. Biro*, Bisch. von Veszprim. Von seinem blutgierigen Buche wider die Ungrischen Protestanten, das so viel Aufsehen gemacht hat, Enchiridion &c. Raab 1750. 4. sagt der Verf. blos: Liber hic

non fine aliqua sui vicissitudine prodiit. *Petr. Bod*, ein Reformirter Prediger in Siebenbürgen, gest. 1769, dessen Werk Magyar Athenás (Ungrisches Athen) gedruckt 1766. 8. von dem Kayserl. Hof verboten worden ist, weil es zu hart wider die Röm. Kirche soll geschrieben gewesen seyn. *Ignatius von Born*. *P. Rogerius Iosephus Boscovich*, aus Ragusa, ein Exjesuit. Da der Verf. selbst auch unter andern mit den mathematischphysischen Grundsätzen dieses berühmten Schriftstellers nicht zufrieden ist: so ergreift er diese Gelegenheit, sie hier zu bestreiten. *Iuuencus Coelius Calanus*. *Martinus Chladni*. *Matthias Coruinus*, der große König. *Ioannes Damiani*, der berüchtigte Verfasser des Buchs: Iusta religionis coactio, von welchem der Verf. sagt: Liber hic merito a clementissima et christianae caritatis, publicaeque tranquillitatis amantissima Hungariae aula suppressus est: inaudita est enim illa praedicatio, teste S. Gregorio, L. VII. Mor. quae verberibus fidem exigit. *Franc. Dauidis*, der bekannte Superintendent der Socinianer in Siebenbürgen. *Ioseph. Innoc. Desericius*. Sein historischer Streit mit dem Jesuiten Pray wird erzählt. *Marc. Antonius de Dominis*. *Andr. Dudithius*. *Paulus Ember*, Reformirter Prediger, Verfasser der geschätzten Historia Ecclesiae Reformatae in Hungaria et Transiluania, Traj. ad Rhen. 1728. 4. Unter dem Namen *Francouitz* kommt auch der berühmte *Matthias Flacius* vor.

Der zweyte Band giebt dem ersten an Personen, die man näher zu kennen wünscht, nichts nach. Da findet sich selbst der Kirchenlehrer Hieronymus wegen seines Vaterlandes Stridon, der berühmte Sternkundige Maxim. Hell, ein Melch. Inchofer, Nic. Isthpánfy, Franz Adam Kollár, u. a. m. Der Recensent suchte auch hier den theuren P. Raphael Levakovicz, den Hr. Kollár die Welt zuerst recht kennen gelehrt hat. Der V. muß aber eben deswegen für gut befunden haben, ihn wegzulassen.

Ml.

Elementa Historiae antiquae, auctore *Gottlob Aug. Baumgarten Crusio*, Coetuum Christianor. Kleinzschocheriensis et Grosmiltiziensis Pastore vocato. Lipsiae, sumt. F. G. Iacobaeeri, 1775.

1775. 8. Ohne Zuschrift und Vorrede, aber mit dem Register, 543 Seiten.

Nach eben der Methode, welche der Verf. in der neueren Staatengeschichte befolget hat, die er zuerst herausgegeben hat, und wir zu seiner Zeit angezeiget haben, liefert Herr Baumgarten-Crusius jetzt ein lateinisches Handbuch der ältesten Historie. Ein Unternehmen, das für solche Schulen, wo künftige Gelehrte noch Latein lernen, und diese Sprache mit allen Wissenschaften, die sie treiben, zugleich üben wollen, sehr schätzbar seyn muß! Denn was die Schreibart anbelanget, können wir gleich im Voraus versichern, daß der Schüler, welcher sich an dieses Lehrbuch gewöhnet, keine Gefahr laufe, sein besseres Latein, das er aus dem Cicero und Livius lernet, dadurch zu verunreinigen. Der Ausdruck und die ganze Verbindung der Rede ist ächt Lateinisch, nach den besten alten Mustern gebildet, nicht aus kümmerlich zusammengesuchten schönen Floskeln zussammengesetzet, sondern bis zum Vergnügen, rein, leicht und natürlich. Da, wo *Ernesti* Initia doctrinae solidioris eingeführet sind, ist dieses historische Handbuch es werth, denselben beygefüget zu werden, um die Encyklopädie der Schulwissenschaften für einen künftigen Gelehrten vollständig zu machen.

Ehe wir die Einrichtung dieses Werkchens über die alte Geschichte beschreiben, schicken wir eine Anmerkung aus der Vorrede des Verfassers voraus, die zur Belehrung der Leser allerdings nöthig zu seyn scheinet, wenn sie hier und da Hauptlücken antreffen, darunter sich ohnfehlbar der Mangel der Römischen Geschichte, welche in diesem Theile nicht angetroffen wird, zuerst auszeichnen muß. Der V. gedenket nämlich mit der Zeit und bey mehrerer Muße noch einen dritten Theil zu dieser historischen Encyklopädie hinzuzufügen, der das weite Feld der Geschichte ganz umfassen und alles bis jetzt mangelnde ersetzen soll. Für denselben ist zuförderst die ganze Römische Geschichte, vom ersten Anfange bis zum Untergange des Abend- und Morgenländischen Reiches, nächst dieser aber die so genannte Historia exotica bestimmt, worunter der V. die Historie der einzelnen Staaten in den drey Welttheilen, außer Europa verstehet. Auch gedenket der V. alsdann noch synchronistische Tabellen über die beschriebene einzelne Völker und Reiche anzuhängen, dadurch die zerrissene Geschichte so vieler Reiche, welche einzeln beschrieben worden sind, zum Vortheil

des Gedächtnisses, gesammlet und neben einander gestellet werden soll. Der noch zu erwartende (dritte) Theil wird auf diese Weise halb die alte, und halb die neuere Geschichte ergänzen. Die Römische Geschichte scheint übrigens aus keinem andern Grunde für jenen aufgespart zu seyn, als weil der gegenwärtige Theil durch sie würde zu stark und unproportionirt geworden seyn.

Was wir jetzt vor uns haben, bestehet aus zwey **Theilen** und einem **Anhange**. Der **erste Theil** enthält die Geschichte der alten Völker vor der Herrschaft der Griechen. Er hat wieder zwey Hauptabtheilungen: 1) die biblische Geschichte, nach den gewöhnlich darin zum Grunde liegenden Perioden. 2) die Historie auswärtiger Völker, in folgender Ordnung: a) das Assyrische, Medische und Babylonische Reich; b) das Persische; c) das Aegyptische Reich; d) die um Palästina herum wohnenden Völker, darunter Syrien und Phönicien mit begriffen wird; e) die Geschichte der Scythen; f) die Geschichte der einzelnen Reiche in Kleinasien. — Im **zweyten Theile** wird die Geschichte der Griechen in drey Abschnitten erzählet, nämlich: 1) die Historie der ältesten Griechischen Königreiche; 2) die Historie der Griechischen Freystaaten, — auch derer in Kleinasien, — auch der Insuln, Sicilien u. s. w. 3) die Historie der Macedonischen Monarchie, und der aus derselben entstandenen einzelnen Reiche. Der **Anhang** begreift die Geschichte der Carthaginienser, auch des Numidischen und Mauritanischen Reiches.

Die Methode, nach welcher jedes Volks oder Reiches einzelne Geschichte erzählet wird, ist sehr natürlich, für den Verstand lehrreich und für das Gedächtniß erleichternd. Jede Hauptgeschichte wird in mehrere Perioden zerschnitten, die sich mehrentheils auf recht entscheidende Veränderungen gründen, doch einigemal ohne Noth zu sehr gehäufet werden. Z. B. in der Historie von Sicilien. Wir finden es besonders sehr methodisch, daß hinter jeder Periode, nachdem also die Geschichte zusammenhängend, ausführlich genug, und, wie man es von einem guten Geschichtschreiber erwarten kann, ungemein leicht, deutlich und unterhaltend beschrieben worden, immer die Regenten, mit Bemerkung der Regierungsjahre eines jeden, besonders verzeichnet worden sind. Es dient dieses sehr zu einer geschwinden Uebersicht, und fixirt die Hauptsachen, auch die Absätze der Chronologie besser im Gedächtnisse.

Von

Von der geprüften Glaubwürdigkeit der erzählten Begebenheiten, so wie von der zweckmäßigen Auswahl derselben, finden sich allenthalben Beweise. Der Verf. brauchte freylich nicht erst den Stoff zu sammlen, oder durchaus von neuem zu untersuchen: in der alten Geschichte ist bekanntermaßen gut vorgearbeitet; und der V. bekennet es auch selbst, daß die allgemeine Weltgeschichte der Engländer seine vornehmste Quelle gewesen sey. Es ist für ihn Verdienst genug, diese gut gebraucht, und dennoch oft mit den Urquellen und anderen Schriftstellern verglichen zu haben. Einigemal haben wir zureichendere und richtigere Nachrichten vermisset. Von den Scythen S. 178. hätte der V. gar leicht etwas bestimmteres und das mehr historisch gewesen wäre, erzählen können: von der Abstammung der Griechen hätte sich auch etwas besseres sagen lassen, als was der V. erwähnet, daß nämlich die ältesten Zeiten voller Fabeln wären. In der biblischen Geschichte ist das ein Fehler, daß der V. zuweilen über einzelne Nachrichten, mehr einen Exegeten und geistlichen Polemiker, als Geschichtschreiber vorstellet, z. B. S. 28. wo er recht vorsetzlich und weitläuftig die Einwürfe gegen göttliche Wunder, und insonderheit gegen den wirklichen Stillstand der Sonne und das dadurch veränderte Weltsystem, prüfet und beantwortet. Seine Gründe selbst sind nicht so stark und überzeugend, daß wir dadurch geneigt gemacht worden wären, die ihm entgegengesetzte Meynung für falsch, unbiblisch, oder Gottes Weisheit, Allmacht und Güte unwürdig zu erkennen.

Kr.

Fontium atque Commentatorum iuris priuati specialis prouinciorum et vrbium Germaniae perrara collectio, quae constituit partem bibliothecae *Io. Leonardi Staudneri*, ICti. Cum introductione in notitiam statutorum germanica prooemii loco praemissa. Noribergae, impensis Raspe. MDCCLXXV. 1 Alph. in 8.

Ein gut geordneter Katalog, der Titel von Statuten, Verordnungen, Edikten, Patenten und Auslegern derselben, weiter aber auch nichts! Wer etwas vollständigeres liefern will, kann ihn, eben um der schönen Ordnung willen, zur

Grundlage nehmen, ihn durchschießen ꝛc. Angabe des nähern Inhalts, Vergleichungen der Statuten unter einander, Anzeigen ihrer größern und geringern Seltenheit u. dgl. vermißt man. Eines Nürnbergischen Schriftgelehrten würdig ist der Einfall, den in Kupfer gestochenen Titel des Buchs lateinisch, und die Vorrede oder Einleitung in die Statutenkenntniß — oder Kenntnuß, wie der Verfasser schreibt — deutsch zu machen. Immer würde Hr. Staudner für seinen litterarischen Ruhm besser gesorgt haben, wenn er das ganze Buch lateinisch abgefaßt hätte; denn seine Einleitung, die übrigens ganz brauchbare Gedanken enthält, kann man wegen der darinn herrschenden Barbarey des Styls nicht ohne Eckel lesen.

Vr.

M. Joh. Georg Hagers, Rect. zu Chemnitz, kleine Geographie vor (für) die Anfänger. Durchaus vermehrt und verbessert und bis auf gegenwärtige Zeit fortgesetzt. Zweyte Auflage. Chemnitz, 1775. bey Stößels Erben und Putschern. 872 S. und 7 Bogen Register. 8.

Daß Hr. H. der neuesten Vorfälle, der Kriege, Friedensschlüße, Abtretungen, Thronbesteigungen, gedenkt, war Pflicht: möchte er nur die häufigen Unrichtigkeiten und Fehler sorgsamer verbessert haben. Das Versprechen auf dem Titel „durchaus vermehrt und verbessert" gehört noch immer zu den guten Wünschen. Nur etwas wollen wir zur Probe anführen. In Europa zählt der Verf. S. 16. und 17. folgende fünf Hauptsprachen: die lateinische, deutsche, slavonische, griechische und türkische; von der griechischen soll man noch vieles in der russischen finden. Die türkischen Ansprüche werden S. 737. sonderbar beschrieben: „vermöge des Titels eines Groß„sultans macht er auf die ganze Welt Ansprüche." Rußland soll nach der neuesten Verfassung in 12. Gouvernements abgetheilet seyn, an Steinen Mangel leiden, hingegen die gütige Natur daselbst auch sogar Meerkälber und den Behemoth reichlich darreichen S. 740. Das sey genug: wir wollen die Fehler weder aufsuchen noch berichtigen. Der Hr. Verf. entschuldiget sich in der Vorrede: „wir sind und bleiben Menschen, die

„fehlen

„fehlen können und fehlen werden, so lange die Welt stehen „wird." Aber vorsetzlich sollten wir doch nicht fehlen, folglich die vorhandenen Hülfsmittel bey dergleichen Büchern hübsch zu Rathe ziehen, und nicht mit dem Druck eines Schulbuchs so sehr eilen. Doch mit einem alten Schullehrer wollen wir es so genau nicht nehmen: die zweyte Auflage eines solchen Schulbuchs ist ohnehin kein Gegenstand einer weitläuftigen Anzeige.

Op.

Die gute Sache der Dissidenten in Polen, nach den Gründen des natürlichen und allgemeinen Staatsrechts und der Politik, betrachtet von Wilh. Ernst Christiani, königl. Dän. Canzleyrath — Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Nebst einer Rede von dem wahren Begriffe der herrschenden Religion eines Staats. Leipzig, bey Böhme 1775. 7 Bogen in 8.

Zeichnet sich zwar weder in Ansehung der Sachen noch der Einkleidung durch Neuheit aus; mag aber als eine Zeitschrift immer noch passiren. Der Verfasser hohlet weit aus, indem er auf den ersten 17 Seiten allgemeine Sätze, die in jedem Kompendium der Politik vorkommen, aufstellt und sie mit Kathederdemonstration durchwässert. Zur Anwendung dieser Sätze auf den Zustand der Dissidenten, besonders auf die ihnen als Bürgern zukommende Gerechtsame — welches doch die Hauptsache ist, und auf eine gründliche Art historisch hätte ausgeführt werden sollen — werden nur halb so viel Seiten verbraucht, wovon über zwo mit einer Stelle aus der Bittschrift der Dissidenten vom J. 1766. angefüllt sind. S. 38 bis 45. handelt Hr. C. doch etwas kürzer die Grundsätze von dem Verhältniß der obersten Gewalt in einem Staate zu der Religion ab, und zeigt alsdann umständlicher bis S. 68, wo sich die Abhandlung endigt, worauf die Rechtmäßigkeit der dissidentischen Religionsfreyheit in Polen beruhet, und beantwortet zugleich die vornehmsten Einwürfe der Zeloten. Alles schon oft gesagt, und das beste, wie Hr. C. selbst gesteht, aus denen zu Warschau herausgekommenen Betrachtungen über die Um-

Hände der Dissidenten in Polen, genommen! Indessen kann sich doch mancher Laye von der wahren Beschaffenheit des Zustandes der Dissidenten und von ihren Gerechtsamen aus dieser Schrift unterrichten; denn gegen die Wahrheit der allgemeinen und besondern Sätze finden wir nichts zu erinnern. Noch mehr Glück würde die Schrift gemacht haben, wenn sie in einem minder steifen Anzug erschienen wäre. Der Verfasser ist Professor der Beredsamkeit, scheint aber seine Kunst nicht praktisch zu verstehen: sonst würde er die langweiligen Verbindungen der Gedanken (z. B. der Mann, der, da er das gethan hatte, sagte ꝛc.) vermieden haben. Und als Professor der Historie hätte er die Begebenheiten nicht durch Anführung des Kompendiums beweisen sollen, wie S. 69. geschehen ist, wo er sich auf Gebauers Grundriß beruft. — Die beygefügte Rede läßt sich etwas besser lesen, enthält aber nichts Anmerkungswürdiges. Es soll aus dem darinn entwickelten Begriff von der herrschenden Religion eines Staats erhellen, daß in Pohlen die katholische Religion keinesweges die herrschende sey, sondern daß den Religionen der Dissidenten mit ihr gleiche Vorzüge gebühren.

Vr.

Vermischte Beyträge zur physikalischen Erdbeschreibung. Zweyten Bandes erstes Stück, 8 Bogen. Zweytes Stück, 8 Bogen. 8. 1776. Brandenburg bey den Gebrüdern Halle.

Der Verfasser fährt im ersten Stücke fort, die Flüße und hier besonders die Wasserfälle zu betrachten. Der vom Niagara wird mit Kalms eigenen Worten beschrieben. Denn folgen noch andere in Amerika, in Italien, in der Schweiz, in Schweden ꝛc. bis S. 29. In dem zweyten Beytrage werden die Meynungen von der Entstehung unserer Erde angeführt. Eigentlich ist die Erde eben so wie die andern Himmelskörper entstanden. Davon aber spricht der Verfasser nicht, sondern nur von den Hauptveränderungen, welche die Oberfläche der Erde erlitten, und zwar vorzüglich durch Feuer und Wasser. Des Descartes wird kaum Erwähnung gethan, Burnet, Whiston, Leibnitz, Woodward, Moro, Ray, Hooke, Maillet, Büffon werden umständlicher angeführt. Hierauf folgt

folgt ein nochmaliger Beytrag zur Abhandlung von den Grotten, und endlich wird die Abhandlung von feuerspeyenden Bergen fortgesetzt. Im 2ten Stücke kommen vor: I. Von Flüssen, die sich unter der Erde verlieren. II. Eine Abhandlung, oder eigentlich ein in Klassen gebrachtes Verzeichniß der Versteinerungen, wobey zugleich die Oerter und Länder angezeigt werden, wo sie bisher gefunden worden. Der Verfasser mag wohl wegen der Mühe des Zusammentragens bey einigen Lesern Dank verdienen. Die Mühe selbst ist an sich so groß nicht. Es kömmt alles auf den Büchervorrath an.

Fm.

Das von den Russen in den Jahren 1765, 66, 67 entdeckte nordliche Inselmeer, zwischen Kamtschatka und Nordamerika, beschrieben vom Herrn von Stählin — nebst einer Landkarte — Stuttgart bey Cotta 1774. 3 Bogen in 8.

Neue Nachrichten von denen (den) neuentdeckten Insuln in der See zwischen Asien und Amerika; aus mitgetheilten Urkunden und Auszügen verfasset von J. L. S**. Hamburg und Leipzig bey Gleditsch 1776. 11 Bogen in 8.

Beyde Schriften, von einerley Gegenstand und von gleicher, d. i. von sehr zweifelhafter, Zuverläßigkeit, können zwar die Neugier, nur keinen Forscher, befriedigen. — Die erste war dem petersburgischen geographischen Kalender vom J. 1774 beygefügt, und erscheint hier in einem Nachdruck. Wir halten uns bey derselben nicht auf: sie ist zu alt, und ihr Werth bereits bestimmt. Der Verf. hatte sich mit der Herausgabe übereilt; es fand sich bald, daß die darinn enthaltenen Nachrichten unzuverläßig, und eines Theils gar unrichtig waren. Der S. 14 erwähnte Lieutenant Syndo, heißt eigentlich Sind. Selbst die beygefügten magern Anmerkungen bedürfen neuere Anmerkungen. S. 17 ist Steller ganz vergessen, Kraschenninnikoffs Name nicht richtig genug geschrieben, auch nicht angezeigt worden, daß seine Beschreibung von

Kamtschatka, unter uns durch einen deutschen Auszug bekannt ist. Doch genug! haben die 3 Bogen wenig innern Werth, so prangen sie doch mit 3 besondern Titelblättern.

Das zweyte Werkchen (dessen Titel eine genauere Bestimmung erfodert hätte) ist weit vollständiger, enthält die seit 1745 unternommenen Reisen, auch, obgleich in einer etwas unterschiedenen Uebersetzung, Stücke aus der vorhergehenden Stählinischen Schrift, vor welcher es, wie S. 9. versichert wird, in der Richtigkeit und Genauigkeit einen Vorzug haben soll. Hierwider können wir unsre Zweifel nicht bergen. Der Verf. nennt sich nicht; sagt auch nicht, aus welcher Hand er seine sogenannten Urkunden habe: und was für Nachrichten theilt er mit? Schifferberichte, aus dem Mund unwissender Leute, die blos aus Gewinnsucht nach den Inseln fahren, sich mit Jagd und Fischfang beschäfftigen, ihre Nebenstunden wollüstig verschwenden, vieles nicht, oder falsch, sehen, in falschem Licht vorstellen, oder aus vermeinter Klugheit und aus Furcht verschweigen, und überhaupt keine gehörige Beobachtung anstellen können. Man berichtige erst durch astronomische Wahrnehmungen, und durch das Zeugniß erfahrner Männer, ihre Aussage; dann weiß man etwas zuverlässiges, und dann wird die Erdbeschreibung in diesem Theil gewinnen. Aber wenn steht dies zu erwarten? Unser ungenannter Verf. gedenkt S. 4 der auf russisch-kaiserl. Befehl neuerlich veranstalteten Seeexpedition zur Bestimmung der rechten Lage dieser Inseln; weislich setzt er hinzu: „die Entdeckungen derer (der) dabey gebrauchten Seeofficiere werden, „wenn man sie bekannt zu machen vor (für) gut befindet, in Absicht der so wenig bekannten See zwischen dem „nordlichen Ende von Asien und dem nordlichen Amerika, ein „neues Licht in der Erdbeschreibung anzünden." Ja, wenn man sie bekannt zu machen für gut befindet! Seit 1760 hat man sich schon höhern Orts um diese Inseln näher zu erkundigen angefangen. Einer von den zwey ausgesandten Seeofficieren starb in Kamtschatka; der zweyte, Lewaschew, kam schon 1771 nach St. Petersburg zurück; und noch jetzt ist nichts von seinen Entdeckungen bekannt gemacht. Wie leicht könnte der Landvogt Engel hieraus einen neuen Beweis nehmen, daß man in Rußland viele Nachrichten verheimliche, so sehr ihm auch der Etatsrath Müller widersprochen hat.

Schon hieraus sehen unsre Leser, daß die hier mitgetheilten Nachrichten, unter welchen ohnehin viele sehr geringhaltige

vorkommen, nicht zuverläßig genug sind, welches selbst der V. nicht in Abrede seyn kann. Einige darunter mögen brauchbarer und sicherer seyn, sonderlich wo mehrere Aussagen übereinstimmen: aber die Entscheidung würde immer gewagt seyn. Eben daher wollen wir weder von der Lage, noch von der Beschaffenheit dieser Inseln, noch von der angegebenen Ausdehnung des festen Landes, etwas abschreiben; sondern mit Geduld auf zuverläßigere Nachrichten und Bestätigungen warten. Wer Lust hat, mag die gegenwärtigen wenigen Bogen durchlesen, darin manche sonderbare Gewohnheit, auch manche wohlverdiente, an geizigen und wollüstigen russischen Schiffsvolk geübte harte Rache, vorkommt. — Bey Sprach- Druck- und andern Fehlern wollen wir uns nicht verweilen.

Pe.

Subsidia diplomatica ad selecta iuris ecclesiastici Germaniae et historiarum capita elucidanda ex originalibus aliisque authenticis documentis congesta, notis illustrata et edita a *Steph. Alex. Würdtwein.* Heidelbergae sumpt. Goebhardt 8. *Tom. V.* et *VI.* 1775. *Tom. VII. VIII.* et *IX.* 1776.

Unsere bey der Anzeige der vier erstern Bände dieses Werkes gethane Wünsche sind seitdem reichlich in Erfüllung gegangen. Wir haben wieder fünf Bände vor uns, die an Reichthum und Wichtigkeit des Inhalts jenen erstern vollkommen entsprechen. Bey einigen Materien hat der Herausgeber mehr geleistet, als wir bey den bekannten Schwierigkeiten Beyträge aus Archiven zu erhalten, kaum erwarten konnten. Der Vte und VIte Band enthalten Statute, Stiftungen, Bestätigungen, Schiede, Kauf- Tausch- Schenkungs- und Befreyungsbriefe u. s. w. Vor dem VIten Bande steht die wider das von dem Baselischen Concilium wegen der Annaten abgefaßte Decret, vom Erzbischoff Dietrich zu Maynz eingelegte merkwürdige Protestation. Die drey folgenden Bände enthalten besonders sehr schätzbare Nachrichten zur Erläuterung der zwischen Pabst Nicolaus dem Vten und K. Fr. dem IIIten errichteten Concordaten, die gewiß einen nicht unbeträchtlichen Beytrag zur diplomatischen Geschichte dieses wichtigen Vertrags ausmachen.

chen. Wir müssen es bey dieser kurzen Anzeige bewenden lassen, weil uns für das bloße Verzeichniß der vorzüglichsten Stücke schon der Raum zu enge seyn würde. Wie sehr wünschen wir, daß es dem Herausgeber bey seinem rühmlichsten Eifer in Aufklärung der Kirchengeschichte und des deutschen Kirchenrechts, weder an Kräften noch Unterstützung, fehlen möchte, um nicht etwa ein Werk abbrechen zu sehen, auf dessen Fortsetzung wir bey jedem Bande begieriger gemacht werden.

Em.

Reisen eines Franzosen, oder Beschreibung der vornehmsten Reiche in der Welt, nach ihrer ehemaligen und jetzigen Beschaffenheit, in Briefen an ein Frauenzimmer, abgefaßt und herausgegeben von Hrn. Abte Delaporte. Vierzehnter Theil. 1 Alph. 8 Bogen. Funfzehnter Theil. Leipzig, bey Breitkopf und Sohne. 1½ Alph. 1775. in 8.

Der vierzehnte Theil fängt mit dem Vorgebirge der guten Hoffnung an, und geht durch verschiedene Königreiche der Africanischen Küste bis zur Goldküste fort. Auf dem Cap will der Abt den Astronomen Dela Caille gefunden haben, und um seiner Madame einen Begriff von seinen Geschäften zu machen, schreibt er ihr: 17 volle Nächte, und 110 Sitzungen, jede von 8 Stunden, haben ihm alle Wunder des Firmaments entdeckt. „Er hat große, allen Europäischen „Sternkundigen bisher unbekannte Sterne ausfündig „gemacht und beobachtet. Sie werden selbst einsehen, daß dieses eine sehr mühsame Arbeit für ihn gewesen ist; denn um „die Sterne zu sehen, muß man beständig stehen, den Kopf „zurück halten, und das Seherohr nicht aus der Hand lassen.“ Wer versteht das erste, und wer lächelt nicht über das letzte? Die Madame muß wohl geglaubet haben, daß man, um Sterne zu suchen, wie die Hühner auf dem Hofe, mit den Augen auf die Erde sehen müsse. Kurz darauf schämt er sich nicht, diesen würdigen Gelehrten in seinem hinterlassenem Tagebuche erzählen zu lassen, daß er bey dem Statthalter kleine und schon gebrauchte, bey einem Holländischen Kaufmanne aber weiße Servietten gefunden habe. (Ein Astronom hat freylich keine wichti-

wichtigern Bemerkungen, um in dem Tone eines Dela P. dergleichen wichtige Nachrichten in sein Tagebuch aufzunehmen.) Er bittet seine Madame sehr um Vergebung, daß er ihre Ohren durch die Rauhigkeit der Holländischen Nahmen der 3 übrigen Kreise des Caps (Stellenbysch, Drakenstein und Schwellendam) verletzen müsse. (Nun so thäte sie am besten, wenn sie gar keine Reisebeschreibung läse, und Hr. Dela Porte ihr weiter keine zuschriebe.) Wer übrigens was von den Gebräuchen und der Lebensart der Hottentotten lesen will, findet hier beysammen, was seit Kolbens Zeiten wahres und falsches davon ist geschrieben worden. Zu Angola giebt man 2, auch wohl 6 Schwarze für einen Hund: und eben daselbst (denn warum sollten wir unsern gelehrten Lesern nicht mit des Verf. Worten wieder sagen, was er an eine Dame schreibt?) haben die Weiber den Gebrauch, dem aufgehenden Monde den Hintern zu weisen, um ihren Haß wider ihn anzuzeigen, weil sie glauben, er sey die Ursache ihrer monatlichen Veränderung.

Unter den Ueberschriften von der Helfenbein-Küste, der Küste von Malaguette, und von Senegal, werden vom 179 bis zum 184 Brief, auf die dem Verf. eigene Art eine Menge von kleinen Africanischen Königreichen, Völkern, Flüssen, Küsten, und Inseln, als Issini, Quaquos, Malaguette, Cap Mesurado, Monte, Bissao, Cachao, Gambia, Bani, James-Fort, die Inseln des grünen Vorgebirges, Rufisko, Gorea, Kagor, Salum, Fort St. Louis, Fluß Senegal mit seinen Inseln, Bambouk, Galem, u. s. w. beschrieben. Hier verließ uns beynahe die Geduld, und wir nahmen uns vor, niemals mehr eine Zeile von diesem elenden Zusammenschreiber zu lesen: so voll ist alles von unsinnigen, abgeschmackten, und ohne alle Beurtheilung hingeschriebenen Erzählungen. Bald verschlingt der Teufel einen Negerjungen, und behält ihn so lange im Leibe, bis ihm die Eltern was zu essen geben, und der Junge bleibt so viele Tage stumm, als er in dem Bauche des Teufels zugebracht hat: bald schlafen Schlangen unschädlich bey den Menschen im Bette, S. 123, bald applicirt man Ameisen auf den Bauch eines jungen Mägdchens, damit ihr Biß die Stelle der Beschneidung vertrete, S. 176, bald werden die Statthalter der verschiedenen Provinzen der Insel Bissao mit den deutschen Kurfürsten, und diese hinwiederum mit den französischen Pairs verglichen, S. 63, bald entschuldigt er sich gegen seine Madame, daß er ihr nichts von Alter-

thümern

thümer melden könne, weil die Römer aus Stolz alle Bücher verbrannt, und alle Aufschriften vertilgt hätten. S. 236. Welcher Unsinn! Die Römer sollen auf der westlichen Küste von Africa Bücher verbrannt und Aufschriften (folglich der ältern Besitzer des Landes) vertilgt haben! Der Leser nehme sich Zeit, das Abgeschmackte dieses Vorgebens recht auszudenken! Zuweilen stößt man auf Aeußerungen eines ärgerlichen Nationalstolzes. S. 114, 127. Und allenthalben ist das das erste, daß er eine Audienz beschreibt, die er entweder selbst bey einem Negerkönig gehabt haben will, oder die ein andrer vor ihm gehabt hat: der Himmel weiß, wo der Mann diese wichtigen Archivalnachrichten her hat.

Jedoch die folgenden Briefe von den Canarischen und Azorischen Inseln, und von dem Königreiche Portugal sind, wir müssen es aufrichtig bekennen, in einem leidlichern Ton geschrieben. Die Nachrichten von jenen Inseln, ihren Weinen und andern Produkten, vom dem Berg Pico, von dem Handlungszustand in Portugal, von dem Stiergefechte, die tragische Geschichte des Don Petro und seiner Gemahlin, Agnes von Castro u. a. lassen sich wohl lesen, wenn sie gleich größtentheils aus andern Büchern genommen sind. Das Histörchen von dem durch ein Auto da Fe verurtheilten Juden, und von den Feigen, womit er einen Marquis regaliret hatte, gäbe für manchen kleinen Ort ein Calenderstück ab. Aus dem Verzeichnisse der Portugiesischen Schriftsteller lernen wir einen Mann des Reys kennen, der das Leben der Maria in dem Leibe ihrer Mutter, und das Leben Jesu in dem Leibe der Maria, herausgegeben hat. Die sogenannten Portugiesischen Briefe sollen wirklich von einer Nonne und ihrem Liebhaber geschrieben seyn. Bey den Carmelitern in Lissabon stunde, (wenigstens vor dem großen Erdbeben 1755) der Hr. Christus in einem Klostergange, in Lebensgröße auf Fayance gemalt, wie ihm Maria Magdal. die Füße salbte. Er ließ seinen Fuß auf der Brust der schönen Sünderinn ruhen, und ein Theil davon schien sich in dem Busen einzugraben. S. 288.

Gleichwohl aber, wenn wir die andere Hälfte des Bandes erträglich nennen, dürfen unsre Leser nicht meynen, als wenn der Verf. gar aufhöre, Dela Porte zu seyn. Nein, wir reden nur vergleichungsweise, er ist, obgleich mit untermengten interessanten Nachrichten, noch der nehmliche, leichtgläubige, unzuverlässige, und zu aller Beurtheilung des Erheblichen und Unerheblichen, des Wahren und Unwahrscheinlichen

chen unfähiger Compilator. Nur wenige Beyspiele zum Beweis! Coimbra hat mehr als 4000 Studenten: ihre große Beschäftigung ist, Zahnstocher von Buchsbaumholz zu machen. S. 386. Eben daselbst sitzen die Weiber vor den Häusern in der Sonne, haben ihrer Männer Köpfe in dem Schoos liegen, und knacken deren Läuse mit den Zähnen, als wenn es das auserlesenste Gerichte wäre: (dies sind des Verf. eigene Worte,) und die Männer erweisen den Weibern die nehmliche Galanterie. S. 393. Eben daselbst ißt man ohne Hände und Messer; man fährt blos mit dem Maul nach der Schüssel. Ein eifersüchtiger Mann nagelte seine Frau durch den Hals an die Wand, gieng ganz gelassen zu ihrem Vater, es ihm zu melden, gab ihm den Hausschlüssel: dieser machte seine Tochter wieder frey: die Wunde wurde geheilt, und sie lebte nachher mit ihrem Manne vergnügt. S. 353. In Lissabon sollen allein 150000 Mestizen (von einer Indianischen Mutter gezeigte Portugiesen) sich aufhalten, da doch die Summe ihrer gesammten Inwohner, sogar sammt den Fremden, sich auf keine 300000 beläuft. S. 441. Auch ist sein Witz noch der nehmliche, wie wir ihn bey den vorigen Theilen bemerkt haben. S. 335. Man wird zu Lissabon des Abends auf der Gasse mit den Gewürztöpfen der Hofdamen beschenkt. Der große Seehund (Requin) scheint nur zum Verschlingen gemacht zu seyn, und wenn ihm das Beissen nicht so beschwerlich würde, (und doch verschlingt er einen Menschen in einem Augenblick) verheerte er den ganzen Ocean. S. 193. Man muß sich wundern, daß Damen ihre Augen, die für viel sanftere Grausamkeiten gemacht sind, an diesen blutigen Auftritten (des Stiergefechtes) weiden können. S. 335. Zu den Uebersetzungsfehlern rechnen wir, wenn es S. 451. heißt: daß das heil. Abendmahl mit aller Pracht zu den Kranken gebracht werde.

Jz.

Merkwürdiges Stück aus der Geschichte K. Gust. des I. welches eine historische Beschreibung enthält von seiner Gefangenschaft in Dännemark, Flucht nach Lübeck, seinem Aufenthalte und Begebenheiten an diesem Orte, nebst seiner Reise von da nach Schweden,

den, worinne viele (etliche wenige) unbekannte, unrecht berichtete und dunkle Sachen ins Licht gesetzt (werden, oder werden sollen,) nebst einer Nachricht des (vom Leben und Geschlecht des) berühmten Bürgermeisters damaliger Zeit, Herrn Nicolaus Brömbse, und einem Abriß von der Kleidung, welche Se. hochsel. Maj. — auf seiner Flucht nach Lübeck trug (oder soll getragen haben.) — Nach vielen Handschriften ausgearbeitet, von D. Heinrich Jacob Sievers, Königl. Hofprediger und Probst. — Lübeck, bey Donatius 1775. überhaupt 7 Bogen in 8.

Der unausstehlich lange Titel, den wir hier noch abgekürzt haben, die jämmerlich schleppende Schreibart, der Schwall von gelehrt scheinenden Allegationen, mehrere tiefe Verbeugungen, die lächerliche Abtheilung in Capitel und Paragraphen, (selbst die Vorrede ist in solche zerstückt,) mit einem Wort, alles könnte auf die Vermuthung bringen, man habe ein verlegenes Werkchen aus dem vorigen Jahrhundert vor sich. Aber unter der Vorrede steht 1753; und man merkt bald, daß es eine schülerhafte Uebersetzung ist: Beweise des Schülerhaften finden sich schon auf dem Titel. Deutschland hätte nichts verloren, wenn das ganze Ding wäre ungedruckt geblieben: es ist nichts weniger als merkwürdig. Vielleicht wollte der Herausgeber etlichen mit vieler Lobeserhebung darin angeführten Gönnern, Komplimente machen. Wir können uns nicht überwinden etwas daraus abzuschreiben, sonst würde §. 4. S. 53 u. a. m. eine genugthuende Probe geben. Mühe hat es uns gekostet, die wenigen Bogen durchzulesen, denn für einen so magern Inhalt ist immer noch zu viel Papier verschwendet.

S. 53. u. f. will der Verf. die Meynung widerlegen, als sey Gustav wie ein Bauer oder Ochsentreiber zu Lübeck angekommen: er bringt mehrere Gründe bey, die alle hinfallen, sobald sich Gustav nach S. 51, wirklich bey einem Bauer umgekleidet hat; und dies war wohl nöthig, wenn er auf seiner Flucht verborgen bleiben wollte. Was konnte er für Kleider

hier

hier nehmen? wenigstens keine andere, als eines Bauers. Die in Lübeck aufbehaltenen und hier im Kupfer mitgetheilten Kleider entscheiden nicht: wer weiß wie ächt sie sind; noch ist nicht ausgemacht, ob er beyde oder nur eins angehabt hat, und welches das Ober- oder das Unterkleid gewesen ist. Hätte der Verf. anstatt aus dem Trebellius Pollio, dem Flavius Vopiscus, dem Polybius u. a. m. Stellen abzuschreiben, einen Versuch über die damaligen Kleidungen der verschiedenen Stände ausgearbeitet, (welches freylich größere Mühe kostet, als etliche Briefe oder Adelsdiplomen abzuschreiben;) so ließ sich eher etwas entscheiden. Das in einer handschriftlichen Chronik befindliche beygeschriebene Zeugniß hat noch lange nicht das Gewicht, welches der Verf. darin findet. Doch die ganze Sache betrifft eine Kleinigkeit: der Verf. glaubt, es sey dem König Gustav eine Schande, in schlechter Kleidung nach Lübeck gekommen zu seyn. Wie flohe denn der König Stanislaus Lesz. aus Danzig?

Op.

Historische Abhandlung von der Unterthänigkeit und Leibeigenschaft im Königreiche Böhmen, der Prüfung gelehrter Männer unterworfen, von einem Liebhaber der vaterländischen Geschichte. Mit Genehmhaltung einer kayserl. königl. Censur. Prag, mit kayserl. königl. Schriften, bey St. Clemens, durch Hagen, Factor. 1775. 2½ Bogen.

Wenn Cosmas, ein böhmischer Geschichtschreiber des zwölften Jahrhunderts von einer Seruitute spricht, in welche Herzog Przemisl, der erste Gesetzgeber und Oberhaupt der Böhmen, das wilde Volk in Böhmen gebracht, so soll darunter die heutige böhmische Unterthänigkeit oder Leibeigenschaft zu verstehen seyn. Von dieser findet sich schon aus dem zehnten Jahrhunderte eine Spur in den böhmischen Urkunden; noch mehrere aber in Stiftungsbriefen des eilften Jahrhunderts. Kriegsgefangene, Rebellen, und Missethäter, die den Strang verdient hatten, wurden nach dieses- und einiger folgenden Herzoge Anordnung in die Unterthänigkeit von Klöstern und Edelleuten verstoßen. Bisweilen begaben sich auch Ankömmlinge, die den Schutz im

Lande suchten, freywillig hinein. Mit dieser Unterthänigkeit war die wahre Leibeigenschaft aufs genaueste verbunden, (oder es war vielmehr nur ein anderer Nahme für die Leibeigenschaft, weil es von gleichzeitigen böhmischen Geschichtschreibern durch Seruitus ausgedruckt wird. Frey und Unterthan waren also einander entgegen gesetzt, wie liberi und serui.) Unter Herzog Wenzel dem Heiligen, waren die Rechte einer solchen Unterwürfigkeit oder Leibeigenschaft in Böhmen so groß, daß die Kinder der Leibeigenen auf öffentlichen Märkten verkauft wurden. Doch diese Strenge hat sehr bald nachgelassen, und das Verhältniß, darin die heutigen Unterthanen oder Leibeigenen gegen ihre Herren stehen, ist demjenigen ziemlich gleich, welches in deutschen Provinzen, wo es noch Leibeigenschaft giebt, statt findet. Die eigentliche Zeit, da diese Veränderung und Milderung in der böhmischen strengen Leibeigenschaft vorgefallen, wird, nach einem Zeugniß aus der Reimchronik des Dalemil Mezerizky, ins Jahr 1038 gesetzt. In diesem Jahre wurden die Gebeine des heiligen Bischofs Adalbert aus Pohlen nach Prag geholt. Aber der heilige Adalbert wollte diesen Transport seiner Gebeine nicht eher geschehen lassen, als bis die Abgesandten im Nahmen ihrer Nation, nebst andern heydnischen Gebräuchen, um welcher willen er bey seinem Lebzeiten Böhmen verlassen hatte, auch der strengen Leibeigenschaft und ihren grausamen Rechten feyerlichst entsagten. Das Gelübde wurde von dem Prager Bischof Severus mit einem Bann gegen die Uebertreter verewigt.

Die heutigen besten böhmischen Geschichtforscher, Dobner, und Pubitschka werden in der Vorrede dieser kleinen Abhandlung zu genauer Prüfung ihres Inhalts aufgefordert. Die Schreibart des Verf. bedarf einer starken Ausbesserung. Gute Muster dazu kann er jetzt unter seinen eigenen Landsleuten finden.

Mr*.

---

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

M. T. Ciceronis opera omnia ad optimas editiones, Parisiensem, Patauinam aliasque recentissimas

tissimas accuratissime collatas recusa. Philosophica, de Nat. Deorum libri III. Würzburg, bey Stahel. 1776. in 8. 126 S.

Die Aufsicht des Herausgebers dieser neuen Ausgabe des Cicero können wir nicht anders als aus ihrer Einrichtung muthmaßen, da er sie mit keiner Vorrede begleitet hat. Sie scheint aber, nach dem Titel, und dem Mangel aller Anmerkungen zu urtheilen, blos die gewesen zu seyn, uns einen richtigen Text in die Hände zu geben, und aus den besten Ausgaben die besten Lesarten zu wählen. Hier zeigt sich nun gleich ein wesentlicher Fehler darin, daß die Ernestische Ausgabe, die doch unstreitig die beste ist, die wir bis jetzt haben, gar nicht gebraucht worden ist. Und man muß sich wundern, wie es jemanden hat einfallen können, nach dieser Ausgabe noch eine andere zu veranstalten, ohne sie zu gebrauchen, und hie und da die Mängel, die von allen menschlichen Werken unzertrennlich sind, zu verbessern. Hieraus kann man nun schon a priori den Schluß ziehen, daß diese Ausgabe, ungeachtet des prächtigen Versprechens auf dem Titel, sehr fehlerhaft und unvollkommen seyn muß. Beweise dieses Schlusses aus der Erfahrung darf man hier nicht weit suchen; der Herausgeber hat dafür gesorgt, daß sie auf allen Seiten in reichem Maaße vorhanden sind. Gleich im ersten Hauptstücke sehen wir den Satz: causam, id est principium philosophiae, esse scientiam; und finden, daß dieser mit dem unmittelbar vorhergehenden in einem offenbaren Widerspruch steht. Ueber das göttliche Wesen, sagt Cicero, sind die Philosophen verschiedener Meynung, und dies dient zum Beweise, daß die Wissenschaft der Endzweck der Philosophie ist, und daß die Akademiker sehr weislich ihren Beyfall zurückgehalten haben. Kann sich jemand offenbarer widersprechen? Und hätte nicht daher der Herausgeber hier Bedenklichkeiten finden, die Ernestische Ausgabe vergleichen, und von ihr inscientiam entlehnen sollen? Gleich darauf sagt Cicero, quid est enim temeritate fortius? um zu beweisen, daß die Zweifler vernünftig verfahren, wenn sie zweifeln. Was in aller Welt hat hier die Stärke der Unbesonnenheit zu schaffen? Ihre Unanständigkeit schickt sich hieher, und folglich hätte mit Ernesti turpius gesetzt werden müssen. In dem kurz darauf folgenden Perioden, quod vero maxime u. s. w. hat schon Ernesti Schwierigkeiten gefunden, und ihn so eingerichtet, daß man doch Zusammenhang darin

 sieht;

sucht; unser Herausgeber aber scheint hiervon nicht das geringste Gefühl gehabt zu haben. Er schreibt ohne Bedenken so: Quod vero maxime rem causamque continet, est, vtrum nihil agant; nihil moliantur; omni curatione et administratione rerum vacent: an contra ab his et a principio omnia facta et constituta sint, et ad infinitum tempus regantur atque moueantur. In primisque magna dissensio est, eaque nisi diiudicetur, in summo errore necesse est homines — versari. Worauf bezieht sich nun in primisque? Auf die zuerst vorgelegte Frage, ob es ein göttliches Wesen giebt? das ist unmöglich, denn Cicero fährt hernach fort, von der Wichtigkeit der Frage zu reden, ob Gott die Welt regiert? Auf die zuletzt berichtete Frage über die Vorsehung? das leiden die Worte nicht. Oder soll es durch vorzüglich übersetzt werden? Auch dies ist unmöglich, denn daraus entsteht eine Tautologie, vorzüglich ist der Streit groß; und welcher Streit? Im dritten Cap. steht gaudeo, wo offenbar nach Ernesti video gelesen werden muß; welcher Schriftsteller hat sich wohl je darüber gefreut, daß man von seinen Werken allerhand ihm unangenehme und unrichtige Urtheile fällt? In der Folge zeigt Cicero, daß diejenigen sich übereilt hätten, denen es sonderbar vorgekommen war, daß er so plötzlich anfieng zu philosophiren, und sich in die Festungen der Zweifler begab. Nos autem nec subito coepimus philosophari u. s. w. Er war also mit denen nicht zufrieden, die dies gesagt hatten, und doch freuet er sich vorher darüber? Auch der periodische Styl des Cicero, und die etwas längere Verkettung der Sätze muß unserm Herausgeber nicht gefallen haben: er befleißiget sich allenthalben, wo es nur einigermassen thunlich ist, die Perioden in kleine abgerissene Sätzchen zu zerstücken. So macht er (cap. 4.) aus einem Perioden drey, Eoque me minus instituti mei — Complures enim — Quo in genere, und gleich darauf Hortata etiam est. — Cuius si. — Diese Zerstückung ist die größte Beleidigung, die man am Cicero nur ausüben kann: er verliert dadurch die Harmonie des Ausdrucks, die ihm so vorzüglich eigen ist, und auf die er einen so vorzüglich großen Fleiß in allen seinen Arbeiten gewandt hat. Dieses Wenige ist hinlänglich, den Werth dieser Ausgabe zu beurtheilen, und um desto mehr hinlänglich, da wir versichern können, daß jeder, dem die Mühe der Vergleichung derselben mit der Ernestischen nicht zu beschwerlich ist, fast in jedem Capitel neue Beweise von dem finden wird,

was

was wir gesagt haben. In Ansehung des Papiers und Drucks empfiehlt sich diese Ausgabe auch nicht sehr, beydes ist mittelmäßig; aber für die Richtigkeit des Abdrucks scheint ziemlich gesorgt zu seyn, wenigstens ist uns kein erheblicher Druckfehler vorgekommen.

Va.

Christiani Adolphi Klotzii Ridicula litteraria. Editio noua et aucta. Altenburgi, ex officina Richteria. 1774. 8. 6½ Bogen.

Die erste Ausgabe dieser kleinen Aufsätze kam schon 1762 heraus, sie gehören also zu den frühern Schriften des Verfassers, und fallen in die Zeit seiner Händel mit Burmann und andern, daher auch der kriegerische Ton, der durch und durch herrscht, und die selbst namentliche wiederholte Anführung Burmanns. Schon zu der Zeit urtheilten unpartheyische Leser dieser und ähnlicher Aufsätze (Mores eruditorum und Genius Seculi), daß ihr hauptsächliches oder vielmehr ihr einziges Verdienst in dem guten lateinischen Ausdruck zu setzen sey, den man Kl. Schriften nicht absprechen kann. Feine Satyre, die nicht in Pasquille ausartet, und sich durch neue witzige Züge empfiehlt, war des Verf. Sache nicht. Auch in diesen Aufsätzen findet man von der Art nichts, wohl aber manchen übertriebenen Tadel, (z. E. gleich in dem Lobe der Metaphysik) und Hang, von bekannten oder leicht zu errathenden Gelehrten Persönlichkeiten mit einer zu scharfen Feder zu schreiben. Ob Auflagen von solchen Schriften, die auf eine kurze Zeit gefallen können, eben weil sie für die Zeit Anspielungen enthalten, dem Nachruhme eines verstorbenen Gelehrten, zuträglich sind, der doch auch in spätern Jahren selbst keinen sonderlichen Werth diesen seinen jugendlichen Arbeiten beylegte, will Recens. nicht entscheiden. Es kann seyn, daß sie noch immer gesucht werden, und also darum der Verleger eine neue Auflage veranstaltet hat. Worin sie vermehrt sey, kann der Rec. dem Leser nicht gewiß sagen, da er unglücklich kein Exemplar der ersten Ausgabe habhaft werden kann, und ob er zwar jene gelesen hat, doch nicht mit Sicherheit zu sagen sich traut, was hier etwa neues hinzugekommen sey. Wiewohl wichtige Zusätze sind gewis nicht da, und in den Aufsätzen selbst muß schwerlich der sel. Klotz Veränderungen zu einer neuen

Ausgabe gemacht haben, sonst wäre wohl z. E. in den übrigen äußerst unbedeutenden *Variis* p. 79. Lessing nicht *vir vere doctus* geblieben. Zum Lesen mit jungen Leuten können diese Aufsätze ihrer guten Schreibart wegen noch immer dienen; aber freylich würden sie dazu ungleich zweckmäßiger seyn, wenn ihr Inhalt entweder interessanter wäre, oder doch weniger die schon vorhin genannten Fehler hätte, welche die Jugend zu voreiligen und schiefen Urtheilen verleiten können. Ein vernünftiger Lehrer muß dem Nachtheile, so gut er kann, abhelfen.

We.

Noua Chrestomathia tragica Graeco-latina, edita a *Io. Carol. Volborth*, A. M. Goettingae, impensis et litteris Dietrich. 1776. 8. 256 S.

Diese neue tragische Sammlung, die wir nach der Lyrinischen noch gerne annehmen, enthält die Choephoren des Aeschylus; die Elektra des Sophokles; die Elektra des Euripides, und des Seneka Agamemnon, alle von den besten bisherigen Ausgaben abgedruckt, ohne Uebersetzung der Griechen, ohne Noten, ohne das unsern Herausgebern gewöhnliche Wortregister. Dieses alles billigen wir sehr bey einem Buche, das junge Studirende auf der Akademie mit den vortrefflichen Werken der Alten bekannt zu machen bestimmt ist. Auch hat der Hr. M. darinne eine glückliche Wahl getroffen, daß er Stücke verwandten Inhalts zusammendrucken lassen. Den Geschmack junger Leute auszubilden, und ihm Festigkeit zu geben, ist ohnstreitig nichts nützlicher, als die Vergleichung verschiedener Dichter von einerley Dichtungsart, und in der Behandlung einerley Vorwurfs. Aber wir würden doch nicht den unerträglichen, abentheuerlichen Seneka neben den drey großen griechischen Tragikern gestellt haben, noch möchten wir ihn Jünglingen zu lesen geben, da ohnedies der Uebertreibungen und des Unnatürlichen in unsern Dichtern immer mehr wird. Besser hätte sich unsers Erachtens zu der Gesellschaft Thomsons Agamemnon geschickt; und wir wissen nicht, warum Hr. V. Bedenken getragen hat, dies Trauerspiel eines neuen englischen Dichters in seine Sammlung aufzunehmen. Der Lehrer könnte bey der Erklärung, mit den alten Dichtern, die in der Bearbeitung einerley Sujets mit

einan-

einander wetteiferten, auch einen neuern, der nach dem Muster der Alten arbeitete, vergleichen, die Vorzüge der Alten und das Eigenthümliche jedes Dichters zeigen, und seine Zuhörer oft daran erinnern, daß sie die besten Schriften der Alten, so wie der Neuern, zu einerley Absicht, um ihren Geist und ihr Herz zu bilden, nicht jene, blos um ihre Sprache zu lernen, lesen müssen. In der Vorrede verspricht Hr. M. auch eine Chrestomathia comica graecolatina, aus dem Aristophanes, Plautus und Terenz, ingleichen eine Philoniana und Iosephina, die besonders den Studirenden der Theologie zu besserer Kenntniß dieser zur Erklärung der Bibel so brauchbaren und wenig bekannten Schriftsteller nützlich seyn wird. Der Druck des von uns angezeigten Werkchens ist in kleinem Format auf Schreibpapier gemacht, ausnehmend sauber und richtig, wie man schon von der Dietrichschen Presse gewohnt ist; aber wir finden die Schrift, zumal die griechische, allzuklein, und den Augen beschwerlich.

Noch vor dem Abdruck unserer Anzeige der tragischen Chrestomathie erhalten wir nun auch von Hrn. M. Volborth die versprochene komische:

Chrestomathia Comica Graecolatina, continens Aristophanis Ranas, Plauti Captiuos, Terentii Adelphos. Ex optimis exemplaribus in vsum Auditorum edidit *Io. Carol. Volborth*, A. M. Goettingae, apud Viduam b. Vandenhoeck. 1777. 304 S. in 8.

Abermals der bloße Text, wie es alle zum Gebrauch der Jugend bestimmte Ausgaben seyn sollten; Aristophanes Frösche aus der Küsterischen Ausgabe; (wir würden die Berglerische vorgezogen haben, weil diese manches richtiger hat,) Plautus Gefangne aus Gronovs; und Terenzens Brüder, nach der Westerhovschen Ausgabe. Auch eben der saubere und korrekte Abdruck, den wir an der tragischen rühmten, und eben die glückliche Wahl, die wir hier noch insbesondere darum schätzen, daß die Stücke des Aristophanes und Plautus größtentheils von den niedrigen Zoten und Obscuritäten, die die meisten Schauspiele dieser Dichter verunstalten, frey sind. Das Papier ist nur Druckpapier; aber die Schrift ungleich größer.

 Aristo-

Aristophanis Comoedia Plutus, cum *Bergleri* ac *Dukeri* integris, *Kusteri* vero atque *Hemsterhusii* selectis notis, et *Coluthi* Raptus Helenae. Curauit suasque animaduersiones adiecit *Theoph. Christoph. Harles*, Sereniss. Marggrauio Brandenburgico a Consiliis Aulae et P. P. O. Rhetor. ac Poes. in Vniuers. litterar. Erlangensi. Norimbergae in officina Felseckeriana. 1776. 18 Bogen in gr. 8.

Aristophanis Plutus, mit Berglers und Dukers Noten und einigen eigenen Anmerkungen, hatte Hr. Hofr. Harles schon 1768 in seiner Chrestomathia Graeca poetica abdrucken lassen, und in einer neuen Ausgabe desselben Buchs hat er ihn weggelassen, um ihn, wie in der vor uns liegenden Ausgabe geschehen, besonders abdrucken zu lassen; und diesem hat er nun noch des Coluthus kurzes Gedicht vom Raube der Helena angehängt. Wir besitzen nicht des Hrn. Hofr. erste Ausgabe des Plutus; aber noch finden wir viel entbehrliche Noten, welches auch manche Berglerische sind, z. E. zu V. 124. 182. 270. u. a. und dagegen oft bey Stellen, die einer Aufklärung bedurften, keine Anmerkung. Der Text ist noch der Berglerische; nur sind hie und da einige Verbesserungen des sel. Hemsterhuis in den Text aufgenommen worden. Wir sind einen Theil des Plutus durchgegangen; und zur Probe von des Hrn. Hofr. Behandlung des Stücks, die ihm nicht viel Mühe kann gemacht haben, und wenig kritische Sprachkunde zeigt, wollen wir, was wir uns beym Durchsehen angemerkt haben, hersetzen.

V. 34. erklärt der Hr. Hofr. τὸν ἐμὸν νομίζων σχεδὸν ἤδη ἐκτετοξεῦσθαι βίον, unsers Bedünkens, unrecht vom verschwendeten Vermögen. Vielmehr würden wir den Vers übersetzen: „Meam quidem aerumnosam vitam putabam prope iam exhaustam.“ Wir kennen nicht die griechische Metapher vom geleerten Köcher, sondern gebrauchen uns einer andern: „mein Leben ist bald verflossen.“

Bey V. 44. sahen wir schon, und der Exempel werden mehr vorkommen, daß der Hr. Hofr. nicht, seinem Versprechen gemäß, alle Hemsterhuisische Vermuthungen seinen Anmerkungen einverleibt hat. Hemsterhuis streicht hier das

Frag-

Fragzeichen aus, und nimmt τῷ für τούτῳ: wenn man nicht lieber τῷδε lesen möchte: καὶ τῷδε ξυμπεσὼν ἐξιόντι πρώτῳ; Tum tu scilicet isti obuius es primo. Die Bemerkung deucht uns sehr fein und richtig. Der Dialog wird natürlicher und lebhafter. Kario, ungeduldig über die lange Erzählung seines Herrn, des Chremylus, endigt sie: „Und da also begegnetest du diesem Menschen zuerst."

V. 48. finden wir eine unsers Bedünkens richtige Verbesserung von Bergler: ὅπλωστον καὶ τυφλῷ γνῶναι δοκεῖ τοῦτ', für τυφλῷ; aber die Erklärung sollte nicht dabey stehen: „idque duplici sensu, vel vt sibi videatur scire coecus, vel vt nobis." Vielmehr γνῶναι δοκεῖ steht, wie öfter δοκεῖν, z. E. V. 422. pleonastisch für γνώσκει. „Ey, sagt Kario, das kann ja wohl ein Blinder einsehen, daß man heut zu Tage am besten dabey fährt, wenn man nichts Nützliches vornimmt."

Zu V. 57. finden wir nicht bemerkt, daß Hemsterhuis vor den Worten λέγειν χρὴ ταχὺ πάνυ, „gleich den Augenblick sag es uns," mit Grunde, wie wir glauben, die Person des Chremylus ausstreicht, und die Worte Kario, dem Knechte, beylegt; für den sie sich besser schicken, als für seinen Herrn. Der folgende 60ste Vers bestätigt auch unsre Erklärung, wo Chremylus zum Kario sagt: „Du frägst ihn auf eine so grob; ungestüme Art."

V. 69. billigt Hr. Harles Hemsterhuisens Conjektur: ἀπὸ τοῦ κατακρημνιῶ. Wir möchten lieber mit einer geringern Aenderung lesen: Ἀναθεὶς γὰρ ἐπὶ κρημνόν τιν' αὐτὸν, καὶ λιπὼν ἄπειμι. Es ist bekannt, daß καὶ und κατὰ oft von den Abschreibern verwechselt werden.

V. 117. fehlt abermals eine gute Hemsterhuisische Verbesserung. Die Worte τί φῄς; legt Hemsterhuis mit dem Dorvillischen Manuscripte dem Chremylus bey, und den folgenden Vers dem Kario. Plutus sagt: „Das sollst du nicht thun; ich will nicht wieder sehen. Chrem. Ey, was sagst du? Kar. Der Mensch ist gebohren zum Elende."

Bey einer streitigen Stelle, die verschiedentlich verbessert wird, V. 119. setzt Hr. H. nur zur Berglerischen Note, wie öfter: adde Hemsterh. Unsers Bedünkens ist die richtigste Abtheilung und Erklärung folgende: Ὁ Ζεὺς μὲν οὖν εἰδὼς τὰ τούτων μῶρ', ἐμ', εἰ πύθοιτ', ἂν ἐπιτρίψειε: Iupiter, qui nouit horum vesaniam, me, si resciuerit (recuperasse visum) plane perdet.

V. 123. lieset Hemsterhuis, wie es nothwendig heissen muß, fragweise: ἀληθῆ; Wahrhaftig? Nicht hier, aber V. 429. hat Bergler eben das bemerkt.

V. 124. hätte sollen der Bentleyischen Verbesserung τὸ χρυσίον, die durch Handschriften bestätigt wird, gedacht werden. „Ein Andrer arbeitet in Gold, und das Gold nimmt er von dir."

Was Hr. H. zum 180sten Verse sagt, ist nicht richtig, und giebt der Stelle keine Erläuterung. Timotheus, ein Feldherr der Athenienser, der wegen seines anhaltenden Glücks im Kriege εὐτυχὴς, der Glückliche, genannt wurde, baute sich, da er reich geworden war, ein hohes Schloß, wovon er sagte, daß hieran die Göttinn des Glücks keinen Antheil habe. Hierauf verließ ihn die Glücksgöttinn, Timotheus ward seiner Würde entsetzt, und starb in der größten Armuth. Wir möchten hier nicht mit Hemsterhuisen, dessen Hr. H. ohne zu urtheilen, und ohne sich einmal verständlich auszudrücken, gedenkt, die Personen des Chremylus und Kario umsetzen. Die Stelle ist komischer, wie sie hier gelesen wird. „Und der Thurm des Timotheus," sagt Chremylus, nachdem er schon vieler andrer Wirkungen des Geldes und des Glückes gedacht hatte. Weil von dem Thurm noch viel zu sagen war, unterbricht ihn Kario: „daß er dir auf den Kopf falle!"

V. 200. hätte sollen Küsters und Berglers Uebersetzung, „Quo pacto compos fiam," verbessert werden. Es muß heißen: „Vereor, vt vmquam potentiam hanc, qua me praeditum vos esse dicitis, consequar." Denn ὅπως ist hier so viel als ὅπως μὴ, wie bey den Lateinern vereor vt. Die Antwort des Chremylus auf diese Besorgniß des Plutus ist: Νὴ τὸν Δί', ἀλλὰ καὶ λέγουσι πάντες, ὡς δειλότατόν ἐσθ' ὁ Πλοῦτος. Diese Worte sagt offenbar unsers Erachtens Chremylus für sich: „Ja wahrhaftig! das sagen doch alle Leute, daß der Plutus das furchtsamste Ding sey." Doch legt Bergler ihnen in der Note einen ganz andern Sinn bey. Repetendum, sagt er, ex antecedentibus verbum φράσω, vt sit: *Profecto dicam, quomodo istam potentiam exercere possis:* dicet autem proposita prius quaestione, *cur diuites sint timidi.* Eine sonderbare Erklärung! Den Punkt, den Berglers und andre Ausgaben nach νὴ τὸν Δία setzen, haben wir ausgelöscht.

V. 217. hätte können Berglers Uebersetzung der Worte αὐτὸς διαπράξω ταῦτα verbessert werden. Es muß heißen: solus (nicht ipse) haec conficiam. Daß αὐτὸς hier in den

Reden-

Bedeutung zu nehmen sey, zeigt die Antwort des Kario: κεἰ βούλῃ γ' ἐγώ, Et si placet; ego quoque.

V. 220. steht im Texte richtig πονήρους, aber in der Note πονηρούς. Hier hätte können der Unterschied von πονηρὸς und πόνηρος bemerkt werden. Deutsch würden wir sagen: „Da nennst du mir schlechte Gehülfen.“ V. 246. sollte billig ohne Accent πως stehen, wie auch Hemsterhuis hat drucken lassen; denn es ist hier kein Fragwort.

V. 285. finden wir auch in der Berglerischen Ausgabe ἡμᾶς, nicht ὑμᾶς; obwohl in der Uebersetzung steht: vos ditabit; und im Folgenden hat Bergler richtig ἡμὶν, wie es das Metrum verlangt, nicht ἡμῖν, wie Hr. H. hat drucken lassen. Hemsterhuis hat ἧμιν, aber es muß entweder ἧμιν oder ἡμὶν heißen.

V. 287. glauben wir doch, daß man mit dem sel. Reiske Μίδαι, nicht Μίδας, lesen müsse. Die Construktion scheint es zu fodern: Μίδαι μὲν οὖν ἔσεσθ' ὑμεῖς ἅπαντες, ἢν ὦτ' ὄνου λάβητε.

V. 327. wird ὄντως allein als eine Vermuthung des sel. Reiske angegeben. Schon die Florentinische Ausgabe und Küster und Hemsterhuis lesen so. Unsers Erachtens ist ὄντως nicht zu ändern, das uns öfter bey attischen Schriftstellern überflüßig gesetzt vorgekommen. V. 331. finden wir nicht bemerkt, daß man παρείη τῳ λαβεῖν ohne Accent lesen müsse. Der Scholiast der Dorvillischen Handschrift erklärt es durch καταλείψομαί τινι.

V. 356. lieset Duker ὅτι für ὄτι, und Hr. H. εἶτα, das hier zur Antwort sehr unschicklich ist, obwohl εἶτα sonst, wie auch das lateinische et, oft fragweise gesetzt wird. Unsers Erachtens ist ὅ τι κεκλοφὼς ἐκεῖθεν ἥκεις, vollkommen richtig. Blepsidemus sagt zum Chremylus, der müsse wohl nichts Gutes gethan haben, der so schnell reich geworden, und hernach furchtsam sey. „Chrem. Wie meynst du das? Nichts Gutes? Blepsid. Beym Jupiter! wenn du nur etwa da im Tempel nichts gestohlen hast, und nun reuet es dich.“ Daß Reiske V. 358. παρὰ τοῦ θεοῦ lieset, und den Tempel der Pallas versteht, wo die Schatzkammer von Athen war, können wir nicht billigen. Wir verstehen unter παρὰ τοῦ θεοῦ den Apollo. Dieses bestätigt einigermaßen auch, wie uns deucht, der gleich folgende Ausruf des Chremylus: Ἄπολλον ἀποτρόπαιε!

V. 369. Τὸ μὲν οἶδ' ὃ κρώζεις, verstehen wir anders, als Bergler. κρώζειν wird sowohl vom Geschrey der Krähen, als der Raben gebraucht; im ersten Sinn, wie es hier Bergler

ler nimmt, bedeutet es inepte garrire, cornicari, schwatzen, wie die Krähen, im zweyten crocitare, nach Raub begierig seyn. So nehmen wir es hier: „Chrem. Ich verstehe schon dein Rabengeschrey; wenn ich etwas gestohlen hätte, möchtest du gerne was davon haben.“

V. 374. hätte der Hr. Hofr. die alte, von Küstern ohne Ursache verworfene, Lesart wieder in den Text nehmen sollen: Ὦ Ἡράκλεις· φέρε, πῶ τις ἂν (für ἄν) τράποιτο; doch möchten wir noch die Lesart der Dorvillischen Handschrift vorziehen: Ἡράκλεις· φέρε, ποῖ τίς γε οὖν τράποιτο; denn der Ausruf Ἡράκλεις ist uns sonst immer ohne vorgesetztem ὦ vorgekommen.

V. 380. glauben wir nichts ändern zu dürfen. „Und du wärst wahrhaftig, denke ich, wohl so ein Freund von mir, daß du drey Minen daran wendetest, und mir zwölfe anrechnetest.“ Hr. H. hat, wie Hemsterhuis, δοκῶ für δοκεῖς drucken lassen; aber da hätte er viel eher noch, eben wie auch Hemsterhuis, im folgenden Verse das γε, weil es das Metrum verweigert, und es auch in verschiednen Handschriften nicht gefunden wird, wegstreichen sollen. Auch hat der Hr. Hofr. Hemsterhuisens Verbesserung nicht ganz mitgetheilt. Er lieset völlig so, wie die Dorvillische Handschrift, nur anders interpungirt: καὶ μὴν, φίλον γάρ μοι, δοκεῖς u. s. w. Dieses giebt doch einen viel bessern Sinn: „Ey wahrhaftig, denn du bist ja ein Freund von mir, du legtest, denke ich, gern drey Minen für mich aus, und fodertest zwölfe wieder.“

V. 388. hätte sollen bemerkt werden, daß Gataker Aduersar. miscell. postum. cap. XVII. pag. 587. ἀπάρτι, von jetzt an, für ἄπαρτι lieset, welche Conjektur uns nicht verwerflich scheint; da sie auch durch die Dorvillische Handschrift bestätigt wird. Den 395sten Vers haben Küster und Bergler, so viel wir einsehen, unrecht erklärt. Da Chremylus beym Neptun schwört, νὴ τὸν Ποσειδῶ, frägt ihn Blepsidemus, um gleichsam der Sache recht gewiß zu seyn, noch einmal: „Den Meergott verstehst du doch?“ Und Chremylus spottend antwortet: „Wenn noch ein andrer Neptun ist, so meyne ich den.“

Auch V. 402. muß ohne Accent gelesen werden: ἐκ γε τῳ τρόπῳ, auf irgend eine Art. Für ὥσπερ το πρότερον, das wider das Metrum ist, hätte der Hr. Hofr. nur immer ὡς τὸ πρότερον können drucken lassen.

V. 485. bedarf es unsers Erachtens nicht der Aenderung, die Hemsterhuis vorschlägt, die auch zu weit vom gebrauch-

ten

len abweicht. Die Worte geben den besten Sinn, wenn man εἰ für das Indefinitum, und τὶς in der verächtlichen Bedeutung nimmt, und alsdenn am Ende ein Fragzeichen setzt: ἢ τί γ' ἂν ἔχοι τις ἂν δίκαιον ἀντειπεῖν ἔτι; „Oder wird man denn noch immer eine andre Ausflucht haben?"

V. 503. gedenkt der Hr. Hofr. nur der Reiskischen Conjektur πολλὰ für αὐτὰ; aber nicht der viel bessern Hemsterhuisischen αὐτοὶ, nämlich πλοῦτον, ξυλλεξάμενοι. Ueber V. 505. ist Hemsterhuisens Verbesserung so sinnreich und wahrscheinlich, daß sie allerdings der gewöhnlichen Lesart, die sich schwerlich vertheidigen läßt, vorzuziehen scheint. Aber die Berglerische ist sehr unschicklich.

V. 511. fehlt die Hemsterhuische aus dem Dorvillischen Manuscripte genommene Verbesserung ὅτ' ἂν σοφίαν, die Hr. H. hätte immer auch in den Text nehmen können; denn ἐπὶ σοφίαν leidet der Vers nicht. V. 527. halten wir ὅτ' ἐν λίκνοις, wie Hemsterhuis lieset, für das Wahre, weil die alten Ausgaben ὅτ' ἐν τάπησιν haben, das wider das Metrum ist.

Zu dem 531. V. des Aristophanes, wo die Armuth den Vertheidigern des Reichthums vorwirft: die Reichen würden allen ihren Bequemlichkeiten entsagen müssen, wo es keine Arme gäbe, die für sie arbeiteten, und sodann fortfährt:

Καί τοι τί πλέον πλουτεῖν ἐστι, πάντων τούτων ἀπορεῦντας,

macht Hr. H. die Anmerkung: ἀπορεῦντας hic accusatiuus absolutus pro genitiuo positus esse videtur. Das aber ist unsers Erachtens gar nicht nöthig. Man kann ja ἀπορεῦντας unmittelbar mit πλουτεῖν verbinden, daß der Verstand dieser ist: quid iuuat *ditescere carentem* hisce omnibus, d. i. aliquem ditescere, si caret his omnibus.

V. 536. lesen Küster und Bentley κολοσυρτοῦ; Hemsterhuis hingegen verbindet sehr richtig πλὴν κολοσυρτὸν φθειρῶν καὶ πατάγιον καὶ χρεμίδιον. Solche Anmerkungen, die doch offenbar zum Verstande des Dichters gehören, hätte der neue Herausgeber anmerken und prüfen sollen: der Hr. Hofr. hat sie aber entweder gemeiniglich gar nicht angezeigt, oder setzt nur, wie hier, zur Berglerischen Note; adde Hemsterh.

V. 566. da das Metrum der gewöhnlichen Lesart zuwider ist, möchten wir lieber mit geringerer Aenderung, als Hemsterhuis, so lesen: Νὴ τὸν Δί', ἄγε λαθεῖν δεῖ αὐτὸν, πῶς οὐ κόσμιόν ἐστι; V. 580. fehlt hier Bentleys sehr wahrscheinliche Muthmaßung, daß die Worte ταύτην δ' ἡμῖν ἀποπέμπετε, dem

Blepsi-

Blepsidemus beyzulegen seyn. V. 631. ist βλέπειν τῶν πάντων φίλων, wo Reiske φίλον lieset, nicht zu ändern. „Nun was „giebts, sagt der Chor zum Kario, du bester unter deinen Gesel„len? Optime nebulonum!“

Wir haben unsern Lesern jetzt über zween Akte, die wir ganz durchgegangen sind, genug zum Urtheile über Hrn. H. Ausgabe des Plutus, vorgelegt. Ueber des Coluthus Raub der Helena, ein Gedicht von geringem poetischen Werthe, das noch sehr verdorben ist, würde sich ohne Zweifel auch noch manches anmerken lassen, wenn wir Lust hätten das Gedicht in der Absicht durchzulesen, und die Lennepische Ausgabe zur Hand hätten. So können wir gleich im Anfange mit dem Hrn. Hofr. die Lesart aller Ausgaben ἐξ ἐρίων, das hier doch gar keinen Sinn giebt, nicht billigen. Aber eben so unstatthaft dünkt uns Lenneps Conjektur ἰξεῖα. V. 4. lesen wir in unsrer Neandrischen Ausgabe: ἵνα πόντον ὁμοῦ καὶ γαῖαν ὁρῇς, das unstreitig recht ist, und einen sehr guten Sinn giebt. Dafür aber steht hier ohne Anmerkung, doch vielleicht nach Lenneps Vermuthung: τίνα πόντον ὁμοῦ καὶ γαῖαν ὄρωσιν; V. 13. bedarf μολοῦσαι unsers Erachtens keiner Verbesserung, wofür der Hr. Hofr. mit Lennepen μολοῦσαι lieset, welches das folgende nicht gestattet. „Ipsae enim vos Nymphae abeuntes ad cacumen „aquosum (ὑγρὸν) Idaei promontorii vidistis et Paridem „et Venerem.“

CL.

Abhandlung von den schätzbaren Alterthümern zu Quedlinburg, die mit Anekdoten, besonders der kaiserl. Ottonischen Familie, erläutert worden. Nebst der Geschichte eines bey Quedlinburg ausgegrabenen Einhorns von Joh. Andr. Wallmann — Mit einer Kupfertafel. Quedlinburg, bey Reußner, 1776. 10 Bogen in 8.

Die Alterthümer, die hier beschrieben werden, sind, 1) verschiedene Reliquien der Heiligen und andre Heiligthümer, und unter denselben ein Stück von den Windeln Christi und von den Kleidern der Maria, ein Haarzopf der Marien Magdalenen, womit sie dem Heyland die Füße getrocknet,

den Finger Johannis, womit er auf Christum gewiesen. Der V. untersucht, woher diese und andre heil. Ueberbleibsale nach Quedlinburg gekommen seyn möchten, und macht es wahrscheinlich, daß Heinrich der Vogler und die drey Ottonen die Stiftskirche daselbst damit beschenkt haben, wovon die zwey letztern, Aebtißinnen zu Quedlinburg zu Schwestern hatten, die zwey erstern aber ihre Liebe für diese Stadt durch andre Geschenke bewiesen hatten. 2) **Ein Wasserkrug von der Hochzeit zu Kana.** Dieser Krug, der aus einem honiggelben marmorartigen Stein verfertigt ist, und 32. Quedlinburg. Maaße enthält, wurde zu den Zeiten des Pabstthums an dem Sonntag, wo die Geschichte von der Hochzeit zu Kana erklärt wird, nicht mit Wasser sondern mit Wein gefüllt, auf den Altar gesetzt. Der Wein kam den 12. Stiftsherren zu gute, die ihn, zum Theil bey der Messe auf die Wohlfahrt des Volks, austrunken. Dabey macht der V. die witzige Anmerkung, „daß „es diesen Stiftsherren gar nicht zu verdenken gewesen, wenn „sie bey der beschwerlichen Meßarbeit, wobey sie wegen des „großen Zulaufs des Volks viele Ausdünstungen einschlucken „mußten, diesen Krug gleich mit Wein gefüllt und auf einen „guten Labetrunk Bedacht genommen haben — es wäre zu „wünschen, fährt er fort, daß man in den folgenden Zeiten eben „so gedacht, und den gelehrten Dienern überhaupt einen dergleichen Labetrunk gegönnt hätte; keiner aber von dem Hrn. Reinhart so geschützt worden, daß man hin und wieder den ädlen Rebensaft fast ganz verkennen müsse.“ Nun wie ist aber der Krug von Kana nach Quedlinburg gekommen? Dazu findet Hr. W. auf folgende Art Rath. Diejenigen, so die heiligen Schriften der Evangelisten und Apostel verwahrt, können auch die Wunderkrüge erhalten haben. Helena fand sie, und baute auf dem Platz, wo das Hochzeithaus gestanden, eine Kirche, in der sie aufgestellt wurden. Da sie hier wegen der Einfälle der Perser nicht mehr sicher waren: wurden sie nach Constantinopel gebracht, von dannen sie Kaiser Otto der Große, bey Gelegenheit der Vermählung seines Prinzen mit einer griechischen Prinzeßin, Theophania, von dem Kaiser Zimiska erhalten und Anfangs nach Magdeburg gebracht, hernach aber unter Cöln, Hildesheim und Quedlinburg, wo seine Tochter Aebtißin war, vertheilt hat. Die Beweise von diesem Angeben müssen wir, wer sie wissen will, der Kürze wegen, bey dem V. selbst nachzusehen überlassen. Er selbst hält ihn würklich für ächt, und beweißt es weitläuftig, daß er, weder ein Grie-

chischer

chischer noch ein Römischer, sondern ein Jüdischer; von arabischen Onychmarmor verfertigter, Staatskrug sey. Oftmals möchte man seine Beweise für eine Ironie halten, wenn nicht der ganze Ton von dem Gegentheil zeugte; und wenn man nicht wüßte, was eine vorgefaßte Meynung auf die Beurtheilungskraft für einen Einfluß habe. Auf der Kupfertafel ist er vorgestellt. 3) **Ein von des Kaisers Otto III. seiner Schwester, der Abbatissin Mechtildis, geschenkter güldener Bischofsstab.** Er ist 2½ Ellen lang, im Durchmesser fast 1 Zoll dick, mit einem güldenen Knopf 3 Zoll lang, von Ebenholz gemacht, mit rothem Sammet überzogen, über den, wie der Verf. spricht, der güldene Beschlag geht. Die Art der Arbeit kann man aus des Verf. Beschreibung nicht errathen. Er ist vom K. Otto III. im J. 999. von Italien aus der Abbatissin zum Zeichen der Investitur überschickt worden. 4) **Ein kostbares Reliquienkästlein Kaysers Otto des Großen.** Es ist von Helfenbein, 10½ Zoll lang, 5 Zoll breit, und 6 Zoll hoch, mit erhabnen gearbeiteten Golde beschlagen, mit verschiedenen Edelsteinen besetzt, worunter der mittelste ein 6 Zoll langer und 1 Zoll breiter Smaragd seyn soll. Vorne an dem Kästchen, wo sonst das Schloß ist, soll ein **Saphir in der Größe eines Taubeneyes** befindlich seyn. Der Verf. scheint hier dem Zweifel der Leser zuvorkommen zu wollen, indem er sich zum Beweis, daß es würklich ein Saphir sey, auf **die aus dem Plinio genommene Beschreibung dieses Edelsteins** in *Chassanaei catalogo gloriae mundi*, beruft; ein Allegat, das sein Zeugniß noch zweifelhafter macht. 5) **Ein schätzbares Reliquienkästlein des Kayser Heinrichs des Voglers.** Es ist größer als das vorige, und mit vergüldetem Silber beschlagen. 6) **Ein köstliches Plenarium oder Meßbuch K. Heinrich des Voglers.** Es enthält die Missatika, auf Pergament mit güldnen Buchstaben geschrieben, und folgende Einweyhungstexte: Matth. 21. Matth. 19, 1—15. Joh. 3, 29. Matth. 25, 1—13. Luc. 6, 48. 49. Die vorderste Schale ist mit vergüldetem Silber belegt, die hintere mit Silber beschlagen. 7) **Ein Plenarium K. Otto III.** vom Jahre 999, wie das vorige vorne beschlagen, und mit Perlen und Edelsteinen besetzt. 8) **Ein Plenarium der Abbatissin Agnes, aus dem markgräfl. Hause Meissen,** an Verzierung den vorigen gleich. Die Abbatissinn, so von 1136 bis 1203 regierte, soll es, auf das Wort des sel. Sup. Kett-

ners

ners selbst geschrieben, und dabey einen Teppich gewürkt haben. Daraus nimmt der Verf. Anlaß, einen Ausfall auf das Frauenzimmer unsrer Zeit zu thun, denen es bey der Unwissenheit in weiblichen Geschäften gehen könnte, wie jener Jungfer in B., die einen gebratenen kalekutischen Hahn mit seinem völligen Kropf den Gästen, worunter ohne ihr Wissen ein Freyer gewesen, vorgesetzt habe, worüber sie den Nahmen der Kropfjungfer bekommen habe. 9) **Ein mit einem güldenen Griff versehener und mit Edelsteinen besetzter Haarkamm des K. Heinrich des Voglers.** Es wird darüber gestritten, ob es ein Kamm für den Bart oder für den Kopf gewesen sey. 10) **Einige Alterthümer auf dem Rathhause,** als a) **eine Schachtel mit einem Menschenhaupt und zwoen Händen des rechten Arms** (so schreibt der Verfas.) **ohne Daumen.** Sie haben ihre völlige Haut; die Finger ihre Nägel, der Kopf etwas von den Augen und einige Zähne, und sind insgesammt gebacken. Der Verf. vermuthet, daß es die Hand und der Kopf des Rädelsführers und die Hand des zweyten Hauptverbrechers sey, die Kayser Otto der Große im J. 942. zu Quedlinburg, wo er eben Ostern halten wollte, als Rebellen enthaupten ließ. Er nimmt daher Anlaß, andere Beyspiele sonderbarer Bestrafungen dieses Kaysers beyzubringen. Z. B. in Calabrien belagerte er eine Stadt: die griechische Besatzung that ihm starken Widerstand, daher er im Zorn den Befehl ertheilte, alle gefangene Griechen zu castriren. Das Weib eines von den Gefangenen lief in das kayserl. Lager, und fragte den Kayser, warum er mit den armen Weibern streiten wollte! Nase, Ohren und Hände wären dem Manne, die könne er ihm abschneiden: das aber, was er ihm nehmen wolle, sey das Weibertheil, und das möge er ihm lassen. Und eben hier ist es, wo der Verf. bey einer höchst zufälligen Veranlassung die Gerippe zweer Einhörner beschreibt, die bey Quedlinburg in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und 1710 aus einem Kalksteinbruche ausgegraben worden, und zum Theil im Kupfer vorgestellt sind. Das andere auf dem Rathhause zu Quedlinburg befindliche Alterthum ist, mit dem Verf. zu reden, b) **ein gräfliches Residenzschloß unter dem Dache,** oder ein von starkem Holze erbauetes Blockhaus, in der Gestalt eines Schweinskoben, worin der Graf Albrecht von Reinstein 1338. über Jahr und Tag gefangen gesessen; ferner erwähnten Grafens Feldgeräthe und Rüstzeug; desgleichen

chen ein auf der Rathsbibliothek befindliches Document vom Jahre 1328, welches ein Vertheidigungsbündniß der Städte, Quedlinburg, Halberstadt und Aschersleben enthält, und zu Ende dieser Bogen abgedruckt ist. Der Krieg wird in demselben Orlog genannt.

Auf dem Titel sind noch Anekdoten von der kayserl. Ottonischen Familie versprochen. Der Verf. schränkt sie selbst im Anekdoten in der weitern Bedeutung ein, Familiennachrichten von den sächsischen Kaysern, die zwar aus schon gedruckten Quellen genommen, aber noch nicht sehr bekannt sind. Wir müssen auch davon einige Exempel geben. Heinrich der Vogler habe für die Lanze Constantins des Großen, das ganze Herzogthum Schwaben gegeben. S. 16. Der Erzbischof Willigis zu Maynz war in seinen jüngern Jahren bey Kayser Otto II. Hofmeister seiner Tochter, Sophia, nachheriger Aebtissinn zu Gandersheim, gewesen; und hier wurden beyde so vertraut, daß sie nicht nur lebenslang ein ärgerliches Liebesverständniß unterhielten; sondern auch die Stiftscanonissinnen sich nach dem Beyspiele ihrer Aebtissinn bildeten. S. 25. Otto der Große soll ein so starker Weintrinker gewesen seyn, daß er zu seiner Hofhaltung wöchentlich 10 Fuder gebraucht habe. S. 36. Otto III. trug ein Kleid, worein die ganze Offenbarung Johannis mit Gold gewürkt war. S. 86. Seine Gemahlin Maria, des König Sanctius von Arragonien Tochter, hielt sich einen Kammerpagen in weiblicher Kleidung zu ihrer Bedienung: eben diese verklagte einen verheyratheten Grafen von Modena, der ihr auf ihr Ansinnen einen Ritterdienst abgeschlagen hatte, bey ihrem Gemahl, als habe er ihr ihre Ehre rauben wollen. Dieser ließ ihn unverhört enthaupten. Die Wittwe des Grafen bewies durch eine Feuerprobe ihres Mannes Unschuld, bat den Kayser um Rache, worauf er eben diese seine Gemahlin bey Modena lebendig verbrennen ließ. S. 122. Otto der Große feyerte im J. 962. zu Pavia das Osterfest: ein Herzogl. Prinz aus Schwaben mit seinem Hofmeister, Heinrich von Kempten, wurden zur kayserl. Tafel gezogen. Ehe man sich noch setzte, brach der Prinz aus allzu großem Appetit, ein Stück Osterfladen von der Tafel ab, worüber ihn der kayserl. Truchseß mit einem Stock so derb schlug, daß er zu Boden stürzte. Der Hofmeister erstach sogleich den Truchseß: der Kayser kam darzu: der Hofmeister bat um Gnade:

Est quia pascha Dei, rex, miserére mei!

Und

Und da dieses nicht helfen wollte, fiel er in der Verzweiflung dem Kayser in den Bart, warf ihn nieder, und würgte ihn so lange, bis er ihm Gnade versprach. Er wurde von herzueilenden Bedienten losgerissen, und sollte zum Tode verdammt werden. Der Kayser aber erinnerte sich seines Eydes, hielt die Sache für eine Züchtigung Gottes, weil er am Osterfest habe Blut vergießen wollen, und entließ ihn mit dem Bedeuten, eine Zeitlang seine Gegenwart zu vermeiden. — Ganz artig sind auch die Nachrichten von dem Ansehen der griechischen Sprache, die sie im 9ten und 10ten Jahrhunderte an dem kayserl. und andern fürstlichen Höfen Deutschlands hatten.

Unleidlich ist der Verf., wenn er witzeln oder moralisiren will; hätte er diese Stellen weglassen wollen: so würde sich sein Buch um vieles besser lesen lassen.

Jz.

Artis poeticae latinae Libri IV. Auctore M. *Christ. Dav. Iani*, Gymnasii Halensis Conrectore. Halae, impens. Orphanotrophei. 1774. 8. Ohne die Vorrede 749 Seiten.

Gründliche Schulmänner, die noch des Glaubens waren, daß Humaniora, oder alte Gelehrsamkeit die beste und sicherste Grundlage einer gelehrten Erziehung ausmache, und ohne eigene Kenntniß der Dichtkunst, die Dichter selbst nicht so nützlich gelesen werden, als wenn man von ihr begleitet und unterstützet wird, musten sich oft in Verlegenheit befinden, wenn sie ein Buch suchten, darin zum Behuf der lateinischen Dichter, nicht nur die allgemeinen Grundsätze der Dichtkunst erklärt, sondern insonderheit das Eigene der Dichtersprache, so fern sich solche durchaus und auch im Mechanischen des Ausdrucks, von der Prosa unterscheidet, unter gewisse Regeln gesammlet, vollständig und ordentlich bemerkt wäre. Freylich läßt sich dies bey der Erklärung einzelner Dichter, auf der Stelle und im Zusammenhange, am allernützlichsten lehren, wenn junge Leute das Glück haben, solche Lehrer zu hören, die Etwas von Heyne's Geist, Gelehrsamkeit und Geschmack besitzen. Indessen wenn gleich durch dergleichen zerstreuete Anmerkungen, die bey jedem einzelnen Ausdrucke oder bey jeder einzelnen Stelle angebracht werden, so wie solche die Erklärung ganzer Dichter billig mit einschließet, vieles geleistet

leistet und nach und nach alles erschöpft werden kann; wie wird es dem ohngeachtet läugnen, es sey einer vernünftigen Methode gemäß, und zur Gründlichkeit beynahe unentbehrlich, einmal alles Zerstreute unter ein System zu sammlen, und Poesie wie Rhetorik und Grammatik für sich als Kunst oder Wissenschaft zu lehren? Und gerade zu diesem Behufe und für die Absicht der Schulen eingerichtet, hat es bis jetzt an einem brauchbaren Lehrbuche gefehlet. Man drohe uns nicht, was für eine Menge von Büchern angeführt werden können, die das Gegentheil beweisen! Allerdings giebt es ein großes Heer sogenannter Poetiken. Aber enthalten die meisten davon viel mehr, als die Regeln des Verses oder Prosodie? Und die sich weiter ausbreiten, wie viel mangelhaftes, unrichtiges und verwirrtes enthalten sie? Statt jetzt anzuführen, was ihnen mangele, oder durch was für Fehler und ganz falsche Begriffe sie verstellt sind, ists besser, den Inhalt des angezeigten Buches zu beschreiben, und den Lesern dann selbst die Vergleichung mit dem Alten und das Urtheil zu überlassen, obs der Mühe werth, und für die Schüler nützlich gewesen sey, ein dergleichen Lehrbuch zu schreiben.

Das ganze Werk besteht in einer **Einleitung** (Prolegomena) und in vier Büchern. Die Einleitung enthält gerade das, was sonst viele allein, und nicht einmal ganz unter dem Namen der Poetik verstanden haben: zuerst eine kurze Geschichte der lateinischen Dichtkunst, eine Charakteristik der Dichter selbst, und eine Anweisung, wie und in welcher Ordnung man die Dichter lesen müsse; die letztere ganz praktisch und durch wirkliche Proben oder Beyspiele unterstützet, die für den Schüler, so wie für viele Leser, sehr nützlich seyn werden: im zweyten Hauptstücke derselben erklärt der Verf. theils die Regeln von der Kürze und Länge der Sylben, theils die mancherley Versarten; mit einem Worte, Prosodie.

Auf diese Einleitung folgt nun die Abhandlung selbst, welche von dem Verf. in **vier Bücher** vertheilt worden ist, nemlich: 1) *Grammatica poetica*, S. 1—284, worunter alles begriffen wird, was die lateinische Dichtersprache eigenes hat, blos in Rücksicht auf Grammatik, folglich theils in der Art zu schreiben oder Orthographie, theils in der Flexion der Worte, auch dem Gebrauche ganz eigenthümlicher Ausdrücke, die der prosaische Schriftsteller als fremde Sprache betrachten muß, (Etymologia Poetica,) theils auch in einer sehr von der Prosa abweichenden Art die Worte zu verbinden, bestehet,

stehet, welches der Verf. Syntaxin poeticam betitelt. Hier werden alle Classen der Wörter, und überhaupt das ganze System der Grammatik durchgegangen, welches zuverlässig das beste Mittel ist, junge Leute mit der Sprache der Dichter bekannter zu machen, und ihnen Anlaß zu geben, sich bey fleißiger Lesung der Dichter noch mehrere Unterschiede zu bemerken. Denn ob der Verf. gleich nicht aus allen Dichtern das ihnen eigne in der Sprache excerpiret hat, welches am Ende nur wider die Absicht gewesen seyn würde, und ins Unendliche hätte gehen müssen; so wird doch nicht leicht der bezeichnete Ort, die Classe, oder die Rubrik mangeln, unter welche jeder fleißige junge Leser mehrere und auch verschiedene Beyspiele, die ihm vorkommen, nachtragen könnte. Am weitläuftigsten ist die Syntaxis poetica abgehandelt, die aus fünf Abschnitten bestehet, darin 1) de conuenientia poetica, 2) de rectione poetica, oder von der eigenen Construction der Casuum, des Infinitivs, der Participien und der Gerundien; 3) de ellipsi poetica, 4) de pleonasmo poetico, und endlich 5) de perturbatione ordinis et compositionis geredet wird. Außer dem, daß der Verf. durch sorgfältiges Sammlen und durch genaue Auswahl für einen zureichenden Unterricht gesorget, und durch die natürlichste Ordnung, jungen Leuten viele Erleichterung verschaffet hat, rechnen wir ihm auch das als ein Verdienst an, daß er viele Dinge, wo Lehrer und Schüler einander mit leeren Namen abfertigen, ohne etwas dabey zu denken, richtig und deutlich erkläret, auch die Absicht davon aufgesucht hat. So wie das ebenfalls ein Nebenvortheil dieses Buches zu seyn scheint, daß der Verf. bemerket, wiefern dieser oder jener alte prosaische Schriftsteller sich eins und das andere aus der Dichtersprache erlaubet habe, wie weit solches zu billigen sey, und ob man dadurch berechtiget werde, es nachzuahmen. Es ist bekannt, daß bis jetzt Vechners Hellenelexie das einzige oder Hauptbuch gewesen sey, welches jungen Leuten mit Recht empfohlen werden konnte, um dergleichen tiefere Kenntniß der lateinischen Sprache daraus zu lernen. Hr. Jani hat dies Buch gewissermaßen in das seinige hinein getragen, vieles aber bey aller Kürze deutlicher gesagt, und zugesetzt, so daß man hier mehr beysammen findet, und jenes füglich entbehren kann.

II) de elegantia ornatuque carminis, S. 285 — 520. Unter dieser Aufschrift enthält das zweyte Buch, was sonst unter dem Namen Aesthetik als eine neue Wissenschaft verkauft

kauft wird. Wir fürchten, daß hier viele mit dem System des Verf. weniger als im vorhergehenden zufrieden seyn werden. Verschiedenes, z. B. alle den lateinischen Dichtern so sehr eigen gewordene Gräcismen, würden wir lieber noch im vorhergehenden Buche mitgenommen haben. Auch scheint uns die Benennung Elegantia und ornatus nicht die angemessenste zu seyn, und eben darum Anlaß zu geben, die Sachen selbst, welche darunter begriffen werden, unter einem falschen Gesichtspunkte zu betrachten. Ist das der Natur gemäß, die Bildersprache und Tropen, so ferne sie Mittel sind, Gegenstände sinnlicher vorzustellen, oder eben dieselben so wie die so genannten Figuren, die einzig den so mannichfaltigen Gemüthszustand des Dichters, die Verschiedenheiten seines Gefühls und seiner Affecten ausdrücken, blos zum Schmuck der Rede zu rechnen. Doch über diese etwas schiefe Vorstellung kann sich jeder Lehrer, der dieses Buch brauchet, gar leicht bestimmter erklären. Wir fahren fort, zu erzählen, was der Verf. in diesem zweyten Buche einzeln vorträgt. Das erste Capitel handelt von der Elegantia poetica. Dahin rechnet der Verf. 1) gratam negligentiam, d. i. den Gebrauch veralteter Worte und Redensarten (Archaismen); neue Wörter, und Gräcismen. 2) venustatem poeticam, d. i. Theils überhaupt das Decorum poeticum, oder den bestimmten Ton und das Kolorit, oder den Charakter jeder einzelnen Dichtungsart, bey welcher Gelegenheit der Verf. alle einzelne Arten der Gedichte durchgehet, welches eines der schönsten Stücke des Buches ausmachet, S. 312 — 427, ob wir gleich gewünschet hätten, der Verf. hätte eine solche Anlage seines Werkes gemacht, nach welcher er die ganze Theorie jeder Dichtungsart abhandeln und die vortrefflichen Heynischen Abhandlungen zum Virgil, zum Vortheil seiner jungen Leser besser benutzen können. Theils mancherley einzelne Schönheiten, davon doch gewiß ein grosser Theil entweder in die poetische Grammatik, oder zu den Tropen gehöret. — Das zweyte Capitel, de ornatu poetico. Damit der Leser wisse, was hierunter verstanden werde, setzen wir die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte her: 1) von dem Schmuck durch Tropen. S. 394. 2) von dem Schmuck durch Figuren. S. 418. 3) von dem Schmuck durch die Stellung der Worte und durch den Numerus. S. 438. Der V. zeigt unter andern, was hier wieder jeder Dichtungsart eigenthümlich sey. 4) Von dem Schmuck durch den Reichthum der Sprache, oder die Mannichfaltigkeit und Variation des Ausdrucks

drucks. S. 469. Er ist hier, wie überall, praktisch, indem er die Methode beschreibt, wie junge Leute auf Quellen dieses Reichthums geführt, und durch mancherley Uebungen vorbereitet werden können. 5) Von dem Schmuck in ganzen und größern Theilen eines Gedichts. S. 509. Hier handelt der Verf. de narratione, inuocatione, comparatione, descriptione und de sententiis. Am Ende wird von kürzern Parenthesen gehandelt, die ein stärkerer Affekt veranlasset.

III. Das dritte Buch, oder Copia Epithetorum, Substantiuorum, verborum, aduerbiorum. S. 521—686. Dies ist ein Promtuarium poeticum, oder ein Gradus ad Parnassum, der einzig Anfängern gewidmet ist, die sich in der lateinischen Dichtkunst üben wollen, um ihnen die ersten Versuche, lateinische Verse zu machen, so viel als möglich zu erleichtern. Voran gehen zwey Prolusionen, darin der Gebrauch dieses Promtuarii beschrieben wird. Auch hier ist der Verf. durchaus praktisch, indem er selbst einzelne Verse Wort für Wort aus dem Promtuario zusammen stoppelt, damit die ersten Anfänger, was er ihnen vormacht, leichter nachmachen können. Wir machen darüber dem Verf. gar keine Vorwürfe, wie er es von vielen zu erwarten scheinet. Wer tadelt wohl mit Billigkeit, Eltern oder Lehrer, die auf Mittel denken, Kindern die Beschwerlichkeiten des Lesens zu erleichtern?

IV. Das vierte Buch gehört unserer Meynung nach, mit zu dem Promtuario, denn es enthält Indices Deorum atque Heroum veterum, descriptionum, comparationum, periphrasium ac troporum. S. 687—749. Der Verf. hat sie getrennt, und demnach 5 Indices daraus gemacht.

Zur Geschichte dieses Buches müssen wir noch einer Anekdote Erwähnung thun, die der Verf. in seiner Vorrede erzählt hat. Der sel. Klotz hatte es unternommen, ein Promtuarium sermonis poetici latini herauszugeben. Der Tod unterbrach diese Arbeit, da derselbe noch nichts als die Prolegomena vollendet hätte. Man trug es also Hrn. Jani auf, dasjenige auszuführen, was Klotz nur erst Willens gewesen. Aus den hinterbliebenen Klotzischen Papieren war klar, daß der Plan zu nichts weiter, als zu einem recht eigentlichen Gradus ad Parnassum gemacht worden war. So wie wir uns wundern, daß Klotz sich die zu einem solchen Buche erforderliche Gedult zutrauen konnte: so urtheilt Hr. Jani ganz richtig, daß das Werk selbst einer solchen Gedult kaum werth seye, und wenig Beyfall finden würde. Eben darum entwarf er

sich selbst den Plan des Werkes, und verliet die Klotzische Idee ganz. Wir setzen, um die Absicht des Verf. besser zu verstehen, die eigenen Worte noch her, mit welcher er sie in der Vorrede beschreibt: „In conscribendo hoc libro id mihi fuit consilii propositum, vt a) cum ad versus latinos scribendos, tum b) in primis etiam ad legendos atque interpretandos poetas veteres, adiumento esset humanitatis cultoribus. Diligenter etiam id operam dedi, vt, e quibus a soluti sermonis habitu, elocutionis poeticae natura discreparet, ostenderem.“

M.

11. Kirchengeschichte.

Geschichte der durch Publication der päbstlichen Bulle wider D. Martin Luther im Jahr 1520 erregten Unruhen, als ein Beytrag zur Reformationsgeschichte, größtentheils aus ungedruckten Nachrichten gesammlet und erläutert. Altdorf bey Schüpfel 1776. 4. 1 Alph. 3 Bogen.

Es hätte auch auf dem Titel heißen können: Beytrag zur Nürnbergischen Reformationsgeschichte. Denn der größte Theil dieses Werkes betrifft Bilibald Pirckhaimern und Lazarus Spenglern. Eck hatte ihre Namen in die Bannbulle, die er 1520 gegen Luthern und seine Anhänger aus Rom mitbrachte, willkührlich beygefügt. Man kann hiebey die Wege der Vorsicht nicht genug bewundern, wenn man die unbegreifliche Verblendung und Nachläßigkeit des römischen Hofes betrachtet. Er gab sein Interesse ganz in die Hände eines elenden Pfaffen, wie Eck, der, nicht zufrieden, mit der abgedrungenen Bulle Luthern zu Boden zu schlagen, sie zum Werkzeug gebrauchte, auch an seinen andern Feinden sein Müthchen zu kühlen. Er setzte also die Namen Carlstadts, Dolscius, Egranus, Adelmanns, Pirckhaimers und Spenglers mit in die Ketzerrolle der Bulle, und schaffte dadurch dem römischen Hofe noch mehr Feinde auf den Hals, als er ohnedem schon hatte. Hierin befriedigte er weiter nichts

als

als seine Privatrache. Ein jeder unter diesen sechs würdigen Männern hatte sich auf eine oder die andere Weise seine Feindschaft zugezogen. Von den vier erstern handelt der Hr. Verf. nur ganz kurz, von den beyden letztern aber weitläuftiger. Man hielt, — und vielleicht nicht mit Unrecht, ungeachtet er es immer ablehnte, — Pirckhaimern für den Verfasser der artigen Satyre Eccius dedolatus; Spengler aber war der Verfasser der berühmten Schutzschrift für Luthern, worin Ecks nicht eben rühmlich gedacht war. Daß er dafür ihre Namen der Bannbulle einschaltete, machte diesen beyden vortrefflichen Männern nicht wenig Verdruß. Der Magistrat von Nürnberg eröffnete über diese Sache eine lange Unterhandlung erst mit dem Bischoff von Bamberg, zu dessen Kirchsprengel Nürnberg gehörte, dann mit dem Herzog Wilhelm von Bayern, Ecks Landesherrn, und endlich mit Ecken selbst. Hier verlassen den V. seine Urkunden, und er muß es dahin gestellt seyn lassen, ob Pirckhaimer und Spengler von Ecken die Absolution, die ihm der römische Hof übertragen hatte, erhalten habe, oder ob die ganze Sache liegen geblieben sey. Die zu dieser Unterhandlung gehörigen Urkunden hat nun der Verf. zum erstenmale bekannt gemacht, auch die beyden Schriften, den Eccius dedolatus und die Schutzschrift für Luthern, von neuem abdrucken lassen. Keiner, der die Reformationsgeschichte kennen will, kann diese wichtigen Nachrichten ungelesen und ungebraucht lassen.

Am.

---

12. Deutsche Sprachlehre.

Grammatische Abhandlungen über die deutsche Sprache, von Abraham Gotthelf Mäzken, Lehrer am Waisenhause zu Bunzlau. Erster Band. Breslau 1776. 8. 1 Alph. 15 B.

In der Vorrede giebt der Verf. einige Nachricht von seinen Lebensumständen, und man siehet daraus, daß er sich von Jugend auf mit der deutschen Sprache beschäfftiget, und sehr zeitig den Einfall gehabt hat, ein Schriftsteller zu werden.

Die vielen Mängel der Gottschedischen Sprachkunst haben ihn bald auf den Gedanken gebracht, eine bessere Sprachlehre zu schreiben; er ist aber oft durch mancherley Hindernisse genöthiget worden, diese Arbeit bey Seite zu legen, ob ihn gleich seine Neigung immer wieder ermuntert hat, dieselbe aufs neue vorzunehmen.

Da er nicht im Stande ist, die ganze Sprachlehre auf einemmale zu liefern, so hat er aus seinen Aufsätzen einige Abhandlungen herausgenommen, welche er vorläufig bekannt macht. Es würde uns aber zu weitläuftig seyn, einen Auszug daraus zu machen, und viel weniger können wir uns darauf einlassen, mit Anführung unserer Gründe alles zu bemerken, worin wir dem V. nicht beystimmen; unterdessen wollen wir uns doch bemühen, den Leser mit dem Inhalte dieses Buchs bekannt zu machen, wobey wir Gelegenheit nehmen werden, eine und die andere Anmerkung hinzuzufügen. Die erste Abhandlung ist

Von dem Sprachsatze.

Die Sylben eines Worts sind entweder **Vorsylben**, **Endsylben**, **Ableitungssylben**, oder **Grundsylben**. Die **Grundsylbe** ist der Grund von dem Begriffe, den das Wort hat, und lautet mit einem vorzüglichen Ton; da hingegen die anderen den Begriff dieser wesentlichen Sylbe nur verschiedentlich bestimmen, auch blos das Wort nur ausbilden. 10 und 11 S.

In einem jeden einfachen Worte ist nur eine Grundsylbe, in den zusammengesetzten können mehrere seyn. Wenn aber in verschiedenen Wörtern die Grundsylben sich gleich oder ähnlich sind, so daß sie nicht nur einen ähnlichen Laut, sondern auch einen ähnlichen Begriff haben, so kommt eins von dem anderen her. 14 S.

In einem zusammengesetzten Worte ist das eine, woraus es bestehet, der bestimmende Zusatz (vocabulum componens), und das andere das Hauptwort (vocabulum componendum). Z. B. **Sommerhaus**, der Hauptbegriff ist **Haus**, und wird durch das Wort **Sommer** bestimmt: ein Haus, das nur im Sommer bewohnet wird.

Diesen Sprachsatz hält der V. für den Schlüssel zu allen Geheimnissen unserer buchstäblichen Etymologie, unserer Rechtschreibung und Prosodie, und insonderheit für den Schlüssel zu allen Regeln seiner Grammatik. Er bemerket hiernächst, daß

zwar

zwar einige Ausnahmen sind, z. B. in dem Worte lebendig, wo die Sylbe end den Ton hat, Abtey, Färberey u. s. w., wo der Ton auf der letzten Sylbe ist, ob dieses gleich nicht die Grundsylben sind; imgleichen Drittel, Fünftel, Jungfer u. s. w., welche nur eine Grundsylbe haben, da sie doch aus zwey Wörtern zusammengesetzt sind; er glaubt aber, man werde diese wenige Ausnahmen nicht brauchen wollen, die anderweitige Allgemeinheit seiner Sätze und ihren großen Nutzen umzustoßen. 16 und 17 S. Wie dieser Sprachsatz auf eine sehr leichte Weise auch den Kindern kann beygebracht werden, siehet man auf der 17 f. f. S.

Zweyte Abhandlung

Allgemeine Grundsätze der Rechtschreibung einzeler Wörter.

Eine lebendige Sprache, heißt es 25 f. S., kann und muß verbessert werden. Bey Verbesserung der Sprache muß man 1) den Sprachgebrauch und seine Regeln annehmen. 2) Wenn aber einige einzele Regeln des Sprachgebrauchs mit den Regeln der Analogie streiten, so muß man diejenige festsetzen, die die größte und weitläuftigste ist, und dann muß man 3) diese Regel so allgemein machen, daß sie von allen den Fällen gilt, welche eben diese Bestimmung haben.

Diese Regeln sind gut, wenn sie nur nicht zu weit getrieben werden. So lange der Sprachgebrauch nicht ganz allgemein ist, sondern einige so, einige anders sprechen, muß freylich die Analogie entscheiden, und derjenige Gebrauch ist unrecht, welcher mit derselben streitet. Wann aber der Sprachgebrauch ganz allgemein ist, oder um des Wohllauts willen, von allen, welche die Sprache reden, ein Buchstabe für den andern gesetzet wird; so muß billig die Analogie einem so allgemeinen Gebrauche nachstehen. Der Verf. scheinet also die zweyte Regel zu treiben, wenn er um der Analogie willen, Vernumft, Ankumft, Zumft, fümfe u. s. w., imgleichen entfangen, entfehlen, entfinden, sprechen und schreiben will, 30 S.; da doch ganz Deutschland Vernunft, Ankunft, Zunft, fünfe, empfangen, empfehlen, empfinden u. s. w., nicht nur schreibet und spricht, sondern es auch für wohllautender hält. Das n vor dem f hat im Deutschen gar keinen Laut, und wird in mehreren Wörtern gefunden, und da die Vorsetzsylben ent und em eine verschiedene Bedeutung haben, so ist es ganz möglich, daß sie auch verschiedenes

Ursprungs

Ursprungs sind, wie denn auch Herr Adelung dafür hält, daß em in empfinden das Vorwort an oder in sey, und dann würde man unrecht thun, sie mit einander zu verwechseln.

Von den Buchstaben, sagt Hr. M. 49 S., läßt sich folgendes bestimmen. 1) Die Sprache muß so vielerley Buchstaben haben, als sie verschiedene einfache Laute hat. 2) Sie muß für jeden einfachen Laut eine besondere unterschiedene Figur haben. 3) Das Alphabet muß so wenig überflüßig als mangelhaft seyn. Er verwirft daher 51 S. das ch, sch, ng, chs für x, st und sp, wenn es zu Anfange der Sylbe gesetzet wird, wofür er in dem folgenden ganz neue von ihm erfundene Buchstaben empfiehlet, die wir aber hier unsern Lesern nicht vorstellen können.

Auf der 66 S. will er, daß allemal zu Ende der Sylbe ein h geschrieben werden müsse, die einer Endsylbe fähig ist, also nicht nur sehen, geben u. s. w., wo das h gelinde gehöret wird, sondern auch erfreuhen, streuhen, reuhen, obgleich hier kein h gehöret wird. Für qu setzet er kw, 71 S., und tadelt 74 S. Gottscheden und Hempeln, wegen des Unterschieds, der unter e, ä und ö seyn soll. „Freylich," sagt er, „lautet geben anders als bäben; aber doch wie „Vögel, und Segen anders als Vögel, aber doch wie sä„gen; und stekke gerade wie Stökke oder Bökke," worin ihm doch wohl niemand, der eine gute Aussprache hat, Recht geben wird. Das e in geben lautet ganz anders als das ö in Vögel, und stecke ganz anders als Stöcke, Böcke. Da Hr. M. diesen Unterschied nicht merken kann, so schreibt er auch allezeit förn, in wie förn, anstatt fern, in wie fern; imgleichen frömde für fremde. Wir müssen aber abbrechen, um nicht zu weitläuftig zu werden.

Dritte Abhandlung

Von den Buchstaben b, d, g und h, und ihrem richtigen Gebrauche im Sprechen und Schreiben, oder über den Schleifungssatz überhaupt.

Weil die Buchstaben b, d, g, am Ende einer Sylbe, wie die ähnlichen, p, t, k, lauten, das h aber gar nicht ausgesprochen werden kann, so giebt der Verf. 118 S. die Regel: „Man schreibe b, d, g, (und nicht p. t, k,) in allen denen „Wörtern, wo, sobald darauf in denselben ein Vokal folgt, „dieselben wirklich weich lauten, und man endige alle Wörter „und Sylben mit einem h, ob sie gleich auf einen blossen Vokal,

zu

„zu endigen scheinen, die eines darauf folgenden Vokals an-„fänglich sind.“ Z. B. Leib, Leibes, Leiber. Tändeleib Tändeleihen Zweib, zweiber. Es müssen aber diese Wörter 1) wirklich einer Endsylbe fähig seyn, 2) wenn sie die Endsylbe bekommen, wirklich b, d, g, und nicht p, t, k, gehöret werden. Er schreibt also hindern, ob es gleich von hinten herkommt, weil jedermann so spricht. 121 S.

Sollte man nach eben diesen Regeln nicht auch richtig ab schreiben, welches doch der Verf. ap und sogar app will geschrieben haben, da nicht nur die Alten oft abe sagten, sondern wir auch noch das Wort Abend gebrauchen, welches ursprünglich von ab herkommt und eine Endsylbe hat? Von ab hatten die Alten das Zeitwort aben für absteigen, abnehmen, und daraus ist Abend entstanden.

125 S. werden einige Gründe angeführt, dasjenige zu beweisen, was vorher behauptet worden, nämlich daß am Ende einer Sylbe allemal ein h geschrieben werden müsse. Es sind folgende. 1) Weil die Fälle, wo man das h nach der bisherigen Gewohnheit schreibt, die allermeisten sind, und Reuhe, streuhen, eben so klinget, wie Reihe, speihen u. s. w. 2) Weil in vielen Wörtern wirklich ein h ist, oder doch ein anderer Buchstabe in h verwandelt worden, wo man es bisher noch nicht geschrieben hat, z. B. spukken, Speichel, speihen; Stroh, streuhen u. s. w. 3) Weil durch dieses h zwischen den beyden Selbstlauten, wo es gemeiniglich zu stehen kommt, alle Zweydeutigkeit im Lesen verhindert wird. So wird niemand knien einsylbig lesen, wenn man kniehen schreibt. Wir überlassen es dem Leser, diese Gründe zu beurtheilen, und dasjenige, was von den verwandten Buchstaben, und solchen Wörtern, wo das h muß weggelassen werden, gesagt wird, bey dem Verf. selbst nachzusehen.

Vierte Abhandlung
Vom Accent und dessen richtiger Bezeichnung durch die Schrift.

Hier wird zuerst von den Sylben gehandelt, bey deren Aussprechung man die Stimme entweder erhebt oder fallen läßt. Der Verfasser unterscheidet sie 209 S. folgendermaßen. 1) In Absicht ihrer Zeit, in welcher sie ausgesprochen werden (mora), da sind einige lang oder kurz, oder halb lang und halb kurz. 2) In Absicht des Tons, da sind einige merklich betont, halbbetont, andere ungewiß oder unbe-

sont. 3) In Absicht des Accents, einige gedehnt, andere ungedehnt, halb gedehnt, und gedehnt oder ungedehnt ähnlich.

214 S. will der V. das ie als ein Zeichen des langen i abgeschafft wissen, und führet verschiedene Gründe an. Nach 241 S. soll das niederwärts gedehnte e, wie es der Verf. nennet, allezeit doppelt geschrieben werden, z. B. deer, deem, eer, für der, dem, er. Da die Sylbe, die einen ungedehnten Accent hat; und wo folglich der Selbstlaut nur einfach seyn kann, sich im Deutschen niemals auf einen Vokal endiget, so sollen auch die Interjectionen, ha, ja, da, u. s. w., hinten ein verdoppeltes h bekommen, dahh, jahh, dahh, u. s. w. 242 S.

„Bb, dd, und gg, heißt es 251 S., sind, wo nicht „überhaupt unmöglich und schwer auszusprechen, doch der deutschen Sprache nicht gemäß, und also unnöthige und überflüßige Figuren.“ Diesen Satz werden die Niederdeutschen gewißlich läugnen, und da die Wörter Ebbe, Edda, Flagge u. dgl. aus ihrer Mundart herkommen, sich wohl nicht überreden lassen, sie mit dem Verf. Eppe, Etta, Flakke, zu schreiben und auszusprechen. Einem guten Hochdeutschen selbst ist diese Aussprache gar nicht schwer, und die gewöhnliche Rechtschreibung in der Etymologie gegründet.

Eine gedehnte Sylbe endiget sich entweder auf einen Selbstlaut, und dann soll sie hinten ein h bekommen, als Bauh, bauhen, schreihen, 277 S., oder auf einen einfachen Mitlaut, Lob, Tod, 289 S., oder auch drittens auf mehrere Mitlauter, Bart, lobt, hörst, 316 S.; dann aber ist zuweilen ein e herausgeworfen, in welchem Falle es wieder zuzusetzen wäre, lobest, badest, oder ein Dichter könnte es mit einem Apostroph bemerken; zuweilen ist kein e ausgeworfen, in diesem Fall könnte der Vokal verdoppelt werden, Baart, Boord u. s. w. Da aber diese Rechtschreibung manchen verleiten könnte, das Wort zweysylbig auszusprechen, so wird zum Unterschied, in den wirklich zweysylbigen Wörtern, ein Punkt unter dem ersten Vokal zu setzen empfohlen. 329 f. f. S.

Nun wollen wir auch unsern Lesern eine Probe von des Verf. Rechtschreibung vorlegen. Es fällt uns sogleich in dem Folgenden die Anmerkung a. d. 336 S. in die Augen: „Soh „wahs haht nuhn wol Hr. Heynatz durchgeseehn, wenn eehr „S. 31 seiner Sprachlehre dahvon etwahs sagt. Aber es

ist

„ist auch wirklich (mitt seiner Erlaubniß) wenig aus einander „gesezt, unt eß sint dahbeih verschidne Unnrichtigkeiten mitt „unter gelauffen. Nuhr eines anzuhführen, eehr sagt, daß „ein großer Unterschid seih" u. s. w. Wer alle Gründe einer so neuen und besonderen Rechtschreibung wissen will, kann sie bey dem Verf. selbst nachlesen; wir zweifeln sehr, daß sie ihm in allen Stücken ein Genüge leisten werden, er wird aber auch manches Gute finden, welches zu weiterem Nachdenken Gelegenheit geben kann.

A. d. 425 S. vertheidiget Hr. M. seine Landsleute, die Schlesier, welche in den Wörtern, fließen, gießen, kriechen u. dgl., die erste Sylbe ungedehnt aussprechen, flißen, gißen, krichen, weil dieses, seiner Meynung nach, analogischer ist. Würden aber nicht auf gleiche Weise die Westphälinger ihre Aussprache des sch, und die Pommern ihre Aussprache des sp und st, für die rechte erklären können, da die ersten in dem Worte Schinken zuerst ein s und hernach das ch ganz deutlich hören lassen, und die letzten spähen, stehen sagen, wenn der Hochdeutsche schpähen, schtehen spricht? Einige sprechen auch in Schuß, Guß u. dgl. das u lang aus; allein der allgemeine Gebrauch, welcher in dem größten Theil von Deutschland herrschet, gilt mehr als die Analogie.

Die fremden Wörter sollen 494 S. nach dem Beyspiel der Griechen, Lateiner, Italiener und Franzosen, so geschrieben werden, wie wir sie auszusprechen pflegen, und der Verf. ist ganz unwillig auf die Sprachlehrer, welche die Regel geben: **Fremde Wörter muß man mit den Buchstaben schreiben, wie sie in ihrer Sprache geschrieben werden.** Es ist wahr, daß diese Rechtschreibung einen Deutschen bisweilen zu einer falschen Aussprache der fremden Wörter verleiten kann; ist aber daran so sehr viel gelegen? Der Gelehrte, dem die fremden Sprachen bekannt sind, wird sie auch richtig aussprechen, und dem Ungelehrten kann man es gar nicht übel nehmen, ob er Compliment oder Complimang, Branicki oder Branizki sagt u. dgl.; ja dieser selbst kann leicht durch eine oder die andere Erinnerung zu rechte gewiesen werden.

Eben deswegen, weil die Griechen und Römer die fremden Wörter nach ihrer Mundart und Aussprache bequemen wollten, verstümmelten sie dieselben. Wir finden bey den griechischen Schriftstellern die persischen Könige, Darius, Histaspes, Xerxes, welches gar keine persische Namen sind, und wenn wir die morgenländischen Schriftsteller mit ihnen vergle-

vergleichen, so macht diese Verstümmlung der Namen, daß man oft nicht weiß, von welchem Könige die Rede ist.

Hätten Cäsar und Tacitus die eigenen Namen der Deutschen nicht gar zu sehr nach ihrer lateinischen Mundart bequemet, sondern sie so geschrieben, wie sie von den Deutschen ausgesprochen wurden, oder sich erst von ihren Dolmetschern die wahre Aussprache mit lateinischen Buchstaben vorschreiben lassen, so möchten wir jetzt in manchen Stücken ein mehreres Licht haben. Nun lesen wir Ingevones, Estevones, Ambrones, Vsipetes, Tencteri, Chamaui u. s. w., und können kaum rathen, was dieses für Völker gewesen sind, da hingegen, wenn sie nach der wirklichen Aussprache der Deutschen geschrieben wären, die bloße Etymologie, und ihre Lage, oder Ursprung, oder Beschaffenheit u. dergl., möchte zu erkennen geben. Jetzt müssen wir nur noch muthmaßen, ob nicht Ariovistus Ehrenvest, Inguiomarus Winnemar, oder berühmter Sieger, Segestus Siegfest, Sesithacus Siegstag heißen soll, u. s. w.

Eben diesen Fehler hat die französische Rechtschreibung. Wenn der Franzose Astebegue für Hastenbeck (ein Dorf, wo 1757 die englische Armee geschlagen worden), Priscoual für Pritzwalk schreibt, wie es wirklich geschiehet, ist es dann wohl möglich, diese Oerter auf der Landkarte zu finden? Eimeoueh, Chepanche reitres, wie der Abbé Coyer schreibt, läßt uns kaum rathen, daß es Heimweh und Spanische Reiter heißen soll.

Ist es nicht besser, daß wir Sans Souci, Monbijou schreiben, oder selbst die französischen Buchstaben gebrauchen, obgleich ein Unwissender zu einer falschen Aussprache möchte verleitet werden? als Ssang Ssußi, Mongbischu, da das erste demjenigen, welcher nur etwas französisch verstehet, sogleich die Bedeutung dieser Wörter zeiget, und der Franzose, welcher deutsch lieset, gleich siehet, daß sie aus seiner Sprache genommen sind. Es hat also in der That seinen Nutzen, die fremden Wörter so zu schreiben, wie sie in ihrer Sprache geschrieben worden, einen Nutzen, welcher größer ist als derjenige, wenn wir die Deutschen durch unsere Rechtschreibung die fremden Wörter richtig wollen aussprechen lehren. Hielte man aber dieses in gewissen Fällen für nöthig, so könnte es in Parenthesi geschehen, wiewohl es oft nicht einmal möglich ist, indem die fremden Sprachen gewisse Töne haben, welche der Deutsche entweder nicht aussprechen kann, oder welche doch

seiner

seiner Sprache nicht gemäß sind. Die richtige Aussprache des englischen th, des polnischen doppelten l, des französischen oi, oy, ng, ge, u. dgl., können wir keinem Deutschen vormalen, der diese Sprachen nicht versteht; aber wir haben deswegen nicht nöthig, für alle solche fremde Töne neue Buchstaben zu erfinden, wie der Verf. für das französische ge und ng einführen will. Was hingegen solche Wörter betrifft, die schon gar zu bekannt sind, und wirklich im Deutschen anders ausgesprochen werden, oder deutsche Endungen bekommen haben, diese können mit Recht, gleichsam als naturalisiret angesehen und nach der gewöhnlichen Aussprache geschrieben werden, z. B. **Salvegarde, Ranzion, Kanone** u. s. w.

517 S. schlägt der Verf. vor, zu Bestimmung des Tones die Accente zu gebrauchen, und in solchem Fall nimmt er verschiedene von seinen vorher gegebenen Regeln zurück. Dadurch wird nun seine Rechtschreibung der gewöhnlichen wieder gleichförmiger, und hierin möchte er mehreren Beyfall finden.

Kurze Anleitung zur deutschen Sprachkunst für die Jugend, von George Friedrich Bärmann, ehemaligen Professor der Mathematik auf der Universität Wittenberg. Leipzig 1776. 11 Bogen. 8.

Der Herausgeber, welcher sich M. unterzeichnet, meldet in der Vorrede, Hr. **Bärmann** habe die Mathematik zu seiner Hauptwissenschaft erwählet, und was er darin geleistet, liege in seinen Schriften der Welt vor Augen; dabey habe er sich aber auch, nach dem Beyspiel einiger Ausländer sowohl, als unsers Landsmanns **Leibnitz**, mit der Sprache und Grammatik beschäfftiget, und diese Sprachkunst sey aus seinen zurückgebliebenen Papieren ans Licht gegeben. Er glaube, sie habe das Vorzügliche, daß der Vortrag von der Abänderung der Declinationen faßlicher und deutlicher als in anderen Grammatiken ist, und wir können nicht umhin, ihm darin Beyfall zu geben.

Die Gottschedische Abhandlung von den Declinationen ist hier viel kürzer gefasset, und es werden anstatt fünfen nur drey gesetzet. In der ersten ist eben wie in der Gottschedischen Sprachkunst, der Nominativ des Singulars und Plurals einander gleich. Gottscheds zweyte und fünfte Decli-

nation machen hier die zweyte,) und der Verf. rechnet dazu alle diejenigen Wörter, deren Nominativ des Plurals aus dem Nominativ des Singulars, durch Anhängung des e, oder der Sylbe er, gebildet wird. Und Gottscheds dritte und vierte Declination sind hier die dritte, nämlich diejenigen Wörter, welche im Plural die Sylbe en, oder auch, wenn sie sich in el oder er endigen, ein bloßes n bekommen.

Wir müssen bemerken, daß der Verf. die nomina **Namen**, adiectiua **Zunamen**, Pronomina **Fürnamen**, verba **Hauptwörter**, participia **Mitwörter**, aduerbia **Beywörter der Hauptwörter**, Praepositiones **Beywörter der Namen**, und Coniunctiones **Verbindungswörter** nennet.

Die Abhandlung von den Conjugationen scheinet manches unnöthige zu enthalten. Es werden drey futura, oder künftige Zeiten, gesetzt, also noch eins mehr als Gottsched gemacht hat, nämlich **ich werde gefraget haben**, welches doch kaum bey einem guten Schriftsteller vorkommen möchte. Denn sogar im gemeinen Leben sagt man lieber, **wenn ich geschrieben habe**, als **wenn ich werde geschrieben haben**. Conjugationen werden sechse gerechnet. 1) die Conjugation des Wortes 1) **werden**. 2) **seyn**. 3) **haben**. 4) die Conjug. der activ. oder **thuenden Hauptwörter**, wie sie der Verf. nennet, deren Supine auf t ausgehen. 5) der passiv. oder **leidenden Hauptwörter**. 6) der unregelmäßigen, welche er in zwey Classen eintheilet, 1) der unregelmäßigen, deren Supine sich in t enden, als **brennen**, **kennen** u. s. w. **gebrannt**, **gekannt**, wovon nur wenige sind, 2) deren Supine auf ein n ausgehen, wovon er ein Verzeichniß macht, und dabey hin und wieder bemerket, daß einige beyde Hülfswörter, **seyn** und **haben**, zu sich nehmen, wiewohl nicht in einerley Bedeutung. Es werden aber dadurch noch nicht alle Fälle hinlänglich bestimmt.

In der Wortfügung 92 S. ist es unrichtig: „Wenn „man Zahlen brauchet, und der Name der gezählten Dinge „nicht weiblichen Geschlechts ist: so stehet der Name (substant.) „oft in der einzelen Zahl, das Hauptwort (verbum) aber in „der mehreren. Z. E. Vier Pfund kosten neun Groschen. „Tausend Mann arbeiten an der Festung. Hundert Wagen „sind heute mit Getraide angekommen.“ Denn nach dieser Regel würde man auch sagen können: Zwey Haus sind für tausend Thaler gekauft. Nicht blos deswegen, weil die Wörter

Pfund

Pfund und Mann nicht weiblichen Geschlechts sind, sondern vornämlich, weil es hier Maaß- und Gewichtbenennungen sind, stehen sie nach den Zahlen im Singular, und Wagen ist in dem angeführten Exempel wirklich der Plural.

A. d. 102 S. heißt es: „In den vergangenen und künf„tigen Zeiten wird das Hülfswort in solchen Redensarten „(nämlich wenn zwey oder mehr verba in einem Satze, durch „die Verbindungswörter, und, oder, noch, sondern, „zusammengefüget werden) ordentlich nur einmal gesetzet. „Z. E. Wir haben nichts gesehen noch gehört. Aber man „darf nicht sprechen: Er ist gekommen und ihn abgeholet, son„dern er ist gekommen und hat ihn abgeholet.“ Dieses ist undeutlich, es sollte heißen: Wenn zwey oder mehr verba, welche einerley Hülfswort gebrauchen, u. s. w. Werden aber solche verba zusammengefüget, welche verschiedene Hülfswörter zu sich nehmen, so wird auch jeglichem sein eigenes Hülfswort beygesetzet.

Zuletzt sind noch einige Anmerkungen über die Declinationen in der deutschen Sprache beygefüget, in welchen dasjenige, was vorher davon gesagt worden, besser ausgeführet und berichtiget wird. Sie enthalten viel nützliches, und der Recensör gestehet, daß ihm diese Abhandlung von den Declinationen vorzüglich gefallen hat.

E.

13. Erziehungsschriften.

Otto Benjamin Lasius, Superint. zu Burgtorf im Zellischen, ausführliche Nachricht von der geschehenen Unterweisung der taub und stumm gebohrnen Fräulein von Mading, welche nach zweyjährigem Unterricht so weit gekommen, daß man schriftlich mit ihr dialogiren, sie selbst aber die nothwendigsten Fragen aus der Religion beantworten können; mit eingestreuten pädagogischen Anmerkungen. Leipzig bey Weygand 1775. 10 Bogen in 8.

Joh. Ludw. Ferd. Arnoldi, Pfarrers in Großenlinden bey Gießen, praktische Unterweisung, taubstumme Personen reden und schreiben zu lehren. Mit einer Vorrede von Erich Christian Klevesahl. Gießen bey Krieger 1771. 5 Bog. in 8.

Biblische Geschichte alten Testaments, zum Unterricht taubstummer Personen, von Sam. Heinecke, Cantor und Organist in Eppendorf bey Hamburg. Erste Abtheilung. Hamburg bey Herold 1775. 2 Bogen in 8.

Da bey dem Erziehungsgeschäffte die zur Bildung des Menschen nothigen Begriffe meistentheils durch das Gehör den Weg zur Seele finden; und da ohne Gebrauch einer Sprache nicht wohl eine Deutlichkeit in den Begriffen zu bewirken ist: so würden taub und stumm gebohrne Personen ohne Hoffnung den betrübten Folgen ihrer unglücklichen Gebnrt überlassen werden müssen; wenn die Entwickelung ihrer Seelenkräfte anders nicht als nach der gewöhnlichen Lehrart erfolgen sollte; wenn es nicht edle Menschen gäbe, die mit einem hohen Grad von Geduld versehen, auf neue Mittel rafinirten, Erkenntnisse in die Seele eines solchen Elenden zu bringen, die sich außerdem nicht über den Stand der Thiere erheben würde. Herr Lasius hat sich dieses Verdienst gemacht: er giebt in der vorstehenden Schrift, die uns mit wahrer Hochachtung für ihn eingenommen hat, der Welt von seinen Bemühungen Rechenschaft, und verdienet Dank, daß er dadurch zu manchen wohlthätigen Versuchen an ähnlichen Personen, Gelegenheit geben kann.

Er bekam seine Schülerin im 9ten Jahr ihres Alters; suchte zuvörderst ihre Liebe zu gewinnen, und nun gieng seine Bemühung dahin, ihr Gehör zu erwecken, oder ihr Begriffe und Unterschiede äußerer Dinge durch die Ohren beyzubringen. Er machte sich um so viel mehr dazu Hoffnung, da sie wirklich bey einem Schuß, Trommelschlag, oder starken Tritt auf einem hohl ruhenden Boden einige Erschütterung in den Ohren empfand. Er versuchte zuvörderst die Büchnerschen Vorschläge, theils mit dem Trichter, durch den er ihr stark in das

Ohr

Ohr oder in den offenen Mund redete; theils mit den Stäben, die sie, mit dem einen Ende an ein Clavecimbel oder an die Vorderzähne des Redenden gestellt, mit ihren entblößten Vorderzähnen berühren mußte. Allein sie bemerkte zwar in dem ersten Fall ein Gellen in den Ohren, und in dem zweyten eine zitternde Bewegung, allein sie konnte nie das gehörte unterscheiden. Er führte sie hierauf, durch eine Erzählung des Hrn. C. A. Jacobi veranlaßt, auf einen Thurm, stellte sie zwischen zwey große Glocken, und versuchte, ihr durch ein starkes Lauten das Gehör zu verschaffen: aber auch dieses lief fruchtlos ab. Er ließ ihre Ohren besichtigen, aber sie waren rein, wie sie denn überhaupt gar selten Ohrenschmalz zu haben pflegte. Nun gab er die Hoffnung von Seiten des Gehörs auf, und fieng daher an, an der Sprache zu arbeiten: sie lernte alle Selbstlauter, bis auf das i, und von den Mitlautern, diejenigen aussprechen, die mit den Lippen gebildet werden, als ba, be, fo, auch ha. Umgewandt, ab, fiel es ihr schwerer. Mehrere Versuche mit ihrer Sprache zu machen, widerriethen ihm ihre eigne Aeltern, weil sie ihr vornämlich eine seligmachende Erkenntniß beygebracht wissen wollten; weil sie niemalen deutlich und ohne widerliche Verzerrungen würde haben reden lernen; weil man ihr doch, wegen Mangels am Gehör, alle Fragen, worauf sie antworten sollte, schriftlich thun mußte, und hauptsächlich, weil es verkehrt zu seyn schien, jemanden reden zu lernen, ehe er denken kann. Man hatte sie bereits in dem väterlichen Hause an eine Art von Fingeralphabet gewöhnt, wo die fünf Finger der linken Hand die fünf Selbstlauter vorstellten, die Mitlauter aber durch die verschiedene Art der Anlegung der rechten Hand an die linke angedeutet wurden; (z. B. beyde flachen Hände in einander geschlagen, bedeuteten w, drey Finger der rechten Hand in die linke gelegt, m. ꝛc.). Allein er scheint davon nicht viel Gebrauch gemacht zu haben; wie wir denn auch selbst nicht absehen, wozu diese Erfindung viel nützen sollte, es sey denn in dem einzigen Fall, wenn sie an einem Ort, wo sie nicht schreiben konnte, etwas hätte zu verstehen geben wollen. Eine Kenntniß der Buchstaben mußte freylich dem Kinde zuvörderst beygebracht werden, weil ihre Unterweisung mehr schriftlich als mündlich geschehen mußte: allein da sie die Buchstaben blos durch das Gesicht mußte unterscheiden lernen, ohne ihre Verschiedenheit durch das Gehör oder durch ihre eigene Aussprache empfinden zu können; was brauchte man da auf andre Zeichen eines

Buchstabens zu denken, als seine Figur dem Kinde vorzumalen, und dann an der Bewegung des Mundes zu zeigen, wozu er gebraucht werde? wiewohl es fast scheint, man habe sie vielmehr ganze vorgezeichnete Worte, deren Bedeutung sie einmal wußte, als einzelne Buchstaben nachmalen lassen, und sie auf die Art zum Schreiben geübt: z. E. man zeigte auf ihre Hand, und schrieb ihr das Wort Hand in das dazu verfertigte Buch; das schrieb sie nach, und wußte nunmehr den Begriff von ihrer Hand auszudrücken. Und auf diesem Weg hat es denn der V. durch einen fast unglaublichen Fleiß dahin gebracht, ihr eine Erkenntniß der unentbehrlichsten Wörter beyzubringen, und zwar nicht nur solcher, die die gewöhnlichsten Gegenstände, Nothwendigkeiten und Geschäffte des Lebens bezeichnen, sondern auch sogar der nöthigsten Vor- und Fürwörter und andrer Hülfswörter. Z. E. er legte die Hand auf den Kopf, die Lichtscheere auf den Leuchter, und schrieb ihr vor: auf; er steckte den Zeigefinger in die andere geschlossene Hand, und schrieb: in. Doch dies in mehreren Beyspielen zu sehen, ingleichen, wie er ihr die Zahlen und die Beugungen der Wörter, auch sogar einige geographische Kenntnisse beygebracht, müssen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, bey dem V. selbst nachzusehen überlassen. Nur von der Art seines Religionsunterrichts müssen wir noch etwas sagen.

Das erste Gefühl von Gott erweckte er ihr, da sie ihm an einem schönen Sommertag ihr Vergnügen über die Blumen und reifenden Früchte bezeigte. Er gab ihr durch die Zeichensprache zu verstehen, daß derjenige, so dieses alles gemacht habe, über uns im Himmel sey, und schrieb ihr hin: der heiße Gott. Dies gab nun Anlaß, nicht nur sie zu dem Gefühl ihrer Pflichten gegen ihn, der Liebe, der Anbetung, und des Dankes zu führen, sondern auch ihr seine vornehmsten Eigenschaften begreiflich zu machen, z. B. daß er ein Geist, ewig, allgegenwärtig sey, welches alles er ihr durch Zurückführung auf Begriffe, die sie schon hatte, verständlich machte. Wir loben seine Klugheit, daß er ihr bey Erklärung des sechsten Gebots keinen Begriff von einer Sünde erregte, die sie noch nicht kannte. Es wird, sprach er, darin verboten, daß man nicht fresse, saufe, faul und müßig sey, sich nicht vor den Leuten entblöße, sondern schamhaft sey, ingleichen daß Mann und Frau nicht von einander laufen. Nach und nach lernte sie nun auch schriftlich beten: die Art, wie sie das nach der Einschränkung ihrer Begriffe thut, ist rührend. Wenn die

übrigen

übrigen Kinder bey Hörung der Betglocke ihr Gebet verrichten, und sie unterrichtet wird, warum das geschehe, schreibt sie hin: **Mein allerliebster Gott, ich höre nicht Betglocke, aber ich denke an dich.** Aber mit diesem allen ist der V. nicht zufrieden. Sie soll Gott nicht blos als Schöpfer und Erhalter kennen, sondern auch in so fern er Drey und Eins ist; er schreibt die 3 Namen in einen Triangel oder Zirkel: sie reckt ihre 3 Finger auf, und will sagen, daß das ja 3 Götter wären; er aber bindet diese 3 Finger zusammen, und da waren sie Eins. Wir wollen nicht urtheilen, ob es nicht vielleicht besser gewesen wäre, ihr gar nichts von der Dreyeinigkeit Gottes zu sagen, als es mit so sinnlichen und irre führenden Begriffen zu thun. Genug, daß sie wußte, daß Gott sie durch seinen Sohn habe erlösen lassen, und daß ihr der Begriff von der Erlösung durch ein wohlgewähltes Bild war verständlich gemacht worden. Vom heiligen Geist, sagt er ohnedem, habe er nichts schreiben können, als daß er die dritte Person sey. Auch billigen wir, daß er ihr vom heil. Abendmahl weiter nichts wissen läßt, als daß es zum Andenken des Todes Jesu bestimmt sey. Das schwerste unter allem war ihm, wie er schreibt, ihr einen Begriff vom Glauben beyzubringen. Kam es denn aber blos auf das Wort an? Da sie bereits wußte, was Sünde, was Reue sey; da sie mit Freude bekannte, daß Christus sie erlöset habe, und Gott sie selig machen wolle; so hatte sie ja schon das, was die Dogmatik Glauben nennt, und man brauchte ihr blos zu schreiben: dieser Zustand heiße Glaube.

Der Verf. scheint, nach dem Schluß zu urtheilen, seine Schülerin noch nicht verlassen zu haben: es ist daher kein Zweifel, daß sie seitdem noch viel weitere Schritte in der Erkenntniß, und vielleicht auch in der Sprache, bey seinem unermüdeten Eifer, gethan hat. Ohne daß es der Titel erwähnt, hat seine Schrift noch einen dreyfachen Anhang. 1) **Hrn. W. Bonds Gedanken über die Methode, Taube und Stumme lesen, schreiben und eine Sprache verstehen zu lernen.** Sie beweisen, wie man sagt, a priori, die Möglichkeit eines solchen Unterrichts, dadurch nämlich, daß man durch Buchstabenzeichen an den Fingern dem Auge eben so gut, als dem Ohr durch die Aussprache, den Begriff eines Wortes beybringen könne. 2) **Kurzgefaßter Auszug aus D. Wallis Briefen von der Methode, Taube und Stumme lesen zu lehren.** Er enthält mehr die Ordnung, als die Art und Weise, wie man solchen Personen eine Sprache

beybringen soll. 3) Joh. Dav. Solbrichs, Pred. in der alten Mark, Bericht von der Unterweisung zweyer tauber und stummer Personen, denen er im J. 1727 den Verstand des ganzen Catechismi beygebracht. Sie waren nicht von der Geburt an taub und stumm gewesen, und bereits 20 Jahr alt, da S. ihren Unterricht übernahm. Seine Lehrart ist die nämliche, wie sie Hr. L. gebraucht: das Bild von der Ewigkeit aber ist hier noch besser gewählet.

Hr. Arnoldi, der V. der zwoten Schrift, hat als Hofmeister Gelegenheit gehabt, sich mit der Unterweisung eines taub und stumm gebohrnen abzugeben, und hat noch itzt dergl. Schüler unter seinen Händen. Er hat gleichfalls mit seinem Eleven die Versuche mit den Stäben, dann mit den Glocken und endlich mit dem Elektrisiren gemacht: aber sie waren alle fruchtlos. Gleichwohl fand er das Ohr sowohl als die Zunge ohne Fehler: der junge Mensch konnte auch die Töne der Freude und des Schmerzens ausdrücken; er hätte auch einige Empfindung beym Lauten, beym Donnern, beym Fahren eines Wagens etc. Der V. meynt aber, daß man dergl. Empfindungen hörloser Personen nicht sowohl ein Gehör als ein Gefühl nennen müsse, weil ihre Gefühlnerven feiner und reizbarer als die unsrigen wären. Nunmehr richtete er demnach alle seine Bemühungen blos auf die Entwickelung der Sprache seines Eleven. Dazu mußte er zuvörderst eine Kenntniß des Alphabets bekommen: von der Art, solches durch Fingerzeichen einem Taubgebohrnen beyzubringen, denkt er wie wir; denn der Stumme kann sich dadurch blos gegen diejenigen ausdrücken, die diese Zeichen verstehen, kann damit nur zur Noth einzelne Worte, nie eine ganze Rede ausdrücken, und wird nie zu dem Verstand auch des leichtesten Buches gelangen können. Auch begnügte er sich nicht, wie Hr. Lasius, blos mit einer Schriftsprache, oder damit, daß der Eleve blos durch Vorzeichnung, Buchstaben und Wörter kennen, und durch Nachmalung dieser erlernten Zeichen seine Bedürfnisse ausdrücken lernte: sondern seine Absichten giengen auf nichts geringers, als den Stummen selbst das Reden zu lehren. Taubgebohrne, sprach er, sind um deswillen auch zugleich stumm, weil sie nichts hören, das sie nachreden können. Ist demnach die Zunge eines solchen Menschen ohne Fehler und Lähmung; kann er sie willkührlich bewegen und spitzen: so muß er auch sprechen können. Er abstrahirte daher, an sich selbst, die zu Bildung eines jeden Buchstaben erforderliche Bewegung der Zunge und des Mundes, den

den Druck des Athems, den Gebrauch der Lefzen und Zähne: nun lernte durch wiederholtes langsames Vorsagen, der Schüler binnen 6 Wochen das ganze Alphabet aussprechen, er lernte Sylben zusammensetzen und ganze Wörter sprechen. Dabey war er gewöhnt, sein Gesicht, als das einzige Werkzeug zu neuen Kenntnissen, zu schärfen, und seinen Lehrer immer aufmerksam anzusehen. Den lernte er nur, ohne selbst zu hören, an der Bewegung seines Mundes verstehen, und ihm sodann mündlich antworten. Hr. A. verband damit den Unterricht im Rechnen und Schreiben, und entwarf zu diesem Gebrauch eine eigne Grammatik. Er ist also gewissermaßen in seinen Bemühungen weiter gegangen, als Hr. L., und verspricht, wenn das Publikum es verlangen sollte, seine Lehrart umständlicher bekannt zu machen. Itzo hat er zwey junge von Adel aus der Schweiz in der Unterweisung, die er gleichfalls glücklich dahin gebracht hat, daß sie sich mündlich ausdrücken können. Er erbietet sich, wenn er Unterstützung fände, ein eignes Institut zum Unterricht stummtauber Personen anzulegen, weil seine Umstände ihm nicht erlauben, mehrere Personen dermalen in seine Wohnung zu nehmen. Er hat ein Attestat von dem Vater seines ersten Eleven, dem Generalmajor von Rabenau, mit eindrucken lassen, worin er bezeugt, „daß „der Pfarrer Arnoldi, seinem taub und stumm gebohrnen „Sohn, durch zweyjährigen Unterricht das Lesen und Schreiben, Religion und Rechenkunst beygebracht habe. Auch daß „er Taroc, à l'ombre, und andre Spiele so gut als einer, „der fünf Sinne hat, spielen könne.“ Das letzte hat nun wohl der Pfarrer Arnoldi nicht wollen attestirt haben, wenn er es gleich ohne Bedenken seinen Zögling lehren konnte. Die Vorrede des Hrn. Prof. Klevesahl zu Giessen giebt eine litterarische Nachricht von den über den Unterricht der Tauben und Stummen geschriebenen Büchern.

Hrn. Heineckens zwey Bogen enthalten die biblische Geschichte alten Testaments bis auf Noah, in kurze Sätze und Fragen zergliedert, mit Hinweisungen auf die von ihm für Taubstumme gezeichneten Methodenbücher. Man weiß es von ihm aus den Zeitungen, daß er sich schon lange mit dem Unterrichte solcher Personen beschäfftigt hat: und für diese sind eigentlich diese Bogen bestimmt; man kann aber davon nichts sagen, bis sich Hr. H. über seine Behandlungsart näher wird herausgelassen haben. Hr. Lasius zog ihn schriftlich zu Rath: allgemein gab er ihm von seinem Verfahren Nachricht, das

größtentheils das nämliche war, worauf Hrn. L. das eigne Nachdenken bereits gebracht hatte. Da er aber mehr zu wissen verlangte, konnten sie um den Preiß nicht eins werden. Hr. Arnoldi aber versichert ihm gerade heraus, es sey, ohne ein Wunder anzunehmen, nicht möglich, daß er, wie in den Zeitungen von ihm gerühmt werde, taubstumme Personen in sechs Wochen so weit gebracht habe, daß sie im Stande gewesen wären, seine ihnen vorgelegte Fragen schriftlich zu beantworten.

Nm.

Drittes Stück des philanthropischen Archivs, worin von dem gegenwärtigen Zustande des Dessauischen Educations-Instituts Nachricht gegeben wird. Dessau, 1776.

Die beyden ersten Stücke dieses Archivs sind B. 28, S. 98 und B. 29, S. 143. f. angezeigt. Der Inhalt des gegenwärtigen ist 1) Vorläufige Nachricht von der Fortdauer des philanthropischen Instituts zu Dessau, für Eltern, welche ihre Kinder, und für Menschenfreunde, welche Famulanten oder Beyträge dahin senden wollen. 2) Basedows Acte im December 1776, bey Uebergabe des zum Dessauischen Philanthropin bestimmten Fideicommisses; a) Basedows freywillige Abdankung von der Curatur, entweder auf immer, oder auf eine Zeitlang. Bestellung eines andern Fürsorgers; b) von dem neuen Curator Campe; c) ob Basedow sich selbst mit Recht itzund abdanke, und von dem itzigen Zustande des sogenannten Philanthropins; d) brüderlicher Rath an seinen Nachfolger, und Autorisirung desselben; e) Plan des wahren Philanthropinums, der aus Mangel der Geldhülfe bisher vereitelt ist. 3) Campes Erklärung gegen Basedow und das Publikum, nach bedächtiger Erwägung der vorstehenden Acte. 4) Von den Lehrern des philanthropischen Instituts, den Lehrstunden und den gegenwärtigen Pflegesöhnen desselben. 5) Von der täglichen Aufsicht im Institut, und von den Sitten unserer Zöglinge. 6) Von dem gegenwärtigen ökonomischen Zustande unserer Stiftung, und von den bisherigen Wohlthätern derselben. 7) Basedows Rede bey Einführung des neuen Curators Campe. 8) Basedows Rede bey der

Leiche

Leiche seines sechsjährigen Sohns, damaligen Philanthropisten. 9) Nachricht vom 15 December, und fortgesetztes Verzeichniß von Beyträgen, welche während des Drucks dieses Archivs eingelaufen sind.

Da die Einrichtung des Instituts aus den vorigen Stücken bekannt ist; so wollen wir hier nur etwas, die Veränderung und gegenwärtige Einrichtung des Instituts betreffendes ausziehen, für diejenigen, denen daran gelegen ist, und denen unsere Bibliothek etwa eher, als das Archiv zu Gesichte kommen möchte. Von der verlangten Summe von 30000 Rthlr. sind nicht mehr als 2118 Rthlr. zusammengebracht worden, und während des Drucks sind noch 774 Rthlr. 8 Gr. eingelaufen. Diese Sparsamkeit des Publikums schwächte Basedows Hoffnung und Muth. Dazu kam, daß der Fürst ein schon itzt bewohnbares, ansehnliches Gebäude, das dem Philanthropin gewidmet seyn sollte, wegen einer unvorhergesehenen Schwierigkeit nicht ankaufen konnte. Gerade unter diesen mißlichen Umständen kam der neuberufene Curator Campe an. Die Verlegenheit, worin er mit seinem ältern Collegen sich befand, war unaussprechlich. Ohne Geld, ohne Gebäude, und ohne zuverläßige Hoffnung auf beydes, was sollten sie machen? Diese Verlegenheit wuchs mit jeder Woche, weil in jeder Woche neue Ankömmlinge des Philanthropins erschienen, und mit jeder Post aus der Nähe und aus der Ferne noch mehr gemeldet wurden, u. s. w. In dieser Verwirrung von Geschäfften und Umständen faßten die beyden Curatoren endlich den Entschluß, dem Schicksale zu weichen, die Beyträge zurückzusenden, u. s. w. Aber der Fürst widersetzte sich diesem Entschlusse, und nöthigte sie, folgende Erbietungen anzunehmen: 1) der Fürst will, (sobald ein thätigeres Verlangen der Weltbürgerschaft nach einer größern Ausdehnung dieses Instituts sichtbar werden sollte,) ein neues den Bedürfnissen eines solchen Instituts durchaus angemessenes Gebäude errichten lassen, das in zwey Jahren in völlig bewohnbaren Stand gesetzt werden soll. Der Bau wird auf Vorstellung der Curatoren erst im Frühjahre angefangen werden, da er nach dem Willen des Fürsten schon in diesem Herbste vor sich gehen sollte. 2) Die Fürstinn schenkt dem Institut in den sechs ersten Jahren seiner Dauer zwölf tausend Reichsthaler in zwölf halbjährigen Terminen. 3) Falls in dieser Zwischenzeit der Kaltsinn des Publikums fortdauern, oder das Institut von so vielen unvorhergesehenen Un-

glücks-

glücksfällen betroffen werden sollte; daß es, statt zu wachsen, zu sinken anfienge, oder gänzlich untergienge, sollen weder die Curatoren noch die Lehrer den erlittenen Verlust des Fürsten durch seine Ungnade entgelten. 4) Verwilligt der Fürst dem Institut zu desto größerer Beglaubigung der Anwendung aller auswärtigen Beyträge, einen fürstlichen Commissarius, der bey der monatlichen Abnahme der Rechnungen zugegen seyn und nach Untersuchung der jedesmaligen Belege diese Rechnungen beglaubigen soll. Zu diesem Geschäffte ist der Hofrath Herrmann ersehen.

Das Institut wird also nunmehr zuverlässig fortdauern, wiewohl nicht ohne einige Veränderungen, Einschränkungen und neue Einrichtungen, wovon folgende das Publikum interessiren. Basedow legt — ob auf immer, oder nur auf eine Zeitlang, ist unentschieden — seinen bisherigen Antheil an der Curatur förmlich nieder, und übergiebt die ganze Direction an Campe. Zugleich übergiebt er diesem alle bisherigen Beyträge der auswärtigen Menschenfreunde, die, wenn sie wollen, die Freyheit behalten, sie zurückzufodern. Indeß haben seit kurzem die mehresten von den Wohlthätern, welche den Namen nach bekannt sind, auf dieses Recht freywillig Verzicht gethan, und ohne B. Anfrage oder Bitte aus eigener Bewegung ihn bevollmächtigt, ihren Antheil zum Besten des Instituts, ohne alle Betrachtung, was daraus werden könne, anzuwenden. Campe wird sich dieser Erlaubniß bedienen. Die übrigen werden ersucht, binnen drey Monaten nach Bekanntmachung des dritten Stücks vom A. zu melden, ob sie mit ihrem Antheil es eben so gehalten wissen wollen, oder ob sie ihn zurück verlangen. In beyden Fällen wird ihr Wunsch sogleich erfüllt werden. Wer hingegen nach Verlauf dieser drey Monate, d. i. am ersten März 1777 sich noch nicht gemeldet hat, wird als still einwilligend angesehen, daß sein Beytrag zu eben dem Gebrauche verwandt werde. Diejenigen, welche vom ersten Dec. 1776 an etwas senden wollen, werden ersucht, es auf eben dieselbe Bedingung zu thun. Von nun an wird nichts bestimmtes verlangt, aber auch nichts bestimmtes versprochen. Uebrigens bleibt es in Ansehung der Pensionen bey der anfänglichen Einrichtung, (man sehe diese Bibl. B. 29, S. 555.) Semigratisten werden von nun an, so lange die Armuth des Instituts fortdauert, gänzlich verbeten. An Famulanten ist Mangel. Begüterte Menschenfreunde also, denen es darum zu thun ist, treue und geschickte Bediente zu

haben,

haben, welche die untergeordneten Gehülfen der Lehrer und Aufseher ihrer Kinder werden können, werden das Institut durch die Zusendung armer Knaben, welche das zwölfte Jahr erreicht haben, verbinden. Für Unterhalt, Kleidung und Unterricht eines solchen Famulanten werden jährlich nur 100 Rthlr. bezahlt. Doch wird vorausbedungen, daß diejenigen, welche von einem solchen künftigen Hausbedienten die versprochenen Dienste erwarten, ihn vier, zum mindesten drey Jahre da lassen müssen. Bis zur Bewohnbarkeit des neuen Gebäudes werden diejenigen Aeltern und Vormünder, welche ihre Kinder nach Dessau schicken wollen, ersucht, diese ihre Absicht, das Alter ihrer Kinder, das Maaß ihrer schon erlangten Kenntnisse, ihre künftige Bestimmung und die vermuthliche Zeit ihres künftigen Aufenthalts in D. dem Institut zwey Monate vor Ostern oder Michaelis (als den beyden künftigen Receptionsterminen) anzuzeigen, damit frühzeitig genung entschieden werden könne, ob und zu welcher Zeit sie in Betracht der jedesmaligen Zahl der Pensionisten und ihrer jedesmaligen Classification mit gutem Gewissen aufgenommen werden können. Kinder von Stande, junge Grafen oder Edelleute, müssen entweder keine Unterscheidung verlangen, oder im Fall dergleichen verlangt würde, sich folgenden Vorschlag gefallen lassen: sie müssen nämlich in diesem Fall für ihre, ihrer Hofmeister und Bedienten (wenn sie solche mitbringen,) Wohnungen und Unterhalt selbst sorgen, und nach dem Beyspiele des Erbprinzen und einiger am Hofe erzogener junger Edelleute, nur die Lehrstunden des Instituts besuchen, ohne demselben zur beständigen Aufsicht und Erziehung übergeben zu seyn. In diesem Falle werden für den ganzen Unterricht eines solchen Kindes jährlich nur 140 Rthlr. bezahlt. Doch will das Institut, auf erhaltene Nachricht, für solche Kinder Wohnung und Speisung besorgen. Der Fürst ertheilt allen Kindern vom Stande freyen Zutritt am Hofe, zieht sie auch bisweilen zur Tafel. Kleidung, Wäsche und Tischgeräth, (Messer und Löffel ausgenommen, welche jeder mitbringen muß,) bringt jeder Philanthropist nach Belieben mit. Binnen kurzen wird man suchen, eine bequeme und schickliche Uniform einzuführen. Diejenigen, welche dieses lächerlich finden, müssen den Nutzen einer einförmigen, unterscheidenden Tracht bey einem Haufen vermischter Kinder noch niemals in Erwägung gezogen haben. Daher werden die Eltern der künftigen Dessauischen Zöglinge gebeten, ihnen kurz vor ihrer Abreise keine neuen Kleidungs-

stücke machen zu lassen. Auch könnten die Kinder ihre bisherigen Schulbücher mitbringen. Obgleich alle Vergnügungen aus der Gemeinkasse bezahlt werden; so sieht mans doch gerne, wenn ihnen eine Kleinigkeit zum Taschengelde bewilligt wird, wovon sie Rechnung führen müssen, damit sie zum Gebrauche des Geldes gewöhnt werden."

In Ansehung des Religionsunterrichts bleibt es nach wie vor bey dem wesentlichen Grundsatze, daß man sich gegen alle Kirchenpartheyen gleich unpartheyisch verhält. Gegenwärtig geniessen sechs der ältesten Philanthropisten des Unterrichts in den Unterscheidungslehren von dem lutherischen Pfarrer Schubring, und sieben andere vor dem reformirten Pfarrer Hofmayer.

Candidaten, welche die philanthropische Pädagogie erlernen wollen, werden zwar auch künftig aufgenommen, doch müssen sie für ihre Wohnung und für ihren Unterhalt von nun an selbst sorgen, und bezahlen alsdenn für die pädagogischen Unterweisungen, deren sie geniessen, und für die Uebungen, welche ihnen verschafft werden sollen, jährlich 50 Rthlr., welche der Kasse des Instituts anheim fallen. Sollte hingegen einer oder der andere unter diesen Candidaten, der mit vorzüglichen Gaben einen vorzüglichen Fleiß verbände, den Wunsch bezeigen, sich künftig dem Institut als Lehrer zu widmen: so soll der pädagogische Unterricht ihm unentgeldlich gewährt und sein Wunsch, sobald er die nöthigen Fertigkeiten in der Methode wird erworben haben, erfüllt werden. Briefe, welche das Institut überhaupt angehen, bittet man unter der Aufschrift: **An das philanthropische Institut zu Dessau,** abgehen zu lassen.

Bisher haben wir aus dem ersten Abschnitte abgeschrieben. Bey den übrigen können wir kürzer seyn. Bas. leidet am Leibe und Gemüthe, der Trieb zum Arbeiten hat sich bey ihm verloren, darum kann er mit gutem Gewissen nicht länger Curator des Philanthropins seyn. Was Based. von Campe in Vergleichung mit sich selbst sagt, verdient als ein Beyspiel von Basedows Selbsterkenntniß und Aufrichtigkeit angeführt zu werden: „Dieser J. H. Campe, heißt es S. 14. u. f. ist in „den Jahren, wo der Verstand am reifsten, stärksten und thä„tigsten zu seyn pflegt. Ich erinnere mich nicht in demselben „Alter so reif gewesen zu seyn. Mit dem Gebrauche meiner „Einsicht war ich zwar immer thätiger; aber (welches eine „Folge davon ist) auch weniger fähig zur Bedachtsamkeit und „zu

„zu dem Umherschauen auf Zeiten, Oerter und Personen. Ja „wenn Vorsichtigkeit eine Frucht älternder Jahre ist; so er„kläre ich ihn für älter, als mich selbst in dem 53sten Winter „meines Lebens. Nach Endigung der Schulstudien — ward „die alte und neue Philosophie seine Lieblingswissenschaft. Er „hat weit mehr davon gelesen, als ich. — Wir sind nicht ein„stimmig in Schätzung der hohen Leibnitzischen Theorie, davon „ihm weit mehr, als mir, gegründet scheint. Aber dieses „veruneinigt uns nicht um einen einzigen Grad. Denn auf „der Gränze der Theorie und der Anwendung auf natürliche „Religion und Sittenlehre sind wir, ohne die geringste Mis„helligkeit, dicht bey einander. Und der ganze Unterschied ist, „daß er mir mit Leibnitzen zu Untersuchungen fortzuschreiten „scheint, wohin auch nicht einmal ein dämmerndes Licht des „menschlichen Verstandes reichen kann, und daß er diejenigen „Begriffe und Sätze, die ich für die ersten und einfachsten „halte, aus andern herzuleiten sich bemühet. Mit dem Fleiß „in der Philosophie hat er eine Untersuchung der geoffenbar„ten Religion verbunden; und die Grundlehren der lutheri„schen Kirche, in welcher er auch erzogen ist, für so wahr „erkannt, daß er mit gutem Gewissen und in voller Zufrieden„heit mit ihren wesentlichen Lehrsätzen ein öffentliches Predigt„amt einige Jahre verwalten durfte, und wenn er durch die „Liebe zum philanthropischen Institut nicht abgerufen wäre, „Lebenslang verwaltet hätte. Auch dieses veruneinigt uns „nicht. — Mein Nachfolger ist gegen Jedermann gefällig, „einnehmend und sanftmüthig; zwar nicht ohne vorzüglichen „Eifer für die nützliche Wahrheit und den wahren Nutzen der „Menschen, aber mir weit überlegen an der Gabe, vor dem „Widersprechen zu überlegen, ob es auch nütze, und andere „auf den rechten Weg so unvermerkt zu leiten, daß sie glau„ben, keines Wegweisers bedurft zu haben. Er ist ein guter „und fertiger Schriftsteller, auch als Unterhändler mit dem „Publikum; so redlich, als ich; aber gewiß weit einnehmen„der. Er hat eine solche Liebe zu dem philanthropischen Schul„wesen, daß er, um in diesem Fache der Welt zu dienen, auf„geopfert hat die Gegenwart und Nähe zahlreicher Freunde „in Potsdam und Berlin; ein ansehnliches und bequemes „geistliches Amt mit wenigstens 1200 Rthlr. als dem auf Le„benslang gewissen jährlichen Einkommen für sich und seine „Familie; und eine höchst wahrscheinliche Hoffnung auf noch an„sehnlichere und vortheilhaftere Beförderungen in diesem Stan-

„de.

„de. Und zwar wofür, wenn man die wahren und edeln Be„wegungsgründe nicht mitrechnet? Wahrlich nur für eine Be„soldung von 800 Rthlr, von einem noch wankenden Insti„tut; für ein beschwerliches Amt, dessen Beschwerlichkeit er „vorher kannte, und von dessen Beständigkeit man ihn nicht „versichern konnte; für die Theilnehmung an den unausbleib„lichen Leiden eines Neuerers und an der Verfolgung vieler „aus dem Schulstande u. s. w. Das ist Campe, mein Nach„folger, wenn man ohne Schmeicheley, wie ein Bruder von „dem andern urtheilt. Kurz, er ist dem Institut und mir „eben zur Zeit der höchsten Noth zu Hülfe gekommen. Er ist „geschickt und bereitwillig zu allen Geschäfften der Curatur, „wozu ich mich niemals als geschickt und bereitwillig erkannt, „oder gerühmt habe, nämlich die einzelnen Erfindungen ins „Werk zu setzen; dem Charakter jedes Knaben und Jüng„lings, (denn auch mein leibliches Gesicht ist schwach,) nachzu„spüren; auf die äußerlichen Sitten der Jugend zu sehen; das „nöthige Ansehen eines Vorstehers unter den Lehrern durch „milde Gleichmüthigkeit auch beliebt zu machen; ein gutes „Vernehmen mit dem Publikum durch nöthiges Nachgeben zu „unterhalten; und mit Zufriedenheit das mindere Gute zu „befördern, wenn das Größere, (dessen Vorstellung und Wunsch „bey ihm noch so verjährt nicht ist, als bey mir,) unmög„lich werden sollte.“ Wir haben diese Stellen deswegen ausgezogen, damit Leute, die es Based. so übel nehmen, daß er immer von sich selbst redt, doch sehen, daß er auch von andern mit offenherziger Achtung reden könne.

Wir müssen uns kurz fassen, sonst würden wir aus dem fünften Abschnitte viel Lesenswürdiges auszuzeichnen haben. Rec. hat sich immer gewundert, daß ein Mann, wie Based. der (außer der Ritterakademie in Soroe) nie in einer öffentlichen Schule gearbeitet hat, die Bedürfnisse der Schulen und Kinder so gut kennt, und so vortreffliche Vorschläge thut. Schade, daß das große Vorhaben so vereitelt wird! Doch auch das itztbleibende kleinere Institut ist noch immer höchst schätzbar und der Menschheit nöthig und nützlich. Es bleibt doch immer der Faden, wie Campe aus dem Briefe eines Menschenfreundes anführt, an den sich alles treffliche knüpfen läßt, wenn es auch noch so klein würde, und nur vom Geiste beseelt bleibt, der es stiftete. Es ist aber schon itzt nicht mehr klein. Es sind 36 Zöglinge da, und wenigstens noch einmal so viel sind schon gemeldet, wovon die Hälfte schon da seyn würde,

wenn man nicht in den Zeiten des Zweifels und der Verwirrung um Aufschub hätte bitten müssen. Außer B. und C. sind nunmehr noch sieben ordentliche Lehrer da, außer den Candidaten der philanthropischen Pädagogie.

Was die tägliche Aufsicht im Institut und die Sitten der Zöglinge betrifft, so kann von Vernünftigen, die das dahin gehörige von S. 114 an lesen, dem Institut von dieser Seite unmöglich irgend ein Vorwurf gemacht werden. Welch ein Unterschied, wie in allen Stücken, also auch in diesem, von unsern gewöhnlichen Schulanstalten! Welch ein Geist muß die Welt beherrschen, die das nicht nachahmt! die keine Anstalten errichten will, wodurch das ganze Geschlecht Adams nach und nach so sehr veredelt und beglückt werden könnte! Doch wir wollen nicht ungerecht seyn. Eine Menge würdiger Menschen hat vom Anfange an Basedo. Unternehmungen unterstützt, eine Menge sage ich, wenn man an den Kaltsinn der Welt denkt. Im Verborgenen wird vielleicht noch mehr gewünscht, als öffentlich geschieht. Das hilft nun freylich dem Institute nicht geradezu; aber es macht doch den Menschen Ehre.

Ar.

Unterweisung in den vornehmsten Künsten und Wissenschaften, zum Nutzen der niedern Schulen. Mit Kupfern. Zwote, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, bey Hertel. 1774. 8. XVI Seiten die beyden Vorreden; 527 Seiten das Werk selbst, und 11 Bogen Kupfertafeln.

Wem daran gelegen seyn sollte, die Mängel dieser Encyklopädie kennen zu lernen, der lese unsere Kritik über die erste Ausgabe, XIX B. 2tes St. S. 608—610. In der zwoten Ausgabe sind Vermehrungen hinzugekommen, die wir allerdings anzeigen müssen. Das Capitel von der Naturgeschichte, auch das von den Schiffen und der Schifffahrt hat Zusätze erhalten; das letzte Capitel, (das 53ste) von dem Berg- und Hüttenbaue, S. 505—510, ist ganz neu: das Beträchtlichste aber, was dem ganzen Buche einen Vorzug vor vielen ähnlichen giebt, ist eine neue Beylage von Kupfern zur Naturgeschichte, welche ganz erträgliche Abbildungen der

vornehmsten vierfüßigen Thiere, Vögel und Insecten vorstellen. Verbesserungen dessen, was wir in der ersten Ausgabe getadelt haben, sind von uns vergeblich gesuchet worden. Noch immer viel falsches in den Erklärungen, durchaus viel unbestimmtes, durchaus die alte unpädagogische, ganz unsokratische Fragmethode. Der Verf. erwähnt in seiner zwoten Vorrede den Tadel allgemein, den er bey der ersten Ausgabe erfahren habe, versichert auch, daß er verschiedenes verbessert habe. Ob ihm unsere Recension nicht zu Gesichte gekommen sey, oder ob er sie nicht würdig gefunden habe, sein Buch darnach zu ändern, können wir nicht entscheiden. Wir haben das Ganze, und auch das Einzelne, das uns bey der ersten Ausgabe tadelnswerth geschienen, hier unverändert angetroffen.

Das Buch behält indessen doch seinen Werth, wenn ein verständiger Vater oder Pädagoge dem Kinde dabey zu Hülfe kommt. Wir auf unserer Seite, würden es, obgleich nicht so sehr des Textes wegen, doch um der Kupfer willen, welche die mythologischen Götter, die Wappen, und die vornehmsten Thiere ziemlich richtig abbilden, für unsere Kinder kaufen. Für einen Thaler lassen sich diese nicht so gut anschaffen.

M.

Chronologisches Spiel zum Gebrauch der Jugend. Entworfen von Heinrich Leopold Wagner. Frankfurt, in Commission bey Eßlinger, 1774.

Dazu kommt noch ein zur Erläuterung des Spiels dienender Brief an Herrn Hofrath Pfeffel in Colmar, auf einem halben Bogen. Das Spiel selbst ist so eingerichtet, wie das sogenannte Affenspiel, und ist in der That eine sehr nützliche Erfindung, um das beträchtlichste aus der Chronologie der Jugend beyzubringen.

G.

---

14. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

Briefe an eine Freundin über einige Gegenstände der natürlichen Ordnung der Politik. Wien, bey Trattner, 1775. 66 S. 8.

Aus dem ersten dieser Briefe ersehen wir, daß sie den allgemeinen Anmerkungen entgegen gesetzet sind, welche ein dem jetzigen Recens. gänzlich unbekannter Rec. in dem zweyten Stücke des 21sten Bandes dieser Bibliothek seiner Beurtheilung der Schlettweinschen natürlichen Ordnung in der Politik am Ende beygefüget hat. Im zweyten Briefe hält sich der Verf. bey dem Umstande auf, ob das System der natürlichen Ordnung bereits vor Erscheinung des zweyten Theiles des Schlettweinischen Werkes von einem andern deutschen Schriftsteller, der vermuthlich Hr. Iselin seyn wird, ungefähr auf die gleiche Weise dargestellt worden, und leugnet, daß dies auf eine völlig gleiche Art geschehen sey.

Der dritte Brief bezieht sich auf die Anmerkung des Recensenten: es folge nicht unmittelbar aus der ursprünglichen Gleichheit der Rechte, „daß es eine vergebliche und „schädliche Sache sey, sich der Freyheit im Handel und in allen Nahrungsgeschäfften zu begeben, oder dem Gesetzgeber „zu überlassen, dieselbe einzuschränken, und daß dieser, wenn „er sich einer solchen Freyheit anmaaße, Unrecht thue: es sey „demnach, wenn kein Sprung in dem Schlettweinschen „Systeme seyn soll, nöthig gewesen, dieses vor allen Dingen „zu beweisen; und könne der Beweis hievon in den mehresten Fällen auf den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit gebracht werden, wie denn das, was Hr. Schlettwein §. 6, „7, 8, 9, u. f. gesagt, dazu mehr als hinreichend sey.“ —

Der Verf. der Briefe will nun von einem solchen Sprunge nichts wissen, und meynt, daß, da Hr. Schlettwein bewiesen, daß die Gleichheit der Rechte eine wesentliche Bestimmung sey, auch die unnatürliche Abänderung derselben in allen ihren Folgen nothwendig nachtheilig seyn müsse. —

Dies hat nun der Rec. wohl nicht verkannt; allein seine eigentliche Meynung, wenn wir uns die Auslegung derselben anmaßen dürfen, geht nur dahin, daß erst untersucht werden müsse, ob in dem Falle, da es nicht möglich seyn sollte, die Gleichheit der Rechte in voller Maße und unmittelbar durch eigene Macht beyzubehalten, und gegen die Beeinträchtigung anderer zu handhaben, es nicht nöthig, möglich und besser sey, sich solcher gewissermaßen zu begeben, um dagegen mittelbarer Weise alle davon abhängenden Vortheile zu erhalten, oder doch, wenn es nicht anders seyn könnte, den größten Theil derselben in Sicherheit zu bringen. — Die Entscheidung

dung dieser Frage, welche den wahren Streitpunkt enthält, ist keinesweges eine unmittelbare Folge von der wesentlichen Gleichheit der Rechte. Darin hat also der Recens. offenbar Recht; und da dies seine Hauptsache ist, so wollen wir nur die in den folgenden Briefen vorkommende Beantwortung der übrigen Fragen, die er blos als mögliche hinzugesetzt hat, mit wenigem berühren.

Der vierte Brief betrifft die Frage: „Kann nicht jeder einzelne Mensch sich in einem oder mehrern Stücken seines natürlichen Rechtes gegen jeden andern Menschen begeben, mit dem Bedinge, daß auch dieser gegen ihn ein gleiches thue?“ Sie wird von dem Verf. verneint; weil die Gleichheit der Rechte einmal in dem Wesen des Menschen gegründet ist, und die Gegenstände eines solchen Vertrags weder der Disposition der contrahirenden unterworfen sind, noch von ihnen nach ihrem Werthe geschätzet werden können; und also die rechtlichen Erfordernisse eines gültigen Vertrages überhaupt, und eines beschwerlichen insonderheit fehlen würden. —

Wir erinnern nur mit Beyseitsetzung alles übrigen, was sich sonst hingegen noch sagen ließe, daß der Unterschied des innern und äußern Rechtes mehr in Betracht gezogen und vornämlich dasjenige bestimmt werden müsse, was von dem Rechte, dessen man sich begiebt, eigentlich weggegeben werden soll und kann.

Der fünfte Brief erörtert die Frage: „Ob eine solche Begebung der natürlichen Rechte auch von vielen geschehen könne?“ Dies wird theils aus den vorhergehenden Gründen; theils aber und besser, aus dem mit der allgemeinen Freyheit verbundenen gleichem Verhältnisse der Käufer und Verkäufer, wodurch beyde gegen die mit der Einschränkung nothwendig verbundene Bedrückung gesichert werden, bestritten.

Im sechsten Briefe leugnet der V. „daß sich die Menschen bey dem Eintritte in die bürgerliche Gesellschaft ihrer natürlichen Rechte ausdrücklich begeben haben;“ weil es nicht erwiesen, daß eine solche verkehrte Absicht der Grund der bürgerlichen Gesellschaft gewesen seyn sollte; dergleichen Schutzvergleiche nicht vorhanden, und, wenn sie es wären, doch den Nachkommen nicht verbindlich seyn könnten, da diese ihre Rechte von der Natur, und nicht von ihren Vorfahren erhalten haben.

Der siebente Brief verwirft den Satz, „daß die Begebung der natürlichen Rechte täglich durch das Verbleiben

„in der bürgerlichen Gesellschaft stillschweigend geschehe;“ weil dies nothwendig und nicht freywillig ist; da die Veränderung des Wohnsitzes bey jetzigen Zeiten durch tausend Hindernisse unmöglich gemacht wird. —

In dem achten Briefe wird den Bürgern das Recht abgesprochen, „dem Gesetzgeber aufzutragen, oder zu überlassen, die Bedingungen zu bestimmen, unter welchen jeder „einen Theil seiner Freyheit und seines Eigenthums dem Staate darreichen soll, um den übrigen desto freyer und sicherer „zu genießen.“

Der Verf. gründet seine Behauptung darauf, daß die Bestimmungen des Gesetzgebers, wenn sie der Verfassung eines jeden Bürgers vollkommen angemessen, unnöthig sind, weil sie den Bürger nur zu demjenigen anweisen, was er bey völliger Freyheit von selbst thun würde; wenn sie aber solches nicht wären, welches wegen der unendlich großen dazu erforderlichen Kenntniß das wahrscheinlichste ist, nothwendig die verderblichsten Folgen nach sich ziehen müßten. —

Der neunte und zehnte Brief betreffen eine andere Hauptanmerkung des Recens. in Ansehung der Fruchtsperre.

Hr. Schlettwein hatte behauptet, es sey unmöglich, daß ein Staat eine Fruchtsperre anlege, ohne einem oder dem andern seiner Bürger Unrecht zu thun, und sich selbst grössere Uebel zuziehe; und folglich können auch Fruchtsperren nicht natürlichen Rechtens seyn. Der Rec. hingegen meynt, daß Fruchtsperren ohne alle diese Folgen möglich sind, und ein benachbarter Staat sich eben so wenig darüber beschweren könne, als sich mein Nachbar über Unrecht beklagen kann, wenn ich alles Getraides, so ich baue, benöthiget, solches zum Gebrauche meiner Hausgenossen aufhebe.

Hier, sagt nun der Verf. habe der Recens. das Gegentheil ohne Beweis angenommen, und so sey auch die Vergleichung, deren er sich bedienet, unrichtig; weil unter andern in dem Falle, wovon die Rede ist, die Sperrung von der Obrigkeit, der die Früchte nicht gehören, geschieht, die in dem andern Falle hingegen von dem Eigenthümer selbst vorgenommen wird.

Im zehnten Briefe wird insonderheit gezeigt, daß, obgleich Hr. Schlettwein die Fruchtsperre im Nothfalle zugelassen, es dennoch seine wahre Meynung wäre, daß solche durchaus unerlaubt sey; weil sich der wahre Nothfall schwerlich jemals eräugen, noch der Staat wissen könne, wenn derselbe vorhanden ist.

Der eilfte und zwölfte Brief haben die Erinnerungen zum Gegenstande, die der Recens. über die den Luxus betreffenden Grundsätze des Hrn. Schlettweins gemacht hat.

Der Recensent glaubte, daß der Schlettweinische Begriff vom Luxus zu ausgedehnt sey; und nahm daher den Iselinischen als genauer an. Der Verf. behauptet gerade das Gegentheil, und sucht dies in einigen Beyspielen zu zeigen, die uns nicht völlig zu passen scheinen, weil dabey nicht auf das Relative gesehen worden, das bey der Bestimmung des Luxus unsers Erachtens nicht außer Acht gelassen werden muß.

Hr. Schlettwein behauptet ferner, daß ein solcher Verbrauch der edlen Metalle, wodurch solche aus dem Umlaufe gesetzt werden, nothwendig schädlicher Luxus sey. Der Rec. ist der entgegengesetzten Meynung, weil es Fälle giebt, wo die Verminderung des Zahlen-Reichthums eher ein Gut, als Uebel ist. — Dagegen werden nun von dem Verf. viele Gründe beygebracht; worüber sich aber wegen der Verschiedenheit der Begriffe beyder Theile vom Luxus in der Kürze nichts bemerken läßt.

Der dreyzehnte und vierzehnte Brief beschäftigen sich mit der Eintheilung der Menschen in Hervorbringer und Verbraucher, die dem Recensenten wahrscheinlich aus dem Grunde unschicklich schien, weil derselbe Mensch in dem einen Betrachte zu der ersten, und in einem andern zur letztern Classe gehören kann; wogegen der Verf. mit Recht erinnert, daß die Eintheilung keinen Unterschied der Menschen selbst, sondern nur die Verschiedenheit ihrer Verhältnisse festsetzen soll.

Der funfzehnte und letzte Brief endlich hat es mit der Ausnahme zu thun, die der Rec. von dem allgemeinen Grundsatze der Oeconomisten macht, daß die Territorialanlage die einzig schicklichste sey. Er behauptet nämlich, daß in solchen Staaten, die bey einem verhältnißmäßig kleinen Gebiete durch Hülfe eines ansehnlichen Zwischenhandels mit fremden Waaren eine weit größere Menge Menschen nähren, als mit den Früchten ihres eignen Bodens geschehen kann, auch der reine Gewinnst der Handlung eben so gut, als der reine Ertrag der Erde beleget werden müsse. —

Wir übergehen hierbey dasjenige, was der Verf. gegen die Möglichkeit des vom Rec. angenommenen Falles, und seine dabey angebrachte Rechnung nicht ohne Grund und Einsicht erinnert hat, und merken nur an, daß der Verf. zwar die Belegung des reinen Gewinnstes der Handlung in dem

vorausgesetzten Falle zugebe, weil der Landmann dadurch nicht nothwendig außer Stand gesetzt werde, seine Produkte vortheilhaft auszubringen; aber dagegen behaupte, daß ein solcher Staat, der aus seinem eignen Gebiete nicht so viel zieht, als zu seinem Unterhalte gehöret, nicht mit Sicherheit auf eine lange Dauer rechnen könne; wie sich solches in dem Vorfalle der Hansestädte deutlich genug gezeiget habe. —

Dies ist in der Kürze der Inhalt der angezeigten Briefe, die in einem fließenden Style, und muntern Tone, mit vieler Einsicht und starkem Gefühle für das gemeine Beste der menschlichen Gesellschaft geschrieben sind. Wir müssen aber auch nach angestellter Vergleichung gestehen, daß der Rec. der **Schlettweinischen** Schrift diejenige Unpartheylichkeit, und Vorsicht im Prüfen bewiesen habe, die den Kenner und Mann vom Beruf von dem zudringlichen Beurtheilen unterscheidet. Der Verf. der Briefe hätte also wohl den kleinen Unwillen unterdrücken können, den er hie und da ohne Grund merken läßt.

Nz.

Geschichte der Handlung und Schifffahrt der Alten. Aus dem Französischen übersetzt. Wien, bey Kurzböck. 1775. 254 Seiten, ohne ½ Bogen Vorbericht und Inhalt. 8.

Recensent, der keine Uebersetzung der Histoire du commerce et de la navigation des anciens vom Bischof zu Avranches, **Pierre Daniel Huet**, kennt — und das ist das Original dieser Uebersetzung — nennet sie neu. — Der Werth der Urkunde ist längst bestimmt: der Werth der Uebersetzung wird es seyn, wenn man einen Bogen davon gelesen hat. Sie ist schleppend, französirend, so von der Faust weggemacht, von einem Manne, der wahrlich seinen Adel dadurch schändet: er nennt sich nur mit dem Anfangsbuchstaben G. H. v. M. Aus Mitleiden mit dem Leser verschone ich ihn mit Proben. Druck und Papier sind äußerst vernachlässigt und schlecht: und wenn Hr. **Kurzböck** Verlag oder Druck nicht um Gotteswillen übernommen hat, verdient er besonders, wenn er seine illyrischen und orientalischen Bücher nicht besser behandelt, den langen Titel nicht, den er seinem Namen sorgfältig anhängt, wie ein Professor den seinigen, wenn er

sich in das Stammbuch des Studenten schreibt, der das Honorarium entrichtet.

Fz.

15. Kriegswissenschaft.

Gedanken über die Anwendung der Richtung der Kriegesvölker, von einem Kaiserl. Königl. Officier. Mit Kupfern. Dresden 1776. 14 Bogen in 4.

Der Verfasser hat Schriften von der Stellungskunst gelesen, hat darüber nachgedacht, und ist dadurch auf geometrische Wahrheiten geführet worden. Er hat die bekannten Regeln, worüber man sich aber doch nicht hat vergleichen können, allgemein zu machen suchen wollen. Deshalb hat er sie in einem System zusammengebracht, und um seiner Sache recht gewiß zu seyn, so hat er seine Aufsätze an Leute von Erfahrung und Einsicht gezeiget, welche ihn ihres Beyfalls gewürdiget haben, und aus diesen Bewegungsgründen hat er seinen Aufsätzen die Gestalt einer Schrift gegeben. Mit dieser guten Vorbereitung haben wir gegenwärtige Gedanken über das Richten der Kriegesvölker durchgelesen, und geglaubet, daß es die Absicht des V. sey, auch andern Militairs dadurch nützlich zu werden, daher uns der Schluß dieses Werkes etwas befremdet hat, weil der V. daselbst saget, er habe nur für sich geschrieben, und bittet deshalb den Leser, ihn nicht tadelnd zu betrachten. Etwas für sich zu schreiben und durch den Druck mit Vorsatz in die Welt zu schicken, reimet sich nicht allzuwohl; da aber nun einmal dieses Werk allgemein gemacht worden ist, so kann auch jeder Leser darüber urtheilen. Wie aber will der V. beurtheilet seyn? Er bittet nicht zu tadeln, und um Nachsicht, weil er sonst die Lust zum Nachdenken verlieren würde. Da nun dieses gerade diejenige Sache ist, welche wir ihm bestens empfehlen wollen, so hoffen wir, daß der V. mit unserm Urtheil zufrieden seyn wird.

Die Materien, welche in dieser Schrift abgehandelt werden, sind in 55 Artikel abgetheilet. Da wir in der Ordnung der Materien und in der Wahl derselben nichts Neues vor andern

dern Schriften von dieser Art angetroffen haben, so wollen wir nur für diejenigen Leser, welche diese Schrift noch nicht kennen, einige Stellen zur Probe hersetzen, und weil sie dem V. selbst zugehören, so wird man desto richtiger von seinen Kenntnissen in der Stellungskunst urtheilen können.

Da, wie bekannt, bey dem Dublirschritt die Geschwindigkeit nur verdoppelt wird, die Grösse aber einerley bleibet: so will hingegen der V., daß die Geschwindigkeit einerley bleiben, oder doch nicht sehr soll vermehret werden, da hingegen soll man an der Grösse des Schrittes zugeben. Die Grösse des ordinairen Schrittes bestimmet er 5 auf die Ruthe. Dem grössesten, welchen er den Dublirschritt nennet, giebt er 36 bis 40 Zoll, und glaubet, das *Elan*, welches sich der Soldat bey diesem Schritt geben müsse, entkräfte ihn nicht so sehr als der Dublirschritt, den er aber zwo Minuten ohne den Athem zu verlieren nicht aushalten könne. Freylich müßte ein solcher Schritt, der den Soldaten in so kurzer Zeit entkräftet, gänzlich aus dem Exerciren verbannet werden. Nach den Gesetzen der Bewegung hat der V. zwar diesen Satz nicht untersuchet, aber er versichert, er sey ganz richtig. —

Vom Tact bey dem Marschiren hält der V. sehr viel, so wie mehrere militairische Schriftsteller. Er stellet zum Tactschlagen einen besondern Trommelschläger an, und glaubet, daß der Stampfschritt, den man sonst zum bequemen Marschiren der Soldaten gern vermeidet, eine zur Beobachtung des Tactes im Marschiren sehr nöthige Sache sey.

Was er überhaupt vom Richten saget, läufet darauf hinaus, daß hauptsächlich die auf den Flügeln der Züge stehende Officier und Unterofficier die Richtung beobachten müssen, und daß man zur Richtung in der Directionslinie sowohl auf der Stelle als im Marschiren mehr als einen Punkt annehmen müsse.

Die Fahnen der Bataillons setzet der V. einige Schritte vor die Mitte heraus (p. 82), stellet aber so viel Glieder hinter dieselben, daß sie dadurch am Bataillon anschliessen, und mit dem ersten Gliede desselben zusammenhängen, welches zur Erleichterung der Richtung von der ganzen Linie wohl etwas beytragen könnte — (p. 90) schläget der V. eine besondere Art vor, wornach eine Linie marschiren soll, und wodurch denen Mängeln, welche man gewöhnlich bey dem Marschiren einer vollen Linie antrifft, soll abgeholfen werden. Die Bataillons treten nicht zugleich an. Das Bataillon, welches die Mitte

hat, tritt zuerst an. Wenn dieses 5 bis 8 Schritt marschiret hat, so treten die nähesten Bataillons auf beyden Flügeln dieses mittelsten an, und so folgen diesen die übrigen des rechten und linken Flügels, so daß ein Flügel jederzeit 5 bis 8 Schritt von dem ihm zu nächst stehenden Bataillon rückwärts entfernet bleibet, daß also die beyden Flügel der ganzen Linie en echellon marschiren. Hierdurch verspricht sich der V. folgende Vorzüge vor der gewöhnlichen Art, nach welcher eine volle Linie marschiret. 1) Weil die Bataillons einzeln sind, so können sie sich leichter bewegen. 2) Der Schritt bleibet frey und ungehindert. 3) Daß die Fehler eines Bataillons auf den andern keinen Einfluß haben. 4) Daß die Intervallen vor die Artillerie leichter zu halten sind. 5) Daß die Richtung der Linie nach der Direction des mittelsten Bataillons leichter sey. Der V. saget uns nicht, wie es abzuhelfen sey, wenn ein Bataillon in dieser Marschordnung eine falsche Richtung, das ist eine Richtung, die nicht parallel mit der Richtung des vordersten Bataillons ist, annehmen sollte, welches doch auf einem unebenen Boden sehr leicht möglich ist. Ob auch militairische Leser ihm glauben werden, daß eine falsche Richtung eines vordersten Bataillons, in dieser Marschordnung nicht auf die hintersten einen Einfluß haben solle, daran zweifeln wir sehr. Pag. 97 setzet der V. die Regeln feste, nach welchen ein Bataillon eingetheilet werden solle. 1) Soll der Zug die möglichste Breite haben. 2) Das Bataillon soll so wenig als möglich zerstücket werden. 3) Die Züge sollen unter sich gleich seyn. 4) Im mittelsten Zuge sollen die ausgesuchtesten Soldaten stehen, weil sich das Bataillon nach demselben richten muß. Officiers will der V. weniger als gewöhnlich bey einem Bataillon setzen, alle Subalternen sollen abgeschaffet werden, dafür sollen 4 Oberserganten bey jedem Bataillon angestellet werden, diese soll der Landesherr gut bezahlen, sie sollen aber nicht avanciren, sie müssen den Soldaten exerciren, und mit selbigem leben, nach seiner Wirthschaft sehen, und mit ihm an einem Tisch essen. Ueberdem müssen vier junge Edelleute par Bataillon angenommen werden. Diese müssen mit im Bataillon eintreten, den kleinen Dienst gut verstehen, und sich auch in den höhern Theilen der Kriegeskunst geschickt machen; durch diese muß man die abgehende Stellen der Hauptleute ersetzen. — In Beschreibung der Manöuvers, welche in diesen Bogen enthalten sind, als das Deployiren, zugweis durch das zweyte Treffen ziehen, und dergleichen, haben wir nichts Neues gefunden. —

Da

Da ein guter Rath nicht eben für einen Tadel zu halten ist, so wollen wir dem V. ohnmaßgeblich rathen, wenn er ins künftige etwas für sich oder für andere sollte drucken lassen, sich nicht dergleichen Kunstwörter zu bedienen, welche noch nicht das Bürgerrecht in der Stellungskunst erhalten haben, als: Rotten abschlagen, pivotirender Flügel, gestürzte Züge, austreten anstatt antreten, u. dgl. Auch wird seine Schreibart deutlicher werden, wenn es ihm gefällt, die langen mit vielen Parenthesen und Participiis durchflochtenen Perioden abzukürzen. Wir haben auch mit Vergnügen gesehen, daß der V. die Anwendung der Geometrie zur Stellungskunst für sehr nützlich hält. Wir rathen ihm dieses bey seinen künftigen tactischen Arbeiten recht zu beherzigen. In seiner gegenwärtigen Schrift hat er keinen besondern Gebrauch davon gemacht, ob ihm gleich in mancher Stelle, als p. 46 bey der successiven Schwenkung und bey Formirung seiner Manöver, die geometrische Ausführung vortrefflich würde zu statten gekommen seyn. Im übrigen enthalten wir uns alles Urtheils über dieses Werk, da der V. selbst bey dem Schluß ein so richtiges darüber fället, „daß seit einiger Zeit die meisten dieser Sachen besser sind gesaget worden.“

Ab.

Versuch über die sittlichen Eigenschaften und Pflichten des Soldatenstandes, für junge Leute von Stande und Erziehung, die sich den Waffen gewidmet haben, von Carl Gottfried Wolff. Leipzig bey Hilscher 1776. 8. 1 Alphabet 7 Bogen.

Herr Wolff saget in diesem Versuch sowohl alten als jungen Militairs manche heilsame Wahrheit. Der V. selbst ist nicht, wie er in dem Vorbericht saget, in Kriegesdiensten: seine schwächlichen Gesundheitsumstände haben ihm diesen Stand zu erwählen nicht erlaubet, obgleich derselbe seine Lieblingsneigung ist. Um diese Neigung also doch einigermaßen zu befriedigen und dem Kriegesstand nützlich zu werden, so hat er den Soldaten von der moralischen Seite betrachtet, und die sittlichen Eigenschaften und Pflichten, welche diesem Stande angemessen sind, im gegenwärtigen Versuch zusammengetragen. Diese Absicht ist ganz gut, und in dem ganzen Werke zeiget sich

hat, tritt zuerst an. Wenn dieses 5 bis 8 Schritt marschiret hat, so treten die nähesten Bataillons auf beyden Flügeln dieses mittelsten an, und so folgen diesen die übrigen des rechten und linken Flügels, so daß ein Flügel jederzeit 5 bis 8 Schritt von dem ihm zu nächst stehenden Bataillon rückwärts entfernet bleibet, daß also die beyden Flügel der ganzen Linie en echellon marschiren. Hierdurch verspricht sich der V. folgende Vorzüge vor der gewöhnlichen Art, nach welcher eine volle Linie marschiret. 1) Weil die Bataillons einzeln sind, so können sie sich leichter bewegen. 2) Der Schritt bleibet frey und ungehindert. 3) Daß die Fehler eines Bataillons auf den andern keinen Einfluß haben. 4) Daß die Intervallen vor die Artillerie leichter zu halten sind. 5) Daß die Richtung der Linie nach der Direction des mittelsten Bataillons leichter sey. Der V. saget uns nicht, wie es abzuhelfen sey, wenn ein Bataillon in dieser Marschordnung eine falsche Richtung, das ist eine Richtung, die nicht parallel mit der Richtung des vordersten Bataillons ist, annehmen sollte, welches doch auf einem unebenen Boden sehr leicht möglich ist. Ob auch militairische Leser ihm glauben werden, daß eine falsche Richtung eines vordersten Bataillons, in dieser Marschordnung nicht auf die hintersten einen Einfluß haben solle, daran zweifeln wir sehr. Pag. 97 setzet der V. die Regeln feste, nach welchen ein Bataillon eingetheilet werden solle. 1) Soll der Zug die möglichste Breite haben. 2) Das Bataillon soll so wenig als möglich zerstücket werden. 3) Die Züge sollen unter sich gleich seyn. 4) Im mittelsten Zuge sollen die ausgesuchtesten Soldaten stehen, weil sich das Bataillon nach demselben richten muß. Officiers will der V. weniger als gewöhnlich bey einem Bataillon setzen, alle Subalternen sollen abgeschaffet werden, dafür sollen 4 Obersergeanten bey jedem Bataillon angestellet werden, diese soll der Landesherr gut bezahlen, sie sollen aber nicht avanciren, sie müssen den Soldaten exerciren, und mit selbigem leben, nach seiner Wirthschaft sehen, und mit ihm an einem Tisch essen. Ueberdem müssen vier junge Edelleute par Bataillon angenommen werden. Diese müssen mit im Bataillon eintreten, den kleinen Dienst gut verstehen, und sich auch in den höhern Theilen der Kriegeskunst geschickt machen; durch diese muß man die abgehende Stellen der Hauptleute ersetzen. — In Beschreibung der Manöuvers, welche in diesen Bogen enthalten sind, als das Deployiren, zügeweis durch das zweyte Treffen ziehen, und dergleichen, haben wir nichts Neues gefunden. —

Da

Da ein guter Rath nicht eben für einen Tadel zu halten ist, so wollen wir dem V. ohnmaßgeblich rathen, wenn er ins künftige etwas für sich oder für andere sollte drucken lassen, sich nicht dergleichen Kunstwörter zu bedienen, welche noch nicht das Bürgerrecht in der Stellungskunst erhalten haben, als: Rotten abschlagen, pivotirender Flügel, gestürzte Züge, austreten anstatt antreten, u. dgl. Auch wird seine Schreibart deutlicher werden, wenn es ihm gefällt, die langen mit vielen Parenthesen und Participiis durchflochtenen Perioden abzukürzen. Wir haben auch mit Vergnügen gesehen, daß der V. die Anwendung der Geometrie zur Stellungskunst für sehr nützlich hält. Wir rathen ihm dieses bey seinen künftigen tactischen Arbeiten recht zu beherzigen. In seiner gegenwärtigen Schrift hat er keinen besondern Gebrauch davon gemacht, ob ihm gleich in mancher Stelle, als p. 46 bey der successiven Schwenkung und bey Formirung seiner Manöver, die geometrische Ausführung vortrefflich würde zu statten gekommen seyn. Im übrigen enthalten wir uns alles Urtheils über dieses Werk, da der V. selbst bey dem Schluß ein so richtiges darüber fället, „daß seit einiger Zeit die meisten dieser Sachen besser sind gesagt worden."

Ab.

Versuch über die sittlichen Eigenschaften und Pflichten des Soldatenstandes, für junge Leute von Stande und Erziehung, die sich den Waffen gewidmet haben, von Carl Gottfried Wolff. Leipzig bey Hilscher 1776. 8. 1 Alphabet 7 Bogen.

Herr Wolff saget in diesem Versuch sowohl alten als jungen Militairs manche heilsame Wahrheit. Der V. selbst ist nicht, wie er in dem Vorbericht saget, in Kriegesdiensten: seine schwächlichen Gesundheitsumstände haben ihm diesen Stand zu erwählen nicht erlaubet, obgleich derselbe seine Lieblingsneigung ist. Um diese Neigung also doch einigermaßen zu befriedigen und dem Kriegesstand nützlich zu werden, so hat er den Soldaten von der moralischen Seite betrachtet, und die sittlichen Eigenschaften und Pflichten, welche diesem Stande angemessen sind, im gegenwärtigen Versuch zusammengetragen. Diese Absicht ist ganz gut, und in dem ganzen Werke zeiget

sich

sich der patriotische und gutherzige Charakter des V. Und wir zweifeln auch nicht, daß dieser Versuch des Hrn. Wolff von manchen gutdenkenden Militairpersonen mit Erbauung werde gelesen werden. Freylich wäre es ein großer Vortheil, wenn der V. selbst gedienet hätte; er würde noch manche Grundursache entdecket haben, welche die Neigungen und den sittlichen Charakter der Officiers bestimmen; er würde dadurch viele Wahrheiten jungen Officieren, für die er eigentlich schreibet, von einer interessantern Seite haben vortragen können. Besonders, dünket uns, müssen Regeln, welche man jungen Leuten von Stande und Erziehung zur Ausbildung ihres sittlichen Charakters giebet, jederzeit der Probe einer vernünftigen Untersuchung unterworfen seyn. In dieser Rücksicht aber scheinet uns das Mittel, welches der V. (p. 61) zur Erlangung der Vaterlandsliebe vorschläget, nicht das kräftigste zu seyn: warum „soll man sich einbilden, das Land, worinn man lebet, sey das beste — das Glück, was wir darinn genießen, mag wahr oder eingebildet seyn.“ Wenn man Orthodox genug ist, seine Vernunft gefangen zu nehmen, so kann dieses Mittel gute Wirkung thun. Wenn wir aber keine andere Gründe haben, unser Vaterland zu lieben, so würde durch eine vernünftige Prüfung unsers Zustandes die Vaterlandsliebe sehr kalt werden, und uns unglückliche Zweifel verursachen. Wenn man Sittenlehren für junge Officiers von Stande und Erziehung schreiben will, so muß man in den Lehren und Beyspielen solche Auswahl treffen, daß dadurch die Ehre und die vernünftige Ehrbegierde auch in der weitesten Entfernung nicht beleidiget werden. Daher dünket uns, daß das Beyspiel, worinn der V. die Vaterlandsliebe seiner Landesleute (p. 68) rühmet, diesem Zweck nicht angemessen sey; denn was soll ein junger ehrbegieriger Officier für eine Lehre daraus ziehen, daß „die Sachsen, welche im vorigen Kriege gefangen genommen und unter das feindliche Heer zerstreuet wurden, bald darauf aus Liebe zum Vaterlande ausrissen, und wider die Bundesgenossen der Feinde stritten?“ Gewiß wird die Lehre, welche in diesem Beyspiel enthalten ist, für die Ehre nicht vortheilhaft seyn. Vielleicht aber will der V. demjenigen, was er hier lehret, dadurch Schranken setzen, wenn er saget (p. 235): „Es „verstehet sich, daß der Feind die Bedingungen, unter denen „wir in seine Gewalt gekommen sind, gleichfalls halten muß, „thut er es nicht, so wird unsere Verbindlichkeit — aufgehoben.“ Auch hierinn ist viel Anstößiges. Denn wenn der Feind

Feind unsern Kriegesgefangenen nicht die versprochenen Bedingungen hält, so wird seinen Kriegesgefangenen auf eben die Art von dem gegenseitigen Theil begegnet werden; welches dem Uebel gewiß nachdrücklicher abhelfen wird, als wenn Officiers, welche in die Kriegesgefangenschaft gerathen, sich von ihrer Verbindlichkeit los machen wollten, welches ohnmöglich auf eine andere Art, als daß die Ehre dabey auf dem Spiel stünde, geschehen könnte; und alle dergleichen Regeln, bey denen dieses zu befürchten ist, müssen gänzlich aus der Soldatenmoral verbannet werden. Besonders finden wir auch, daß der Verf. in seinen Erklärungen nicht bestimmt genug ist, öfters sie auch ganz wider die Bedeutung der Sache selbst nimmt. So saget er p. 87: Die Ehre ist die innere Ueberzeugung von unsern Verdiensten, und ein Bewußtseyn der redlich vollbrachten Pflicht. — Diesen Begriff giebet uns die Moral nicht von der Ehre, sondern von dem richtigen Gewissen (conscientia recta); im Gegentheil ist die Ehre das Urtheil anderer über unsere Vollkommenheiten. Eben so, wie p. 106, machet der V. seinen Lehrlingen ganz unrecht einen übeln Begriff von der Kühnheit. Die Kühnheit an sich betrachtet, saget er, hat nichts Verdienstliches; da doch kühn nach dem allgemeinen Sprachgebrauch gemeiniglich im guten Verstande genommen wird, nämlich wenn ein Mensch aus Ueberlegung und Einsicht die Gefahr nicht scheuet, weil er siehet, daß es am besten ist, ihr entgegen zu gehen. Findet sich dieses nicht bey der Kühnheit, so wird das Betragen eines solchen Menschen Toll- oder Dummkühnheit genannt, und was der V. der Kühnheit zuschreibet (p. 107), kommt eigentlich der Verwegenheit zu. Wenn man dergleichen Erklärungen voranschicket, so können auch die Folgerungen nicht sehr richtig seyn. Wie z. B. p. 112 hält der V. Muth und Herzhaftigkeit für einerley, welche doch, wie bekannt, sehr verschieden sind. Daraus folgert er nun, daß Muth nur das Eigenthum der Feldherren sey. Wenn er den Muth so wie alle Sprachverständige erkläret hätte, durch eine Freudigkeit und Munterkeit in den Handlungen, so wäre leicht einzusehen gewesen, daß der Muth nicht allein das Eigenthum der Feldherren, sondern daß er allen Classen des Soldatenstandes eigen sey. Dergleichen Stellen haben wir mehrere gefunden. Diesen Versuch einer Soldatenmoral hat der V. in folgende 32 Hauptstücke abgetheilet, und sie zu mehrerer Ermunterung des Lesers mit Anfangs- und Schlußreimen begleitet. Das

erste Hauptstück handelt von den Pflichten bey Erwählung des Soldatenstandes, 2) von der Vorbereitung zum Soldatenstande, 3) von den Pflichten gegen Gott und von dem Einflusse der Religion auf den Soldatenstand, 4) von den Pflichten gegen das Vaterland, 5) von der Ehre und Ruhmbegierde, 6) von der Kühnheit, Unerschrockenheit und dem Muthe, 7) von der Tapferkeit, 8) vom Zweykampf, 9) von Verachtung der Schmerzen und des Todes, 10) von der Ordnung, 11) vom Diensteifer, 12) von der Gegenwart des Geistes, 13) von der Klugheit und Vorsichtigkeit, 14) von der Standhaftigkeit, 15) von der Großmuth und Menschenliebe, 16) von der Uneigennützigkeit, 17) von der Verschwiegenheit, 18) von der Aufrichtigkeit und Redlichkeit, 19) von der Bescheidenheit, 20) von der Mäßigkeit, 21) von der Arbeitsamkeit, 22) von den Pflichten der Untergebenen gegen die Vorgesetzten, 23) von den Pflichten der Vorgesetzten gegen einander, 24) von den Pflichten der Vorgesetzten gegen die Untergebenen, 25) von den Pflichten gegen andere Stände, 26) von den Pflichten gegen die Feinde, 27) von den Pflichten in Absicht auf die Gesundheit, 28) vom äußerlichen Betragen, 29) von dem Vergnügen, 30) vom Ehestande eines Soldaten, 31) von der Erziehung der Kinder eines Soldaten, 32) von der Freundschaft.

O.

---

16. Haushaltungswissenschaft.

Vom Surrogat der Hand- und Spanndienste. Zwo Abhandlungen, denen die Hochfürstlich-Hessencasselische Gesellschaft des Ackerbaus und der Künste am 5ten März 1775. den Preis zuerkannt hat. Nebst einer Vorrede von dem Ursprunge und der Einrichtung dieser Gesellschaft, herausgegeben von D. Justus Friedrich Runde. — Cassel, im Verlage des Waysenhauses. 1775. 152 S. in 8.

Die

Die für die Landesöconomie so wichtige Frage: Ob und auf was Art die Frohndienste in einem Lande abzuschaffen seyen? hat unsere Buchläden mit einer Menge ökonomischer Schriften bereichert. Die beyden angezeigten Preisschriften verdienen indessen wegen der gründlichen, deutlichen und zweckmäßigen Erörterung dieser Frage allerdings vorzüglich angepriesen zu werden. Der Verf. der ersten, Hr. Pauli, ein Prediger im Hessischen, der sich noch durch Genauigkeit im Berechnen und praktischer Kenntniß der Oeconomie auszeichnet, hat die Materie in neun Fragen oder Abschnitten abgehandelt.

Der erste handelt von den verschiedenen Dienstgattungen im Hessischen. In dem zweyten wird der Einfluß jeder Dienstart auf den öffentlichen Haushalt gezeigt, und bewiesen, daß sie insgesammt dem gemeinen Haushalt schädlich seyn: denn 1) wird der Acker nicht so oft gepflügt und geeggt, als es seine Beschaffenheit und die Saat, wozu er soll bereitet werden, erfordern. Der Verf. sucht dies durch ein Exempel zu beweisen, das zugleich zeigen mag, wie leicht bey dergleichen Berechnungen Fehler begangen werden. Ein Vollmeyer in der Grafschaft Schaumburg muß von dem Frühjahre an bis zu Ende des Novembers, also in acht Monaten oder 240 Tagen 90 Tage mit vier Pferden im Dienste seyn, behält also nur 150 Tage für sich. Hievon gehen noch ab 34 Sonntage, 3 Feyertage, 4 Bettage, und 16 Tage, wo Regenwetter einfällt, behält er also nur 93 Tage zu Bestellung seiner Ländereyen übrig. Nun braucht er 28 Tage zum Dünger- Heu- und Fruchtfahren, und 16 Tage zum Eggen. Bleiben ihm daher nur 48 Tage zum Pflügen. Ein Vollmeyer aber hat 90 bis 100 Morgen Land, und hält acht Pferde darauf. Mit acht Pferden können täglich nur vier Morgen gepflügt werden. Also zu 100 Morgen werden 25 Tage, mithin zu dreymaligem Pflügen 75 Tage erfodert. Fehlen also dem Vollmeyer netto 27 Tage zum höchstnöthigen Pflügen. Recens. würde wirklich mit dem Vollmeyer in Verlegenheit seyn gesetzt worden, wenn ihm nicht die vier andern Pferde glücklicher Weise eingefallen wären, die der Vollmeyer währendem Herrndienst noch im Stalle behält. Mit diesen kann er 90 Tage lang seinen Acker pflügen, welches eben das ist, als hätte er in 45 Tagen acht Pferde. Diese also zu den obigen 48 Tagen gerechnet, bleiben ihm 83 Tage zum Pflügen übrig, also acht Tage mehr als er eigentlich braucht. 2) wird der Acker

nicht

nicht zu rechter Zeit gepflügt, geeggt und gesäet; 3) werden die herrschaftlichen Ländereyen von Dienstpflichtigen schlecht bestellt; 4) entsteht ein Verlust im Dünger, dadurch, daß der Dienstpflichtige ein Zugvieh weniger im Stalle hat; 5) werden schlechte Zinsfrüchte geliefert; 6) Entsteht ein Abgang im Zehnten. Dieses Argument ist wieder auf eine Berechnung gesetzt, die nicht viel richtiger als die erstangegebene ist. Wenn in einem Lande 230,000 Morgen zehntpflichtiger Länderey wären, und durch bessere Cultur von jedem Morgen ½ Bund mehr an Zehnten gezogen würde, so würden im Ganzen 160,000 Bund Gewinnst für den Zehntherrn herauskommen. So weit richtig. Aber nun diese Bundenzahl zu 30000 Thlr. anzuschlagen, und dem Zehntherrn diese Summe als einen Verlust durch die Naturaldienste anzurechnen, findet Rec. aus dem Grunde sehr bedenklich, weil die Erfahrung lehrt, daß die Kornpreise immer fast in einerley Verhältniß mit der Menge und Mangel des Korns fallen und steigen. Hiernach möchte also dem Zehntherrn ein sehr geringer Geldgewinnst anzurechnen seyn, wenn es auch wirklich mit den 160,000 Bund seine Richtigkeit hatte. 7) Entsteht Verschwendung der Zeit und Müßiggang. Die Dienstpflichtigen laden kaum halb so viel, und arbeiten kaum halb so viel als sie könnten; 8) stärkerer Aufwand und Neigung zum Verschwenden; 9) schlechteres Zugvieh; 10) Mangel an Arbeitern.

Der dritte Abschnitt handelt von dem Einfluß der Dienstarten auf den Werth der Güter. Da die Dienste Mitursache der obigen Fehler sind, diese aber den Werth eines Gutes verringern: so folgt von selbst, daß die Dienste den Werth eines Guts verringern. **Vierter Abschnitt.** Einfluß der Dienste auf den Wohl- und Uebelstand der Bauern. Die in dem zweeten Abschnitt angeführten Ursachen zeigen ebenfalls, daß die Dienste für den Dienstpflichtigen schädlich sind. **Fünfter Abschnitt.** Von dem Werth der Dienstarten für den Gutsherrn. Er ist das Geldquantum, wofür dieselbe Arbeit entweder durch eignes oder fremdes Geschirr an Ort und Stelle kann verrichtet werden. Die Dienste werden gegenwärtig im Hessischen über ihren wahren Werth bezahlt. Der Verf. sucht den wahren Werth jeder Dienstart zu berechnen. Die Berechnung konnte nicht anders als local seyn, wenn sie richtig seyn sollte. Sie kann indessen dem Liebhaber zum Muster dienen, in seiner Heymath selbst dergleichen Berechnungen anzustellen. Im sechsten Abschnitte zeigt der Verf., daß die

Dienst-

Dienstpflichtige für das, was dem Gutsherrn der Dienst werth ist, denselben dennoch in Natur nicht leisten können. Der siebente Abschnitt untersucht, ob denn die Dienste gegen ein billiges und sicheres Surrogat abzuschaffen seyn? Die Frage wird bejahend brantwortet. Gutsherr und Dienstpflichtige gewinnen dabey. Der Pächter verliert nichts, und verlör er! — Der achte Abschnitt schlägt das Surrogat vor. Der Verf. hält eine Fruchtabgabe für das schicklichste, weil diese den Bauern am mindesten beschwerlich fällt. Im neunten Abschnitte wird endlich gezeigt, daß die Herrschaft bey diesem Surrogat nichts verliert, der Dienstpflichtige aber gewinnt. Die Herrschaft verliert nichts, weil sie leicht einen Pächter finden wird, der ohne Dienste das Pachtgeld giebt, das nach abgezogenen Surrogat noch übrig bleibt. Muß die Herrschaft die Fuhr- und Handdienste theuer bezahlen, so hat sie auch mehr Nutzen davon. Der Dienstpflichtige gewinnt. Er braucht weniger Knechte, weniger Zugvieh, verschwendet weniger Zeit, kann seine Ländereyen besser bestellen, und wird frey.

Die zwote Abhandlung von dem Rektor Wagner zu Idstein, stimmt in Ansehung des Plans und der Gründe mit der ersten meistens überein. Auch hier werden statt des Naturaldienstes Fruchtabgaben vorgeschlagen. In Ansehung der herrschaftlichen Domänengüter schlägt der V. vor, die großen Pachtungen in kleinere zu verwandeln. Er ist indessen nicht der Meynung, daß dem Pächter der Werth des Surrogats an der Pacht erlassen werden müsse; auch könnten die Domänen in Erbzinsgüter verwandelt werden; einige derselben völlig mit dem Eigenthum zu Bauergütern verkauft, und nach dem Verkauf wie andere Bauergüter mit Contribution und Zehnten belegt werden. (Wo nähme aber alsdenn die Cammer Hypotheken her, wenn sie Geld aufnehmen wollte?) Zur Erleichterung der Frohndienste giebt der Verf. an, die Dienste zu Geld anzuschlagen, und sie von den Unterthanen gegen Abrechnung des Dienstgeldes verrichten zu lassen. Auch könnte die Herrschaft beständig gewisse Spanne auf Kosten der Dienstpflichtigen halten.

Beyde Verf. sind demnach für die Abschaffung der Dienste; bey keinem von beyden aber hat Rec. eine befriedigende Antwort auf die Frage gefunden: Warum denn nun auch die Handdienste sollen abgeschafft werden? Die angeführten Ursachen des Unwerths der Dienste für den Dienstpflichtigen gehen blos auf die Spanndienste. Bekanntlich aber werden die

Handdienste meistens nur von Käthnern und Brinksitzern geleistet. Diese haben wenig oder gar kein Ackerland, daher auch kein eigenes Zugvieh, und können daher die Gründe von besserm Ertrag der Ländereyen, besserm Zugvieh, mehrerem Dünger, auf sie nicht angewandt werden. Ihnen wird die Fruchtabgabe unmöglich, und die Geldabgabe höchst beschwerlich fallen. Und da die meisten davon Tagelöhner sind, der Tagelohn aber auch durch Abschaffung der Dienste, wegen entstehender grösserer Concurrenz fallen muß: so wird ihr Zustand offenbar schlechter seyn. Auch kann sich Rec. der vielleicht bey allen neuen Projekten zu sehr Skeptiker ist, noch nicht ganz über folgende Zweifel hinaussetzen: Gewinnt der Bauer wirklich so viel durch außerordentlich reiche Erndten, da er seine Früchte um einen sehr wohlfeilen Preis verkaufen muß, oft gar nicht los werden kann, und dennoch Contributionen und andere Geldabgaben aufbringen muß? Verliert er nicht offenbar bey Mißjahren, in welchen er den Dienst weit leichter verrichten kann, als Geld oder Früchte aufbringen? Kann man überhaupt von der gegenwärtigen Denkungsart unsrer Bauern erwarten, daß sie die Abschaffung der Dienste zu mehrerm Fleiß und Thätigkeit aufmuntern werde? Rec., der sich lange in einem Lande aufhielte, wo die Bauern theils völlig frey, theils wirklich leibeigen waren, fand nie, daß die erstern thätiger als die letztern waren, vielmehr oft, daß die Ländereyen des Leibeigenen bey allen schweren Hofdiensten besser bestellt waren, als die Kämpe seines freyen Nachbarn. Indessen wird der Erfolg der bereits mit Abschaffung der Dienste hin und wieder gemachten Versuche beweisen, ob diese Zweifel erheblich oder nur eingebildet sind.

Philosophisch-politische Abhandlung von den Naturalfrohndiensten und von deren gemeinnützlichen Verwandlung in andere äquivalente Leistungen, mit gelegentlichen für Deutschland höchstwichtigen Nebenbemerkungen. Frankf. am Mayn 1775. 198 S. 8.

Ein Büchlein, in dem die wenigen Goldkörner mit so vielem Sand und Schlamm bedeckt sind, daß sie des Waschens nicht werth sind. Das Gute, was man in den vorhergehenden Abhandlungen kurz und deutlich liest, ist hier mit so vie-

ter Weitschweifigkeit und Deklamation vorgetragen, und dabey so vieles gar nicht zur Sache gehöriges, längst bekanntes politische Geschwätz, daß schwerlich ein Leser Geduld genug haben wird, das ganze Werklein durch zu lesen. Den Anfang macht eine viele Seiten lange juristische Untersuchung von dem Ursprunge und der Billigkeit der Dienste, die eigentlich nichts zur politischen Entscheidung der Frage: Ob sie abgeschafft werden sollen? beytragen kann. Denn geschieht ein Ausfall auf das Corpus iuris mit den ewigen Seufzern über den Mangel eines deutschen Gesetzbuchs. Bey dem Abhandeln der verschiedenen Dienstgattungen, wird wiederum die ganze Materie von der Schädlichkeit des Thee- und Kaffeegesöffes, und dem Geldmangel in Deutschland vorgetragen. Mit eben der Weitschweifigkeit wird der Unwerth der Dienste für den Dienstpflichtigen und Gutsherrn aus einander gesetzt. Die hier angebrachten Berechnungen bedeuten eben deswegen nichts, weil sie allgemein seyn sollen, und darum nicht vollkommen richtig seyn können. Die vorgeschlagenen Surrogate, auf deren Neuheit der Verf. sich nicht wenig einbildet, sind folgende:

1) Der Gutsherr solle seine Ländereyen an die Dienstpflichtigen selbst verpachten, und sich für die Dienste das alte hergebrachte Dienstgeld bezahlen lassen. Der Verf. muß sich wenig in Deutschland umgesehen haben, sonst würde er erfahren haben, daß dieses auf sehr vielen adelichen Gütern seit sehr langen Zeiten bereits eingeführet ist, in so weit es eingeführt werden kann.

2) Es könne auf Kosten der Dienstpflichtigen der Gemeinde ein Frohnstall errichtet werden. Die Kosten zu dessen Unterhaltung könnten von der Gemeinde durch Woll- und Flachsspinnen verdient werden. Natürlicher Weise kann hier der Leser wieder eine vollkommene Unterweisung im Wollenspinnen erwarten.

3) Sollten statt der Dienste Abgaben von Landesprodukten entrichtet werden. Auch könnten diese Produkte zu Geld gemacht, und dafür der vorgeschlagene Frohnstall unterhalten werden. Das eigentlich neue, was hier der Verfasser zu Unterhaltung des Frohnstalls vorschlägt, ist: der Landmann soll neue Produkte bauen, die vortheilhaft in Geld umgesetzt werden können, als da sind: **Wayd und Grapp**, (der V. hat hier vermuthlich so wenig an das Schicksal verschiedener Gegenden von Thüringen, als an den Indigo gedacht,) **Seiden**, **Wein**, (was doch hier der Verf. wohl

unter Deutschland verstehen mag?) Bienen, Obstbäume &c. Hier wird im Vorbeygehen gedacht, daß die Gräber mit theuren eisernen und steinernen Denkmalen zu besetzen eine stolze Schwärmerey sey. (Eine von den gelegentlichen höchstwichtigen Anmerkungen für Deutschland!) Zu noch besserer Unterhaltung des Frohnstalles soll man eine Frohnlotterie anlegen; jeder Mönch und jede Nonne (der Verf. wohnt vermuthlich in einem katholischen Lande,) sollen zu dessen Besten einen Obstbaum pflanzen, und der Landesherr — nun der soll zum Besten des Frohnstalles eine Auflage auf die an seinem Hofe erlaubten Hazardspiele, auf die Bälle und Maskeraden legen. Von diesem allen kann sich der Leser des mehrern in dem Werklein S. 162. f. unterrichten.

Weil der Verf. diese Abhandlung an die Ackerbaugesellschaft nach Cassel geschickt, sie aber dort den Preis nicht erhalten, und Hr. P. Runde bey der Herausgabe der zwey vorhin angezeigten Preisschriften einige Erinnerungen gegen sie gemacht hatte: so ist der Verf. in großen Grimm gerathen, und hat losgelassen:

Sendschreiben an Hrn. Runde, über die Unbescheidenheit seiner bey Herausgebung der zwoen Preisschriften sich angemaaßten Censur der an die Gesellschaft eingelaufenen andern fünf Abhandlungen überhaupt, und insonderheit jener, so die Abhandlung mit der Devise: Nulla lex satis commoda omnibus est etc. betrifft, von Philorthus. Offenbach und Hanau. 1775. 1½ Bogen in 4.

Da wird dann Hrn. Runde recht derbe der Text gelesen. Er sey gar nicht befugt gewesen, die Abhandlungen, welche den Preis nicht erhalten, zu recensiren; er habe den Inhalt der philosophisch-politischen Abhandlung nicht richtig dargestellt, ungegründete Erinnerungen dagegen gemacht u. s. w. Und am Ende wird dann behauptet, daß diese Abhandlung ein vortreffliches Werk sey. Q. E. D.

Cb.

Johann

Johann Riem's Königlichpreußischen Oberinspectors der Bienenplantagen rc. physikalisch ökonomische Bienenbibliothek. Zwote Lieferung. Breßlau bey Gottlieb Löwe, 1777. 8. 336 S.

Zum ersten müssen wir dem Verfasser Glück zu seiner Beförderung wünschen, und sodann den Lesern sagen, was wir von dieser zwoten Lieferung halten. Wer gerne vorher wissen will, ob er ein gutes oder schlechtes Bienenbuch kaufen werde, und wer die neuen Entdeckungen in der physischen und ökonomischen Bienenrepublik mit einem schnellen Blicke zu übersehen wünschet, der säume nicht, und schaffe sich diese Bienenbibliothek an: selbst der Freund der Natur wird über manche Stellen staunen, und sagen müssen; ists möglich, daß bisher so viel in diesem geringen Insecte verborgen gelegen?

Diese zwote Lieferung dürfte wohl auch einen Beweis abgeben, daß die Bienenbibliothek immer interessanter werde. Es wird in derselben nicht blos gesaget, dieses oder jenes Buch ist gut oder schlecht: sondern es wird alles mit ausführlichen Beweisen beleget; und was besonders die guten Schriftsteller angeht, die zeiget der V. so ausführlich an, daß man kaum mehr nöthig hat, das angezeigte Buch zu kaufen. So zum Beyspiele, sind Kortum's und Albrecht's Bienenbuch, und des ungenannten Sachsen zwey Schreiben beurtheilet worden. Bey jeder Gelegenheit entscheidet der V. sehr Beyfallswerth, über Schirach's Meynung von der Weiselzeugung. Auch ungedruckte Aufsätze trifft man in dieser Bienenbibliothek an: und die Briefe, so der Verf. mittheilet, sind blos solche, die lehrreich sind, und lehrreich beantwortet werden können.

Da der Verf. übrigens sowohl in den Recensionen, als auch außerhalb denselben nicht nur gemeinnützige ökonomische Vorschläge, sondern auch physikalische neue Erfahrungen mittheilet, so zeichnen wir diesmal von den letztern als eine höchst wichtige Erfahrung im Bienenstaate aus, was der V. am Ende, und nach nähern Aufschlüssen wiederholt im 23. §. entdecket, **daß es auch unfruchtbare Königinnen gebe; nicht etwa alte abgelebte, sondern junge gerüstete Dirnen.** Die entscheidende Schlußfolgerung, so der Verf. aus dieser seltenen Erfahrung zieht, ist folgende: „Meine Schluß-

„Folgerung, so saget er, geht diesmal über diese neue Ent„deckung — nur noch dahin: giebt es unter den Bienen„königinnen als den vollkommnen großen Müttern, so „viele unfruchtbare Mütter, als welches aus diesen bey„den (erzählten) Fällen, und mehr andern, wenn junge „Schwärme sich bey Unweisellosigkeit sehr entvölkern, ganz „klar erfolget: so ist das Räthsel bald erkläret, warum „unter den verunglückten Königinnen, ich meyne, „den Arbeitsbienen, die meisten unfruchtbar sind; „auch selbst viele keine spermatische Theile entdecken lassen, „und daher viele nicht einmal vermögend seyn mögen, Droh„nen zu zeugen. Dieses ist vielleicht eine Ursache, warum „dem unermüdeten Schwammerdamm keine weiblichen Ar„beitsbienen unter sein Zergliederungsmesser gerathen sind. „Eine klare Ursache, warum ich unter sechs anatomirten Bie„nen, die ich von einem weisellosen, aber wirklich eyerlegenden „Volke (s. berlinische Sammlungen, den Bonnet'schen Brief,) „nahm, nur bey zwoen derselben spermatische Theile vorfand. „Also ist es nun kein Wunder mehr, warum Schwammer„damm etwas zu frühzeitig folgerte, daß in allen Arbeits„bienen nichts weibliches anzutreffen sey. Wer nun „so glücklich ist, gerade zu einige Arbeitsbienen anzutref„fen, die im Drohneneyerlegen begriffen sind, der „muß so gut, wie es bey legenden Königinnen möglich „ist, fertige Eyer in denselben mit bloßen Augen entde„cken.“ Kaum hatte man es wohl glauben können, daß man so tief in die Geheimnisse der Bienennatur eindringen werde: und doch bleiben noch sehr unerschöpfliche Quellen übrig.

Ist es möglich, daß man noch tiefer zu diesem Abgrunde hinabsteigen könne? Riem wenigstens versichert, daß er noch manche Sätze vorfände, die aufzuschließen er keinen Vorschlag zu machen, geschweige dann sie selbst zu ergründen wisse!

Indem bey allen dergleichen Unmöglichkeiten doch der Naturforscher wie der Oekonom durch diese Bibliothek befriediget wird, so wünschen wir dem Verfasser von unserer Seite Muße und Ermunterung zur Fortsetzung seiner physikalischen Versuche sowohl, als dieses Werkes; und seinem patriotischen Eifer für das allgemeine Wohl, die nöthige Unterstützung. Das zu dieser zweyten Lieferung gehörige Bildniß des Archidiakonus Steinmetz soll mit der dritten Liefrung auf Ostern nachgeliefert werden. * * *

Arbeiten

Arbeiten (nicht mehr gemeinnützige benennt, und doch sind sie gemeinnütziger wie alle die vorigen) der Churf. Sächs. Bienengesellschaft. Zweyter Band. Berlin u. Leipzig bey Decker 1776. in 8. 138 S.

Wie geglaubt so geschehen. Warlich wir betrogen uns, wenn wir unsere vorigen Urtheile vor uns nehmen, nicht um ein Haar. Herr Pastor Wilhelmi, als neuer Sekretär, ist der Mann, welcher der Gesellschaft neues Leben, und eine solche Wendung giebt, daß es bald wieder eine Ehre wird, Mitglied der Bienengesellschaft zu werden. Hr. W. hat unsern Rath sogar auch bey dem Titel genutzet: und in der That tiese Sammlung hat einen andern Titel verdient, damit sie desto besser von Schirachs Mischmasche unterschieden werden könne; also zum Werke selbst.

Was für große Hoffnung macht uns der Vorredner von guten Abhandlungen für die Zukunft, wenn er S. X saget: „Ob wir dem Publikum noch mehreres von unsern Sammlungen werden vorlegen können — das wird von dem guten „Willen gelehrter Bienenfreunde abhangen: sollte es weder „etwas nützliches noch erhebliches seyn, so tragen wir „gewissenhaftes Bedenken, der Welt damit beschwerlich „zu fallen, und die Buchläden mit Makulatur zu füllen." Das lautet ganz anders als da Schirachs Sammelgeist noch alles anftischte, was ihm vorkam. Selbst das Zanken und Necken hat ein Ende: und wenn Hr. Wilhelmi fortfährt, eine solche kluge Auswahl von Abhandlungen zu treffen — Nur verbitten wir uns Einschläfrungs-Abhandlungen, und immerwährendes Vertheidigen des Ablegens. Das erste taugt nichts, und das letzte muß mehr durch Beyspiele und Unterricht, als durch Raisonnements vertheidiget werden — Dann wird Sachsen erst die wahren Früchte von seiner Bienengesellschaft einärnten. Wir kehren noch einen Augenblick zu derselben Arbeiten zurück: sie verdienten eine ausführliche Recension; da uns aber die Riemische Bienenbibliothek einer solchen Arbeit entlastet, so werden wir nur von dem Erheblichsten reden. Hr. Wilhelmi versteht ungemein gut, den Streit zwischen Riem und Schirachen beyzulegen: Wilhelmi glaubt wie Riem, und Riem wie Wilhelmi; mithin hört der ganze unselig gewordene Streit

auf einmal auf. So schreiben sich diese beyden Schriftsteller zu gleicher Zeit ihre Scenen zusammentreffend auf: denn daß sie einander ausschreiben sollten, ist bey Sachen, die zu gleicher Zeit gedruckt werden, ohne vorherige Correspondenz nicht möglich; und die wissen wir, daß sie wenigstens vor dem Abdrucke dieser Sammlung, und der zweyten Liefrung von Riem's Bienenbibliothek nicht existirte; mithin kann man desto sichrer auf dieser Männer Urtheil Rechnung machen. Nach dem Resultate dieser beyder Kenner wird nun für ausgemacht angenommen, daß jedes Ey, das zur Königinn erbrütet wird, **ursprünglich** zu diesem Geschlechte bestimmt, oder präformirt sey: nur wenn es zur Königinn oder vollkommnen Mutter werden soll, so muß es seine ihm gehörige erweiterte und unter sich hangende Zelle bekommen. Sobald diese Königinnen nicht nöthig sind, werden den **königlichen**, oder welches jetzt einerley ist, **weiblichen** Eyern kleine wagerechte Zellen angewiesen, in denen sie **compreß** und bis zur Geburt **auf dem Rücken** liegen müssen. Auf diese Weise haben sich durch die **gegenseitige** Lage, die **kleinere** Zelle, und den **mindern** Futterbrey die **präexistirenden** Keime zur vollkommenen Mutter **nicht gehörig** entwickelt: sie, **die Arbeitsbiene**, hat aber noch etwas vom ursprünglichen Geschlechte; sie ist zu gewissen Zeiten, und wo nicht in aller, doch in einiger Rücksicht fruchtbar — Sie leget aber nichts als Eyer zu Männern, das sind die Drohnen.

Hr. **Wilhelmi** behauptet weiter, was **Riem** längst für wahr angenommen hat, daß die **Drohnen** die **Männer** der Königinn sind. Warum sollten wir mit ihm nicht auch glauben, daß die Drohnen zugleich Männer der eyerlegenden Arbeitsbienen seyn, da diese, wie **Bonnet** sagt, **verunglückte Königinnen** sind.

So weit sind wir mit Hrn. **Wilhelmi eins**, oder vielmehr **einig**, nur in dem einzigen Stücke weichen wir von ihm ab, wenn er S. 6 meynt: **die Königinn könne keine Drohneneyer legen**. Warum sollen die **weiblichen** Arbeitsbienen **etwas mütterliches**, nämlich das **unvollkommenste** behalten haben: und **die Königinn**, als die **vollkommene Mutter**, soll nicht **alles beysammen** besitzen, da bey ihr alle Zeugungstheile durch die ihrer Geburt zugehörige, **größere**, **ganz anders gestaltete**, **nicht sechseckigte**, sondern **runde** Zelle, und selbst, was noch das Bemerkungswürdigste ist, in einer nicht **wagerecht** liegenden,

sen, sondern gänzlich unter sich hangenden Zelle, in der die Raupe, und die daraus gewordene königliche Nymphe, bis zur Geburt mit dem Kopfe abwärts hängen mußte, und endlich, durch den noch in höherem Grade und in Menge ihr zugesetzten Futterbrey, sage ich nochmals mit gutem Vorbedacht, sich also alle Zeugungstheile gehörig entwickeln konnten, und entwickelt haben? Welch Wunder der Natur, und welcher Abgrund der unergründlichen Tiefe des Schöpfers der Natur!

Zs.

Anfangsgründe der bürgerlichen Baukunst für Landleute — nebst einer Anzeige die Gewitter abzuleiten, von Joh. Christ. Friedr. Keferstein — Mit 17 Kupferplatten. gr. 8. Leipzig 1776. 21 Bogen.

Mit wahrem Vergnügen kündigen wir unsern Lesern dis gute Buch an, welches uns bisher sowohl bey der Landwirthschaft als in einer ökonomischen Büchersammlung noch gefehlet hat. Anweisungen zur bürgerlichen Baukunst überhaupt, haben wir gute und schlechte in namhafter Anzahl, man hat sich auch zum Theil um das platte Land und die Dörfer bekümmert; allein das Beste vom landwirthschaftlichen Bauwesen ist mehrentheils in den periodischen und andern guten ökonomischen Schriften zerstreuet, und es fehlte uns noch immer ein Buch, worinn alles, was zur Baukunst auf dem Lande gehöret, zusammengefasset, und so gründlich, wie hier geschehen, vorgetragen wurde. Auf dem Titel, den wir hier sehr abgekürzet haben, heißet es zwar noch, daß ein jeder Landbewohner, ohne Zuziehung eines Baumeisters, Gebäude u. s. w. entwerfen, zeichnen, Anschläge dazu machen und erbauen könne; wir glauben aber doch, daß der Baumeister nicht allemal wegbleiben könne oder dürfe. Das thut indessen nichts zur Sache. Jeder Eigenthümer, der auf dem Lande bauen will, hat hier einen sichern Leitfaden, wornach er dem Baumeister seine Ideen mittheilen, und in dessen Abwesenheit den Handwerkern auf die Finger sehen kann. Der Grundriß des verunglückten Dorfes Schmerzke bey Brandenburg hat uns sehr wohl gefallen, ob wir gleich die mehr wie vorher zerstreuten Häuser bey einem Brande vor dem Flugfeuer der Stroh-

dächer noch nicht völlig gesichert finden. Hier und da ist ein kleiner ökonomischer Fehler eingeschlichen, die aber nicht viel zu bedeuten haben. Z. E. S. 17. Vom Misthofe heißet es §. 36: „Zu dem Dünger ist es gut, besondere Plätze abzu„theilen, da man nicht hinfähret,“ das ist recht; aber das nachfolgende ist unrecht: „und wohin das Vieh nicht kommt.“ Denn der aus den Ställen ausgetragene lange strohigte Mist muß fein gleich auf den Misthof oder einen Theil desselben gebracht werden, und um diesen gehörig stockend zu machen, auch die Ausdünstung der besten Theile desselben zu verhindern, ist nichts besser, als daß das Vieh im Winter oder auch bey der Stallfütterung im Sommer darauf herumspatziret und selbigen festtritt, wobey der Urin des Viehes zugleich dem Dünger besonders vortheilhaft ist. Noch lieber hätten wir indessen gesehen, wenn der Verf. von Anlegung eines Düngermagazins etwas beygebracht hätte, dazu in Reinharts vermischten Schriften eine schöne Anweisung benebst einer Zeichnung davon befindlich ist. Jedoch entschuldigt ihn der hiesige Landesgebrauch, nach welchem dergleichen leider gänzlich unbekannt ist.

Nützlicher und getreuer Unterricht für den Land- und Bauersmann auf das Jahr 1777. oder fortgesetzter allgemeiner Landwirthschaftskalender. Achter Jahrgang. 4. Stutgart. 8 Bogen.

Enthält diesmal unter andern von der Düngerlehre gar wichtige Anmerkungen. Die übrige Einrichtung dieser sehr gemeinnützigen Schrift und ihr Endzweck sind längstens bekannt.

Abhandlung vom Melonenbau, aus dem Französischen des Herrn Abts Vilin. 8. Leipzig 1776. 5 Bogen.

Der Herr Abt verfähret mit dem Melonenbau so methodisch, daß er alles auf allgemeine Grundsätze zurückführet, die er von seinen genauen Beobachtungen und vielfältigen Erfahrungen abgezogen hat. Vor einigen Jahren schrieb er einen Brief von dieser Materie, den man sehr angegriffen, und gegenwärtige Schrift, welche diese ganze Lehre nun im Zusammenhange

menhange vorträgt, ist die beste Widerlegung seiner Gegner. Wir wünschten mehr Gegenstände von der Gärtnerey also abgehandelt zu sehen.

Abhandlungen und Beobachtungen durch die ökonomische Societät zu Bern gesammlet. 1773. gr. 8. Erstes Stück. 10 Bogen. Zweytes Stück. 8 Bog. und 10 Bogen Tabellen.

Aus dem Vorbericht zum zweyten Stück erfahren wir, daß mit diesem vierzehnten Jahrgang der Beschluß des ganzen Werks nach der bisherigen Einrichtung gemacht wird, und nun ein vollständiges Register folgen soll. Die Gesellschaft wird ein neues Werk anfangen, und solches mit den Beyträgen zur Naturgeschichte der Schweiz, davon der erste Band bereits erschienen ist, vereinigen.

Abhandlung von Baumschulen, worinn die Anlegung, Pflege und Wartung derselben abgehandelt wird — von dem Verfasser der Berliner Beyträge zur Landwirthschaft. gr. 8. Berlin 1776. 4 Bogen.

Des Pastor Henne seine Anweisung zur Baumschule ist besser. Einen einzigen neuen Handgriff finden wir hier wider das Moos der jungen Bäume in den Baumschulen, nämlich sie mit Kalkwasser zu benetzen, der wohl richtig seyn mag.

Ueber die Frage: Warum wird die Landwirthschaft so tief unter ihrer wahren Würde geschätzt? — eine ökonomische Preisschrift von Friedrich Kämmerer. — Nebst 2 Kupf. 8. Wien. 7 Bogen.

Enthält nichts besonders.

Philipp Millers — Allgemeines Gärtnerlexicon — mit verschiedenen Kupfern nach der allerneuesten

sehr

sehr vermehrten und veränderten achten Ausgabe, aus dem Englischen übersetzt. Dritter Theil. 4. Nürnberg 1776. 5 Alphabet. Vierter und letzter Theil. 5 Alph. 6 Bogen.

Das Original sowohl als diese deutsche Uebersetzung des vortrefflichen Millerschen Werks ist zu bekannt, als daß wir bey diesen letzten Theilen unsern Lesern ein mehreres zu sagen für nöthig finden, als nur dieses, daß Druck, Papier und Kupfer von gleicher Güte mit den vorigen sind, und daß in dem Vorberichte zum letzten Theil ein Auszug aus diesem großen Buche versprochen wird.

Johann Friedrich Mayers — Fünfte Fortsetzung der Beyträge und Abhandlungen zur Aufnahme der Land- und Gartenwirthschaft, nach den Grundsätzen der Naturlehre und der Erfahrung entworfen. 8. Frankf. am Mayn. 1 Alph. 5 B.

Und zum fünftenmal preisen wir dis gründliche Buch unserm Leser an, mit der Versicherung, daß die hierin enthaltenen vier Abhandlungen seiner Aufmerksamkeit vollkommen würdig sind.

Landwirthschaftlicher Unterricht eines Vaters an seinen Sohn, zur Verbesserung des Wohlstandes der Mittelgattung von Landleuten, mit Anmerkungen begleitet, von Johann Riem. — 8. Breslau. 1777. 16 Bogen.

Handelt im Ersten Theil von der Verbesserung des sittlichen Wohlstandes eines mittelmäßigen Bauern. Im zweyten, von dem schlechten Zustande eines mittelmäßigen Bauern, seiner Armuth, ihrem Ursprunge, ihrer Folgen und den Hülfsmitteln. Im dritten, von dem Ackerbau, als dem ersten Mittel, den wirklichen Wohlstand des gemeinen Bauern zu befördern. Im vierten ist die Fortsetzung hievon. Im

fünften

schäften, von der Viehzucht, in wie weit sie mittel- oder unmittelbar des gemeinen Bauern wirklichsten Wohlstand befördern kann. Im sechsten von verschiedenen Nebenverrichtungen, welche hiezu das ihrige beytragen. Die Anmerkungen des H. Riem zeugen von seinem Fleiß in Lesung der neuen ökonomischen Schriften. Wenn er aber dem Rec. in der allgem. deutschen Bibliothek freundschaftlich ein Mittel anzeigen will, wie die Kühe bey der Stallfütterung trächtig werden sollen, so versichert der Rec., daß er dieses zwar sehr gut aufnehme; allein es betreffe die Streitfrage nicht, sondern diese bestehe darinne, wie man dem so ofte bemerkten Uebel bey der Stallfütterung abhelfen solle, da die Kühe nicht verliebt werden wollen, ob man ihnen gleich den Umgang mit dem andern Geschlecht sehr erleichtert, und einen statlichen Bollen, einen mit vielen Reizen begabten schönen jungen Stutzer unter den braunen Ochsen Tag und Nacht in ihrer Gesellschaft gelassen hat. Der Grund liegt vermuthlich in dem Mangel der Bewegung, indem die Stallkühe, bey aller Sorgfalt ihnen selbige zu verschaffen, dennoch nicht so lange Promenaden machen, wie das Weide-Vieh.

Der verbesserte Weinbau. Eine Abhandlung Herrn Georg Friedrich Gauppens. — Mit Kupfern. 8. Stutgart. 1776. $6\frac{1}{2}$ Bogen.

Ist dem Publikum schon genug empfohlen, wenn wir anzeigen, daß der berühmte Hr. Prof. Sprenger zu Maulbronn den Druck dieser Abhandlung besorgt, und selbige mit einer Vorrede begleitet hat. Was dieser große Kenner seiner Mühe werth hält, kann man auf Treue und Glauben annehmen. Die hier angezeigte neue Methode des Verf. welcher königl. Großbrittannischer Hauptmann in Indien gewesen ist, bestehet darinn, anstatt einen Weinberg von Schnittholz oder Würzlingen und Absenkern anzulegen, solches von alten Stöcken zu thun, wozu der Unterricht sehr deutlich abgefasset ist. Der Vortheil bestehet in großer Vervielfältigung der Stöcke, die sogleich Trauben tragen, da man bey der alten Mode einige Jahre warten muß.

17. Vermischte Nachrichten.

Zur Minderung des menschlichen Elendes. Homo sum, nihil humani a me alienum puto. Danzig, bey Flörke. 1775. 12½ B. kl. 8.

Diese wenigen Bogen nahmen wir, durch den herrlichen Titel angereizt, begierig in die Hände; denn wer wird nicht gern, wem das Wohl der Menschheit angelegen ist, eine Schrift lesen, die zur Minderung des menschlichen Elendes geschrieben ist? Homo sum: humani nihil a me alienum puto. Es ist Elendes an jedem Winkel der Erde genug; aber sollten wir nicht hoffen, wenn Wahrheit und Vernunft ihre Herrschaft weiter ausbreiten werden, daß auch die menschliche Glückseligkeit allgemeiner, und die Maße des menschlichen Elendes werde verringert werden? Wer wirds leugnen, der einige Weltkenntniß besitzt, daß das menschliche Geschlecht, so wohl unter Edlen, als Geringen, noch einer größern Erleuchtung fähig sey, und Sitten und Menschlichkeit weit gemeiner seyn könnten? In unserm peinlichen Recht, dem wichtigsten Theil der Rechtsgelehrsamkeit, der es unmittelbar mit der Ehre, der Freyheit und dem Leben der Bürger zu thun hat, ist vieles noch gar zu willkürlich; und insbesondere verdient die Folter, eine Unmenschlichkeit aus den Zeiten der Barbarey, wie es schon in verschiedenen Ländern geschehen ist, gänzlich abgeschafft zu werden. Der V. der vor uns liegenden Schrift hat darin drey Abhandlungen zusammen drucken lassen: die erste beantwortet einige Hauptfragen der Criminaljustiz; die zwote ist ein Gutachten über die Versorgung der Armen; die dritte enthält Gedanken über die geistlichen Stiftungen. Wir fanden beym Durchlesen dieser Aufsätze einen Mann von gesundem Urtheil und vielem Scharfsinn, der Eifer für das Beste der Menschheit zeigt; und wir wollen des Inhalts wegen sie etwas umständlicher anzeigen. Denn wenn sie gleich ihr Verfasser selbst nicht von der Seite des Neuen schätzt; und man wird ihm doch nicht absprechen können, daß er selbst gedacht und untersucht habe; so verdienen doch die hier abgehandelten Wahrheiten öfter gesagt und erwogen zu werden.

1) Ent-

v) **Entwurf einer Beantwortung der vom Rußisch-Kayserlichen Rechtskollegio zu Moskau aufgegebenen Fragen.** Die erste Frage: Was ist der Ursprung der Leibesstrafen, und worauf gründet sich das Recht zu strafen überhaupt? Der Verf. antwortet sehr richtig: Auf jedes Staatsmitgliedes eigenes Beste. Aber wir würden genauer, und um den Ursprung der Strafen zu zeigen, wie Beccaria, geantwortet haben: Auf die ursprüngliche Freyheit eines jeden Bürgers, auf das natürliche Befugniß eines Jeden, gegen Beleidigungen Anderer sich Genugthuung und Sicherheit zu verschaffen. Der Mensch, der in die bürgerliche Gesellschaft getreten ist, hat seine natürliche Freyheit und Unabhängigkeit aufgegeben, und versprochen, allen Befehlen der Republik zu gehorchen; dagegen hat diese die Verbindlichkeit übernommen, die Rechte eines Jeden gegen die unbillige Vergewältigung Anderer zu schützen, und das Recht erlangt, die Uebertreter ihrer zur Erhaltung der gemeinen Sicherheit gemachten Gesetze zu strafen. Jede Gesellschaft muß, zur Sicherheit ihrer Mitglieder Sorge tragen, daß so wenig Böses und Beleidigungen andrer geschehen, als möglich; sie muß sonach ihre Bürger von Handlungen, die sie ohne den Schaden Andrer nicht thun können, durch Uebel, welche sie die Uebertreter ihrer Gesetze unausbleiblich empfinden läßt, und die größer sind, als der von der Uebertretung gehoffte Vortheil seyn würde, abschrecken; sie muß die Leidenschaften der Menge durch solche Dämme einschließen, die sie ohne eigenen großen Schaden nicht durchbrechen können. Zweyte Frage: Welches sind die besten Mittel, ein Verbrechen zu entdecken, und den Thäter zu überzeugen? Mittel, ein Verbrechen zu entdecken, die auf alle Fälle anwendbar wären, hat der V. nicht angegeben, auch nicht angeben können, weil bey der peinlichen Untersuchung alles zu sehr auf die besondern Umstände und das Betragen des Inquisiten beruhet, sondern nur die mehrere und geringere Unzuverläßigkeit der gemeinen in den Gerichten angenommenen Anzeigen gezeigt. Aber freylich kömmt bey der Untersuchung alles auf die Güte des Richters an. Daher empfiehlt der Verf. den peinlichen Richtern bey Ruchtbarwerdung eines Verbrechens die größte Vorsicht, Mistrauen und Gelindigkeit. Kein Richter, wünscht er, werde bey einem Kriminalkollegio unter dem dreyßigsten Jahre zugelassen, damit er Erfahrung und kaltes Blut habe; keiner werde dazu genommen, der nicht schon in seiner vorigen Bedienung Proben von seiner Wissenschaft, Rechtschaffenheit und

und guter Beurtheilungskraft gegeben habe; er soll, wo möglich, schon durch Reisen in fremde Länder sich die nöthige Menschenkenntniß erworben haben; sein Herz müsse im Stande seyn, die Angst eines unschuldig Angeklagten und Bestraften zu empfinden; er soll bedenken, daß Ehre und Leben einmal verloren, jene selten ganz, und diese nie wieder gegeben werden könne, und glauben, daß er dereinst von der Verwaltung seines Richteramts dem Richter über alles Rechenschaft geben müsse. Ueberdem wünscht der V., daß die Kriminalrichter alle so gut besoldet wären, daß sie sich, ohne Nebengeschäffte, ganz der Erfüllung ihrer großen Pflicht widmen könnten. Sodann geht der Verf. die gewöhnlichen Anzeigen der Verbrechen durch, und zeigt ihre Unsicherheit. Sonach bleibt, wie beym ganzen peinlichen Proceß, also auch bey den Mitteln, die Verbrechen zu entdecken, der Einsicht und Beurtheilung des Richters fast alles überlassen. Der V. erzählt einige rührende Beyspiele von Unschuldigen, die in Gefahr waren, als Verbrecher hingerichtet zu werden.

Wenn aber Jemand durch schwere Anzeigen zur Specialinquisition hinlänglich gravirt ist, was für einen Weg muß der Richter da einschlagen, um von der Ausübung des Verbrechens ihn zu überführen? Der V. macht vorläufig zwo Anmerkungen. Erstlich: So genau auch der älteste Gesetzgeber Moses die jedem Verbrecher angemessene Strafe bestimme, so berühre er doch die Mittel, die Verbrechen zu entdecken, nicht; er müsse geglaubt haben, daß dieses fast allemal vom Zufall abhange; und eben so wenig schreibe er eine Verfahrungsregel vor, den Verbrecher von der That zu überzeugen. Aber auch ohne diese Ursache darf man in der Sammlung der mosaischen Edikte, beym ersten Anfange des jüdischen Volks, und da der Proceß sehr summarisch war, keine eigentliche Proceßordnung suchen. Moses verlangt zur Abfassung eines Todesurtheils mehr als einen beeidigten Zeugen; und wo außer dem Angeber nicht noch wenigstens zween Zeugen vorhanden waren, blieb der Schuldige lieber ungestraft. Man sehe Hrn. R. Michaelis mosaisches Recht Th. VI. §. 296 ff. Zweytens ist es von unserm Verf. eine sehr richtige Anmerkung, daß die Menschen nicht ganz so verstockt sind, als man insgemein glaubt; viele Verbrecher gestehen die That sogleich, wenn Läugnen sie auch noch retten konnte. Der Anblick des Richters, die Furcht vor einem künftigen Leben, und mehr als alles, die Quaalen des Gewissens selbst erlauben selten dem

Verbre-

Verbrecher ein langes Läugnen. Wenn aber der Fall sich ereignet, so giebt der Verf. dem Richter einige Vorschriften, die wir mit wenig Worten hersetzen wollen. 1) Er muß den Inquisiten mit Ernst und solchen Vorstellungen, die ihm seine Physionomie und ganzes Betragen anrathen, zum Bekenntniß der Wahrheit anmahnen, aber sich aller Drohungen von Martern oder Versprechungen enthalten. 2) Er muß ihm deutliche, im geringsten nicht verfängliche Fragen vorlegen, in welchen alle die That betreffende Umstände genau ausgedrückt sind; 3) Die Fragen müssen nicht nur auf das Bekenntniß der That, sondern zugleich auf alles, was irgend zu Vertheidigung des Verbrechers und Milderung der Strafe dienen kann, gerichtet werden. 4) Alle Umstände, worauf Inquisit sich bezieht, muß der Richter ins helleste Licht setzen, die Personen, deren er gedenkt, und andre, die an der That Theil genommen, aufs genaueste vernehmen. 5) Kann die That durch Zeugen bewiesen werden, so müssen es zwo in aller Absicht untadeliche Personen seyn, die zuvor den Zeugeneid abgelegt haben, und jeder Umstand, der für erwiesen angenommen werden soll, muß auf zweener solcher Zeugen Aussage beruhen. 6) Gründet die That sich auf des Inquisiten Schrift, so wird, falls er sie abläugnet, durch Vergleichung der Hand von zween vereideten Schreibmeistern die Wahrheit erwiesen. 7) Hiernächst wird Inquisit mit den Zeugen konfrontirt. Sollte er aber auch ihre Aussage läugnen, so bleibt er dennoch von der That überführt. Der V. hält sonach das eigne Geständniß des Verbrechers, wo hinlängliche Ueberweisung da ist, zur Verurtheilung nicht für nothwendig; denn sonst würde noch die Tortur erfodert, die doch keine Gewißheit giebt, oder ein Schuldiger könnte straflos bleiben. Endlich kann man 8) beym beharrlichen Läugnen des Untersuchten auch der Geistlichen sich zur Ueberführung bedienen, deren Gewalt über die Gemüther, besonders von der niedrigern Klasse von Menschen, bekannt ist. Freylich, wo überhaupt die Wahrheit herauszubringen ist, so würde es durch solche Mittel geschehen müssen; und wo genugsamer Beweis zur Verurtheilung fehlt, da kann eigentlich keine Bestrafung Statt finden. Doch glauben wir mit Hrn. von Sonnenfels, daß der Richter in gewissen Fällen, auch bey Ermangelung eines völligen rechtsbeständigen Beweises, wenn er für sich vom begangenen Verbrechen überzeugt ist, und der Beklagte einige sträfliche Umstände eingestanden, oder derselben gehörig überwiesen worden, oder um desselben andrer Verbre-

chen und seines bisher geführten ruchlosen Lebens willen, diesen zur Sicherstellung Andrer, und seiner eigenen Strafwürdigkeit halber, mit Gefängnißstrafe zu belegen berechtiget sey.

Aber wenn grade das Gegentheil, die Unschuld des Inhaftirten, durch die Untersuchung an den Tag kömmt? Ists da genug, daß er nur nicht bestraft werde? Nein, sagt der V., da könne die Ehrenerklärung nicht eklatant genug seyn; denn für ein ehrliebendes Herz sey der bloße Verdacht schon die empfindlichste Kränkung. Wir wollen hinzusetzen, weil eine Ehrenerklärung für erlittenes Unrecht ein elender Trost ist, sollte nicht billig auch die Obrigkeit, zumal wenn der in Verhaft gewesene lange in der Gefangenschaft hat schmachten müssen, auf eine gewisse Entschädigung desselben denken; denn ist nicht an sich schon, auch das glimpflichste, Gefängniß eine Strafe? Zum Beschluß dieses Abschnitts merkt der V. noch ein vortreffliches Beyspiel von Ueberführung des Verbrechers an; dieses nämlich, da Nathan den David von Mord und Ehebruch überzeuget, 2 Sam. XII, 1—7.

Dritte Frage: Werden die Vorrechte eines gefangenen Bürgers nicht durch die Tortur beleidigt, und kann sie mit der Absicht, die man bey Verfertigung der Gesetze hat, die sich auf die strengste Rechtmäßigkeit gründet, bestehen? Auch unser V. ist gegen die Folter, und glaubt, sie sey schlechterdings zu verwerfen; aber diese Abhandlung ist fast bloße Deklamation, und bey weitem so gründlich nicht, als die Sonnenfelsische, deren Inhalt wir kürzlich in unsrer Bibliothek B. XXVII. S. 351. angezeigt haben. Daß die mosaischen Gesetze keine Folter kennen, hätte der V., der sonst öfter der Gesetze Mosis gedenkt, anmerken können.

Sechste Frage: Ist die Todesstrafe für die Sicherheit und gute Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig? Wir fanden einige gegründete Bemerkungen; aber in der Hauptsache können wir dem V. nicht beytreten. Er verneint die gedachte Frage aus folgenden Gründen. Erstlich, sey die Todesstrafe nicht die härteste unter allen Strafen; ein langes qualenvolles Leben sey für eine weit härtere Strafe zu halten, als ein kurzer, noch so schmerzhafter, Tod. Gott habe selbst den ersten Mörder, Kain, nicht getödtet, sondern ihn mit unaufhörlichen Martern des Gewissens über einen unschuldig erschlagenen Bruder etliche Jahrhunderte leben lassen. Die meisten Verbrecher hätten einen starken Körper, und würden dem kurzen Schmerze des Todes hartnäckig die Spitze bieten;

dagegen

dagegen sie, der zügellosesten Freyheit meistens gewohnt, einer langen schmerzhaften Sklaverey mit Verzweiflung entgegensehen würden. Wir geben dem V. zu, daß ein langes martervolles Leben demjenigen, ders empfindet, ein größer Uebel sey, als der Tod, der allem Schmerz ein Ende macht, und daß mancher Elende gern ein solches Leben mit dem Tode vertauschen möchte. Aber wird dieses Leben auch schon in der Vorstellung ein so großes Uebel seyn, zumal bey dem wenig nachdenkenden unempfindlichen Pöbel, der gewiß den Tod, mit dem alles aus ist, mehr fürchtet? Der abgelebte fromme Greis, der kränkelnde Gelehrte, die den Tod als einen Uebergang zu einem bessern Zustande ansehen, werden vielleicht gerne sterben, und sich freuen, wenn einmal die Stunde des Abschieds schlägt, auf die sie so lange gewartet, und zu welcher sie sich so lange vorbereitet haben; aber eben der gesunde starke Bösewicht wird, wie wir denken, am meisten den Tod fürchten. Zudem halten wir auch harte Arbeit bey nur gesundem Körper für kein so großes Uebel; dem Sklaven schmeckt seine schlechte nahrhafte Kost ohnstreitig besser, als dem reichen Wollüstling die kostbarste Mahlzeit. Zweytens glaubt der V., durch Abschaffung der Todesstrafe würden die Verbrechen eher vermindert, als vermehret werden. Viele Unglückliche begiengen, aus Verzweiflung, ein todeswürdiges Verbrechen, um nur dieses für sie unerträglichen Lebens los zu werden, und doch noch Zeit zur Buße zu haben. Ist, frägt der V., für diese der Tod eine Strafe? und kann er Andre von der That abschrecken, wenn sie sehen, daß die Delinquenten blos ihres Wunsches gewähret werden? Nein! aber eben bey diesen würden wir eine Ausnahme machen, sie mit längerm Leben strafen, und weil diese Unglücklichen doch mehr Mitleid als Strafe verdienen, sie durch harte Arbeiten in immerwährender Gefangenschaft dem Staate noch ferner dienen lassen. In Dänemark, wo der Fall ofte vorkam, wurde ein eigenes Gesetz um dieser Mörder willen gemacht, nach welchem sie aber zeitlebens mit Gefängniß und jährlich wiederholten Leibesstrafen belegt werden. Hiernächst hält der Verf. eine durch das ganze Leben des Verbrechers fortgesetzte Strafe für unendlich warnender, als die Todesstrafe. Der Zweck aller Strafe, Andre von ähnlichen Thaten abzuschrecken, würde sonach durch jene gewisser erreicht. Wir können aber dem Verf. nicht Beyfall geben; wir halten die Todesstrafe bey dem großen Haufen für weit abschreckender. Eine Hinrichtung, und die auf gewisse

Verbrechen unausbleiblich gesetzte Todesstrafe macht, wie wir glauben, auf die Herzen der Menschen einen weit stärkern Eindruck, und schreckt mächtiger vom Laster ab, als eine lang anhaltende erträgliche Strafe. Uns deucht, ein gutes, der Gesundheit nicht nachtheiliges Gefängniß, wie alle billig seyn sollten, für große Verbrechen, für den Mörder zu wenig Strafe. Als ein Beyspiel einer ohne Todesstrafe glücklichen Regierung führt der Verf. die K. Elisabeth an.

Aber, frägt der V. zuletzt, was kann in christlichen Ländern die Untersuchung: Ob die Todesstrafe zum Wohl des Staates nöhig sey, oder nicht? nützen, wenn die in ihren heiligen Büchern enthaltene Gesetze gewissen Verbrechen schlechterdings die Todesstrafe bestimmen? Hier wird richtig geurtheilt, daß die bürgerlichen Gesetze Mosis uns nicht verbinden; die Bestimmung des höhern oder geringern Grades eines Verbrechens und der ihm angemessenen Bestrafung müsse nach Verschiedenheit der Staatsverfassung, der Zeiten, der Länder und Sitten unendlich verschieden seyn; es bleibe in jedem Lande allein der Einsicht des Gesetzgebers überlassen zu beurtheilen: Ob die Todesstrafe sich für dasselbe schicke, oder nicht? Aus dem allen zieht nun der V. den Schluß, daß die Todesstrafe zu Erhaltung der Sicherheit und guten Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft nicht nothwendig sey. Nicht nur bringe ihre Abschaffung dem Staate keinen Nachtheil, sondern den gewissesten Nutzen. Viele, die der Staat jetzt auf immer verlöre, würden ihm alsdenn noch mehrere Jahre durch ihre Arbeiten nützen. Und bey Untersuchung der Kapitalverbrechen sey es doch auch einige Beruhigung für den Richter, wenn er aus menschlicher Schwachheit fehlte, daß er den entdeckten Fehler dereinst wenigstens einigermaßen verbessern könne. So weit unser Verfasser. Wir haben schon gesagt, daß wir dieser Meynung nicht beytreten, sondern glauben, daß kein Staat der Todesstrafen gänzlich entbehren könne; wohl aber sind sie sparsam anzuwenden, und wo nicht besondre Umstände auch bey geringern Verbrechen zur Abschreckung Andrer härtere Strafen fodern, allein bey dem vorsetzlichen Morde, Einen oben erwähnten Fall ausgenommen, bey Verbrechen der beleidigten Majestät, und bey einigen Sünden der Unzucht, zu gebrauchen. Die völlige Abschaffung der Todesstrafe würde, deucht uns, die Verbrechen zu sehr gleich machen; wir halten es gegen den Straßenräuber für ungerecht, den Mörder nicht härter, als diesen, zu strafen. Für jenen ist, nach unsrer

Vor-

Vorstellung, immerwährendes Gefängniß, mit harten Arbeiten verbunden, zu wenig Strafe, und nicht genug abschreckend für Andre. Sonach deucht uns ohne Zweifel, daß die Sorge für das gemeine Beste, auch nach dem Naturrecht, den Regenten berechtige, den Mörder und andre große Verbrecher am Leben zu strafen, ohne daß man einen von den Unterthanen mit dem Regenten über ihr Leben gemachten Vertrag annehmen darf, welcher Gedanke uns durchaus verwerflich scheint; obwohl wir das Recht zu strafen überhaupt auf diesen Ursprung der obrigkeitlichen Macht gründen. **Mosis** bürgerliche Gesetze verbinden uns zwar nicht; aber müssen wir nicht das Gesetz, das Gott selbst 1 B. Mos. IX, 6. dem Menschengeschlecht nach der Sündfluth giebt: „Was (auch mit Einschließung der Thiere) Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder von Menschen vergossen werden,“ für ein allgemeines göttliches Gesetz halten? Hat Gott dieses Gesetz nur allein der ersten kleinen Republik nach der Sündfluth, der Familie Noahs, gegeben, oder vielmehr dem ganzen menschlichen Geschlecht auf alle nachfolgende Zeiten? Dieses Letzte wird unsers Erachtens durch den beygefügten Grund bestätigt: „Denn der Mensch ist zum Bilde Gottes gemacht.“ *) **Moses** setzt, außer andern Verbrechen, als Ehebruch, Sodomiterey, Menschendiebstahl u. s. f. nur auf den vorsetzlichen Mord eines Freyen (denn beym Knecht ist eine gewisse Ausnahme) Todesstrafe; und um Menschenblut in den Augen des Volks noch mehr zu heiligen, befiehlt er auch den Ochsen, der einen Menschen stieße, daß er daran starb, zu steinigen; und wenn der Ochse schon vorhin stößig gewesen war, und man hatte es dem Eigenthümer angesagt, und er hatte ihn nicht im Stalle behalten: so mußte auch dieser sterben, wenn er nicht von den Verwandten des Getödteten sein Leben mit einem Stücke Geld erkaufen konnte.

*) Der hebräische Text scheint uns hier verdorben zu seyn, obschon auch Herr R. **Michaelis**, wie **Luther** übersetzt hat: „Denn Gott hat den Menschen zu seinem Bilde gemacht.“ Wir glauben, daß man lesen müsse עשינו oder עשיתי: „Denn wir haben den Menschen zum Bilde Gottes gemacht.“ עשיתי lasen vermuthlich die siebenzig Dollmetscher; denn sie übersetzen die Worte: „ὅτι ἐν εἰκόνι Θεοῦ ἐποίησα τὸν ἄνθρωπον.

Vierte, fünfte und siebente Frage: Da die Gesetze den Verbrechen angemessen seyn müssen, wie muß man verfahren, um die Angemessenheit zu erhalten? Nach welcher Maaße muß die Größe eines Verbrechens bestimmt werden? und welche Strafen sind paßlich für jede Art von Verbrechen? Nach einigen vorausgeschickten Anmerkungen über die Strafbarkeit der Verbrechen, giebt der Verf. einen Versuch, worinn er für die gewöhnlichsten und wichtigsten Verbrechen die angenehmsten Strafen nach seinem Urtheil angiebt. Ueberhaupt hätte fürs erste, zur Beantwortung dieser Fragen, sollen bemerkt werden, daß der Gesetzgeber für jede Art der Verbrechen diejenige Strafe wählen müsse, die er für die wirksamste zur Abschreckung Andrer hält, und daß er, um diese zu finden, auf die Beweggründe der Verbrechen, die zum Bösen reizenden Triebe der Menschen, zu sehen habe. Auf diesen Zweck der Strafe, die Abhaltung Andrer vom Laster, und auf die Quellen der strafbaren Handlungen, die in den verderbten Leidenschaften der Menschen zu suchen sind, hat der Verf. nicht genug Rücksicht genommen. So empfiehlt er gleich anfangs einen Unterschied zwischen Verbrechen und Vergehen zu machen, und insbesondere bey den Sünden der Wollust Behutsamkeit und Gelindigkeit; so wenig er auf der andern Seite die schädlichen Folgen derselben leugnet. Es sey doch kein so abscheuliches Verbrechen, wenn ein junges zur Liebe geschaffenes Mädchen, welches immerfort gehindert werde, die Freuden derselben in der Ehe zu genießen, nach langem Kampfe, endlich ihren eigenen Begierden und den Schmeicheleyen eines Liebhabers nachgebe; oder wenn ein junges an einen Greis gefesseltes Weib der Macht der Liebe eines jüngern Freundes weiche. Darum werde von diesem einzigen Verbrechen in der Schrift gesagt: Die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten," nicht um sie schwerer, sondern um sie gelinder zu bestrafen; er allein wisse alle Umstände, welche das Verbrechen größer oder geringer machten. Vielen, die das Urtheil dieser Unglücklichen oft mit so großer Unbarmherzigkeit sprächen, dürfte man zurufen: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der „werfe den ersten Stein auf sie!" Dieses ganze Urtheil des Verf. können wir nicht billigen. Die angezogenen Schriftstellen hat er zu seiner Absicht sehr gemisbraucht. Joh. VIII, 7. giebt Christus den Pharisäern, die eine im Ehebruch Ergriffene zu ihm brachten, und ihn fragten, ob sie die Strafe der Steinigung verdient habe, etwas, das nach dem Gesetze

Mosis

Mosis keinem Zweifel unterworfen war, diese Antwort: „Wer unter euch frey von dem Laster (von Sünden der Un-„zucht) ist, der werfe den ersten Stein auf sie!“ Mit diesen Worten empfiehlt er nicht Nachsicht gegen eine Ehebrecherin, oder behauptet, daß der Richter kein Verbrechen bestrafen dürfe, dessen er sich selbst schuldig gemacht, sondern giebt den Pharisäern, die eine Gelegenheit an ihn suchten, den Verweis: Ihr Pharisäer habt ja wohl mehr Sünden der Unzucht begangen, als dieses Weib; wenn Jemand unter euch rein von dem Laster ist, der werfe den ersten Stein auf sie! Nachher aber billigte Christus selbst das Gesetz Mosis, nach welchem Ehebruch mit dem Tode bestraft ward. Wenn Niemand deiner Ankläger mehr hier ist, sagt er, so verurtheile ich dich auch nicht. Geh hin, aber thue die Sünde nicht wieder! So möchten wir die Stelle erklären, wenn sie ächt wäre; aber das ist sie, unsers Erachtens, ohne Zweifel nicht; denn sie fehlt in so vielen alten Handschriften und Uebersetzungen, und schon Origenes und Augustin hielten sie für untergeschoben; und die Geschichte selbst hat doch auch für uns etwas Anstößiges. Nicht minder hat der Verf. Ebr. XIII, 6. sehr unrecht verstanden. Paulus sagt: „Die Ehe sey geehret bey allen, und „das Ehebette unbefleckt; die Hurer aber und Ehebrecher wird „Gott strafen.“ Wenn gleich diese sich oft der Strafe der menschlichen Gerichte entziehen, so wird doch Gott sie nicht ungestraft lassen, weil ihr Verbrechen so sehr strafbar ist. Eben so sagt Gott selbst vom Meyneyde, den auch unser Verf. für ein höchst strafwürdiges Verbrechen erklärt, in den zehn ersten Grundgesetzen des israelitischen Staats 2 B. Mos. XX, 7. „Du sollst beym Namen Jehovah, deines Gottes, keinen fal-„schen Eyd thun; denn Gott wird den nicht ungestraft lassen, „der bey seinem Namen falsch schwöret.“ Daß aber diejenigen, die den Ehen Hindernisse legen, sehr unrecht thun, oder daß ein junges Weib einem alten Mann zu Theil geworden ist, darf nicht die Strafwürdigkeit des Verbrechens in den Augen des Richters mindern. Vielmehr eben wegen der so stark reizenden Triebe zur Wollust verdienen diese Laster, die für die menschliche Gesellschaft die schädlichsten Folgen haben, eine so viel härtere Strafe ohne Nachsicht. Der Maaßstab für die Größe der Verbrechen ist der Schaden, den sie der Republik bringen, und je stärker der Reiz dazu ist, um so kräftigere Mittel müssen gebraucht werden, die die Menschen davon abhalten. Mosis Gesetze sind auch hier ein Muster gesetzgebender Klugheit.

Wer eine ledige Jungfrau zu Falle brachte, durch Verführung, mußte sie heyrathen, und dem Vater bezahlen; oder, wenn dieser sie ihm nicht geben wollte, ihm doch so viel erlegen, als der gewöhnliche Kaufpreis einer Jungfrau betrug. Wer eine Jungfrau mit Gewalt geschwächt hatte, mußte sie dem Vater mit funfzig Seckeln (dem höchsten Preis einer Jungfrau) abkaufen, und durfte sich nie wieder von ihr scheiden lassen. Hingegen auf die Hurerey einer Verlobten, die nicht Nothzucht erlitten hatte, in welchem Falle sie selbst, aber nicht ihr Entehrer, von aller Strafe frey war, und wo andre beschwerende Umstände hinzukamen, setzt Moses die Strafe der Steinigung, und eben diese auch auf Ehebruch und die meisten Gattungen der Blutschande.

Es ist ferner eine richtige Anmerkung unsers Verf., daß man bey Bestimmung der Strafe auf Klima, Denkungsart und Sitten der Nation sehen müsse. Gegen Voltairen, der die schärfsten Strafen für die besten hält, behauptet er, nur im ersten Anfange eines Staats dürfe man, um der künftigen Verderbniß vorzubeugen, auf die Verbrechen schärfere Strafen setzen. Wir würden gesagt haben, je aufgeklärter eine Nation wird, um so weniger Laster werden begangen werden, und scharfe Strafen nöthig seyn. Und überhaupt würden wir gerade das Gegentheil, die gelindern Strafen immer den härtern vorziehen, wo nur jene zum Zweck hinreichend sind; denn alle Bemühung der Regenten muß dahin gehen, des Uebels, also auch der Strafe, so wenig in der Republik zu machen, als möglich ist; und bey gelinden Strafen werden um so weniger Begnadigungen und Linderung der Strafe Statt finden können. Auf die Uebertretung dessen, was schon das Recht der Natur verbiete, sagt der Verf., könne eine härtere Strafe gesetzt werden, als wenn etwas, das an sich nicht böse, und nach dem Naturrecht erlaubt sey, blos nach Gutbefinden des Gesetzgebers verboten werde. Wir glauben nicht, daß dieser Fall je vorkommen könne, daß der Gesetzgeber etwas nach dem Naturrecht Erlaubtes, eine völlig gleichgültige und Niemanden schädliche Handlung verbieten dürfe. Noch einige Grundsätze, die Gründe zur Vergrößerung und Verminderung des Verbrechens enthalten. Die Gesetze sollen, so viel möglich, unveränderlich seyn; doch sey Irren das Loos aller Sterblichen, und eine veränderte Beschaffenheit des Staats und dessen Mitglieder könne auch eine Veränderung der Gesetze erfodern. Es sollen wenig Ausnah-

men von den Gesetzen gemacht werden; dadurch werde ihr Ansehen geschwächt. Zuletzt urtheilt der Verf. über die Nothwendigkeit der Religion und der Hochschätzung des Eydes in einem Staate sehr wahr und vernünftig.

Dem nun folgenden Versuch über die Strafen der gewöhnlichsten Verbrechen, der auch vollständiger seyn könnte, können wir an vielen Stellen nicht Beyfall geben. Statt der Todesstrafen setzt der V. beym Morde und andern Verbrechen mehrentheils ewiges schweres Gefängniß mit dem Brandmal vor die Stirn, und öfter wiederholten öffentlichen Ruthenstreichen. In der That ist dieses, da die Leibesstrafe alle sechs oder drey Monate und bey einigen Verbrechen noch öfter wiederholt werden soll, eine weit härtere Strafe, und doch nicht so abschreckend als der Tod. Statt solcher ewigen Zerfleischungen menschlicher Körper lasse man uns lieber die Todesstrafe. Selbstmord soll nicht mit Beschimpfung des Körpers nach dem Tode bestraft werden. Freylich werden Strafen, auch wo er einheimisch geworden, wenig gegen ihn ausrichten; und sind vielmehr eine Strafe und Beschimpfung der Familie, als des Selbstmörders; aber bey guten Einrichtungen des Staats, guter Kinderzucht, vernünftigen Unterricht in der Religion, und einer mäßigen Lebensart wird dieses Verbrechen sehr selten seyn. Der falsche Angeber soll zu eben der Strafe verurtheilt werden, die der Angeklagte leiden müßte, wenn er wirklich das Verbrechen begangen hätte. Sehr billig bey so außerordentlicher Bosheit, und völlig nach dem Gesetze Mosis 5 B. Mos. XIX, 16—21. das den falschen Zeugen, ohne Nachsicht, zu eben der Strafe zu verdammen befiehlt, die er auf den Andern hatte bringen wollen. Aber das folgende Urtheil, daß, wer einen Menschen vom Tode retten können, und es nicht gethan habe, halb so scharf als ein Mörder bestraft werden solle, können wir nicht billigen. Daß Jemand eine Pflicht der Liebe nicht ausübt, dafür kann die Obrigkeit ihn nicht strafen. Und in welchem Falle wirds gewiß seyn, daß man den Andern habe retten können? Oder kann die Obrigkeit befehlen, daß Jemand sich selbst einer Gefahr aussetze, um einen Andern zu retten? Freylich nehmen wir den Fall aus, an den aber unser Verf. hier nicht gedacht hat, da Ertrunkne, Erfrorne, Erstickte, oder Erhenkte, durch schleunig gehoffte Hülfe vielleicht beym Leben konnten erhalten werden. Da kann die Obrigkeit allerdings einen Jeden, der eine solche verunglückte Person angetroffen, und ihr nicht schleunigst selbst

Hülfe geschafft, oder Andre herbeygerufen, nachdrücklich strafen, und dagegen dem, der Hülfe geschafft hat, seine Mühe belohnen: aber in jedem andern Falle, wo die Rettung mit vieler eigenen Gefahr verknüpft ist, kann die Obrigkeit wohl durch Belohnungen zu solchen Handlungen der Menschlichkeit aufmuntern, aber Niemand darum strafen, daß er sich nicht selbst, um einen Andern zu erhalten, in Lebensgefahr hat wagen wollen. Ehebruch wird, blos auf Ansuchen des beleidigten Theils, nach Beschaffenheit der Umstände, mit Gefängniß bestraft. Freylich besser für die gemeine Sicherheit, als Staupenschläge und Landesverweisung, die nur des liederlichen Gesindels in der Welt mehr machen. Aber will der V. immerwährendes Gefängniß, oder nur auf eine Zeitlang? und warum denn auch nach Beschaffenheit der Umstände? Uns deucht, bey einer so gröblichen Beleidigung, und die so schädliche Folgen für die bürgerliche Gesellschaft hat, die Strafe des Schwerdts für jeden, der mit gutem Willen Ehebruch getrieben, eine gar nicht zu harte, und die dem Verbrechen angemessenste Strafe. Ob öffentliche Hurenhäuser zu dulden, oder nicht? läßt der Verf. ungewiß. Wir sind aus dem Grunde dagegen, daß sie mehr Gelegenheit zum Laster geben, die Verderbniß der Sitten befördern. Folgendes aber deucht uns zu hart, und unbillig gegen die Geschwächte, die dadurch keine Genugthuung für ihr geschehene Beleidigung erhält. Wer ein Mägdchen wider ihren Willen entführt und schändet, soll ohne Nachsicht, wie ein Mörder, bestraft werden; es wäre denn, daß die Strafe, auf ihr Vorbitten, gemindert, oder gar durch die ihm verwilligte Ehe aufgehoben würde. Wir würden gesetzt haben: Wer eine Jungfrau, die noch mit keinem Andern versprochen ist, wider ihren Willen schändet, soll gehalten seyn, wie groß auch der Unterschied des Standes sey, sie zu heyrathen; und wenn sie ihn zu ehelichen nicht geneigt ist, ihr Ausstattung, und so sie von ihm schwanger geworden, alljährlichen Unterhalt des Kindes zu geben, bis es sein Brod selbst verdienen kann. Und noch bey der Verlobten würden wir die Ausnahme von der Todesstrafe des Verbrechers machen, wenn sie geneigt wäre, ihn zu heyrathen, und derjenige, mit dem sie versprochen war, sie zu verlassen. Hierinne folgen wir zum Theil dem schon oben erwähnten Gesetze Mosis; denn wir können dem Hrn. Ritter Michaelis nicht Beyfall geben, wenn er im Mos. Recht Th. V. §. 266. behauptet, daß auf Nothzucht von Mose keine Strafe gesetzt sey. Reder

denn

denn nicht das Gesetz 5 B. Mose XXII, 28. 29. von gebrauchter Gewalt? Hr. M. glaubt im Folgenden, es rede nur von dem Falle, da die Jungfrau etwas widerstrebet, sich ein wenig gewehret, und nicht ganz völlig konsentirt habe. Das aber denken wir, wird eine Jungfrau, die sich gerne nothzüchtigen läßt, auch thun. Aber daß **Moses** nicht habe so verstanden seyn wollen, sondern von einer jeden mit Gewalt verübten Schändung, zeigt nicht nur der Ausdruck des **Ergreifens oder Bezwingens**, dessen er sich gebraucht, sondern auch das Vorhergehende, wo er auf die Nothzucht einer Verlobten Todesstrafe setzt. Bigamie und Blutschande will der Verf. mit ewigem Gefängniß, Sodomiterey, wie Mord, bestraft wissen. Die Strafe der vielfachen Wiedererstattung, die der Verf. auf den nicht gewaltsamen Diebstahl setzt, ist sehr billig und vernünftig; aber wird sie auch in unsern Staaten, wo keine Leibeigenschaft ist, und der Dieb oft nichts, als seinen Leib hat, können gebraucht werden? Doch wir denken, man könne den Dieb auch, wenn er nicht eigenes Vermögen oder Verdienst hat, den Werth des Gestohlnen, so vielfach er ihn zu ersetzen hat, im Gefängniß abarbeiten lassen. Straßenräuber, so sich vom Diebstahl nähren, werden wie Mörder bestraft. Unsers Erachtens sehr ungerecht gegen den, der nur die Güter Andrer stiehlt, wenn er eben so hart bestraft wird, wie derjenige, der auch Andre des Lebens beraubet. Und der Straßenräuber wird sich um so weniger scheuen, auch eine Mordthat zu begehen, wenn er dafür keine größere Strafe zu fürchten hat, als für bloßen Raub. Eben so wenig können wir billigen, wenn der Verf. zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit für zuträglich hält, daß zwischen dem, der ein Verbrechen verübt, und denen, welche dazu geholfen oder gerathen haben, in der Bestrafung kein Unterschied gemacht werde. Den sehr richtigen Grund, warum der eigentliche Thäter mit einer schärfern Strafe, als die Mitschuldigen, zu belegen sind, giebt die auch unserm Verf. wohl bekannte Instruktion der grossen Kayserinn von Rußland an, Hauptst. X. §. 202. Auch jenes, daß die Straßenräuber auf eben die Art zu bestrafen, wie Mörder, hatte die Kayserin, die doch den Todesstrafen nicht günstig ist, Hauptst. VIII. §. 94. als höchst unbillig verworfen. Daß der Straßenräuber Zeitlebens zum Gefängniß und zu schwerer Arbeit verurtheilt werde, (doch ohne sein ganzes Leben durch oft wiederholte Leibesstrafen) misbilligen wir nicht; aber für den Mörder und andre große Verbrecher be-

halten

halten wir die Todesstrafe! Alle Verbrechen, sagt der Verf. zuletzt, worauf bisher Todesstrafen gestanden, werden niemals, die übrigen aber in zehn, zwanzig Jahren präscribirt. Aber sollen denn auch gestohlene Güter verjähret werden, und nach zehn oder zwanzig Jahren die Strafe des Diebstahls nicht mehr statt finden?

Achte Frage: Durch welche Mittel kann man die Ausübung der Verbrechen nachdrücklich hindern? Man vermeide gezwungene, übel gewählte Ehen, die eine Hauptquelle alles Verderbnisses der Sitten sind. Man verbessere die Kinderzucht. Bey diesem Mittel hält sich der Verf. am längsten auf. Alles, glaubt er, komme auf die drey Punkte an, daß Kinder lernen gehorsam seyn, nicht lügen, und nicht stehlen. Professoren auf Universitäten sollen in besondern Stunden die Erziehungskunst lehren, und Prediger diese Materie bisweilen ihren Zuhörern vortragen. Man gebe anders keine willkührliche Befehle oder Verbote, als unumgänglich zum Wohl des Staats nöthig sind, (aber dieses sind denn keine willkührliche Gesetze,) und verbinde mit deren Uebertretung nicht zu harte Strafen. Man versorge die Armen, und hebe die Betteley ganz auf. Man bestrafe nicht nur Verbrechen, sondern belohne auch gute Handlungen. Man schaffe die Todesstrafe ab, und beobachte zwischen Verbrechen und Strafen ein gehöriges Verhältniß. Man führe gute Gebräuche ein. Zur Erläuterung nennt der Verf. das Rosenfest zu Salency, und die bey den alten Aegyptiern gebräuchlichen Todtengerichte. Aber das wirksamste Mittel unter allen ist die wahre Furcht und Liebe Gottes. Zu diesen Räthen des Verf. setzen wir noch: Deutlichkeit der Gesetze, vernünftig gewählte, gemäßigte, aber unvermeidliche Strafen, gut besetzte Gerichte, Erleuchtung der Nation durch nützliche Wissenschaften und schöne Künste.

II. **Ueber die beste Versorgung der Armen in Deutschland.** Oeffentliche Armenhäuser, glaubt der Verf. seyen in Italien, welches Land bekanntlich die meisten und reichesten Armenanstalten hat, von größerem Nutzen und nöthiger, als in Deutschland. Als Ursachen giebt er an, die vielen Festtäge, die schweren Auflagen in einigen Staaten, die Unthätigkeit, die ausschweifende Liebe zur Pracht und Vergnügungen, und die Laster der Italiener, die einen großen Theil der Einwohner schon vor dem dreyßigsten Jahr zu Greisen machten. Wenn nicht die Hälfte der Nation in Klöstern, Spitä-

Spitälern und Armenhäusern versorgt würde, so müßte Italien von Bettlern und Straßenräubern überschwemmt seyn. Der Nationalcharakter der Deutschen dagegen sey unermüdete Arbeitsamkeit. Wir denken, die allzureichliche Versorgung der Armen vermehre selbst ihre Anzahl, und Italien würde weniger Arme haben, und die Industrie vermehrt werden, wenn es nicht so übertriebne Armenanstalten hätte. Der V. nimmt den sehr richtigen Grundsatz an, daß ein jeder Ort ohne Ausnahme und bey der schwersten Verantwortung seine Armen selbst versorgen müsse; glaubt aber, daß für die Armen besser gesorgt seyn würde, wenn sie im ganzen Lande zerstreut blieben, als wenn sie in Einem Hause, mehrentheils elend genug, zu Hunderten und Tausenden beysammen leben müssen. Zu Errichtung einer Armenkasse, aus welcher die Armen jedes Orts wöchentlich eine Kleinigkeit erhielten, müsse eine gewisse Abgabe, auf dem Lande vom Morgen oder Hufe, in den Städten von den Häusern oder Gewerben, und von den Besoldungen der herrschaftlichen Officianten festgesetzt werden. Darneben müsse von der Obrigkeit den müßig gehenden Armen Arbeit und Verdienst verschafft werden. Ueber die Armenanstalt habe die Obrigkeit des Orts mit den Geistlichen die Aufsicht, und die Oberaufsicht werde in jeder Provinz, mit dem ehrenvollen Nahmen eines Oberallmosenpflegers, einem Manne von geprüfter Rechtschaffenheit und Beurtheilungskraft übertragen, und den sein Vermögen in den Stand setze, die Pflichten dieses Amts allein aus Menschenliebe, ohne allen Gehalt, auszuüben, u. s. f. So thunlich auch diese Vorschläge vorgestellt sind, so glauben wir doch, daß sie in der Ausführung im Großen viele Schwierigkeiten finden würden. Wir sind nicht für die Abschaffung der Armenhäuser, deren auch in den meisten Städten schon viele vorhanden sind. Mit Arbeitshäusern verbunden, mit guter Oekonomie angelegt und genützt, dünken sie uns dem Staate zuträglicher und geschickter zur Versorgung der Armen, als jener Gedanke des Verfassers, bey welchem doch der Alte, zur Arbeit Unvermögende nicht den Unterhalt und Ruhe finden, und dem Staate vielleicht mehr kosten wird, als in einem öffentlichen gesunden Hause. In einem Zusatze wird erinnert, daß hier allein von Versorgung erwachsener und bejahrter Armen geredt sey, und daß Zuchthäuser, Waysen- und Findelhäuser seyn müssen, nicht geläugnet werde. Und eben so sehr, denken wir, sind Krankenhäuser nöthig, die wir aber, sowohl als jene und die Armenhäuser,

häuser; lieber auf dem Lande, als in Städten, angelegt se-hen möchten.

III. **Ueber die geistlichen Stiftungen der Christen.** In diesem Aufsatz, der viele Ausschweifungen und Deklamation enthält, giebt der V. den Schaden, den die Klöster dem Staate bringen, unsers Erachtens doch viel zu hoch an. Wir sind nicht so sehr dagegen, und hielten sie, wenn ihrer nur weniger wären, mit mäßigen Einkünften, und die Klostergeistlichen erst in höherem Alter aufgenommen würden, für eine dem Staate nützliche Anstalt. Freylich mag einem Menschenfreunde das Herz bluten, wenn er an die vielen unglücklichen Schlachtopfer gedenkt, die in der Blüthe ihrer Jahre dem Dienste des Staats und den besten Freuden des Lebens auf immer entzogen, in einem Kloster begraben werden. Aber dagegen geben doch diese Klöster in den katholischen Ländern manchen jüngern Brüdern einer großen Familie, die nicht heyrathen konnen, einen anständigen Unterhalt. Und wie viele gute Mädchen, die nicht reich genug waren, um verheyrathet zu werden, finden in den Klöstern Ruhe, Trost und eine bessere Versorgung, als sie unter ihren Verwandten haben konnten. Daß in den Orden alle Fähigkeiten des Körpers, Geistes und Herzens fast gar erstickt werden, ist auch zu viel gesagt; wie viele würdige Gelehrte gab es nicht immer unter den Ordensgeistlichen? Auch kann man nicht behaupten, daß die großen Einkünfte der Klöster für den Staat ganz verloren sind; denn das meiste Geld kömmt doch in Umlauf. Aber der Vergleich, den der V. zwischen den jährlichen Staatseinkünften und der Anzahl der Einwohner in Spanien, Portugall, Frankreich und in England anstellt, ist doch sehr hieher gehörig und den Regenten bemerkenswürdig; denn ohnstreitig sind die Klöster hauptsächlich Ursache, daß der Vergleich so sehr zum Vortheile Englands ausfällt. Es scheint wahr zu seyn, daß viele Millionen Revenüen und viele hunderttausend Menschen jene drey katholischen Reiche blos durch Abschaffung der geistlichen Orden und durch Verminderung der Einkünfte ihrer Weltgeistlichen jährlich gewinnen würden. Nur des Einzigen zu gedenken, das Königreich Sicilien, ein so gesegnets Land, die ehemalige Kornkammer Roms, giebt nur eine Million Thaler, und das Herzogthum Schlesien, das doch auch noch viele Klöster hat, 4½ Million Thaler jährlicher Einkünfte. Aber in Sicilien, sowohl als in Neapolis, besitzen die Geistlichen fast die Hälfte des Landes, und zwey Drittheile der Ein-

künfte

[illegible] des Reichs. Der V. wünscht eine allmähliche gänzliche Abschaffung der Klöster: dazu möchten wir nicht, aber wohl zu mehrerer Einschränkung derselben rathen.

Pl.

Schauplatz der Künste und Handwerke, verfertigt und gebilligt von der Akademie der Wissenschaften. Mit Anmerkungen herausgegeben von D. G. Schreber. Dreyzehnter Band. Leipz. u. Königsberg 1775. 4.

Dieser Band enthält zweyerley. Erstlich eine Fortsetzung von des Duhamel Beschreibung der Fischereyen, von der wir schon oft geredet haben. Zweytens des Grafen Milly Beschreibung der Porzellankunst. Letztere, die das wichtigste Stück dieses Bandes ist, ist auch unter einem besondern Titel zu haben. Der V. gesteht, daß er die Kunst, so wie er sie hier lehrt, irgendwo in Deutschland erlernt habe. Er ist ausführlich, ordentlich und deutlich; auch sind die Kupfer ganz gut gewählt. — Aber hat er denn die Porzellankunst wirklich gelernt, und hat er sie aufrichtig gelehrt? — Diese Frage würde freylich ein sächsischer Arkanist, falls er reden dürfte und wollte, zuverlässiger als wir beantworten können. Inzwischen glauben wir gute Gründe zu haben, die Frage mit Ja zu beantworten; wenigstens haben wir noch keinen vernünftigern Unterricht, als diesen. — Wir haben in der Anzeige des vorletztern Bandes dem Verleger einen Vorschlag gethan, den er angenommen hat, und dies veranlasset uns jetzt, noch einen zu wagen. Da noch so sehr viele Theile dieses Werkes unübersetzt sind, und da die Akademie die Ausgabe der schon ausgearbeiteten Stücke beschleunigt, wie wäre es, wenn der Verleger noch einen geschickten Uebersetzer aufsuchte, und diesem einige Stücke übertrüge, weil selbst der fleißige Schreber der ganzen Arbeit unmöglich vorkommen kann. Die übrigen Theile werden wegen der vielen und großen Kupfer einen grossen Aufwand verlangen; wäre es nicht möglich, daß der Verleger noch eine Buchhandlung zu diesem Verlage annehme? Unsere Vorschläge haben keinen andern Grund, als weil wir sehnlich wünschen, daß wir bald alle Stücke gut und unverstümmelt übersetzt erhalten möchten.

Bl.

J. F.

J. F. Heynatz Handbuch zu Verfertigung aller Arten von Aufsätzen des gemeinen Lebens. Zweyter Theil, welcher ein ausführliches Rechenbuch enthält. 1777. 8. Berlin bey Weyer. 30½ Bogen.

Nach der ersten Hälfte dieses Titels könnte man die zweyte so verstehen, als wenn hier Vorschriften und Muster zu einem Rechnungsbuche geliefert würden. Es hat aber der Verfasser dienlich erachtet, die Arithmetik als einen zweyten Theil zur Anleitung vom Briefschreiben und andern schriftlichen Aufsätzen anzusehen. Er that es zwar anfangs nicht mit ganzem Ernste. Indessen geschahen Nachfragen, und der Entschluß erfolgte. Die Sache an sich ist so übel nicht ausgedacht. Denn wer erst anfangen muß, das Briefschreiben zu lernen, ist gewöhnlich auch im Rechnen noch zurücke. So schrieb ein Engländer mit gutem Erfolge Romanen, um seinen Predigten Abgang zu verschaffen. Jedoch ohne Rücksicht auf solche Nebendinge, ist des Verf. Rechenbuch an und für sich gut und brauchbar. Es fehlt ihm an Ordnung und Klarheit nicht. Bey den vier Rechnungsarten hält er sich mit Recht am längsten auf, und liefert zur Uebung einen schönen Vorrath von Beyspielen. Unter diesen auch solche, wo er seinen Lesern begreiflich macht, daß nicht alles so schlechthin nach der ganz einfachen Proportion zu- oder abnimmt, wie sie bey den Regeln de tri vorausgesetzt wird. Von den in verschiedenen Ländern sehr verschiedenen Maaßen, Gewichten, Geldsorten ꝛc. findet man hier Verzeichnisse. Die Progressionen, Quadrat- und Cubicwurzeln, sind ebenfalls mitgenommen.

A.

Neue Miscellanien, historischen, politischen, moralischen, auch sonst verschiedenen Innhalts. Drittes Stück. Leipzig bey Jacobäern 1776. 8. 13 B.

Zuerst (in den fortlaufenden Numern XXI.) ein lesenswerther Auszug aus Steller, von der Lebensart, den Sitten und Religionsmeynungen der Kamtschadalen, in den Hauptsachen mit dem übereinstimmend, was schon aus Kraschenninikow davon bekannt ist. II. Ein Paar Staatsreden, nämlich

lich die Anrede des Prinzen von Condé, als Statthalters von Bourgogne, an die Stände dieser Provinz bey wieder eröffneter Versammlung derselben, und die, welche im Namen der niederlausitzischen Stände A. 1769. bey Gelegenheit der Huldigung gehalten worden. III. Eine Uebersetzung des in der neuesten französischen Geschichte nicht unmerkwürdigen Circulars, welches der König bey Gelegenheit der bekannten Unruhen, die über den wirklichen oder eingebildeten? Getraidemangel entstanden, an die Bischöffe seines Reichs ergehen ließ, nebst der demselben beygefügten Instruktion an die Pfarrer, zu Verhütung weiterer Empörungen. IV. **Ode auf Dänemarks Errettung.** Hrn. Cramers bekannte Ode — Ganz so bös hatte es wohl der Graf Struensee nicht im Sinn, als man hieraus schließen sollte. — V. **Von der Gelehrsamkeit.** Viel Wahres gut und ordentlich gesagt, doch nichts Neues. VI. **Von Lavaters *) ungedruckten Aufsätzen.** Sind mit Anmerkungen begleitete Auszüge aus neun noch ungedruckten Aufsätzen, die zum Theil beweisen, zu welchen sonderbaren Behauptungen ein sonst vernünftiger Mann durch ungezähmte Einbildungskraft sich hinreißen lasse. Nur ein Paar Stellen zur Probe: „Bey dem Genusse irrdischer Speise, „welcher nach des Verfassers System das Einsaugen der im „Aether befindlichen Liebesformen, und, weil diese aus Christi „Fibernsysteme herstammen, den Genuß gewisser Theilchen „seines Leibes zur unausbleiblichen Folge hat, sollen wir uns „mit brüderlicher Liebe umfassen, damit nurgedachtes Einsau„gen erwähnter Liebesformen von uns nicht unwürdig oder „zweckwidrig geschehen möge.“ — „Jeder böser Mensch stiftet „unendliches Unheil im Aether durch sein Athemholen, und in „seinem Körper durch den Einfluß seiner Seele auf sein Fi„bernsystem. Aber alles dieses Unheil wird von den mächtigen „**physikalischen Wirkungen der guten Menschen**, und „besonders der **Liebe Jesu**, weit überwogen.“ — „Diese„nigen Spannungen des Fibernsystems, die vom Bösen ent„stehen,

*) Es ist bekannt, (auch aus der deutschen Bibl. XXVIII. 1, S. 306.) daß Hr. Lavater öffentlich und mit Recht über diese Bekanntmachung sich beschweret, und erkläret hat, daß keine einzige Sylbe von diesen Aufsätzen ihm gehöre. Es ist sehr billig, ihm dieses zu glauben, ob sich gleich freylich in vielen von seinen Schriften ähnliche Sätze finden. Man hat in öffentlichen Blättern den bekannten Hrn. Schlettwein als Verf. dieser Aufsätze genannt.

„stehen, sind mit der natürlichen Spannung desselben in be„ständigem Streite. Hingegen diejenigen Spannungen, die „vom Guten entstehen, entsprechen den natürlichen vollkom„men, und gehen daher viel leichter von statten; es kann also „in einer gewissen bestimmten Zeit viel mehr Gutes gedacht, „gewollt und gethan werden, als Böses. Je besser etwas ist, „desto geschwindet geschieht es, und je böser etwas ist, desto „langsamer geht es damit zu. Nun läßt sich leicht schließen, „wie geschwind es mit den Gedanken, Neigungen und Hand„lungen Jesu zugegangen seyn müsse“ u. s. w. Die Anmerkungen des Herausgebers haben übrigens größtentheils unsern Beyfall. VII. Von der Wichtigkeit des Richteramts. Diese Materie wird in drey Abschnitten kurz, aber bündig ausgeführt. Möchten alle Richter, groß und klein, auch insonderheit alle Sachwalter dieses Stück fleißig lesen und fein beherzigen! Zwar enthälts nichts Neues, aber Wahrheiten, zum Theil bittere Wahrheiten, die nicht leicht zu oft eingeschärft werden können, und meistens gut vorgetragen sind. VIII. Fortsetzung der Betrachtungen über den Syrach. Den Anfang kennt man schon aus dem zweyten Stücke. Ganz gute Sachen, obwohl unsers Erachtens nichts Unbekanntes, nichts Hervorstechendes. Der letzte Artikel: Etwas von den Cynikern und der Philosophie überhaupt, macht doch der Belesenheit seines jungen Verfassers Ehre, wenn er gleich nicht ohne Fehler ist — Ueberhaupt gewähret auch dieses dritte Stück der Neuen Miscellanien eine nützliche und ziemlich unterhaltende Lektüre. Lb.

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens aus Wisbaden vom 14 März 1777.

Sie haben doch den seltsamen Ramieres gesehen, vielleicht auch gekannt, der durch Hülfe der Cabbala die Bank hieselbst hat sprengen wollen? Der Mann hat einen Roman von der Herzoginn von Kingston geschrieben, und auch ein Büchlein — so viel ich mich aus den bey seiner Anwesenheit geführten Gesprächen erinnere, und ich müßte mich sehr irren,

wenn ich mich recht erinnere — unter dem Titel geschrieben: Les Bigarures d'un Citoïen de Geneve & ses Conseils republicains, dediés aux Americains; à Philadelphie 1776 (Francfort chés Deiner 1776). Das ganze Ding ist mit der dem Rampieres, der bey aller seiner Thorheit doch einen offenen Kopf besitzt, und hier und da in einem Caffeehause zu Londen eine Anekdote aufgefangen haben mag, eigener Frechheit geschrieben. Aber nun hören Sie einmal an! Eine deutsche Buchhandlung macht eine Uebersetzung davon bekannt, und sie und andere Zeitungen geben den Rousseau als den Verfasser davon an. Das Ding hat mich in der Seele geärgert. Wenn das Wörtchen Geneve auf dem Titel, und der Umstand, daß Rousseau ehedem mit Hume Händel gehabt, und darüber England verlassen hat, nicht Anlaß zum Misverstande gegeben, so kann ich die Ursache davon gar nicht begreifen. Rousseau, den ich bey allen seinen Fehlern und Vorurtheilen so herzlich liebe, sollte am Ende seiner Tage der ehrwürdigsten Nation in Europa und ihrem Könige Hohn sprechen, und auf die Anekdotenjagd ausgehen! Pfuy!

Auszug eines Briefes aus Paris vom 17 Jun. 1777.

Ein Freund vom Herrn Mercier versichert mich glaubwürdig, er werde Lessings Dramaturgie franz. herausgeben. Er stimmt mit den Grundsätzen unsers Freundes gänzlich überein. Er wird die Uebersetzung mit Anmerkungen begleiten, und wird diese schwere Masse, den Liebhabern des Sentenzenspiels an den Kopf werfen, das wir Deutschen nicht für Trauerspiel wollen gelten lassen. Er glaubt sie so niederzuwerfen, daß sie nicht wieder aufstehen können. Glück zu!

Auszug eines Briefes aus Stuttgard vom 25 Junius 1777.

Herr P. Göze giebt im ersten Theile seines Versuchs über die Niedersächsischen Bibeln, hie und da über die Erklärung altdeutscher Wörter seine Stimme. Indem er aber den Uebersetzern „die allergröbste Unwissenheit der lateinischen Sprache" u. dergl. auflastet; möchte er sich in dem nämlichen Augenblicke ebenderselben Sünde, wenigstens

einer mörklichen Unachtsamkeit, schuldig machen. Ich belege mein Urtheil. Die Stelle Ps. 9, 21: heißt nach dem Lateinischen der Vulgata: constitue domine *legislatorem* super eos, in der Augsp. Bibel von 1473 — 75. also: „Herr schicke den träger der ee über sie.“ Sklavisch ist allerdings die Verdeutschung des Worts latorem durch träger; richtig aber die von legis durch ee; νομοθέτην übersetzen die LXX das Ebr. מורה, welches sie wahrscheinlich מוֹרָה gelesen. Wer auch nicht tiefer im Deutschen sieht, als Frisch ihm vorleuchtet: weiß schon, daß das alte Ee so viel als Gesetz heiße. νόμος, lex, werden von den altdeutschen Bibelübersetzern stets ee gegeben. Beweise stehen selbst in Herrn Gözens Versuche S. 13. 14. 18. 20. 21. 35. Wenn z. B. ἐν τῇ ἐννόμῳ ἐκκλησίᾳ Ap. G. 19, 39. in der Vulgata in *legitima* ecclesia übersetzt ist: so verdollmetschet es die Augsp. Bibel: in der eelichen kirchen. Auch die Nürnberger Bibel v. 1483. (gedruckt durch Ant. Koburger) enthält Proben hievon. νομοθέτης z. E. Jak. 4, 12. ist darinn trager der ee übersetzt. Und nun Hr. Göze? „Ein handgreiflicher Beweis der aller„gröbsten Unwissenheit der lateinischen Sprache“ lautet seine Anmerkung bey jener Uebersetzung der Stelle Ps. 9, 21. S. 39. — Et commota sunt superliminaria *cardinum*, Es. 6, 4. heißt in der Augsp. Bibel v. 1473 — 75. vnd die Beystedel der Engel wurden bewegt. Hr. Göze bemerkt hiebey S. 42. „welcher vernünftige Mensch kann begreifen, „was hier der Uebersetzer sagen wollen? er hat es gewiß selbst „nicht gewußt, sondern auf ein Gerathewohl so etwas hinge„schrieben.“ Vielleicht urtheilen manche eben so von dieser Anmerkung; und mit Unrecht? Betrifft sie das Wort Engel: so ist doch das bloße e statt ae in den alten deutschen Büchern nichts Ungewöhnliches; also Engel für Aengel (von Angel, Thürangel, cardo) gesetzt. Geht sie aber die Beystedel an: so wäre vorher die eigentliche Bedeutung dieses Provinzial- oder Lokalwortes auszumachen gewesen, ehe das Verdammnißurtheil über den Uebersetzer gefällt worden. — In eben dieser Bibel ist impietatem Röm. 1, 18. durch gütrigkeit verdeutscht. „Soll wohl heißen ungütigkeit,“ erinnert Hr. Göze S. 43. Und wirklich ist es in der Nürnberger Bibel von 1483. vngütigkeit übersetzt. Vielleicht wäre doch aber gütrigkeit zu retten, wenn man sagte, es sey so viel, als gytigkeit, geytigkeit, welches öfters unerlaubte Begierde, böse Lust, in den älteren deutschen Schriften bezeichnet

Auszug

Auszug eines Schreibens aus Cleve, vom 4ten Julius 1777.

Eine neue Probe, wie unsinnig die Franzosen deutsche Vorfälle in ihrer Erzählung zu verstellen pflegen! Es erscheinet vor wenigen Tagen ein Buch in zwey Bänden, in 12. betitelt: l'Observateur anglois ou Correspondance secrette entre Milord All'eye and Milord All'ear. Es ist zu Paris geschrieben, aber à Londres chez Iohn Adamson, oder eigentlich zu Amsterdam gedruckt. Es enthält Nachrichten von den neuesten französischen Staatsveränderungen, und von den in Paris eben so wichtigen Theaterneuigkeiten, nebst vielen Anecdotes oder Mährchen von den Großen des Hofes, den Theaternymphen und den berühmtesten Stadth**, hin und wieder mit Chronique scandaleuse durchspickt. In diesem Buche sind in Tom. II. S. 226. u. f. die Raisonnemens über Politik, welche man in der Iris antrifft, unter dem Titel: *Cours de Politique à l'usage des Dames allemandes et autres*, ins Französische übersetzt. Der Uebersetzer versichert, „von diesem Aufsatze sey seit kurzem viel gesprochen „worden," — rathen Sie wo? — bey **Madame Geoffrin**. O der Ehre! Es wird noch dazu berichtet, quelques illustres de la Societé hätten ihn aus dem Deutschen übersetzt, „et ont mis *tout le monde* à portée d'en juger," dabey wird versichert, wohlgedachte Geoffrin und ihre illustres, hätten ihn „point trouvé indigne de la peine qu'on avoit „prise." O der Güte und Herablassung!

Nun aber das Beste, nehmlich die Nachricht, welche der Franzose seinen Landsleuten von dem Aufsatze und dessen Verfasser giebt. Ich will Ihnen dieselbe wörtlich übersetzen. Sie zeiget, welche genaue und umständliche Nachrichten die Franzosen von der deutschen Litteratur haben. Wovon wir mitten in Deutschland kein Wort wissen, davon können sie ganz specielle Anekdoten erzählen. Hören Sie an:

„Der Hr. Abt Jacobi, Kanonikus von Düsseldorf, ein „Mann von einer großen **Erudition**, der aber damit „mehr Geschmack verbindet, als **gemeiniglich die Gelehr**„**ten seiner Nation haben**, *) daneben in guten Umstän-

T 3 „den

*) Eine gewöhnliche französische Gentillesse, die die Deutschen schon oft gehört haben, und sie sogar hin und wieder nachsagen sollen.

„der lebet, und die Wissenschaften nur wegen einer besondern
„Neigung zu denselben treibt; war seit langer Zeit von eini-
„gen Damen seiner Vaterstadt gebeten worden, sie in
„den Geheimnissen der Politik zu initiiren, und be-
„sonders sie in den Stand zu setzen, die unausstehliche
„lange Weile nicht zu empfinden, welche ihnen die Lektur
„der tödtenden Zeitungen von allerley Art, verursachte, die
„sie sich nicht entschließen konnten, zu verschlingen.*) Dieser
„liebenswürdige Gelehrte hat ein solches Projekt unterneh-
„men. Entzückt über Fontenellens Gespräche von mehr
„als einer Welt, hat er geglaubt, die Politik sey nicht
„eine trocknere und widrigere Materie als die Astrono-
„mie; und den französischen Autor zum Muster neh-
„mend, hat er angefangen, über die öffentlichen Ange-
„legenheiten ein periodisches Werk Iris betitelt,
„heraus zu geben. Dieser Titel, so niedlich **) wie der Cha-
„rakter des Verfassers, hat ihm den größten Beyfall (vogue)
„unter dem schönen Geschlechte seiner Nation zuwege gebracht.
„Unglücklicher Weise hat er die Materie all zu hell be-
„leuchtet, und verschiedene nordische Höfe haben es
„ihm übel genommen, daß er so frey geredet. Er
„hat sich so verdrießliche Affairen mit denselben gemacht,
„daß er gezwungen worden ist, ein Journal zu abandon-
„niren, welches ihm beständige Vorwürfe und ernst-
„hafte Verdrießlichkeiten zuzog. Seine Iris hat nur
„funfzehn Monate gedauert, vom October 1774
„bis jetzt."

Haben Sie je etwas vortrefflicheres in seiner Art gelesen, als diese Nachricht? Der Mann sollte die histoire de l'Europe schreiben, so genau weiß er alles, so tief dringt er in alles ein! Daß nur kein spanischer oder englischer Legationssekretair diese Nachricht lese! Er wird begierig die politische Iris fodern, er wird nach Düsseldorf eilen, um sich initiiren zu lassen, damit er in den Materien recht helle sehe, worinn ihm bey allen geheimen Depeschen, die er dechiffrirt

*) Devorer. Ich habe diese Phrase à la Thomas, wie alles, ganz wörtlich übersetzt, aber in unserer barbarischen Sprache klingt eine solche tournure wie geschmückter Unsinn. —

**) Qui se ressentoit de l'Amenité du caractere de l'Auteur. Ich habe so wörtlich übersetzt als ich gekonnt habe. Aber die verzweifelte deutsche Sprache wird gleich, sogar im Niedlichen, [illegible], sobald man keine Gallicismen brauchen will.

tirt haben kann, doch noch manches dunkel scheinen mag. Und der grausame Franzose, der die Iris eines gewaltsamen Todes sterben lässet, da doch das rosenwangigte Mädchen, obgleich etwas schwächlich, noch wirklich zu leben vermeint. Die gute Iris ist wahrhaftig so zärtlich, so unschuldig, daß sie nur eines natürlichen Todes sterben kann! —

* * *

Es hat dem Hrn. D. Bahrdt gefallen, im 8ten Stücke der Heidesheimischen litterarischen Korrespondenz bekannt zu machen, daß er unter dem Titel: Sammlung theologischer Nachrichten aus der allgemeinen deutschen Bibliothek, den größten Theil der theologischen Recensionen aus diesem Werke, vom ersten Bande an, wolle nachdrucken lassen. Daß dieses ein sehr unbefugtes Unternehmen sey, wird jedermann, der die ungezweifelten Rechte des litterarischen Eigenthums anerkennt, leicht einsehen. Ich habe die Allgemeine deutsche Bibliothek nicht anders als durch die unbeschreiblichste Mühe und durch ungemein große Kosten, zu Stande gebracht; ich habe den besten Theil meines Lebens auf die Herausgabe dieses Werkes verwendet. Ich überlasse es jedem billig denkendem Manne, ob es recht sey, daß ein Anderer sich die Früchte meiner sauren Mühe zueigne, und ob es einem Doktor der Theologie, einem Aufseher eines philanthropinischen Instituts, anständig sey, sich in die Klasse der Nachdrucker zu stellen, die bisher zu den nichtswürdigsten Leuten sind gezählet worden. Ich kann übrigens das Publikum versichern, daß dieser verstümmelte Nachdruck nicht zu Stande kommen, wenigstens gewiß nicht werde fortgesetzt werden. Ich habe deshalb die dienlichsten Maasregeln ergriffen, und werde es ferner thun. Sollte es für nöthig erachtet werden, die theologischen Recensionen der Allgem. d. Bibl. auszugsweise, oder sonst den theologischen Lesern für einen wohlfeilern Preis in die Hände zu bringen, werde ich selbst dazu die gehörige Anstalt machen. Berlin, den 27sten Jul. 1777.

Friedrich Nicolai.

Beförderungen.

1775.

Hr. Heinaz, bisheriger Lehrer am grauen Kloster in Berlin, ist im Julius dem Hrn. Rector Christgau in Frankfurt an der Oder substituirt worden, nachdem ihm die Universität Halle die Magisterwürde ertheilt hatte. (Hr. Christgau ist nachher im 79sten Jahre seines Alteres verstorben.)

Hr. D. Chr. Ludw. Lieberkühn, bisher. Prof. der Rechte am akadem. Gymnasio zu Stettin, ist zum wirklichen Criminalrath mit Sitz und Stimme bey dem pommerschen Criminalkollegium ernannt worden.

In Tübingen hat des verstorb. Hrn. Schotts philosophische Professur der Hr. Prof. Böck wieder erhalten; der Hr. D. und Prof. Baur das Pädagogiarchat und Rektorat; und der Hr. D. Schott (Sohn des verstorbenen Professors) eine Professur beym Collegio illustri zu Stuttgard.

1776.

Hr. Hof- und Kanzleyrath Rudlof in Hannover hat, neben seinen Stellen beym dortigen Ministerium und in der Justizkanzley, auch das Archivariat über sämmtliche Archive in den hannöverschen Landen erlangt.

Die dritte Stelle der theolog. Fakultät zu Leipzig ist mit Hrn. D. Thalemann besetzt worden.

Hr. Hofrath Medikus in Manheim ist zum wirklichen Regierungsrath von dem Herzog von Zweybrücken bestellet worden.

Hr. Rektor Bergsträßer zu Hanau ist mit Vermehrung seines Gehalts als Professor ernannt worden.

Der bisherige Adjunktus bey der Wittenbergischen philos. Fakultät, Hr. M. Fr. Wilh. Heun, ist zum Kondirektor der Kursächs. Salinen mit dem Charakter eines Kurfürstl. Bergrathes ernannt worden.

Der Hr. Prof. J. J. Griesbach in Halle hat die Stelle eines ordentlichen Prof. der Theologie in Jena erhalten und angenommen.

Hr. D. Konsbruch ist bey der Stuttgardischen Militärakademie zum ordentl. Lehrer der Arzneyg. ernennt worden.

Hr. Joh. Fr. Reichard, welcher durch verschiedene Kompositionen bekannt ist, hat die Stelle eines königl. Kapellmeisters in Berlin erhalten.

Herr

Hr. Seybold, welcher seit einiger Zeit von Jena nach Speyer als Prof. und Rektor der dasigen Schule gekommen, ist von da wieder nach Grünstadt in der Grafschaft Leiningen, in gleichem Charakter abgegangen.

Der bisherige Prof. der griechischen Litteratur am herzogl. Gymnasium zu Mietau, Hr. Koppe, ist als ordentl. Prof. der Gottesgelahrheit auf der Götting. Universität ernannt worden.

Die beyden Doktoren der Arzneygel. Herren Stromeyer und Blumenbach, sind zu außerordentlichen Prof. der Arzneygel. ernannt, letzterer auch als Unteraufseher bey dem Götting. königl. Universitätskabinet, und zugleich als Prosektor bey der Anatomie angesetzet worden.

Hr. geheimder Rath Nettelbladt ist zum Direktor der Hallischen Universität und Ordinarius der Juristenfakultät ernannt worden.

Da Herr Anton von Haen zu Wien, wegen Alters seine Aemter und Lehrstellen niedergeleget; so ist nun die Theorie der Pathologie dem Hrn. Collin dem Jüngern, und die Physiologie dem Hrn. D. Felker zu lehren übertragen worden.

Hr. Rektor Ostertag zu Weilburg hat den Ruf als Professor Eloquentiä am Gymnasio zu Regensburg angenommen.

Nach dem Tode des Hrn. Hofr. Ritters zu Wittenberg, hat Hr. Prof. Schröckh die histor. Profession, Hr. Prof. Boden aber an dessen Stelle die Prof. der Poesie erhalten.

Hr. Prof. Sulzer allhier ist an des verstorbenen Heinius Stelle zum Direktor bey der philos. Classe der Akad. der Wissensch. ernannt worden.

Herr Consistorialrath Herder ist nach Weimar zu der ziemliche Zeit hindurch ledig gewesenen Würde eines Herzogl. Generalsuperint. und Oberhofpredigers berufen worden.

Der bisherige Prof. Iuris Ord. supernumerarius zu Erlangen Hr. D. Carl Fr. Elsasser hat neulich die ordentl. Stelle in der Juristenfakultät, nebst dem damit verknüpften Gehalt und dem Charakter eines Hofraths; Herr M. Aug. Fr. Pfeifer aber das durch die Beförderung des Hrn. Prof. Wiesners zur Superintendur Bayersdorf erledigte ordentliche Lehramt der orienal. Sprachen erhalten.

Hr. D. Karl Fr. Bahrdt hat das Philanthropium zu Marschlins wieder verlassen, und ist als Generalsuperint. Consistorialrath und Pastor Primar. nach Dürkheim an der Hart,

dem Grafen zu Leiningen und Dachsburg-Hartenburg gehörig, abgegangen.

Die vierte ordentliche theologische Lehrstelle auf der Universität zu Leipzig und die Superintendentur, sind durch den Hrn. D. Körner wieder besetzt worden.

Der bisherige Rektor zu Peina, Hr. Johann Wilh. Rau, ist als Gymnasiarche und Prof. der Theologie nach Dortmund berufen worden.

Der Heydelbergische Kanonist Herr Anton Schmidt, hat seine Professur daselbst niedergelegt, und ist in die Dienste des Bischofs von Speyer als geheimer Rath und geheimer Referend. in Kirchensachen getreten.

Der Kayserl. Leibmed. Hr. Anton Stórk ist vor kurzem in den Freyherrnstand erhoben worden, und bekleidet nach dem Tode des Hrn. von Swieten in der medicinischen Facultät die Präsidentenstelle.

Der König von Dännemark hat den durch Schriften rühmlich bekannten Hrn. D. Hensler zu Altona zu seinem Leibarzt mit Justizrathsrang ernannt.

Hr. M. C. L. Gerling, vormaliger Adjunktus der theol. Fakultät und Univers. Prediger zu Göttingen, bisheriger Prediger bey der deutschen Hofkapelle zu London, ist von da nach Rostock, seiner Vaterstadt, zum Prof. Theologiä und Pastor berufen worden.

Hr. Steuerrath Rudlof in Güstrow hat die Stelle eines wirklichen Hofraths und geh. Legationssekretärs zu Schwerin erhalten.

Die theolog. Facultät zu Tübingen hat den Hauptpastor der deutschen Gemeinde zu Stockholm, Hrn. Christoph Wilhelm Lüdeke zum Doktor der Theologie ernannt.

Auf der Universität Heidelberg ist Hr. Pastor und Consistorialrath Michaelis zum evangel. Prof. der Theologie ernannt, und noch eine solche Professur allda zu errichten beschlossen worden.

Hr. M. Hempel zu Leipzig hat eine Professur der Philosophie erhalten.

Dem Hrn. Dohm ist die Professur der Statistik, der Cameral- und Finanzwissenschaften an dem Carolinum zu Cassel aufgetragen worden. Eben dahin hat man auch Hrn. Tiedemann, als Prof. der latein. und griech. Sprache berufen.

Hr. Fresenius ist als wirkl. Hofr. bey der Hochgräfl. Regierung zu Meerholz bestellt worden.

Herr

Hr. Prof. [illegible] zu Leipzig ist ordentl. Lehrer der griechischen Sprache zu Wittenberg geworden.

Hr. Prof. Wenk zu Darmstadt erhielt kürzlich auch daselbst die Stelle des Bibliothekarius.

Hr. Joh. Gottlob Schneider, der sich zeither in Straßburg aufgehalten, ist an des sel. Hrn. Prof. Kobels Stelle zum Prof. Eloquentiae et Philologiae sacrae zu Frf. an der Oder bestellt worden.

Hr. Prof. Schirach zu Helmstädt ist von Sr. R. Kayserlichen Maj. in den Reichsadelstand erhoben worden.

Hr. D. Joh. Bernh. Christoph Eichmann, Jenaischer Hofger. Advokat, ist außerordentl. Lehrer der Rechte zu Jena geworden.

Hr. Prof. Ulrich hat daselbst die ordentl. philos. Lehrstelle erhalten.

Die durch den Abgang des Hrn. Prof. Kiefels nach Speyer erledigte öffentl. Lehrstelle des Staatsrechts auf der Universität zu Würzburg, ist durch Hrn. L. Jakob Hauß wieder besetzt worden.

Hr. Syndikus [illegible] in Zerbst ist zum ordentl. öffentl. Lehrer der Rechte, mit dem Prädikat eines Hofraths, Hr. Koch zum Prof. der Beredsamkeit, Hr. Lobethan zum außerordentlichen Lehrer der Rechte am Akadem. Gymnasio in Zerbst ernannt worden.

Hr. D. Gruner zu Jena hat das Prädikat als Herzogl. Weimarischer Hofrath erhalten.

Hr. Prof. Tetens ist von Bützow mit einem ansehnlichen Gehalt nach Kiel berufen worden.

Hr. Degen ist von Erlangen nach Anspach an das dasige Gymnasium als Lehrer gekommen.

Der hiesige Feldprediger Hr. Joh. Heinr. Campe hat die Stelle eines Prof. und Curators am Dessauischen Philanthropinum angenommen.

Von Sr. Königl. Maj. in Preußen ist der geheim. Tribunalrath Speck in den Adelstand erhoben worden.

Hr. D. Goethe ist geheim. Legationsrath mit Sitz und Stimme im geheimen Rath zu Weimar geworden.

Hr. Lessing ist mit einem Gehalte von 2000 Thlr. als Direktor des Theaters nach Mannheim berufen.

Hr. Prof. Meier in Jena hat mit dem Charakter eines Königl. Justizraths die Profession des Staatsrechts zu Kiel erhalten.

Herr

Herr Adjunktus J. P. H. Müller zu Halle ist nach Büzow zur Prof. der Philosophie berufen worden.

Die durch des sel. Hr. Schuberts Tod erledigte theol. Professur zu Greifsw. ist nun durch den dortigen Prediger Hrn. M. Joh. Brackmann besetzet worden.

Todesfälle.

1775.

Den 9 Jänner starb der Hr. D. und Prof. der Rechtsgel. zu Halle Joh. Heinr. Fricke in der Blüte seiner Jahre. Er hat an der allgemeinen deutschen Bibliothek Theil gehabt.

Den 13 Jänner starb zu Jena im 82 Jahre seines Alters und im 57 seines Lehramts der berühmte Hr. Kirchenrath D. Joh. Georg Walch.

Den 16 Jänner starb zu Halle Hr. Joh. Aug. Grändler, Kupferstecher und Universitätsmechanikus daselbst, auch Mitglied der hiesigen Gesellschaft Naturforschender Freunde, im 66 Jahre seines Alters. Er war ein eifriger Naturforscher.

Den 21 Jänner starb zu Würzburg Hr. D. Joh. Jak. Joseph Sündermahler, bischöfflicher Geheimer Rath, Prof. des Natur- Völker- und Staatsrechts auf dortiger Universität.

Am 18 Juni starb zu Tübingen Hr. D. Christoph Fr. Schott, ordentl. Prof. der praktischen Philosophie, Beredsamkeit, und Dichtkunst, und außerordentl. Prof. der Theologie im 55 Jahre seines Alters.

Am 23 Juni starb alhier der Freyherr Karl Ludwig von Pöllnitz, erster Königl. Preuß. Kammerherr und Mitglied der hies. Königl. Akademie der Wissensch. im 84 Jahre seines Alters. Als Schriftsteller ist er wegen seiner Memoiren, Briefe, und Reisebeschreibung, auch wegen des galanten Sachsens bekannt.

Den 28 Julius verlor die Universität Tübingen am Hrn. D. Heinr. Wilh. Klemm einen ihrer vornehmsten Theologen. Er war Prof. der Theologie, auch Superintendent und Stadtpfarrer, und ist nicht älter als 49 Jahre geworden.

Zu Königsberg in Preußen starb am 30 Julius Hr. D. Dan. Heinr. Arnold, erster Prof. der Theologie, Königl. Preuß. Oberhofpred. und Konsistorialrath, im 69 Jahre seines Alters.

Zu Berlin starb am 8 August Hr. Joh. Philip Heinius, Doktor der Theologie, Rektor emeritus des Joachimthalischen Gymnasiums und Direktor der philosophischen Klasse bey der Akad. der Wissenschaften, im 88 Jahre seines Alters.

Den 16 Aug. starb in Breslau Hr. D. Friedr. Eberh. Rambach, Königl. Pr. Oberkonsistorialrath, der Evangel. Kirchen und Schulen in Schlesien Inspektor, im 67 Jahre seines Alters.

Den 19 Aug. starb zu Frankfurt a. d. Oder Hr. Rudolph Wilh. Zobel, ordentlicher Professor der Philosophie und Beredsamkeit.

Im Aug. starb Hr. D. Joh. Georg Meintel, Prodechant und Stadtpfarrer zu Windspach im Anspachischen, im 80 Jahre seines Alters. Man kennet ihn aus vielen Bibelerklärungen, die seit 1717 bis 1772 von ihm herausgekommen sind.

Zu Ende des Augusts starb der Hr. Hofrath und Archivar, Christian Ernst Hanselmann, in Oehringen.

Hr. Mag. und Diak. Hesse von Frankfurt a. d. Oder, der im Begriff war, die durch des verstorbenen Hrn. Schuberts Tod erledigte Professur der Theologie zu Greifswalde zu übernehmen, ist auf der Reise dahin am 12 September zu Berlin gestorben.

Zu Hannover starb im Oktober der berühmte Vicekanzler, Hr. David Georg Strube, in einem Alter von 81 Jahren.

Den 18 Okt. starb zu Leipzig Hr. D. Christ. August Crusius, erster Professor der Theologie, Meißnischer Kanonikus und Prälat 2c. im 61 Jahre seines Alters.

Den 22 Okt. starb zu Halle Hr. Joh. Tob. Karrach, beyder Rechte Doktor, Königl. Preuß. Geh. Rath, der Universität Direktor und Senior, wie auch der Juristenfakultät Präses ordin. im 74 Jahre seines Alters.

Den 2 Nov. starb der auch als Schriftsteller bekannte Protosyndikus zu Hamburg, Hr. Joh. Klefeker, im 77 Jahre seines Alters.

Den 6 Nov. starb zu Leipzig Hr. Joh. Fried. Bahrdt, der h. Schr. Doktor, zweyter ordentl. Professor der Theologie, der Kirche zu St. Thomas Pastor und Superintendent 2c. im 63 Jahre seines Alters.

Den 1 Dec. starb zu Dresden der Freyherr Thomas v. Fritsch, kursächs. Konferenzminister. Man hat von ihm die Betrachtungen in der Einsamkeit.

Den

Den 3 Dec. starb zu Dresden Hr. D. Jak. Heinr. Born, Kanzler des Domstifts zu Meißen, kurfürstl. sächs. wirkl. Appellationsrath, des Oberhofgerichts und Schöppenstuhls Beysitzer, der Stadt Leipzig ältester Bürgermeister. Er hat verschiedene Schriften herausgegeben.

Den 6 Dec. starb zu Wien Hr. D. Paul Joseph von Riegger, K. K. wirkl. Hofrath, und Prof. des kanon. Rechts auf der dortigen Universität, in einem Alter von 71 Jahren. Man kennt seine juristischen, besonders ins geistl. Recht einschlagenden Schriften.

Noch im Dec. starb zu Stettin Hr. Jul. Fried. von Keffenbrink, königl. preuß. Regierungs- und Konsistorialpräsident. Er ist durch verschiedene Schriften bekannt.

1776.

Hr. Phil. Ludw. Statius Müller, Prof. der Naturgeschichte, auch Pastor Primar. zu Erlangen, starb daselbst am 5 Jänner im 51 Jahre seines Alters.

Zu Göttingen starb am 12 Jänner noch vor dem 50 Jahre seines Alters, Hr. Joh. Philipp Murray, ordentl. Professor der Weltweisheit.

Den 2 Febr. starb zu Braunschweig im 48 Jahre seines Alters, Hr. Christian Günther Rautenberg, erster Prediger an der dortigen Martinikirche. Er hat sich durch seine Predigten, und Uebersetzungen einiger englischen Werke, bekannt gemacht.

Zu Naumburg ist der dasige gelehrte Bürgermeister, Hr. Fr. Gotthilf Freytag, am 12 Febr. im 52 Jahre seines Alters mit Tode abgegangen.

An eben diesem Tage starb zu Altorf Hr. Georg Joh. Ludw. Vogel, der Weltweisheit Mag. und außerordentl. Professor zu Halle, in einem Alter von 34 Jahren.

Im Februar starb zu Hildburghausen Hr. Phil. Ernst Kern, herzogl. sächs. Konsistorialrath, Oberhofprediger, und Generalsuperintendent, im 60 Jahre seines Alters.

Der Rektor des hiesigen Kölnischen Gymnasii, Hr. Georg Gottfr. Küster, der sich um die Geschichte der Mark Brandenburg verdient gemacht, starb in Berlin am 28 März im 81 Jahre seines Alters.

Am 3 April starb zu Erfurt im 64 Jahre seines Alters Hr. Jakob Heinr. von Gerstenberg, Verfasser vieler anonymischer Schriften.

Den

Den 10 April starb zu Königsberg in Preußen Hr. D. Christoph Gottlieb Büttner, ordentl. Prof. der Anatomie, und Samländischer Physikus, im 68 Jahre seines Alters.

Den 18 April starb zu Wien Hr. D. Joh. Heinr. Bocris, k. k. Hofrath, und ordentl. Professor des Staatsrechtes, im 63 Jahre seines Alters.

Zu Jena starb am 24 April Hr. M. Gotth. Hartmann Schramm, außerordentl. Prof. der Philosophie, ein eifriger Anhänger des verstorbnen Crusius, im 54 Jahre seines Alters.

Zu Königsberg starb im April Hr. Joh. Gotth. Lindner, der h. Schrift Doktor, Königl. Preuß. Kirchenrath rc. im 47 Jahre seines Alters.

Den 19 May starb in Berlin Hr. Karl Phil. Brandes, der Arzneygel. Doktor, Prof. der Chymie beym Königl. Kollegio Mediko Chirurgiko, auch Mitglied der Königl. Akad. der Wissenschaften, im 56 Jahre seines Alters.

Den 21 May starb zu Brieg in Schlesien Hr. Kentner, Stadtphysikus und Arzt am Arbeitshause.

Den 1 Juni starb zu Koburg Hr. Erdmann Rudolph Fischer, Fürstl. Sächs. Koburg. Salfeld. Konsistorialrath, Generalsuperintendent, Pastor an der St. Moritzkirche, Prof. primar. der Theol. am Gymnasio Cassimiriano und Scholarch, im 89 Jahre seines Alters. Er hatte seiner Kirche 59 Jahre vorgestanden.

Zu Leipzig starb im Jul. Hr. D. Wendelin Neuhaus, Stadtrichter und Oberaufseher der Stadtbibliothek, in einem Alter von 63 Jahren.

Zu Braunschweig starb den 11 Juli Hr. Joh. Ludw. Oeder, Herzogl. Braunschweig. Kammerrath, im 50 Jahre seines Lebens.

Zu Lingen ist am 24 Juli der durch viele Schriften bekannte Königl. Preuß. Geheime Rath und Regierungspräsident in den Grafschaften Tecklenburg und Lingen, Hr. Joh. Mich. von Loen, im 80 Jahre seines Alters verstorben.

Den 18 August starb Hr. Ludwig Reinhard Binninger, Doktor der Arzneygelahrheit und Physikus der Stadt Buchsweiler und der Grafschaft Hessen-Hanau Lichtenberg, im 35 Jahre seines Alters.

Den 15 Sept. starb Hr. D. Joachim Erdm. Schmidt, Herzogl. Sachsen-Weimar- und Gothaischer Geheimer Justiz- und Hofrath, des Staatsrechtes und der Geschichtkunde ordentl. Professor, im 67 Jahre seines Alters.

Den

Im Nov. starb zu Gotha der Vicepräsident des Oberkonsistoriums, Hr. Emanuel Christoph Klüpfel, im 65 J. seines Alters. Ihm hat man das Daseyn des Gothaischen Hofkalenders und der dortigen gelehrten Zeitungen zu danken.

Litterarische Neuigkeiten.

1775. 10 Nov. hat der Churf. von der Pfalz einen Stiftungsbrief zu einer deutschen Gesellschaft in Manheim gezeichnet — Sie soll 20 ordentliche Mitglieder haben.

* * *

Die Abhandlung des Hrn. von Sonnenfels über die Abschaffung der Tortur ist im Jahr 1776 zu Mayland, ins Italienische übersetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet worden.

* * *

Von Dähnerts Catalogus der Universitätsbibliothek zu Greifswalde ist der zweyte Band von M bis Z. 1776 fertig worden. Das Repertorium wird auch noch versprochen.

* * *

Geßners Tod Abels ist von einem Olivetaner Mönch, P. Georg Bertola, ins Italienische übersetzt, und wird zu Siena, bey den Gebrüdern Pazzini Carli gedruckt.

* * *

Hrn. G. C. Schmuckers chirurgische Wahrnehmungen werden von dem berühmten Hrn. J. B. Sandifort ins Holländische übersetzt. Der erste Theil ist 1776 zu Leiden auf 184 Seiten in gr. 8. gedruckt.

* * *

Des Hrn. Hofr. Model in St. Petersburg Nebenstunden sind unter folgendem Titel ins Französische übersetzt: Recreations physiques, économiques et chymiques trad. de l'allemand par Mr. *Parmentier*, à Paris 2 Voll. 8. 1774.

* * *

Herr von Haller hat ein grosses physiologisches Werk angekündigt. Bekanntlich gab er fast vor 40 Jahren Boerhav's Praelectiones in proprias institutiones heraus; allein, mit so viel Zusätzen und Bereicherungen, daß man es mehr sein, als seines Lehrers Werk nennen kann. Zwanzig

zig Jahre nachher erhielten wir von ihm Elementa Physiologiae. Itzt, wiederum 20 Jahre später, wird er dies neue Werk herausgeben, so umgeändert, daß er einen neuen Titel für nöthig gehalten hat, nämlich: De partium corporis humani praecipuarum fabrica et functionibus libri XXX. Der Vorzug desselben vor jenen Werken ist: ordentlichere Zusammenstellung zusammengehöriger Materien; Benutzung der neuern Entdeckungen der berühmten Anatomiker in England, Holland, Frankreich, Italien, Deutschland, Schweden; seine eigenen seit 1757 angestellten Experimente, und Beobachtungen; Ausmerzung mancher Hypothese, aufrichtiges Bekenntniß bey jeder gebliebenen, daß sie nur Hypothese sey; auf einer Seite große Verkürzungen, auf der andern mannichfache Zusätze, obgleich die Ordnung im Ganzen dieselbe bleibt; Weglassung des Catalogi librorum (desto besser, da wir vom Verfasser die bibliothecam anatomicam haben); Hinzufügung eines Indicis von geschickter Hand; Reinigung von Druckfehlern, da der Vefrasser es unter seinen Augen drucken läßt, und die Korrektur selbst übernimmt. Im Julius 1777 wird die erste Hälfte des Werks erscheinen, im selben Monat 1778 die zweyte Hälfte; zu Bern bey der typographischen Gesellschaft, in 8vo; welche Ausgabe der Verfasser in seiner Ankündigung für die einzige wahre erklärt.

* * *

Zu Nürnberg ist angekündigt ein unter folgendem Titel herauszugebendes Buch: **Deduktions-Bibliothek von Deutschland nebst dazu gehörigen Nachrichten.** Da diejenigen Schriften, die unter dem allgemeinen Namen Deduktionen begriffen werden, oft den Freunden deutscher Rechtsgelehrsamkeit und Geschichte verborgen bleiben; ja von manchen das Publikum außer Regenspurg, Wetzlar, und Wien, nicht einmal ihre Existenz und ihre Titel erfährt; da nur 2 Bibliotheken in Deutschland sind, die starke Sammlungen davon aufzuweisen haben, die Göttinger und Dresdner; da Lünigs Bibliotheca Deductionum 1717, selbst noch nach Jenichens Verbesserung und Fortsetzung (1745, 4 Theile, 8.) Lücken hat, vornämlich aber die seit 1744 herausgekommenen Deduktionen bey weitem an Menge die beym Lünig und Jenichen verzeichneten übertreffen; so will man diesen Bedürfnissen durch dis angekündigte Werk abhelfen. Es soll enthalten: 1) nach Klassen geordnetes Ver-

Verzeichniß aller Deduktionen eines Reichsstandes, Person, Orts, oder Materie. 2) alle seit 1775 bekannt gewordene Deduktionen. 3) Anzeige der vornehmsten Deduktionssammlungen. 4) Nachricht von sowohl gestorbnen als noch lebenden Deduktionsschriftstellern. 5) vermischte Nachrichten, u. s. w. Es soll in einigen Bänden, jeder von 2 Alphabet, enge gedruckt, in 8, erscheinen; der zweyte und folgende Bände sollen Supplemente des ersten enthalten. — Die Ankündigung enthält zugleich Anfrage an Kenner wegen ihres Urtheils über diesen Plan; und Bitte an alle Gelehrte, die dazu im Stande sind, um Beyträge, gegen Erkenntlichkeit. Man schickt die Briefe an die **Martin Jakob Bauersche Buchhandlung in Nürnberg.**

* * *

Die **Breitkopfische Buchhandlung in Leipzig** hat ein **Künstlerlexikon** angekündigt. Der Verf. ist der Herr von **Heineke**, von dem man die Idée générale d'une Collection complette d'Estampes (1771) hat, wovon dies Künstlerlexikon eigentlich die Fortsetzung seyn wird. Er versteht unter **Künstler** alle diejenigen, welche **in Kupfer** gestochen haben, und nach deren Arbeiten Kupferstiche gemacht worden sind, also Maler, Bildhauer, Baumeister, Holzschneider, Kupferstecher, Liebhaber, kurz alle, von denen man dergleichen Stücke aufzuweisen hat. Er giebt nach alphabetischer Ordnung ihre Namen, und ein Verzeichniß ihrer Werke an. Dies Werk wird, wie die Idée générale, in gr. 8. auf gut Papier gedruckt, und mit einem Titelkupfer von Hrn. **Berger**, nach Hrn. **Chodowieckis** Zeichnung, gezieret werden. Der erste Band, der den Buchstaben A enthält, (worinn man auch die Werke des **Marcus Antonius** und **Augustins von Venedig** finden wird, weil diese Meister mehr unter diesen, als unter den Namen Raimondi und de Musis bekannt sind), erscheint in der Michaelismesse 1777.

Druckfehler.

II. Anhang der Bibliothek I. Abbtheilung.

S. 452. Z. 4. v. u. Sessum lies Sessuri.

II. Anhang der Bibliothek II. Abtheilung.

S. 726. Z. 6. v. E. Hrn. Vallin l. Georg Wallin. S. 727. Z. 5.

Z. 5. Danigers l. Danzigers. S. 729. Z. 5. Jwe Merwan l. Ibn Merwan. Z. 17. iussu l iussi. S. 730. Z. 10. v. E. τῷ ἀδυνάτῳ l. τῷ ἀδυνάτῳ. S. 733. Z. 7. muß ihn durchstrichen werden. Z. 26. in Unordnung l. ist die gröste Unordnung. S. 735. Z. 22. infetus Athenienfium l. infestus Atheniensium. Z. 24. non ita multum dissimilem l. non ita multum nostrae dissimilem. S. 823. Z. 28. Dschelaleddia l. Dschelaleddin. S. 834. Z. 18. Ko l. Ks. Z. 21. Stadthalter l. Statthalter. S. 838. in der letzten Zeile am Ende ist liest hinzuzusetzen. S. 840. Z. 11. l. اكسكن. S. 841. Z. 20. sehr gute l. sechs gute. S. 846. Z. 2. l. امثال. Z. 7. l. الشقلة.

XXVIII. Bandes I. Stück.

S. 53. Z. 6. v. E. Dauskurmate l. Dauzkurmati. S. 54. Z. 9. v. E. Kellecke l. Kellecks. S. 56. Z. 1. Diarbeck l. Diarbekyr. Z. 3. und l. und noch. S. 57. Z. 18. Sephur l. Sechur.

XXIX. Bandes I. Stück.

S. 227. Z. 21. statt Radlubeck lies Radlubeck.

XXX. Bandes I. Stück.

S. 303. Z. 5. Keralis lies Keralio.

XXX. Bandes II. Stück.

S. 446. Z. 3. v. u. seiner l. seinen. S. 447. Z. 24 Dogme l. Dogmen. S. 448. Tilemann Heshusius l. Johann Tiemann (Pred. in Ostfriesland). S. 450. Averrhöes l. Averrhoes. S. 453. Z. 25. Mehrers l. Mehreres. Z. 30. sonderbar genug l. sonderbar genug ist. S. 456. Z. 22. hingegen l. hiergegen. S. 458. Z. 12. Fälle l. Fülle. Auch sind die Häkchen „ erst Z. 13. vor wenn zu setzen. S. 458. Z. 24. Einschiebsal l. Einschiebsel. S. 463. Z. 12. original Predigten l. originale Predigten. S. 470. Z. 14. schlechte l. schlichte. Z. 20. Leizig l. Leipzig. Z. 20. A. Fr. l. Prof. A. Fr. Z. 26. ist sie wegzustreichen. S. 473. Z. 4. ist nach Ausdrucks ein Colon zu setzen statt des Punkts. Z. 10. erwegen l. anregen. Z. 21. unwankelbaren — Zweck, l. — unwankelbaren Zweck. S. 474. Z. 11. mehrmaln l. mehrmale. S. 570. Z. 1. hanc l. hunc. S. 571. Z. 14. aus einem Schriftsteller l. aus einem alten Schriftsteller. Z. 7. v. E. ich fande l. ich finde. S. 575. Z. 19. David von Royen l. Adrian von Royen. S. 576. Z. 22. des jungen Burmanns l. des jüngern Burmanns. S. 577. Z. 8. Denn Schultens hatte ihm, wie ich mich erinnere von Reisken selbst gehört zu haben, versprochen, den ältern Luzac zum Verlage von Abulfedä Annalen, mit

Reiskens Uebersetzung und kritischem und historischem Kommentar, zu bewegen; und würde vielleicht ihm durch seine Empfehlung ein Lehramt auf einer holländischen Universität verschafft haben, wenn ihn Reiske sich nicht zum Feinde gemacht hätte. Die Worte sagen etwas Unrichtiges, das ich schon vor dem Abdruck zu ändern gebeten hatte. Es muß heißen: Denn Schultens hatte, wie ich mich erinnere von Reisken selbst gehört zu haben, den Buchhändler Elias Luzac dahin bewogen, daß er den Verlag von Abulfedä Annalen, mit Reiskens lateinischer Uebersetzung und kritischem und historischem Kommentar, übernahm, wovon schon eine Ankündigung in den Act. Erud. 1749. S. 536. befindlich ist; und Schultens war Willens, durch seine Empfehlung, Reisken ein Lehramt auf einer holländischen Universität zu verschaffen: beydes unterblieb, weil ihn Reiske sich durch die erwähnten Recensionen zum Feinde gemacht hatte. S. 578. Z. 30. eine Geschichte des Priesterthums unter den Arabern, von Mohammed und andre, l. eine Geschichte des Christenthums unter den Arabern vor Mohammed, und andre. S. 579. in der Note Z. 2. ist R. auszustreichen, und Z. 4. einen, und die Worte in Verbindung zu lesen: Ibn Schechnah Auszug und Fortsetzung der Abulfedischen Geschichte. Z. 7. prosischen Geschichtschreiber l. persischen Geschichtschreiber. Z. 18. etymologisches historisches l. etymologischhistorisches. Z. 4. v. E. Zadelmosafer, ein medicinisches Werk, wovon ich hier noch anmerken will, daß es lateinisch von Konstantinus Afrikanus übersetzt schon gedruckt ist, und Reiske davon in der Vorrede zu Steph. Bernards Ausgabe des Synesius de febribus und in den Act. Erud. 1750. S. 590. Nachricht gegeben. l. Z. arabischer Aerzte l. berühmter Aerzte. S. 580. Z. 21. Klangs l. Klänge. S. 581. Z. 9. mit גמל. Weil die arabischen Lettern gefehlt haben, mußte es heißen: mit dem arabischen גמל. S. 582. mit חחח, l. mit dem arabischen חחי. Z. 4. חחי l. חחי (حثي). Z. 23. καύκημα l. καύχημα. Z. 33. Aere l. Acre. Z. 6. I Theil l. XI. Theil. S. 603. Selstadt l. Schlettstadt.

XXXI. Bandes I. Stück.

S. 122. Z. 6. v. u. von Schrift- und Schuldogmen l. von Schrifterklärungen, von Schuldogmen.

XXXI. Bandes II. Stück.

S. 336. Z. 25. Corsica l. Sardinien. S. 341. Z. 9. v. u. ist folgendes ausgelassen: „S. 107. des Theophrast Buch de vertigine hat der vortreffliche Baillou mit einem eignen Commentar erläutert.“ S. 435. Z. 10. Bestimmung l. Stimmung.



Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des zwey und dreyßigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Röm. Kayserlichen, Königl. Preußischen und Churfürstl. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai. 1777.

Das Römisch-Kayserliche allergnädigste Privilegium wird dem nächsten Stück der allgemeinen deutschen Bibliothek in extenso eingerückt werden.

Verzeichniß

der in des zwey und dreyßigsten Bandes zweytem Stücke recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

)(— Frag

D. J.

D. von

4. Schöne Wissenschaften.

5. Mathematik.

Bio-

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

12. Gelehrte Geschichte.

13. Deutsche Sprachlehre.

14. Er-

14. Erziehungsschriften.

15. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

16. Kriegswissenschaft.

17. Haushaltungswissenschaft.

III.

Xenophons vier Bücher Sokratischer Denkwürdigkeiten, aus dem Griechischen übersetzt, und mit historischen und kritischen Anmerkungen erläutert von Johann Michael Heinze. Weimar, bey Hofmann. 1777. 1 Alphabet 2 Bogen 8.

Bey einem so guten Uebersetzer, als Herr Dir. Heinze ist, und bey der Uebersetzung einer der angenehmsten und lehrreichsten Schriften des Alterthums, dürfen wir uns wohl etwas länger, als bey gewöhnlichen Uebersetzerarbeiten, verweilen, und uns in eine umständlichere Beurtheilung einlassen. Das Werk des Xenophon verdiente unstreitig unsern Deutschen bekannter zu werden, da wir nur eine ältere, und aus dem Französischen des Charpentier gemachte Uebersetzung von Chr. Thomasius besitzen, deren Hr. H. nirgends gedacht hat, und die wir auch nur aus den Nachrichten Anderer kennen: es enthält bekanntermaaßen die vernünftigste Theologie und Moral, so weit sie ein Heyde erkennen konnte, auf die simpelste und faßlichste Art vorgetragen. Denn Xenophon wollte den Atheniensern, die den Sokrates unverdienter Weise hatten hinrichten lassen, zur Ehrenrettung seiner Freunde zeigen, was dieser eigentlich gelehret hätte, und wie er seine Schüler zu nützlichen Bürgern in allerley Ständen, auch im Kriegs- und Regentenstande, erzogen. Wenn unsere Zeiten noch der Meynung des Sokrates sind, und seyn müssen, daß Religion und Tugend allen gu-

ten Bürgern gleich nützlich und nothwendig seyn; so hat Hr. H. ihnen mit dieser Uebersetzung kein unangenehmes Geschenk gemacht, in der er die leichte ungeschmückte Schreibart des Griechen meistens sehr glücklich in unsere Sprache übertragen hat. Wir sagen nur unsere Meynung überhaupt: daß Hr. H. das alte reine kernhafte Deutsch liebt, und den Ausdruck in seiner Gewalt hat, und keinen Fleiß sparet, getreu und verständig zu übersetzen; aber daß er auch bisweilen schleppend und fast im Deduktionsstyl übersetzt, und überdies noch einige Eigenheiten der Orthographie hat, ist schon aus andern ähnlichen Arbeiten desselben bekannt; und so haben wir noch die Uebersetzung, die wir ankündigen, befunden: nur scheint er uns des Griechischen nicht ganz so kundig zu seyn, als des Lateinischen in seinen ältern Uebersetzungen. Wir sind zuerst vier Kapitel durchgegangen, und wollen, was wir uns darüber aufgemerkt haben, hersetzen, und alsdenn noch über einige andere Stellen etwas anmerken.

Zu einer Probe der Uebersetzung wollen wir hier gleich den leichten kunstlosen Anfang des Xenophontischen Buchs, den schon einige Alte als ein Muster des Natürlichen, gepriesen haben, abschreiben. „Mich hats oft gewundert, durch welche Beweise sich doch die Athenienser von den Verklägern des Sokrates überreden lassen, daß er ein Staatsverbrecher und des Todes schuldig wäre. (Kürzer und besser, wie die griechischen Worte lauten: daß er an der Stadt den Tod verschuldet hätte.) Die Anklage wider ihn war ohngefähr folgende: Sokrates ist ein Verbrecher, weil er die Götter, welche der Staat dafür ehret, nicht erkennet, sondern neue Gottheiten aufbringt: auch ist er ein Verbrecher, weil er die Jugend ver-

führt.

führt. Was das erste betrifft, (Nun zuerst,) daß er die Götter nicht erkannt habe, die der Staat dafür ehrte, so möchte ich (doch) wissen, womit sie solches beschöniget hätten, (hätten erweisen wollen). Denn daß er geopfert habe, ist bekannt; und das oft zu Hause, oft auf den öffentlichen Altären der Stadt, und so ferner.

S. 5. wo Xenophon vom Genius des Sokrates redet, schreibt er: „Wer wird nun nicht gestehen müssen, daß Sokrates sich den Seinigen weder als einen Thoren, noch als einen Lügner (vielmehr Betrüger, ἀλαζόνα) habe zeigen wollen. Sie würden ihn aber für beydes (Hr. H. schreibt, wie bekannt, immer vor: wir behalten hier und anderswo, wo er förchten, dörfen, wider für wieder schreibt, die Orthographie, an die wir einmal gewöhnt sind,) gehalten haben, wenn er etwas, als von Gott geoffenbaret, voraus verkündigt hätte, welches falsch befunden worden." Richtiger hieße es: und es nachher wäre falsch befunden worden. Denn im Griechischen heißts: εἰ προαγορεύων ὡς ὑπὸ θεοῦ φαινόμενα, ἔπειτα ψευδόμενος ἐφαίνετο, wie Reiske sehr sinnreich verbesserte; oder καὶ ist in derselben Bedeutung zu nehmen. S. 6. „Uebrigens gab er seinen Freunden auch die Regel: Was nothwendig wäre, das rieth er ihnen, nach eigner Einsicht, auf das Beste zu machen; wo man aber nicht wußte, wie etwas ausfallen möchte, da verwies er sie an das Orakel, ob sie es thun sollten." Bey dieser Stelle merkt Hr. H. an, die Worte seyn unverständlich, und entweder nach ἐποίει fehle etwas, oder das Wort selber sey falsch. Er folgt auch, mit Ernestin, Leunklaus Randverbesserung, ἐνόμιζον für ἐνόμιζεν. Unsers Erachtens ist hier alles richtig, und ἐνόμιζεν beyzubehalten. „Uebrigens

brigens, sagt Xenophon, verhielt Sokrates (bey diesen Anzeigen, die seiner Meynung nach ihm die Götter gaben,) sich gegen seine Freunde so, daß, wenn etwas nothwendig schien, er ihnen allemal rieth, es so zu machen, wie ers selbst fürs Beste hielt; wo man hingegen nicht vorhersehen konnte, wie etwas ausfallen möchte, da hieß er sie das Orakel fragen, ob sie es thun sollten." Gleich darauf würden wir nicht οἰκήσειν für die Ernestische Vermuthung οἰκίσειν verworfen, sondern übersetzt haben: „Wer in Verwaltung eines Hauses, oder im Regimente einer Stadt glücklich seyn wollte."

S. 11. „Manche (Wahnwitzige) hieltens für keine Schande, alles vor dem Volke zu reden und zu thun: andre möchten vor großer Ehrbarkeit gar nicht unter die Leute gehen." Den Zusatz, vor großer Ehrbarkeit, hat Xenophon nicht, und wir entbehren ihn gern: „andere scheueten sich unter die Leute zu gehen, S. 12. „Andere bezeugten jedwedem Steine oder Pfahle, der ihnen aufstieße, ihre Verehrung." Hier fehlen die Worte καὶ θηρία, die der Uebersetzer vielleicht ausstreichen zu dürfen glaubte, ob er gleich nichts angemerkt hat; aber auch Bessarion hat sie: „Andere beteten jedweden Stein, oder Pfahl, der ihnen aufstieße, auch wohl Thiere an." Der gleich folgende Ausdruck: „Manche Forscher der allgemeinen Natur," gefällt uns nicht: wir würden gesetzt haben: „Manche auch, die sich um die Natur aller Dinge bekümmerten, hielten alles in der Welt für ein einziges Wesen; andere hingegen nähmen eine unendliche Menge von Dingen an."

S. 13. „Andere, es entstünde nichts, und nichts vergienge auch wieder." Besser: „Andere, es sey nichts entstanden, und werde auch nie etwas vergehen;" denn

ohne

ohne Grund hat Hr. Ernesti ἀπολῶσθαι verworfen. S. 14. „und andere Sachen mehr, welche diejenigen wissen, die man für ehrliebende und rechtschaffene Männer hält; dahingegen die Unwissenden mit Recht niederträchtige und sklavische Menschen heißen.“ Es sollte heißen: „und andere dergleichen Dinge mehr; und er hielt diejenigen, die solche Sachen wußten, für edeldenkende und gute Männer; dahingegen diejenigen, die sie nicht kenneten, mit Recht sklavische Seelen hießen.“ Ebendaselbst. „Nun wundert michs nicht, daß die Richter in solchen Sachen, wovon ihnen seine Gedanken unbekannt gewesen, falsch geurtheilt: aber das ist zu verwundern, daß sie auf dasjenige, was jedermann bekannt seyn muste, nicht gerechnet haben.“ Nach dem gedruckten Texte richtig! Aber dürfen wir nicht Frageweise, und mit Einrückung des Verneinungsworts, ὁ θαυμαστὸν, εἰ μὴ τούτων ἐνεθυμήθησαν; lesen? „Daß nun die Richter in solchen Sachen, worüber seine Gedanken nicht bekannt waren, falsch geurtheilet, ist kein Wunder; allein daß sie auf das, was jedermann bekannt war, nicht geachtet haben, ist das nicht zu verwundern?“ In der Uebersetzung des unmittelbar Folgenden ist Herr H. nicht glücklich gewesen: „Denn als er einst, heißt es hier, Senator war, und er den Senatoren-Eid geschworen hatte, welcher ausdrücklich enthielt, daß er sein Amt nach den Gesetzen verwalten wollte, muste er eine Versammlung des Volks halten: da denn das Volk verlangte, daß Sokrates, gegen die Gesetze neun Generale, nämlich den Thrasylus und Erasinides mit ihren Kollegen, zusammen durch eine Stimme zum Tode verurtheilen ließe. Doch Sokrates wollte durchaus nicht votiren lassen, so sehr auch das Volk lermte, und viele der Mächtigen ihm

drohten: sondern bewahrte viel lieber seinen Eid, als daß er dem Volke wider die Gerechtigkeit gefällig gewesen, oder sich an die Drohungen der Großen gekehrt hätte." Wie matt und schleppend! Im Griechischen ist nur Eine Periode, und wir dürfen sie im Deutschen nicht trennen. „Denn als er einst Senator war, und den Senatoreyd geschworen hatte, daß er nach den Gesetzen sein Amt verwalten wollte, und er nun eben an dem Tage den Vorsitz hatte, als das Volk, gegen die Gesetze, die neun Feldherren, den Thrasylus, Erasinides und ihre Kollegen, durch Eine Stimme zum Tode verurtheilen wollte: da weigerte er sich, die Stimmen sammlen zu lassen, wie sehr auch das Volk lermte, und viele Mächtige ihm drohten: aber er wollte lieber seinen Eyd halten, als in eine Ungerechtigkeit des Volks willigen, und auf Drohungen achten." Die Geschichte der Hinrichtung dieser atheniensischen Generale erzählt die Note nicht vollständig und richtig genug: das Volk drang auf ihre Verdammung, weil sie, nach der über die Lacedämonier gewonnenen Seeschlacht bey den Arginusischen Inseln, die Leichname der Gebliebenen nicht aus dem Wasser gerettet und begraben hatten, daran sie aber durch einen Sturm waren gehindert worden.

S. 20, Kap. II. „Seine Schüler machte er nicht geldgierig. Vielmehr hielt er sie davon, wie von andern Begierden, zurück." Dies sagt nicht eigentlich das Griechische, sondern: „Seine Schüler machte er nicht geldgierig; denn er hielt sie auch von andern Begierden zurück." Weiter: „und nahm von denen, die sich zu ihm hielten, (die Gefallen an seinem Umgange funden,) selber kein Geld: wie er denn glaubte, daß er dadurch seine Freyheit bewahrete." Hier lieset der Uebersetzer, wie Leunklau, ἀπεχόμε-

νυς, welche Vermuthung doch Hr. D. Ernesti selbst in der neuesten Ausgabe verworfen, und die ehemalige Note weggestrichen hat. Ohne Zweifel ist ἀπεχομένυς richtig: „denn diejenigen, glaubte er, die kein Geld nähmen, erhielten ihre Freyheit.“

S. 21. „Daß diejenigen von seiner Gesellschaft, die sich seine Meynungen gefallen ließen, in ihrem ganzen Leben seine und anderer Menschen redliche Freunde bleiben würden.“ So wills der gedruckte Text; aber ist nicht ἑαυτῷ τε καὶ ἀλλήλοις für ἄλλοις zu lesen? „Daß diejenigen von seiner Gesellschaft, die das, welches er selbst gut befunden hätte, annähmen, gegen ihn und gegen einander rechtschaffene Freunde bleiben würden.“ So übersetzt Bessarion; ad totam vsque vitam bonos amicos ipsi, atque inuicem sibi esse futuros. Bald hernach, wo Sokrates es für thöricht soll erklärt haben, daß die Regenten durch Bohnen, oder durch das Loos, erwählet würden, hätte können von der verschiedenen Art, wie bey den Atheniensern zu verschiedenen Zeiten die Magistratspersonen gewählet worden, etwas angemerkt, und erinnert werden, daß Sokrates die Form der Republik, die zur Zeit Solons war, wieder eingeführt zu sehen gewünscht habe, da die Archonten nur aus den edelsten und reichsten Bürgern von dem Volke gewählt wurden.

S. 24. „Sie hätten beyde ohne Bedenken den Tod erwählet,“ sagt zu viel; denn das Original sagt nur: „sie hätten beyde lieber den Tod erwählet.“ Auch das Folgende, „doch sie sind aus ihren Thaten offenbar geworden,“ sagt nicht eben das, was das griechische: δήλω δ᾽ ἐγενέσθην, (nämlich ὕτω νομίζοντες) ἐξ ὧν ἐπραξάτην; „Diese ihre Gesinnungen hat man nachher aus ihren Thaten erkannt.“

S. 25. σωφρονεῖν ist nicht Bescheidenheit, sondern Enthaltsamkeit. „Ich habe nichts dagegen; aber das sehe ich, daß alle Lehrer sich ihren Schülern zeigen, wie sie selber das, was sie lehren, zu machen pflegen, und dann dieselben auch mit Worten dazu anmahnen.“ Wir wundern uns, daß dem Ueb. die Hindenburgische Vermuthung αὐτὰς, die auch Hr. Ernesti in der neuesten Ausgabe aufgenommen, hat gefallen können; nach unsrer Einsicht giebt αὐτὸς δεικνύντας einen weit bessern Sinn: „Ich sehe aber, daß alle Lehrer ihren Schülern sowohl zeigen, wie sie selbst das ins Werk richten, was sie Andre lehren, als auch durch ihre Reden sie dazu antreiben.“ S. 28. misfällt uns der Ausdruck:“ Alcibiades, der seiner Schönheit halben das Ziel vieler vornehmen Damen war.“ Wir hätten geschrieben: „der seiner Schönheit halben von vielen und angesehenen Damen gesucht ward,“ θηρώμενος.

S. 33. ist eine Stelle offenbar ganz falsch übersetzt, welches uns um so mehr Wunder nimmt, da der Kontext augenscheinlich zuwider ist, und schon Hr. Moses im Charakter des Sokrates eine bessere Uebersetzung gegeben hatte. „O ja, das darfst du, sprach Charikles; und Kritias setzte hinzu: die, von welchen du dich erhalten sollst, das sind die Sattler, die Zimmerleute und die Schmiede. Denn ich glaube, daß die deines Geschwätzes ganz überdrüßig sind, womit du sie betäubest. So werde ich mich also auch der Folgerungen daraus zu enthalten haben, von der Gerechtigkeit, der Frömmigkeit und deren Gegentheil.“ Wie übel zusammenhängend, obschon auch Bessarion so übersetzt. Ohne Zweifel ist der Sinn dieser: O ja, sagte Charikles, und Kritias fügte hinzu: aber enthalte dich ja künftig deiner Rie-

menschneider, Zimmerleute, und Schmiede; (der Beyspiele und Gleichnisse nämlich, die du daher nimmst,) denn die hast du, denke ich, weil du immer sie im Munde führest, schon ganz abgenutzt. So soll ich mich denn auch, versetzte Sokrates, der Folgerungen daraus enthalten, von der Gerechtigkeit, der Frömmigkeit, und was dem entgegengesetzt ist?" Eben so falsch ist folgendes: „O ja, sprach Charikles, und auch der Kuhhirten: wo nicht, so nimm dich in Acht, daß deine Kühe nicht auch weniger werden." In der Note wird dieses durch: daß wir dich nicht um dein Geld strafen, erklärt; denn die Doppeldrachmen der Athenienser, sagt er, hatten das Bild einer Kuh, und hießen auch βȣ̃ς, Kühe. Aber Hr. Moses hatte schon richtiger übersetzt: „Ganz recht! antwortete Charikles, und vor allen Dingen auch der Rinderhirten. Merke dir das! oder ich befürchte, du wirst auch die Heerde kleiner machen."

S. 37. „Das denke ich auch, sprach Perikles, und nehme mein Wort wieder zurück, daß dasjenige, was ein Tyrann ohne Ueberredung befiehlt, ein Gesetz sey." Es muß heißen: „So denke ich auch, sagte Perikles; denn ich leugne, (ἀνατίθεμαι) daß, was ein Regent ohne Ueberredung befiehlt, ein Gesetz sey." Denn τύραννος ist nicht ein regierender Tyrann, wie Hr. H. übersetzt, sondern ein Souverain. Unrecht übersetzt er auch, ὧνπερ ἕνεκεν καὶ Σωκράτει προσῆλθον: „weswegen sie auch noch wohl zum Sokrates kamen." Kontext und Sprachgebrauch fodern: „sondern nun trieben sie bürgerliche Geschäfte, welche zu erlernen, sie auch zum Sokrates gekommen waren." Der Aoristus der Griechen hat oft die Bedeutung des Plusquamperfects. Auch sind wir nicht der Meynung, daß nach ταῦτα λέγοντα etwas fehle.

S. 56. Kap. III. „Seine Seele und seinen Leib hatte er zu einer solchen Lebensart gewöhnet, bey welcher er, wenn nicht Gott etwas Widriges verhängte, allezeit getrost und sicher seyn konnte, nie durch einen zu großen Aufwand in Verlegenheit zu kommen.“ Xenophon sagt: „bey welcher allezeit Jemand, wenn Gott nicht etwas Widriges verhängt, getrost und ruhig leben kann, und keines großen Aufwandes bedarf.“ Bald nachher: „Er nahm nur so viel Speise, als er mit Wohlschmack genoß; und dazu kam er so vorbereitet, daß ihm der Hunger anstatt der Zukost diente.“ Vielmehr: „daß ihm der Hunger statt der Würze diente.“ Noch eine Stelle über die Erhaltung der Gesundheit durch Mäßigkeit wollen wir verbessern, ohne des Ueb. Worte anzuführen: „Gieng einst Sokrates auf eine Einladung zu Gaste, so vermied er mit leichter Mühe, was den meisten so schwer ist, die Uebermaaße im Essen (ὑπὲρ τὸν καιρὸν supra modum, nicht ὑπὲρ τὸν κόρον, wie Hr. Ernesti in der neuesten Ausgabe zweymal hat drucken lassen.) Die das nicht thun konnten, denen rieth er sich vor solchen Speisen und Getränken zu hüten, die man auch ohne Hunger zu essen, und ohne Durst zu trinken, leicht verleitet wird.“

S. 54. Kurz, ich rathe dir, Xenophon, wenn du einen schönen Knaben siehst, daß du dich in aller Geschwindigkeit entfernest,“ drückt allzu schwach das φεύγειν τετροτροχάδην aus. Warum denn nicht: „daß du in aller Eile davon laufest?“ Beyläufig erinnern wir, daß diese Stelle, wie so viele andere im Xenophon, deutlich des Sokrates Gesinnungen in diesem Stücke zeigen, und daß allerdings, nach den klärsten Zeugnissen seiner glaubwürdigsten Zeitgenossen, die schlimmste Anklage seiner Feinde, als ob er die

Jugend

Jugend verführt habe, die Hr. v. Haller, wie der Uebers. in der Vorrede sagt, in einigen bekannten Versen, die er noch immer nur seiner Hochachtung gegen den sel. Geßner will aufgeopfert haben, erneuert hat, ungegründet gewesen. Sokrates selbst, sagt Xenophon, war in diesem Punkte so fest verwahret, daß er sich mit leichterer Mühe der schönsten Knaben enthielt, als Andre der häßlichsten. Aber was er hier, nachdem er von der Knabenliebe gewarnet hat, hinzufügt, daß diejenigen, welche den Trieben der Liebe zu widerstehen zu schwach wären, sie auf eine solche Art befriedigen sollten, die die Seele nicht anders reizte, als wenn der Leib ihrer bedürfte, und im Fall der Bedürfnisse nicht viel Umstände machte; dieser Rath ist doch nicht die gereinigte Moral der Christen.

Eine der schönsten Stellen im Xenophon ist das folgende vierte Kapitel über die göttliche Fürsehung, das der Ueb. des Sokrates Theologie überschrieben hat. Sokrates zeigt darinnen dem jüngern Aristodem, der ein Verächter des Gottesdienstes war, aus der Einrichtung der Natur, und insbesondere dem so wundervollen Baue des menschlichen Körpers, daß alle diese so wohl überlegten Anordnungen, nicht Werke des Zufalls seyn können, sondern nothwendig das Werk eines weisen Meisters seyn müssen, der für das Leben und das Wohl seiner Geschöpfe Sorge trage; und je größer dies Wesen sey, desto mehr seyn wir ihm Verehrung schuldig. S. 56. „wenn er etwas vorhätte." So müste man für μηχανώμενον doch μηχανώμενόν τι lesen; aber Hr. H. hätte besser das Wort, das in der Vossischen Handschrift fehlte, das schon andere Ausleger verworfen hatten, das auch Bessarion nicht ausdrückt, und Hr. Ernesti billig in Hacken eingeschlossen hat, ganz ausgelassen. Etwas schleppend

lautet

lautet S. 58. folgendes: „Wozu dienten uns die mancherley Arten des Wohlgeruchs, wenn wir keine Nase hätten? Wie würden wir das Süße und Scharfe, und was wir sonst mit dem Munde angenehmes empfinden, schmecken können, wenn wir keine Zunge hätten, welche darüber richtete?“ Auch genauer nach dem Griechischen schreiben wir: „wozu würden uns die vielerley Arten von Gerüchen dienen, wenn wir keine Nase hätten? und wie würden wir das Süße und das Scharfe, und was sonst dem Munde angenehm ist, empfinden können, wenn uns keine Zunge zur Richterin darüber gegeben wäre? Weiter fragt Sokrates, ob nicht auch das einer Fürsehung Werk zu seyn scheine, da das Gesicht schwach sey, daß es mit Augenliedern verschlossen worden? So unser Uebers.; aber im Griechischen ist θυρῶσαι. „Weiter, scheinet dir auch das nicht das Werk einer Fürsehung zu seyn, da das Gesicht schwach ist, daß der Urheber der Menschen es mit Augenliedern, wie mit Thüren versehen hat, die sich öffnen, wenn wirs brauchen müssen, im Schlafe aber sich schließen?“ Mit Recht hat der Ueb. ἠθμὸν, welches der Ausleger in θριγκὸν geändert wissen wollen, beybehalten; aber das rechte Wort hat er, wie uns dünket, nicht getroffen: „damit ihm auch die Luft nicht schadete, hat ers mit Augenwimpern, als mit einem Durchschlage versehen.“ Vielmehr: „damit ihm auch der Wind (ἄνεμοι) nicht schaden könnte, hat ers mit Augenwimpern, wie mit einem Seihetuch, versehen.“ Sokrates fährt noch weiter in der Betrachtung des menschlichen Körpers fort: „Daß der Mund, durch welchen alles, was die Thiere begehren, in den Bauch gehet, nahe bey den Augen und der Nase seinen Platz erhalten; da hingegen die Kanäle des unangenehmen Abgangs, und dessen Ausführung so weit

als

als möglich, von den Sinnen entfernet worden." Die letzten Worte sagen nicht völlig das, was im Original steht. Wir lesen ἐπὶ δὲ, nämlich τούτοις, für ἐπεὶ δὲ, welches doch Hindenburg vorziehen zu müssen glaubte; aber jenes mit den absoluten Nennfällen, τὰ ἀποχωροῦντα δυσχερῆ, ist eine attischere und seltnere Redefügung, die allezeit in einem attischen Schriftsteller, wenn sie einen guten Sinn giebt, einer gewöhnlichern vorzuziehen ist. Wir übersetzen: „und da im Gegentheil, was durch den Bauch abgeht, widerlich ist, daß die Kanäle davon, so weit als möglich, von den Werkzeugen der Sinne sind entfernet worden: wie können alle diese mit solcher Fürsicht verfertigten Werke dich noch zweifeln lassen, ob sie Werke des Zufalls, oder des Verstandes sind?" Die Worte: ἐρώτα γοῦν, καὶ ἀποκρινοῦμαι, die Ruhnken und Ernesti ausstreichen, erklärt Hr. H. in einer Note S. 60. so, daß Aristodem den Sokrates auf die Frage: Ob auch er Verstand habe? antworte: Frag mich nur, so wirst du hören, ob ich Verstand habe. Hierinnen können wir ihm nicht beypflichten. Vielmehr verlangt Aristodem, daß Sokrates sich weiter über seine Frage erklären solle. „Frag nur weiter, ich will dir antworten."

S. 62. „Doch es ist Gott nicht genug gewesen, für den Leib zu sorgen; er hat dem Menschen (welches das wichtigste ist,) auch die beste Seele gegeben. Denn erstlich, welche Seele eines andern Thieres erkennet, daß Götter sind, welche diese so großen und schönen Werke angeordnet haben?" Wir lesen hier, nach Anleitung einer Meermännischen Handschrift: οὐ τοίνυν μόνον ἤρκεσε τοῦ σώματος ἐπιμεληθῆναι, ἀλλ' (ὅπερ μέγιστόν ἐστι) καὶ τὴν ψυχὴν κρατίστην τῷ ἀνθρώπῳ ἐνέφυσαν. „Doch ihnen (den Göttern) ists nicht

nicht genug gewesen, für den Leib zu sorgen, sie haben ihm auch, welches noch etwas viel grösseres ist, die beste Seele gegeben. Denn erstlich, welche andere Thierseele erkennet, daß Götter sind, die Urheber aller dieser so großen und herrlichen Werke?" Beyläufig erinnere ich, daß Sokrates hier schon den grossen Vorzug des Menschen vor andern Thieren bemerkt hat, daß er einen Gott erkennet, den kürzlich Hr. Hofr. Kästner, als einen Beweisgrund der Unsterblichkeit des Menschen, ausgeführt hat.

S. 63. wird πρὸς μάθησιν ἐκπονῆσαι übersetzt: „die Wissenschaften zu studiren;" aber Hindenburg hatte schon erinnert, daß man προσμάθησιν lesen müsse, wie in andern Ausgaben steht, und dies heißt eigentlich: seine Kenntnisse zu erweitern. Ebendas. „Wenn werden sie denn etwas thun können, damit du glaubest, daß sie deiner eingedenk sind?" Besser lieset hier Stephanus: ἀλλ' ὅταν τί ποιήσωσιν; „aber was sollen denn die Götter thun, damit du glaubest, daß sie deiner eingedenk sind?" Noch ein paar Kleinigkeiten, die wir über dieses Kapitel angemerkt haben, wollen wir nicht überschlagen. S. 64. „Der in dir wohnende Geist." Warum nicht: „der Geist, der in dir ist?" ὁ σὸς νοῦς ἐνὼν, welches ohnstreitig keine Aenderung bedarf: tua tibi insita mens, giebts Bessarion. S. 65. „Wenn du Andern dienst, so siehest du, daß sie geneigt sind, dir wieder zu dienen: bist du ihnen gefällig, so sind sie dir wieder gefällig: und frägst du sie um Rath, so erkennest du, daß sie Verstand haben." Das Original sagt: „Wenn du andern Menschen dienest, so siehst du, ob sie geneigt sind, dir wieder zu dienen; und bist du ihnen gefällig, ob sie dir wieder gefällig seyn wollen; und wenn du sie um Rath fragst, so erkennest du, ob sie Verstand haben."

Unsre

Unsre Recension ist schon, fast wider Vermuthen, lang geworden; doch wollen wir noch über ein paar andere Stellen, die wir mit dem Originale durchgelesen, die versprochenen Erinnerungen geben. Kap. VII. S. 78. „Er pflegte zu sagen, daß kein besserer Weg wäre, berühmt zu werden, als der, da man in einer Sache wirklich geschickt zu seyn, und nicht zu scheinen wünschte.„ Wir übersetzen nach der alten, von Ernestin ohne Grund verworfnen Lesart, die Bessarion auch ausdrückt, ἀγαθός τε: „Er pflegte immer zu sagen, daß kein besserer Weg wäre, zu einem guten Ruf zu gelangen, als wenn man ein rechtschaffner Mann zu seyn, und nicht zu scheinen suchte.“ Sokrates befiehlt sonach überhaupt eben das, was Tycho de Brahe in seinem auch aus einer Kästnerischen Vorlesung bekanntem Wahlspruch: Nicht zu scheinen, sondern zu seyn.

Das erste Kapitel des zweyten Buchs ist ein Gespräch des S. mit dem Aristipp über Wollust und Enthaltsamkeit. Was unser Uebers. S. 85. nöthige Geschäfte verdeutscht, τὸ κατεπεῖγον, sind vielmehr dringende Geschäfte. Recht liest er mit Ernestin, wie auch Bessarion übersetzt: παρὰ τὴν ἐκείνου ἀργίαν; aber für, „damit die Angelegenheiten der Stadt, um seiner Bequemlichkeit willen, nicht liegen blieben,“ hieße es besser: „damit nicht die Geschäfte der Republik wegen seiner Unthätigkeit liegen blieben.“ S. 89. „wenn er sogar vieles, welches er gern hätte, sich selber entzieht.“ Wir schreiben dafür: „wenn er sogar vieles — entbehren muß.“ Das, „denn die Stadt möchte ihre Regenten gern gebrauchen, wie ich meine Knechte,“ sollte heißen: „denn die Städte glauben ihre Regenten gebrauchen zu dürfen, wie ich meine Knechte.“ S. 92. „sagt Aristipp, weil auch mächtigere

nicht genug gewesen, für den Leib zu sorgen, sie haben ihm auch, welches noch etwas viel größeres ist, die beste Seele gegeben. Denn erstlich, welche andere Thierseele erkennet, daß Götter sind, die Urheber aller dieser so großen und herrlichen Werke?“ Beyläufig erinnere ich, daß Sokrates hier schon den großen Vorzug des Menschen vor andern Thieren bemerkt hat, daß er einen Gott erkennet, den kürzlich Hr. Hofr. Kästner, als einen Beweisgrund der Unsterblichkeit des Menschen, ausgeführt hat.

S. 63. wird πρὸς μάθησιν ἐκπονῆσαι übersetzt: „die Wissenschaften zu studiren;“ aber Hindenburg hatte schon erinnert, daß man προσμαθήσιν lesen müsse, wie in andern Ausgaben steht, und dies heißt eigentlich: seine Kenntnisse zu erweitern. Ebendas. „Wenn werden sie denn etwas thun können, damit du glaubest, daß sie deiner eingedenk sind?“ Besser lieset hier Stephanus: ἀλλ' ὅταν τί ποιήσωσιν; „aber was sollen denn die Götter thun, damit du glaubest, daß sie deiner eingedenk sind?“ Noch ein paar Kleinigkeiten, die wir über dieses Kapitel angemerkt haben, wollen wir nicht überschlagen. S. 64. „Der in dir wohnende Geist.“ Warum nicht: „der Geist, der in dir ist?“ ὁ σὸς νοῦς ἐνὼν, welches ohnstreitig keine Aenderung bedarf: tua tibi insita mens, giebts Bessarion. S. 65. „Wenn du Andern dienst, so siehest du, daß sie geneigt sind, dir wieder zu dienen: bist du ihnen gefällig, so sind sie dir wieder gefällig: und frägst du sie um Rath, so erkennest du, daß sie Verstand haben.“ Das Original sagt: „Wenn du andern Menschen dienest, so siehst du, ob sie geneigt sind, dir wieder zu dienen; und bist du ihnen gefällig, ob sie dir wieder gefällig seyn wollen; und wenn du sie um Rath fragst, so erkennest du, ob sie Verstand haben.“

Unsre Recension ist schon, fast wider Vermuthen, lang geworden; doch wollen wir noch über ein paar andere Stellen, die wir mit dem Originale durchgelesen, die versprochenen Erinnerungen geben. Kap. VII. S. 78. „Er pflegte zu sagen, daß kein besserer Weg wäre, berühmt zu werden, als der, da man in einer Sache wirklich geschickt zu seyn, und nicht zu scheinen wünschte.„ Wir übersetzen nach der alten, von Ernestin ohne Grund verworfnen Lesart, die Bessarion auch ausdrückt, ἀγαθός τε: „Er pflegte immer zu sagen, daß kein besserer Weg wäre, zu einem guten Ruf zu gelangen, als wenn man ein rechtschaffner Mann zu seyn, und nicht zu scheinen suchte.“ Sokrates befiehlt sonach überhaupt eben das, was Tycho de Brahe in seinem auch aus einer Kästnerischen Vorlesung bekanntem Wahlspruch: Nicht zu scheinen, sondern zu seyn.

Das erste Kapitel des zweyten Buchs ist ein Gespräch des S. mit dem Aristipp über Wollust und Enthaltsamkeit. Was unser Uebers. S. 85. nöthige Geschäfte verdeutscht, τὸ κατεπεῖγον, sind vielmehr dringende Geschäfte. Recht liest er mit Ernestin, wie auch Bessarion übersetzt: παρὰ τὴν ἐκείνου ἀργίαν; aber für, „damit die Angelegenheiten der Stadt, um seiner Bequemlichkeit willen, nicht liegen blieben,“ hieße es besser: „damit nicht die Geschäfte der Republik wegen seiner Unthätigkeit liegen blieben.“ S. 89. „wenn er sogar vieles, welches er gern hätte, sich selber entzieht.“ Wir schreiben dafür: „wenn er sogar vieles — entbehren muß.“ Das, „denn die Stadt möchte ihre Regenten gern gebrauchen, wie ich meine Knechte,“ sollte heißen: „denn die Städte glauben ihre Regenten gebrauchen zu dürfen, wie ich meine Knechte.“ S. 92. „sagt Aristipp, weil auch mächtigere

gere Bürger die geringern zu unterdrücken, und zu ihrem Nutzen zu gebrauchen pflegten, wollte er sich in keiner Stadt den bürgerlichen Gesetzen unterwerfen, sondern allenthalben als ein Fremder leben. „Ey, das ist ein schlauer Einfall, Aristipp! antwortet Sokrates. Denn seitdem die Räuuber, Sinnis, Skiron und Prokrustes todt sind, geschieht weiter keinem Fremden Gewalt. Aber doch geben noch immer die Obrigkeiten in ihren Städten Gesetze, damit ihren Bürgern keine Gewalt geschehe.“ So sollte unsers Erachtens diese ganze Stelle verdeutscht seyn, die der Uebersetzer offenbar, wie auch aus der Note erhellet, nicht verstanden hat. Er nimmt ἵνα μὴ ἀδικῶνται von den Regenten selber; allein es ist aus dem Vorhergehenden οἱ πολιτευόμενοι, nach einer gewöhnlichen Figur, die die Grammatiker Synesis nennen, οἱ πολῖται zu verstehen.

S. 90. „Ausgenommen daß derjenige noch dazu ein Thor ist, welcher das Böse über sich ergehen läßt.“ Auch hier scheint es, hat der Uebers. die griechische Redensart, ἄλλογε ἤ, oder wie im Plato häufig vorkömmt, ἄλλο τι ἤ, nicht verstanden; sonst würde er ja geschrieben haben: „Ist denn freywillig Ungemach erdulden, etwas anders, als Thorheit?“ Gleich darauf: „Der arbeitet auf Hoffnung, und mit Lust.“ So heißt es jetzt freylich in Ernestis Ausgabe, „ἐπ' ἀγαθῇ ἐλπίδι πονῶν εὐφραίνεται; aber ἐπ' ἀγαθῇ ἐλπίδι φρονῶν ist untadelhaft: „Der hat eine gute Hoffnung, und freuet sich.“ Auch Bessarion hat so: bona spe ductus laetatur.

S. 99. „Prodikus in seinem Buche vom Herkules,“ hieße doch besser: „Prodikus in seiner Erzählung vom Herkules;“ weil, wenigstens nach dem Zeugnisse des Suidas, das Buch, in welchem Prodikus die

die berühmte Fabel vom Herkules am Scheidewege erzählt hatte, die Aufschrift ὥραι, die Jahreszeiten geführt hat. Wir überschlagen ein paar Stellen, die genauer und gefälliger könnten verdeutscht seyn. Das Gemälde der Wollust insbesondere ist unserm Uebersetzer gar nicht wohl gerathen. S. 108. „Ohne Arbeit haben sie sich in ihrer Jugend gemästet." Hier möchten wir Hrn. Ruhnkens Verbesserung annehmen, φερόμενοι für τρεφόμενοι, die Bessarions Uebersetzung zu bestätigen scheint: „Ihre Jugend verleben sie in Wollüsten ohne Arbeit, und schleppen sich mit Mühe, in großer Armuth, durchs Alter."

Kap. II. S. 115. sagt Lamprokles, der Sohn des Sokrates, von seiner Mutter, bey unserm Uebersetzer: „O, so wahr Jupiter lebt! sie giebt einem Worte, die man in seinem ganzen Leben nicht zu hören wünschet." Aber im Original sagt er, wie Ruhnken sehr gut gezeigt hat: „die einer nicht hören möchte, wenn er auch das Leben damit gewinnen könnte;" quae quis audire vel ob pretium totius vitae nolit. Bald hierauf lesen wir, wies der Zusammenhang will, ob gleich unser Ueb. es in der Note verwirft, ἐγὼ ᾐσχύνθην: „Ich habe aber doch nie meiner Mutter etwas gesagt, oder gethan, dessen ich mich zu schämen hätte."

Das eilfte Kapitel des dritten Buchs ist die Erzählung eines Besuchs, den der weise Sokrates mit seinen Schülern bey der schönen und wollüstigen Theodote machte. Wir haben immer in dem ganzen Verhalten und in der Unterredung den Sokrates bewundert, und können es dem trefflichen Manne gar nicht verargen, daß er lieber selbst mit seinen Schülern hinging, und den Besuch zu ihrem und der Theodote Unterricht nutzte, als ihn seinen Schülern, wenn sie für sich hingegangen wären, gefährlich werden ließ; und sie

werden ihn vielleicht nachmals, da sie die Theodote schon in des Sokrates Gesellschaft gesehen hatten, unterlassen haben. Einer von Sokrates Schülern gedachte einmal in seiner Gegenwart der außerordentlichen Schönheit dieser Theodote, einer berühmten griechischen Buhlerin, und sagte, daß auch Maler zu ihr giengen, sie abzumalen; denen sie denn alles, was nur immer der Wohlstand erlaubte, zu zeigen pflegte. So denken wir, muß man ὅσα καλῶς ἔχοι, wie auch B. quae honeste posset, übersetzen; nicht wie unser Ueb. „denen sie denn alles zeigte, was sie Schönes an sich hätte;“ worin er Hindenburgen folgt; das aber die Worte nicht gestatten.: „Ey, sagte darauf Sokrates, so laß uns hingehen, sie zu besehen; denn aus einer Erzählung lernen wir sie so gut doch nicht kennen.“ „Unser Uebers. hat dagegen: „Denn was so unbeschreiblich schön ist, das kann man vom Hörensagen doch nicht recht kennen lernen.“ Nach einer auch von Andern gebilligten Vermuthung des Hrn. D. Ernesti: τὸ τοῦ λόγου κρεῖττον. Wir haben die ehemalige Leseart ausgedrückt, wie auch Bessarion: non enim magis auditu quam visu de ea discemus. Und diese bestätigen unsrer Einsicht nach, auch die Worte des Athenäus, der der Unterredung des Sokrates mit der Theodote, nach dem Xenophon, B. XIII, S. 588. gedenkt: οὐ γὰρ δὴ ἀκούσασιν ἐστι κρῖναι τὸ κάλλος. Als Sokrates nun mit seiner Gesellschaft anlangte, stand eben Theodote vor einem Maler, nicht nackend, wie es Hr. H. oben angeführte Uebersetzung erfoderte, sondern in der kostbarsten Kleidung. Sokrates fragte, nachdem er ihren Schmuck, auch ihre Mutter neben ihr, in nicht gemeiner Kleidung und Schmucke, (diese Worte fehlen bey unserm Uebers.) und ihre vielen schönen und wohlgekleideten Sklavinnen betrachtet

hat.

hat: „Um Vergebung Theodote! hast du etwa irgendwo ein Landgut? — O nein! sagte sie. — Aber doch vielleicht ein Haus, wovon du jährliches Einkommen hast? — Eben so wenig. — Oder arbeitende Knechte? — Auch die nicht. — Wovon lebst du, u. s. w." Wir haben hier einiges verbessert, ohne Hrn. H. Worte anzuführen, und so wollen wirs noch in einer Stelle S. 249. u. f. machen. „Was hätte ich denn für Netze, Freunde zu fangen, fragt Theodote. O, sprach Sokrates, Eines, das viele Schlingen hat, deinen Leib, und darin eine Seele, die dich lehrt, wie du durch einen Blick gefallen könnest, und durch deine Reden deinen Freund aufheitern; daß du den zärtlichen Liebhaber freundlich annehmen, und den stolzen abweisen müssest; einen kranken Freund fleissig besuchen; mit einem andern, der etwas Schönes gethan hat, dich innigst freuen; und den, der sich dir ganz ergiebt, dein ganzes Herz schenken. Ich weiß, Theodote, daß du fähig bist, nicht blos buhlerisch, sondern auch freundschaftlich zu lieben; und daß du treffliche Freunde hast, die du nicht durch Worte, sondern durch deine Handlungen gewinnest. — Aber, beym Jupiter! versetzte Theodote, auf alle diese Künste verstehe ich mich nicht. — O, sagte Sokrates, es kömmt gar viel darauf an, daß man nach Antrieb der Natur, und recht mit einem Menschen umzugehen wisse. Denn mit Gewalt wirst du keinen Freund fangen, noch fest halten: nur durch Wohlthun und Gefälligkeit ist ein solches Thier zu fangen, und zu halten. — Das ist sehr wahr, sagte sie. — Du must, fuhr er fort, Anfangs deine Liebhaber nur um solche Gefälligkeiten bitten, die ihnen wenig kosten, und ihnen auf gleiche Weise wiederum gefällig seyn. Deine Gunstbezeugungen werden ihnen aber alsdenn

am angenehmsten seyn, wenn du ihnen zu der Zeit, da sie es bedürfen, das schenkest, was du verschenken kannst. Du weissest ja, Theodote, daß auch die wohlschmeckendsten Speisen, wenn man sie einem bringt, ehe er darnach verlangt, unangenehm sind; und ist er schon gesättigt, so verursachen sie wohl gar Eckel: kannst du aber, ehe du sie vorsetzest, Hunger erwecken, so werden auch oft geringere Speisen angenehm seyn. — Wie mache ich denn das, fragte sie, daß ich nach den Gunstbezeugungen, die ich zu verschenken habe, Hunger erwecke? — Wenn du Niemanden, sagte Sokrates, nichts anbietest, wenn er satt ist, noch ihn daran erinnerst, bis die Sättigung vorüber ist, und das Bedürfniß sich wieder eingefunden hat. Weiter, wenn du die, welche deiner Gunst bedürfen, durch ein freundliches bescheidnes Gespräch daran erinnerst, und ihnen merken lässest, daß du ihnen gefällig seyn wollest, alsdenn aber dich entfernest, bis ihre Begierde aufs höchste gestiegen ist."

So weit der Unterricht unsers Philosophen in der Kunst zu lieben, den unsre Leser und Leserinnen, wie wir glauben, gerne werden gehört haben. Jetzt wollen wir auch noch den Schluß dieses Kapitels, der uns den guten Mann zeigt, der noch eine bessere Absicht bey der Unterredung hatte, hersetzen. Theodote fragte ihn, ob er nicht selbst Lust hätte, mit ihr auf die Jagd von Freunden auszugehen, und bittet, sie noch ofte zu besuchen. Sokrates, mit einem Spott über ihr müßiges Leben, (aber noch beyläufig zu erinnern, sollte nicht hier die Lesart, wovon wir in Ernestis Ausgaben keine Spur finden, und die wir uns ehedem von dem Leunklauischen Rande angemerkt haben, τὴν αὑτοῦ, für αὐτῆς ἀπραγμοσύνην, mit einigem Spott über sein eignes Müßiggehen," die richtigere seyn; denn

es

es ist bekannt, daß Sokrates alle öffentliche Geschäfte sein ganzes Leben durch vermieden habe) antwortet: „Ach, meine gute Theodote! es fällt mir gar schwer, so müßig zu gehen; denn ich habe öffentliche und eigene Geschäfte, die mir viel zu thun machen. Auch habe ich noch etliche Freundinnen, die mich weder Tag noch Nacht von sich lassen wollen, und Liebestränke und Zauberlieder von mir lernen. — Verstehst du dich auch darauf, Sokrates? fragte Theodote. — Ja wohl! sagte er. Woher käme es denn sonst, daß dieser Apollodor, und Antisthenes, mich nie verlassen? Warum wären Cebes und Simmias immer um mich? Du weist wohl, daß das ohne viele Liebestränke, Zauberlieder und Lockvögel nicht geschieht. Ey, sagte sie, so leihe mir doch ein wenig deinen Lockvogel; ich will dich zuerst dadurch an mich ziehen. — Ey ja nicht! versetzte er, ich will nicht zu dir hingezogen werden, sondern du sollst zu mir kommen. — Gut, ich will kommen, erwiederte sie, wenn du mich nur annehmen willst. — Gewiß werde ich dich annehmen, sagte er, wenn nicht etwa eben eine liebere Freundin bey mir ist." Sokrates hatte, wie bekannt, nicht nur Freunde, sondern auch Freundinnen, die Liebhaber seiner Weisheit waren; und vielleicht wünschte er auch den Umgang der Theodote, um sie zu einer bessern Frau zu machen.

Cl.

IV.

Flora Aegyptiaco-Arabica, siue descriptiones Plantarum, quas per Aegyptum inferio-

rum et Arabiam felicem detexit, illustravit *Petrus Forskål.* — Post mortem Auctoris edidit *Carsten Niebuhr.* Accedit Tabula Arabiae Felicis geographico-botanica. Hauniae. 1775. 4. 4 Bogen Vorrede, 17 Bog. systematischer Verzeichnisse, und 1 Alph. 5 Bog. Beschreibungen.

Bey einem so reichhaltigen Werke ist strenge Kürze eben so wenig als die verdiente Ausführlichkeit möglich, desto leichter dagegen eine Wiederholung desjenigen, was vielleicht andere Recensenten davon sagen, (und in Ansehung des Inhalts müssen alle einerley sagen,) wiewohl Verf. der gegenwärtigen Anzeige keine gelesen hat als die Michaelische (or. u. ex. Bibl.) und zwar vorsätzlich nicht.

Die Niebuhrsche Vorrede erzählt die Geschichte der Excursionen, auf welchen die beschriebenen Pflanzen gesammelt sind, so schön, daß man mit Forskål zu reisen und zu sehen glaubt. Was Hr N. Geographiam vegetabilium parallelam nennt, ist ein sehr guter Gedanke, dessen Ausführung Rec. oft gewünscht hat, und von Deutschland gerne selbst dereinst wagen möchte, um den unendlichen floris einmal ein Ende gemacht zu sehen. So auch die Betrachtung der botanischen Physiologie, die nur erwähnt wird bey Gelegenheit der bald verschmachtenden bald ertränkten ägyptischen Pflanzen, nebst dem sonderbaren Exempel des bey Ghobeibe in heißen Bädern wachsenden Schilfes, zu welchem außer der Vlua labyrinthiformi, welcher Plinius schon erwähnt *), wohl schwerlich mehr Exempel

*) Hist. nat. L. II, 193. ed. Elzev. „Patauinorum aquis calidis herbae virentes innascuntur.“

pel dürften gefunden werden. Die Florula Estacienſis, von Eſtac, einem Orte nahe bey Märſeille, hat 265 Arten, und es iſt unbeſchreiblich, wie der V. in dem ſo kurzen Aufenthalte auch nur ſie hat ſehen können; die Florula Melitenſis 87 Arten. Die darauf folgende Fl. Conſtantinopolitana, verbunden mit der von den Inſeln Tenedos, Imros, Rhodus, enthält 481, viele mit ihren Neugriechiſchen Namen, aus denen ein ſprachkundiger Botaniſt bey gehöriger Muße vielleicht eine oder andere für die altgriechiſchen Botaniker ausfinden, wenigſtens die Wörterbücher bereichern könnte; denn ſie ſind laut der Vorrede zuverläſſig. Wir wünſchen aber mit Hr. N., daß die Sammlungen von Pflanzen des Hrn. Höckert ja mögen ans Licht kommen, und kehren wieder zurück zur Vorrede.

Hr. N. behauptet, die Flora von Niederägypten ſey hier erſchöpft, und wir müſſen ihm als Augenzeugen und Kenner der Gegenden dis glauben, weil er Urſachen anführt, die es wahrſcheinlich machen. Hingegen ſey in Arabien, wo F. nur 5 Monat geweſen, noch alles das übrig, was in der letzten Hälfte des Jahres blühe, für künftige Botaniſten. Dieſe Flora hat aber das Verdienſt ganz neu zu ſeyn, obſchon nicht alle Pflanzen es ſeyn können, ſondern nur vor unſerm Verf. niemand ſie unterſucht hat. Was Hr. N. von der Zuverläſſigkeit der Arten, den Spielarten, den neuen Geſchlechtern und ihren nothwendig neuen Namen ſagt, iſt alles ganz richtig, und Rec. maßt ſich nicht an, darüber richterliche Ausſprüche zu thun, zumal da man die Pflanzen nicht vor ſich hat. Eine oder andre Anmerkung wird nicht für Uebertretung der eben gethanen Erklärung genommen werden. Nach den vorhin angeführten Floris, wo außer den Namen noch hin und wieder kleine Anmerkungen vorkommen,

folgt: Florae aegyptiacae idea geographico physica, worin die Erdarten beschrieben werden, die den Boden ausmachen, nebst den Gegenden, der Fruchtbarkeit desselben, und Vergleichung mit Pflanzen anderer Länder. Die Erde ist theils die Nilerde, theils Kalcherde; jene an den Ufern des Stroms, diese um Alexandrien. Auch die letztere ist sehr fruchtbar, wenn sie nur Wasser genug hat. Die Gegenden machen, daß sich die ägyptischen Pflanzen in zwey Haufen theilen, davon der eine die wasserliebenden, der andere die Sandpflanzen, oder die aus der Wüste sind, (irriguae et arenariae s. desertorum). Die Fruchtbarkeit liegt nicht in dem reichen Ertrag der Saat, denn der Weitzen gilt das 10te, und die Gerste das 15te Korn, sondern in dem mehrmal im Jahr wiederholten Säen. Dieser Abschnitt enthält noch einige Anmerkungen von der Mineralogie, worunter das merkwürdigste ein Eisensand, worin sich Quecksilber findet.

Darauf folgt Plantarum distributio practica; oder die Namen verschiedener Pflanzen nach besondern Eigenschaften betrachtet, nämlich Foliatio, Arbores vmbratiles; Arbores Pomonae, frugiferae, Herbae odorae et coronariae, Cerealia, Pabulares, monotropheae, i. e. esculentae, tinctoriae, medicae. Signa fabrilia, focaria, carbonaria. Spontaneae, nach ihren Stationen eingetheilt. Und dann das systematische Verzeichniß aller zusammen, auch mit einigen Anmerkungen. Die Summe der hier genannten ägyptischen Pflanzen ist 576, von denen nachher 262 beschrieben werden. Hierunter mögen etwa 40 seyn, die Forsk. selbst nicht für Spielarten, auch nicht für Arten erklärt, und von den 262 beschriebenen sind seitdem einige als schon bekannte entdeckt; neue Geschlechter sind 17.

Eben

Eben so geht vor der flora Arabica von S. 79. an eine idea geographico-physica her, mit den meisten der vorhin erwähnten Eintheilungen der distributionis practicae. Das systematische Verzeichniß der Pflanzen von Yemen hat 693 Arten, wovon 500 beschrieben sind, einige mitgerechnet, die auch in Aegypten wachsen. Es sind 34 neue Geschlechter darunter. Da von diesen zusammen 51 neuen Geschlechtern einige, selbst nach Anzeige des Herausgebers in den Iconibus, schon zu andern reducirt sind, so glauben wir, daß es in diese Recension gehöre, sie daraus hieher zu setzen, nebst den Arten die unter andern Namen schon bekannt sind, und jene durch ein vorgesetztes G. zu unterscheiden.

		Linn. Syst. Nat. XII.
	Verbena capitata.	Verbena nodiflora,
	Saluia bifida.	Saluia Forskâlii,
G.	Pentaglossum linifolium.	Lythrum thymifolia.
	Phalaris muricata.	Cenchrus racemosus.
	Crucianella herbacea.	Crucianella aegyptiaca.
	Plantago decumbens.	Plantago cretica.
	Scoparia ternata.	Scoparia dulcis.
G.	Pteranthus.	Camphorosma Pteranthus.
	Pharnaceum vmbellatum.	Pharnaceum Ceruiana.
	- - occultum.	Mollugo verticillata.
G.	Popularia crystallina.	Trianthema monogyna.
G.	Racoma	- - pentandra.
	Portula a linifolia.	Portulaca quadrifida.
	Corcho us aestuans.	Corchorus trilocularis.
G.	Mnemosilla aegyptiaca.	Hypecoum erectum.
	Lotus rosea.	Lotus arabica.
	Erigeron serratum.	Erigeron aegyptiacum.
G.	Polycephalos.	Sphaeranthus indicus.
G.	Saelanthus quadragonus.	Cissus quadrangularis.
	- - rotundifolius.	- - cordifolia.
	Hyoscyamus Datora.	Hyoscyamus muticus.
G.	Suaeda fruticosa.	Salsola altissima.
	Zygophyllum desertorum.	Zygophyllum coccineum.

	Linn. Syst. Nat. XII.
Zygophyl. proliferum.	Zygophyllum album.
- - portulacoides.	- - simplex.
Glinus crystallinus	Aizoon canariense.
Lunaria scabra.	Cheiranthus Farsetia.
G. Siliquaria glandulosa.	Cleome arabica.
G. Zilla myagroides.	Bunias spinosa.
G. Eraclissa hexagyna.	Andrachne Telephioides.

Also bleiben noch 40 neue Geschlechter übrig, von denen einige sehr besonders sind.

Nun kommen die Beschreibungen selbst, zuweilen sehr umständlich, fast allemal zureichend, von denen sich kein Auszug geben läßt. Da hier beyderley Pflanzen, ägyptische und arabische, so wie das System es mit sich bringt, unter einander stehen: so ist bey jeder der Ort, wo sie wächst, wieder besonders angegeben, und sie sind in acht Hunderte eingetheilt, deren Zahlen aber nicht in Einem fortgehen. Andere als arabische Synonyma lassen sich nicht erwarten, von einem Reisenden der in nicht vollends zwey Jahren (außer den beschriebenen Thieren) 1900 Pflanzen, (die floras Estac. Melit. und Cpolitan. mitgezählt,) beobachtete, sammelte, trocknete, determinirte: und ohne Beyhülfe von Büchern. — Wer kann sie jetzt hinzusetzen? — Zwey neue Arten des Zuckerrohrs hat der Verf. gefunden, davon die eine zu lebendigen Hecken gebraucht wird, und mit einer Art von Schilf den Nil fast verschließt. Es scheint aber nicht, daß sie zum Zuckermachen gebraucht werde, wie die gewöhnliche, von der gleichwohl kein so weißer Zucker als in Europa gemacht wird.

Für die Botanisten von Profession wollen wir einiges von den neuen Geschlechtern ausziehen.

Trisetaria, ein recht guter bedeutender Name, ein Gras, dessen gluma corollae auf der einen Hälfte

an der Spitze eine zweytheilige, an der andern eine einzelne aber längere Granne hat.

Alternanthera kommt nach Forsk. mit Achyranthes überein im Ansehen, nach den Staubfaden mit Polyenemum; hat aber keine Saftgruben wie jenes. Der Name ist auch bedeutend. Gleichwohl hat sein erstes Achyranthes (decumbens) ebenfalls keine Saftgruben, und halb verwachsene Staubfäden wie Alternanthera. Vielleicht machten beyde ein Geschlecht aus?

Roridula steht bey F. in der Tetrandria, der sie frisch vor sich hatte; beym Linné, der sie nie anders als trocken gesehen, und 1764. von Burmann aufnahm, in der Pentandria; wenn also die letzten richtig beobachtet, so sind zwo Arten davon, die ägyptische mit vier, und die capische mit fünf Staubfäden, der andern Unterschiede nicht zu gedenken.

Der Gedanke des V. neue Pflanzen von ihrem Geburtsorte zu benennen, ist ganz gut, zumal die Namen der Botanisten nun fast alle verbrauchet sind, wenn sie nur nicht zu schwer auszusprechen sind. Bey Melhania z. E. ist er leicht, bey Caidbeja unangenehm. Aber besser einige Namen gegeben als gar keine. So sind auch einige von denen recht gut, die mit einer lateinischen Endung aus dem arabischen gemachet sind, z. E. Sodada, Culhamia und die meisten andern; Rokejeka und Characbera aber gefallen uns nicht so recht. Eine der sonderbarsten Pflanzen in Rücksicht auf die Fructification, ist wohl die S. 67. beschriebene Hyperanthera; die größere Länge des einen Staubfaden scheint von dem größern und höher sitzenden obern Blumenblatt zu kommen. Cassiam

siam aemulatur, sagt der V. staminum curvatura, corollae irregularitate et legumine. Sollte sie wohl mit der Mimosa verwandt seyn? Aus der Suaeda monoica wird eine Pottasche gemachet, in deren verdünnten Auflösung die Leinewand vorher gewaschen wird, ehe man Seife gebrauchet. — Der V. hat von diesem Geschlechte sieben Arten, und die eine ist unter dem Namen Salsola altissima schon bekannt. Sollten die übrigen auch Salsolae seyn: so hätte diese 16. neue Arten hier erhalten. Denn vorher beschreibt er 10.

Adenia (in der 6ten Cl.) eine kletternde Pflanze! ist giftig, und wird gemißbraucht; das Gegengift ist die Capparis spinosa.

Binectaria, ein bedeutender recht guter Name, und botanisch schöne Pflanze, in der 8ten Cl. In dieser ist auch Caidbeja, diejenige, die wohl den Linnäischen Namen Forskölea behalten wird, da sie unter demselben nun allenthalben in Europa sich ausgebreitet hat, und die Mnemosilla Forsk. die er wohl gewünschet hätte nach sich benennet zu sehen, nicht einmal ein neu genus war.

Die so arme 9te Classe hat doch einen Unterthan in Arabien gefunden, ohne Zweifel wohl die sonderbarste Pflanze des ganzen Werkes. Volutella aphylla nennet sie F. treffend. Ohne Wurzel, Zweige und Blätter, mit einem haarähnlichen Stängel, kaum merklichen Blumen, die doch flores completi sind, und noch dazu ein Nectarium haben, schlingt sie sich Bäume hinauf, und verwickelt sie. — Viele einzelne Bemerkungen z. E. S. 101. 110. 111. 130. 139.

139. 156. u. s. f. müssen wir übergehen, und nur noch die Kosaria S. 164. erwähnen, deren Blume der Marchantia gleichet und das Kraut stinkt, und (in der Monoecia) Milch giebt! und Ausschläge heilet.

Im Supplem. ist noch merkwürdig, daß die einsame Parnassia, eine neue Art bekommen hat, P. polynectaria. Um das Werk praktisch und außer dem Gebiet der Botanik zu nützen, muß man die Ausgabe von Celsii Hierobotanicon des Hofraths Michaelis erwarten, der wir mit Ungeduld entgegen sehen.

Hz.

Icones Rerum naturalium, quas in itinere orientali depingi curauit *Petrus Forskål*, Prof. Haun. Post mortem auctoris ad Regis mandatum aeri incisas edidit *Carsten Niebuhr*, Hauniae 1776. 4to mai. 2 Bogen Text, ohne die kurze Vorrede, 43 Kupfer.

Der sel. Forsk. dachte wohl eben so wenig als wir in Europa es fürchteten, daß er nebst Hr. Baurenfeind mitten in seinen Beschäftigungen sterben würde, und der letztere hatte so viel Geschäfte, daß es unmöglich war, alle neue Arten von Thieren und Pflanzen auf der Stelle zu zeichnen; denn eine Beschreibung ist leichter zu machen als eine Zeichnung, zumal F. selbst die Insecten und Würmer bis zur Rückkunft zu beschreiben versparete. Sonst möchte man freylich wünschen, daß einige Figuren mit andern vertauschet wären, z. E. derer, die im

Texte

Texte schon mit Synonymis bereichert sind. Gleichwohl nimmt man mit Dank an, daß dies geschehen ist; besonders bey den Medusen. Die Pflanzen sind getreu und gut, aber nicht so schön, wie einige Thiere gestochen, worunter besonders Tab. 27. 28. 29. 30. noch mehr Tab. 31. 32. 37.-39. gehören. Die neuen Geschlechter der weichen Thiere (Molluscorum;) s. die Rec. der Fauna orient. in der Allg. d. Bibl.) sind doch mit unter diesen. — Die Kosaria scheint dem Verf. der Explicat. Tab. (und auch uns der Figur nach) mit der Dorstenia überein zu kommen. Mehr läßt sich ohne Undeutlichkeit nicht davon sagen, und das Verzeichniß derselben würde hier ohne Noth Raum wegnehmen, da jeder, der es zu beurtheilen versteht, sich das Buch selbst anschaffen wird.

Hz.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Vertheidigung der Mystik und des Einsiedlerlebens gegen Hrn. Leibarzt Zimmermann in Hannover, von Jakob Hermann Obereit. — Frankfurt am Mayn, bey den Eichenbergischen Erben, 1775. 8. 136 Seiten.

Hr. Leibarzt Zimmermann hatte in seiner vor einiger Zeit herausgegebenen Abhandlung von der Einsamkeit, die Mystik und das Einsiedlerleben sehr strenge und ungünstig beurtheilt. Hr. Obereit, ein eifriger Freund für beyde, empfand dies sehr übel, und um den Hrn. Z. zum Widerruf seines bittern Tadels, oder wie er es ausdrückt, zur retraite à la modestie de l'equité zu bewegen, sandte er ihm die obstehende Schrift unter einem seltsamen Titel zu, und begleitete sie mit einem sonderbaren Schreiben, worin er ihm scharf ins Gewissen redete. Hr. Z., so sehr er auch zur Busse erweckt war, ließ dennoch die Schrift und das Schreiben einige Monathe noch bey sich liegen, und zog sich dadurch von dem Vertheidiger der Mystik ein zweytes Schreiben zu, worin er bey allem, was heilig ist, beschworen ward, sich zu erklären. Hr. Z. entschloß sich also, die Schrift seines Gegners, nebst dessen beyden Briefen zum Druck zu übergeben, und ließ ein Schreiben an den Verleger vorandrucken, worin er vom Hrn. O. einige Nachricht ertheilt, ihn für ein sehr merkwürdiges Phänomen für Leute, die den Menschen studiren, erkläret, ihm zugestehet, daß sein Eifer gegen ihn aus der besten und edelsten Absicht fließe, und daß er gewiß in vielen sehr Recht habe, und aus seinem Gesichtspunkt höchst vermuthlich manches ungleich tiefer durchsehe, als er selbst aus seinem. Er bezeuget öffentlich, daß er sich jedes unsanfte Wort gegen ihn verbiete, (Hr. O. hatte dies nicht gegen Hrn. Z. beobachtet, mit so vielen Lobsprüchen er ihn auch zugleich überschüttet,) und ihn aufrichtig verehre, obgleich ihrer beyden Sinnesart eben so verschieden sey, als Schwarz

und

und Weiß. — Dieser Schritt und diese Erklärung machen dem Hrn. Z. wahre Ehre, und vermuthlich wird seine geäußerte Hoffnung hiedurch den guten Mann mit den Sitten der heutigen Welt auszusöhnen, nicht unerfüllt bleiben. So viel von der Veranlassung dieser Schrift.

Da es hauptsächlich Mystiker weiblichen Geschlechts, insonderheit enthusiastische oder heilige Nonnen sind, welche H. Z. so ungünstig beurtheilet hatte, so überträgt H. O. auch Frauenzimmern die Kritik dieses Tadels, und die Vertheidigung der Mystik. Auf dem Harzgebürge wohnet in einem einsamen Schlosse eine adeliche Dame, deren wohlunterrichteten Tochter Theola genannt, und einigen ihr ähnlichen Freundinnen Chloe und Phöbe, der V. das was er gegen Hr. Z. Abhandlung zu erinnern hatte, in den Mund legt. Wie die Damen auf diesen Einfall gerathen, und wie der alte Diogenes aus der Unterwelt herauf kommend, in der angenommenen Gestalt eines Handlanger-Zimmermanns sie zu dieser Kritik veranlasset habe, mag man wenn man will, in der Schrift selbst nachsehen.

Diese Kunstrichterinnen kritisiren sehr strenge, und bisweilen hämisch, aber oft ist ihr Tadel gegründet, und ihre Anmerkungen sind zum Theil sehr richtig. Hr. Z. hatte in der That in seinem lebhaften Ausfall auf die Mystik und das Leben der Heiligen Blöße genug gegeben. Mit Recht wird ihm überhaupt vorgeworfen, daß es ihm nicht daran gelegen gewesen, das wesentliche Geistliche, das immer bey der Mystik und ihren ächten Verehrerinnen zum Grunde liegt, vom Zufälligen in der Natur zu unterscheiden, daß er die Mystik nur von einer nachtheiligen, nicht aber von einer guten Seite, (die sie doch ohne Zweifel auch hat) vorgestellet habe. Er spricht von ausschweifenden Einbildungen der mystischen Nonnen, von ihren schwärmerischen, anstößigen und selbst eckelhaften Ausdrücken, u. s. w. aber er saget nichts davon, daß sie wahre und große Tugenden besessen, daß sie in Schmerzen und Leiden eine bewährte Geduld und Standhaftigkeit, eine völlige Ergebung in den Willen Gottes, eine heldenmäßige Ueberwindung ihrer fehlerhaften Begierden und Leidenschaften bewiesen nichts davon, daß sie in geschäftiger Liebe, soweit sich die Sphäre ihrer Geschäftigkeit erstreckete, jedem, und selbst ihren Feinden und Lästerern zu dienen bereitwillig gewesen. Er spricht von Hypochondrie und Hysterik, als Quellen oder wenigstens als gewöhnlichen Symptomen mystischer Schwärmereyen;

reyen;

reyen; aber er erwähnte nichts davon, daß diese hypochondrische und hysterische Personen eben in ihrer, dem Vorgeben nach überspannten Frömmigkeit, gegen die mit ihren körperlichen Beschwerden verknüpfte Schwermuth, Verdrossenheit und üble Laune, ein bewährtes Gegengift und ein Mittel entdeckt, zufrieden, heiter und geschäfftig zu seyn. Er sagt viel von dem schädlichen Einfluß der Mystik auf die Gesundheit und Leben ihrer Anhängerinnen; aber er meldet nichts davon, daß die meisten bey aller Schwäche ihres abgezehrten Körpers und bey aller Anstrengung ihrer befangnen Einbildungskraft, ein hohes nicht unthätiges Alter von sechzig bis achtzig Jahren erreicht haben.

Aber wir müssen uns noch auf einige besondre Kritiken einlassen. Hr. Z. hatte von der mystischen Gottseligkeit behauptet, daß sie die Natur überschreite und von Gott nicht gefodert werde — Dagegen wird erinnert, wer das Maaß der Frömmigkeit angeben solle? das rechte Maaß sey uns in dem Gebot gegeben: du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und von allen deinen Kräften. Mehr als hier gefodert werde, leiste denn doch wohl die Frömmigkeit der Mystiker nicht. „Die Natur," heißt es ferner, „hat ihre unübersteigliche Gränzen. Niemand kann „mehr thun, als sie vermag. Eine die Natur überschreitende „Frömmigkeit ist also ein Unding." Dies wollte Hr. Zimmermann nun freylich wohl nicht sagen, er ist ein zu großer Kenner der menschlichen Seele und Natur, als daß er es läugnen sollte, daß die erhöhete Religionsempfindung und der lebhafte Liebeseifer der Mystiker, so ungewöhnliche Phänomene es immer seyn mögen, Personen von einem gewissen Temperament und Gemüthsbeschaffenheit, wenn alle sonst erfoderliche Umstände zustimmen, sehr natürlich seyn können. Aber er hätte sich billig genauer erklären sollen, daß er nichts anders als eine zu weit getriebne Frömmigkeit verstehe, und dann hätte er auch zeigen sollen, wo und wodurch sie anfangen, übertrieben zu seyn. Freylich ist dies eine sehr schwere Untersuchung, aber ohne dieselbe angestellt zu haben, sollte es ein genauer und sorgfältiger Schriftsteller kaum wagen, von überspannter Frömmigkeit zu reden — Auf den Vorwurf, daß die Mystiker glauben, von der Gunst des obersten Wesens übernatürliche Merkzeichen zu empfangen, wird bemerkt, daß es leicht sey, zu guten Handlungen eine Menge schlimmer Bewegungsgründe zu erdenken. Man müsse erst zusehen, ob die Mystiker auch ge-

wissenhaft, nach ihrer nicht unsrer Erkenntniß, nach ihren nicht unsern Umständen, bey möglichster Erfüllun; der ordentlichen Berufspflichten gewesen seyn, und sollten es auch nur gemeinnützige Pflichten in einem Kloster seyn, — warum sollten diese einfältigen Seelen voll übernatürlicher Tugendbestrebungen, nicht wirklich nach der unpartheyischen und nur auf Haltung seiner Nachfolge gegründeten Versicherung Christi selbst, der nicht schwärmen kann, wahre Wohnungen Gottes, seine tiefsten Tugendnachbilder, also in der That selbst Lieblinge der Gottheit gewesen seyn, und daher mit gutem Grunde, wie Christus versprochen, übernatürliche Merkmale davon, das Kommen, Wohnen und Offenbaren Gottes in ihnen, die Kräfte des ewigen Lebens, empfangen mögen? „Die Heiligen „wollen uns bereden," sagt Hr. Z., „des menschlichen Ver„standes beraubt, erlange man den göttlichen." — „Die Ver„standsenthusiasten," heißt es dagegen, „geben zu verstehen, „der Sinnlichkeit beraubt, erlange man allein die Seligkeit „der göttlichen Liebe durch ihre über alles erhabne Vernunft, „die doch nur betrachten, nicht lieben, noch empfinden kann." — Hr. Z. sagt: „Zuweilen wollen diese schwärmerischen Seelen „die Triebe eines sehr reizbaren und gefühlvollen Körpers durch „eine überspannte Frömmigkeit unterdrücken, da doch die Lei„denschaften immer heftiger werden, je mehr man sie zu unter„drücken sucht, einem Feuer gleich, das unter der Bemühung „es zu löschen, neue Kräfte fasset und mit doppelter Wuth „brennet. Die Leidenschaften ändern unter den heftigsten Ue„bungen einer überspannten Gottseligkeit nur ihre Richtungen, „weil eine geistliche Turteltaube sich zu dem Gipfel der geistli„chen Schwärmerey mit dem eigentlichen Temperament einer „verbuhlten Turteltaube erhebt." — „Dies kann nicht im „Ernst geschrieben seyn," wird hierauf mit Grunde geantwortet, „ist uns nicht geboten, des Fleisches Geschäffte zu tödten, „der Welt abgestorben zu seyn mit Christo? Die klügsten Mei„ster der Gemüthsbewegungen rathen selbst, eine Leidenschaft, „durch eine andere, durch bessere, nicht blos durch kalte kraft„lose Vernunft zu besiegen und zu beherrschen." Was den Vorwurf der Sinnlichkeit betrifft, so wird nicht geläugnet, daß sich in die Empfindungen der göttlichen Liebe eine gewisse unschuldige innere Sinnlichkeit mische und mischen müsse, wenn anders Gott nicht das Temperament gewaltsam verändern oder umschaffen wolle. Die zärtliche Empfindung bleibt freylich; aber sie wird auf die Quellen und das Urbild aller mo-

ralischen

ralischen Trefflichkeit gerichtet, von allem Unreinen gesäubert, so wie der irdische Ehrgeiz bey der Bekehrung nicht seine ganze Natur, sondern nur seine Richtung verändert, und sich in ein himmlisches Bestreben nach dem Beyfall Gottes verwandelt — Wir können fragen, heißt es ferner, ob wir schwache weibliche Seelen, die nichts als ein weibliches Herz haben, mit einem andern, als einem weiblichen Herzen, Gott zu lieben verbunden sind?

Ich könnte noch mehr richtige und scharfsinnige Bemerkungen ausziehen; allein das Angeführte wird den Lesern von dieser Vertheidigung der Mystik einigen Begriff machen können. Ohne Zweifel würde dieselbe dem besondern Zweck des Verf. gemäßer und weit vollkommner gerathen seyn, wenn er selbst seine Begriffe von derselben bis zu der Deutlichkeit, wodurch seine Theorie auch denen, die nicht Mystiker sind, einleuchten könnte, aufzuklären gewußt, und wenn er uns dann eine wohl überdachte und zusammenhangende Theorie geliefert hätte. Es ist nicht genug, daß er beyläufig erwähnt, die mystische Liebe Gottes gründe sich auf den wesentlichen Trieb der Vollkommenheit, und entstehe aus der Empfindung derselben, er hätte auch die Art und Weise zeigen müssen, wie und unter welchen Umständen sie daraus entstehet; er hätte den Fortgang derselben, das was ihr wesentlich und was ihr zufällig ist, bemerken, die Kennzeichen, wodurch sich die ächte und reine Mystik von der unächten und unreinen unterscheidet, angeben sollen. Und insonderheit hätte er sich einer deutlichen Sprache, die nicht so oft in unverständliches Geschwätz, in den räthselhaften Hamanschen Styl ausartet, bedienen sollen — Dann würde er sich über manche Dinge genauer und richtiger ausgedrückt, Hrn. Zimmermann nicht immer widerlegen wollen, sondern ihm auch dann und wann Recht gegeben haben. Insonderheit würden dann die einem Doktor der Philosophie wirklich sehr unanständige Invektiven gegen die Vernunft, die Unterscheidung derselben vom rechten Verstande, und die tiefe Herabsetzung der miskannten Vernunft, unter Einfalt und Empfindung weggefallen seyn. Wenn es eine wahre empfehlenswürdige Mystik giebt, so muß sie sich nicht nur mit dem sogenannten rechten Verstande vereinigen, sondern auch an die Vernunft rechtfertigen lassen. Vernunft soll weiter nichts seyn, als die Kraft, zu betrachten und zu schließen, und was ist denn wohl der Verstand anders? macht das einen wesentlichen Unterschied unter beyden, daß man sich bey der einen der Ver-

änderungen oder Wirkungen des untersuchenden und schließenden Geistes mehr, bey der andern weniger bewußt ist? Vernunft oder Verstand muß immer der Frömmigkeit vorleuchten, und also auch der erhabnern, lebhaftern und zum herrschenden Affekt gewordnen Gottseligkeit, die man Mystik nennet, sonst artet sie unausbleiblich in blinde und unmoralische Schwärmerey aus. Der ächte Mystiker muß das Urbild und die Quelle aller Vollkommenheit, woran er sich vergnügen will, er muß die sittliche Vortrefflichkeit und Güte der göttlichen Natur, der er sich durch Nachahmung nähern will, er muß die Absichten, die Gott über ihn hat, entweder vermittelst eigner oder fremder vernünftiger Untersuchungen, so viel möglich, kennen lernen: sonst kennt und hat er nichts, was er lieben und nachahmen soll, und weiß die Mittel nicht zur Gunst und zu den Segnungen, oder zur Vereinigung mit der Gottheit zu gelangen. Die Einfalt des Herzens sichert nicht vor thörichten und schädlichen Verirrungen, und die Aufrichtigkeit macht die Anwendung der Vernunft nicht entbehrlich. Ein unmittelbarer Strahl der Gottheit erleuchtet den redlichen Fanatiker nicht, und selbst der Unterricht der Schrift, ist ohne Gebrauch des Verstandes, kein hinlänglicher und zuverlässiger Wegweiser für ein einfältiges und aufrichtiges Herz. Ist Vernunft nicht der Leitstern bey den Bemühungen der Gottheit zu gefallen, so kann der fromme Eifer, wie bey den Talapoins, den Santons, den Bonzen und andern außerchristlichen Asceten mehr, auf nichtswürdige, ja unmenschliche Mittel der Reinigung und Heiligung verfallen, und ein brennender, aber unaufgeklärter Liebeseifer kann die heiligen Nonnen zu vielen läppischen, unnützen, und der Gottheit höchst unwürdigen Andachtsübungen verleiten, und läßt eine Marie à la coque zum Beweis und zur Uebung ihrer Demuth den Speichel derer, mit denen sie umgehet, auflecken, und andre höchst unanständige und ekelhafte Dinge verrichten. Daß man durch den gehörigen Gebrauch der Vernunft zu allen oder auch zu vorzüglichen geistlichen Empfindungen und Erfahrungen ganz ungeschickt werde, wird der V. nicht behaupten können; glaubt er aber, daß Vernünfteley leicht für das Leben und die Wärme des heiligen Affekts verderblich werden könnte, so wäre es der Mühe werth gewesen, uns zu zeigen, wie diesem großen Uebel auszuweichen sey, wie man Vernunft und Empfindung in der Religion vereinigen und durch beyde Vereinigungen ein ächter Mystikus werden müsse.

Bf.

Versuch in geistlichen Liedern zur Erbauung katholischer Christen. Erstes Stück. Hildesheim zu bekommen bey Tuchtfeld 1776. in 8.

Nur ein Bogen, und auf dem einen Bogen nur ein allgemeiner Gesang, der Lobgesang der Maria, ein Danklied für die Güte Gottes, ein Weihnachtslied, ein Passionslied, und ein Begräbnißlied, die aber mehr werth sind, als ganze Alphabete von Gesängen, unter denen öfters nicht ein einziges so gutes Lied befindlich ist, als diese insgesamt sind. Hie und da ist nur das richtige Sylbenmaaß vernachlässiget und die Skansion zu hart. Z. B.

Die katholsche Religion
Ach! laß empor sie kommen!

Es ist uns ein wahres Vergnügen, diese Lieder bekannt zu machen. Wir ermuntern den Dichter zur Herausgabe mehrerer Stücke, durch welche der Geist einer geläuterten Andacht unter seinen Glaubensbrüdern gewiß wird befördert werden.

Versuch geistlicher Lieder in Uebersetzungen und Verbesserungen zum nützlichen Gebrauche katholischer Christen. Mit Genehmhaltung geistlicher Obrigkeit. Erstes Stück. Hildesheim zu finden bey Schlegel 1776. 8. 2 Bogen.

Da der Uebersetzer das Iesu dulcis memoria des h. Bernards, das Adoro te des h. Thomas Aquinas, und andere dergleichen lateinische Lieder in deutsche Reime übertragen wollte, so sehen wir wohl ein, daß er nichts anders übersetzen konnte, als was im Original da stand. Das ist denn nun aber freylich wohl nicht in dem Geschmack unserer Zeiten gedichtet, wo die geistliche Liederpoesie von den Tagen jener Heiligen an bis itzt einen weitern Schritt zur grössern Vollkommenheit gethan hat.

Der h. Bernard sang:

Im Herzensbette suche ich
Dich heimlich und auch öffentlich.
Herr! nach verschloßner Herzensthür
Sucht dich mein reger Trieb herfür.

Sucht Jesum durch der Inbrunst Schweiß.
Durchsuchen macht die Liebe heiß.

Der so im Liebesrausche steckt,
Erkennet recht, wie Jesus schmeckt.

Jesu! du Zier des Engelchors!
Du angenehmster Ton des Ohrs!
Dem Munde streichst du Honig ein!
Dem Herzen schenkst du Himmelswein.

Dir weicht der Glanz des Sonnenlichts,
Die Balsamssüße gilt auch nichts;
Du bist vor allem lieblicher!
Vor aller Süße süßerer!

Deine rothenrosen Narben,
Deiner Füße tiefe Schrunden
Schreib in mir mit solchen Farben,
Daß ich an dein Kreuz gebunden
Dich in allem lieben kann.

Thomas von Aquino vergleicht den Herrn Jesum mit einem Pelikan:

Säubre mich, mich Unreinen, durch dein Blut,
O gütiger Herr Jesu, du Pelikan!

Und die Leute fanden sich Jahrhunderte lang sehr daran erbauet, wenn sie auch die lateinische Sprache, worinn gesungen ward, nicht einmal verstanden. Unsere deutschen Väter, katholische und protestantische, dichteten ihre Kirchenlieder in einem ähnlichen Geschmack. Daher wimmeln viele unserer alten Gesänge noch von leeren Wortspielen, abentheuerlichen Bildern, seltsamen Vergleichungen und groben sinnlichen Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen, welche dann den itztlebenden aufgeklärten Christen beyder Kirchen anstößig sind, und bey ihnen die Andacht hindern, die jene bey geringerer Kultur ihrer Geisteskräfte darinn fanden, womit sie es nach ihrer damaligen Einsicht ganz ehrlich meynten.

Können katholische Welt- oder Klostergeistliche (man sagt, der Uebersetzer sey ein Mönch zu Hildesheim) ihre Glaubensbrüder des Singens ihres Iesu cor! me offero vom P. Schreger, ihres Stabat Mater, Dies irae, Salue mundi salutare, noch nicht überheben, so beklagen wir sie dieses

unfreywilligen Zwanges wegen. Hätten sie es aber in ihrer Gewalt, solche Gesänge unübersetzt zu lassen, so würden sie den Christen ihrer Kirche einen bessern Dienst thun, wenn sie es darauf anlegten, allmählich vernünftigere und geistlichere Lieder in dieselbe einzuführen. Der Herausgeber des vorangezeigten ersten Versuchs in geistlichen Liedern zur Erbauung scheinet diese Absicht vor Augen gehabt zu haben, und das gereicht ihm zu vielem Ruhme.

Mit der Verbesserung der Lieder sollte denn auch die Verbesserung der katholischen Andachtsbücher gleichen Schritt halten. Wir haben ein Paar solcher Bücher vor uns. Die Titel sind:

Großer Kern in kleiner Schale, oder viel Frucht, wenig Blätter. Das ist, kurze und in wenig Blättern verfaßte, jedoch sehr kräftige Andachtsübungen, nämlich Morgen- Abend- Meß- Beicht- Communion- und andere Gebeter, nebst beygesetzten Marianischen Tagezeiten, und lauretanischen Litaney. Alles aus göttlicher heiliger Schrift gezogen und herausgegeben von Franz Xaver Dornn, Dechant und Stadtprediger in Fridberg. Dritte und verbesserte Auflage. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg bey Riegers sel. Söhnen 1776. 8. 138 S.

Der vollkommene Christ. Oder gewöhnliche Andachten eines rechtglaubigen Christen, bestehend in auserlesenen Morgen- Meß- Beicht- Communion- und Abendgebetern, nebst vorgesetzten lehrreichen Unterrichten, und einem Anhange von der Zubereitung zu einem seligen Ende. Zum allgemeinen Seelennutzen herausgegeben von Joseph Stockmann, Weltpriester in Oberösterreich. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg bey Riegers sel. Söhnen 1776. 8. 220 Seiten.

Die Gebetsformeln des Herrn Dorna sind doch größtentheils verständlicher und weniger figürlich abgefasset, als wir es nach dem figürlichen sonderbaren Titel erwartet hätten. Viele haben uns recht gut gefallen. Aber Hr. Stockmann! Nun, dessen lehrreiche Unterrichte sind je zuweilen unter aller Kritik. Z. B. Einige von seinen Regeln verdienstlich aufzustehen, lauten so:

„Die vierte: Wenn du die Strümpfe anziehest, betrachte, daß Jesus wegen deinen sündhaften Gängen (deiner „sündhaften Gänge) mit eisernen Nägeln hart an beyden Füßen an das Kreuz geheftet wurde, und sprich: O Jesu! „durchbohr mein Fleisch mit den Nägeln der heiligen Furcht „Gottes.“ —

„Die sechste: Wenn du die Schuhe anziehest, sprich: „Mein Gott! der du den heiligen Petrus durch deine Engel „befohlen: Zieh die Schuhe an, und folge mir nach; verleihe „mir, daß ich heute dem Rathe meines heiligen Schutzengels „in allem folge, und den Weg deiner Geboten wandle, und „wie mich diese Schuhe von der Erde absondern, so bitte ich, „sondre mich von allem Irrdischen ab, damit ich zur Freyheit der Kinder Gottes gelange.“

„Die neunte. Wenn du dich abtrocknest, so gedenk auf „das Mitleiden der heiligen Veronica, da sie ihren Hauptschleyer Jesu gereichet, und sprich: O Jesu! der du dein heiliges Angesicht in das Schweißtuch der heiligen Veronica „eingetaucht hast, drucke in mein Herz die Erinnerung deiner „heiligen Gegenwart.“ —

„Eilfte. Wenn du dich auskämmest, gedenke, wie Christus so schändlich bey den Haaren herumgezogen wurde, die „Hoffarth deines Herzens zu büßen.“ —

„Vierzehnte. Ziehst du ein neugewaschnes Hemde an, „so sprich: O Gott! verleihe, daß ich mit diesem alten Hemde den alten Menschen ausziehe.“ —

Wie kann man doch ehrwürdige Sittenlehren, die man dem Christenvolke geben will, so possierlich einkleiden, daß der ernsthafteste Mensch darüber lachen muß?

Des hochwürdigsten Herrn Alphons Maria von Liguori, Bischofs zu St. Agatha, geistreiche Lob- und Sittenlehren für alle Festtage des Jahres. Aus dem

dem Wälschen übersetzt von P. Walafried Hil- linger, der oberdeutschen Franciscanerprovinz Prie- ster — Erster Band. Von St. Andreas bis auf den Pfingstmontag. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Riegers sel. Söhnen. 1776. 8. 610 Seiten. Zweyter Band. Von heil. Dreyfaltig- keit bis St. Andreastag. 704 Seiten.

Nur eine Stelle, wo der Bischof schreibt, mit was für Au- gen der Liebe die jungfräuliche Nonne ihren Bräutigam, Jesum, ansiehet, mag statt mehrerer hier stehen, um den Geist und Geschmack des Mannes daraus zu beurtheilen, nehmlich aus der XXten Lob- und Sittenrede auf das Gelübdfest zwoer geistlichen Hochzeiterinnen, von den Eigenschaften ihres Bräutigams, über Offenbar. 19, 7. Venerunt nuptiae Agni. 2 B. S. 671. „Was könnte schöners und prächtigers „den Augen der begierigen Welt vorgestellt werden, als eine „auf den zartesten Helfenbein verfertigte Bildsäule, welche „durchaus mit schimmernden Diamanten, mit himmelblauen „Saphiren, mit rosenfarbigen Rubinen, mit allerley Gat- „tungen der köstlichsten Perlen und anderer Kleinodien gezieret „und umfasset ist? welche auf Gold und Marmorstein ruhet, „mitten in einem Lustgarten zwischen den wohlriechenden Blu- „men; oder in einem grünenden Lustwäldlein, zwischen den „höchsten Zederbäumen, da stehet, und die Augen aller An- „sehenden ergötzet? Also schön und noch schöner, sagt die hei- „lige Braut, ist mein Geliebter. Ja noch schöner ist der „göttliche Bräutigam in seiner ergötzlichsten Gemüthsart: „denn die weiße und rothe Farben seines Angesichts zeigen „uns — auf das unschuldige Gemüth Christi. — Seine liebli- „che Wangen deuten uns auf die annehmlichsten Tugenden — „von welchen der ganze sterbliche Wandel Christi, gleichwie „die Better eines schönen Lustgartens mit allerley ergötzlichen „Blumen, als lebendigen Farbenzügen gepranget hat. — Zu- „mal werden die Hände der Menschheit Christi mit goldenen „Ringen voll der Edelgesteinen, welche man Hyacinthen nen- „net, vorgestellet; weil die Hyacinthen, welche eine der Luft „ähnliche weißblaue Farbe haben, jene überaus große Barm- „herzigkeit und Gütigkeit Christi anzeigen, mit welchen zwo „Händen der Liebe Jesus alle unsere Herzen zu gewinnen, und

„zu sich in den Himmel hinauf zu entzücken suchet. Also, wie„derholt die heilige Braut, ist mein Geliebter beschaffen, da„rum ist er der einzige Gegenstand aller meiner Wünsche," u. s. w. Wir dächten, die Zeit wäre schon gekommen, wo viele hundert katholische Christen selbst dergleichen Schilderungen so abgeschmackt finden müßten, als sie wirklich sind. Es scheint aber, als ob viele katholische Herren Geistliche bey der Wahl der Bücher, die sie übersetzen, darauf gar keine Rücksicht nehmen. Den deutschen Ergfern, die sich alle Mühe geben, den Geschmack in Predigten unter ihren Landsleuten zu verbessern, kann es unmöglich angenehm seyn, wenn ihnen durch Uebersetzungen solcher Reden, ihr angefangenes gutes Werk bey Priestern und Layen wieder rückgängig gemacht wird.

Reuerendissimi ac illustrissimi D. D. *Antonii Godeau*, Episcopi Venciensis, christiana pietas continens deuotiones consuetas Sacerdotis et Laici, nec non piissimas meditationes de sanctissimo eucharistiae sacramento, opusculum Christianis quibusuis vtilissimum. Augustae Vindelicorum. Sumpt. Rieger p. m. Filiorum MDCCLXXVI. 12. 322 S.

Antons Godeau, Bischofs und Herrn von Vence in Frankreich, allgemeine Kirchengeschichte, aus dem Französischen ins Italiänische übertragen, und mit Anmerkungen begleitet von Dan. Arnald Speroni. — Anjetzo aus dem Italiänischen ins Deutsche übersetzt von P. Bernard Hyper. — Dreyzehnter Theil enthält die Kirchengeschichte des fünften Jahrhunderts, vom Jahre Christi 500 bis 530. Augsburg, verlegt bey Rieger sel. Söhnen. 1776. 8. 448 Seiten, nebst 10 Bog. chronologischer Tafeln und Register.

Wozu diente es, von beyden Büchern mehr zu sagen, als daß sie da sind? Was endlich aus der Geschichte werden,

Und wer die unendliche Menge der Begebenheiten, so sie melden, im Gedächtniß behalten, und welchem Menschen auf dem Erdboden sie nutzen soll, wenn ein Geschichtschreiber wie Godeau, so wenig das Unerhebliche von dem Erheblichen, die fabelhafte Legende von der sichern Glaubwürdigkeit bezeugter Wahrheit zu scheiden weiß, daran mögen Verfasser und Uebersetzer wohl nie gedacht haben.

Des Herrn Clement, Abtes zu Macheroux — gesammte Predigten, aus dem Französischen übersetzt von Joachim Edlen v. Richterburg, Weltpriester. Zehen Theile. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Wolf. 1776. 8. jeder Theil ohngefähr 500 Seiten, und darüber.

Stellen voll warmen Eifers für die Religion der katholischen Kirche, und starker männlicher Beredsamkeit, wechseln mit Schematismus und gehäuften Citaten aus den Kirchenvätern in diesen Reden ab. Der zehnte und letzte Theil enthält die Anwendung der sämmtlichen Predigten des Abts auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Kirchenjahres, durch neue Eingänge, Vorträge und Abtheilungen, nebst einem vollständigen Register, verfaßt von P. A. E. P. O.

Tägliche Hausmission, das ist, christliche Lebensordnung und Anleitung der apostolischen Mission, zum allgemeinen Nutzen und Gebrauch eines jeden Christen, in geistliche Lehrstücke zusammengezogen von Guil. Häusen, Priester und etlich dreyßigjährigen Bußprediger. Augsburg, bey Wolf. 1776. 8. 262 Seiten.

Eine Sammlung von gutgemeinten Gebeten und andächtigen Sittensprüchen. Die erstern sind mehr in dem Geiste der knechtischen Furcht und Angst vor Gott, als in dem Geiste der kindlichen Liebe zu ihm, den uns doch das Evangelium einflößen soll, abgefaßt. Was ist es für eine schreckliche Vorstellung

lung von Gott; dem gerechten Richter, wenn es heißt: „daß „er eine einzige Missethat mit dem Verluste des Himmels und „der ewigen Pein der Hölle strafe,“ weil der Uebertreter „der „verletzten göttlichen Majestät schuldig, tausend Tod und tau„send Hölle verdiene habe.“ Indessen kann die Sünde durch ein geringes Bußwerk abgebüßt, und das quälende Feuer der Hölle, worinn die Seele leiden sollte; dadurch auf ewig ausgelöscht werden. Auf die Weise ist der erzürnte Richter dann bald wieder durch eine Kleinigkeit besänftiget. — Das Andachtsbuch ist der Mariä, der unbefleckten jungfräulichen, allerheiligsten Gottesgebährerin, der Mutter der schönen Liebe und heiligen Hoffnung zugeeignet, oder vielmehr in schuldigster Ehrfurcht zu Füßen gelegt.

P. Hermenegilds Maria Griner, des Ordens der Diener Mariä tyrolischer Provinz Predigers, Lob- Trost- und Sittenpredigten, auf die Festtäge der allerheiligsten Jungfrau und Mutter Gottes Mariä. Im Verlage bey Wolf. 1776. 8. 620 S.

Man kann leicht erachten, was für herrliche Sächelchen zum Lobe der göttlichen Frau in diesen Reden vorgetragen werden. Und an schönen witzigen Accommodationen der Texte fehlt es auch nicht. Nur eine Stelle aus der sechsten Rede auf das Fest der Vermählung Mariens mit dem heiligen Joseph. Im Eingange, mag statt mehrerer hierzur Probe dienen: „Das Eheband wird von Gott allein zu„sammengefüget, wiewohl nach der Zeit der Mensch selbsten „den Knopf dazu macht. — Auf der Welt wird bald ei„ne Eheverheißung zusammengeflochten, aber den Faden, wel„cher in dem Himmel hierzu gesponnen worden, begreifen wir „nicht so leicht, weil er allzu klug gezogen ist. — Gott giebt uns „die Schale mancher Nüsse zu greifen, aber er verbirgt oft „den Kern so sorgsam, daß wir mit allem unsern Witz nicht „errathen, was er in der Hülse verschlossen hat.“

„Eine solche Sache von so geheimen Verstande ist die „Geschichte Mariens, wegen welcher wir das heutige Fest fey„ern. Gott hat sie durch einen ewigen Schluß als eine Jung„frau erwählet, und sie hat sich Gotte durch einen freywilli„gen Entschluß zur ewigen Jungfrauschaft selbst geopfert. Er

„wollte

„wollte nur von ihr als einer Jungfrau empfangen und „dem Fleische nach geboren werden, und sie wollte nicht „anders, als mit der Versicherung und Beybehaltung ihrer „Jungfrauschaft seine Mutter werden. Gleichwohl versi„chert uns der heil. Matthäus; Cum esset desponsata Ma„ter eius Maria Ioseph; daß sie als die bestimmte Mutter „Gottes mit Joseph vermählt worden. Wenn sie sollte eine „Jungfrau seyn, warum wird sie vermählet? Wenn sie von „keinem Manne will und sollte erkannt werden, warum wird „sie verehlichet? Sie soll mit niemanden, als mit ihrem un„sichtbaren Gesponse, dem heiligen Geiste, durch das „Band der Gnade verbunden seyn; und warum soll sie „zugleich mit einem sichtbaren Gesponse, dem heiligen Jo„seph, durch das Band der Ehe verknüpft werden?“ Die Auflösung dieser Frage kostet freylich Kopfbrechen; aber der Verf. weiß sich zu helfen. Mit so einem zweyschneidigen Messer, als das glückliche Wort Geheimniß ist, kann man den verwickeltsten Knoten ohne Mühe zerschneiden. Ihm thuts auch Meiste. „Da sehen wir ein Geheimniß, sagt er, „welches uns geoffenbaret ist, und dennoch steht es uns nicht „offen, warum Gott diese Eheverbindniß verordnet habe. Die „Väter haben sich große Mühe gegeben, das Geheimniß zu „ergründen; aber niemand kann es wissen, ob sie die Haupt„ursachen erreicht haben. Ihre Meynungen sind die weisesten, „welchen allen ich mich unterwerfe. (so ists auch am besten.) „Sie steifen sich auf die Anständigkeit für Christus, und auf „die Fürsorge für Maria; es wäre demnach eine Vermes„senheit, ihnen auch nur in einem einzigen Stücke zu „widersprechen. Allein, wie weislich sie immer gerathen, „so bleibt es noch heut zu Tage ein Geheimniß, ob „sie der göttlichen Weisheit auf den Grund gekommen, und „so w.“ Was würde es nicht mit nasenweisen Vernünftlern, die sich erdreisten, gewisse von den Vätern ererbte uralte Lehrsätze der Kirche höchst ungereimt zu finden, für ein ewiges Gezänk darüber geben, wenn man sie nicht mit dem einzigen Worte: Habt Ehrfurcht für göttliche Geheimnisse, ihr Vermessenen! auf einmal könnte verstummen machen — Auch die letzte, 14te Rede auf das Fest des heiligen Rosenkranzes, ist erbaulich zu lesen. Ein katholischer Christ kann daraus lernen, wie ihm bey allem Uebel wohl ist, wenn er seinen Psalter oder Rosenkranz von 150 Ave Maria alle Wochen richtig abbetet. Er hat die dreyfache Frucht von dem drey-

fachen

schen Rosenkranz, daß er Freude im Herzen, Trost in dem Leiden, Hoffnung zu der Glorie empfängt.

Geistliche Lehrsprüche des heiligen Vaters Ignatius von Loyola, Stifters der Gesellschaft Jesu, zur Betrachtung auf jeden Tag des Jahres eingetheilt, und zum Gebrauche aller nach der Gottseligkeit und Vollkommenheit Trachtenden. Augsburg, im Verlage bey Wolf. 1776. 8. 448 S.

Wenn doch alle Lehrsprüche des heiligen Vaters so wahr wären, und so gerade zur ächten christlichen Weisheit führten, als z. B. der folgende!

29 Weinmonat.

Wenn man den Frieden und die Ruhe des Gemüths suchet, so wird sie sicherlich der nicht finden, welcher die Ursachen der Verwirrung und Unruhe in seinem Herzen herumträgt.

„Nichts in der Welt ist glückseliger, als ein unschuldiges „Gewissen. Keine Freyheit ist größer, als nichts fürchten. „Diese erlanget nur allein jener, der sich selbst nicht zu fürch„ten hat. Wen sein Gewissen nicht anklagt, der scheuet kei„nen Richter. Wie jenen, der sich übel bewußt ist, äußerlich „nichts trösten kann, also kann den, welcher sich unschuldig „weiß, nichts ängstigen und plagen. Wo so viele widerwär„tige Begierlichkeiten einen immerwährenden Krieg erwecken, „da ist weder der innerliche noch der äußerliche Friede zu hof„fen. Daß wir täglich in lauter Zweifeln herum irren, „kömmt daher, weil wir heute eine Freude an dem haben, „was uns gestern Verdruß gemacht hat, und daß uns heute „gefällt, was uns gestern mißfallen hat. Wie ein von den „Winden hin und her getriebenes Schiff, also ist ein den Lei„denschaften unterworfenes Gemüth in beständiger Bewegung, „und hat immer mit den Wellen, mit dem Ungestüme zu „streiten. Die Freude hat ihren Ursprung in uns selbst. Die „Glücksgüter, und was die Natur zur Nothwendigkeit ge„macht hat, sind in unserer Gewalt nicht, sie geben auch kei„ne Gelegenheit zu einer beständigen Traurig- oder Fröhlichkeit.

„Die

„Die ungestörte Ruhe muß von der guten Einrich„tung des Gemüths entstehen."

Wie ganz aus der Natur der menschlichen Seele ist dieser Lehrspruch genommen! Wie gesagt, wären sie doch alle so! Aber das ist von dem heiligen Ignatius nicht zu erwarten, der dafür hielte, „daß die Höhle zu Maresa, wo der Gekreu„zigte der Lehrmeister ist, dem Einsamen eine hohe Schule „der Gelehrsamkeit, der Weisheit und Tugend eröffne." Die allein selig machende Kirche, dafür sich die katholische Kirche noch immer ausgiebt, hat ihre eigenen Lehrsätze, ihre eigene Auslegung und Bestimmung der Moral Jesu Christi, welche dann auch in diese Lehrsprüche überall einfließet. Dessen ohngeachtet sind sie katholischen Christen weit empfehlungswürdiger, als irgend ein anderes ihrer aus bekannten Andachtsbüchern, köstlich und lieblich in Vergleichung mit dem Geschwätze, das in den vorhin angezeigten enthalten ist. Warum sollten wir uns an Behauptungen stoßen, die ein Katholik nach seiner Ueberzeugung für Wahrheit hält? Sind wir doch mit dem von uns werth geachteten Uebersetzer darin einig, „daß das wahre Kennzeichen der Kinder Gottes die Tu„gend sey, daß nicht der Name, sondern das nach der Lehre „Christi eingerichtete Leben den wahren Christen mache." (Vorrede) Darauf wollen wir denn auch mit einander einmüthig bestehen, und wenn die Leser das vom heil. Ignatius mehr einsehen und üben lernen, so wollen wir uns zusammen darüber freuen.

Der Uebersetzer hat den Einwurf, daß verschiedene von diesen Lehrsprüchen mehr auf Geistliche und Mönche, als auf Weltleute von allerley Ständen passeten, selbst erkannt, ihn aber in der Vorrede so beantwortet, daß man seine Gründe kann gelten lassen. Nur möchte es wohl nicht allen Lesern von der letztern Art bey dem ersten Anblicke einleuchten, wozu sie den und den mönchischen Lehrspruch in ihren Umständen nützen sollen. Jedoch werden sie sich mit der Zurechtweisung in der Vorrede einigermaßen helfen können.

Frag: Ob durch die biblische Simplicität allein ein Freydenker oder Deist bekehret, ja nur ein zweifelnder Christ jemals dadurch beruhiget werden könne. An den Weihnachtsfeyertagen wider den Herrn Abt Jerusalem,

salem, beantwortet von P. Aloysius Merz. — im Jahr 1775. Augsburg, bey Wolf. 4. 4 B.

Frag, welches das allerdienlichste Mittel sey, allen Glaubenszweifeln auf einmal ein Ende zu machen. Wider den Herrn Abt Jerusalem, und wider den evangelischen Rechtsgelehrten, oder Anmerkungsmacher über den katholischen Catechismus des Hrn. Abt v. Felbinger, in den heiligen Osterfeyertagen von P. A. Merz. 1776. 4. 4½ B.

Frag, ob die katholische Kirche nicht noch heut zu Tage in dem Besitz ihrer Untrüglichkeit bleibe. Wider den evangelischen Rechtsgelehrten, in den heiligen Pfingstfeyertagen, von ebendemselben. 1776. 4. 4 B.

Frag, ob die Einwürfe, welche der evangelische Rechtsgelehrte wider die Untrüglichkeit der alt- und neutestamentischen Kirche gemacht hat, von einer Erheblichkeit seyn. An dem Fest der h. Hilaria, von ebendemselben. 1776. 4. 4 Bogen.

Wer mit des Verf. Art zu argumentiren nur einigermaßen bekannt ist, weiß schon, ohne diese Streitreden gelesen zu haben, vorher, wie und aus was für Gründen er die darinn aufgeworfenen Fragen beantworten wird. Mit einem Manne, der unaufhörlich in seinen Schlüssen dieselben petitiones principii begeht, und sich sonach mit seinem Gegner in einem immerwährenden Kreislauf herumtreibt, ist nichts anzufangen. Die katholische Kirche ist nun einmal durch alle christliche Jahrhunderte untrüglich gewesen, und ist es bis auf diesen Tag, wirds auch bis an der Welt Ende bleiben. Von diesem Grundsatz geht der Verf. aus. Ihre Aussprüche stopfen also allein den Freygeistern den Mund, und lösen alle Zweifelsknoten in Glaubenssachen mit einmal auf. Wer darf weiter dagegen raisonniren?

Chri-

Christophori a Stadion, episcopi quondam Augustani, oratio in Synodo ad Clerum habita A. R. S. MDXVIII. Adiunctus est de rebus ad Christophorum attinentibus commentarius. Vlmae, opera Wagneri. 61 Seiten in 4.

Die Uebersetzung dieser uralten Synodalrede ist schon anderswo angezeigt worden, also dürfen wir uns hier nicht dabey aufhalten.

Betrachtungen über die Regel des heiligen Vaters Benedicti. Aus dem Französischen übersetzt von P. Vital Mösl, Benedictiner von St. Peter in Salzburg. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg bey Wolff 1776. 8. 416 Seiten.

Solche Bücher, wie dieses, dienen dazu, verständigen Katholiken über die Unnatürlichkeit und Schädlichkeit der Möncherey immer mehr die Augen zu öffnen. Denn es muß jedem nicht abergläubigen Leser daraus sichtbar werden, wie das leidige Mönchswesen nicht allein die menschliche Natur, und mit derselben so manche wohlthätige Absicht des Schöpfers bey ihrer Einrichtung völlig zerstöre, sondern auch für den Geist des wahren Christenthums und der größern irdischen Wohlfahrt eines Staats in gleichem Grade verderblich sey. Man lese z. B. die 74ste Betrachtung über die Regel: **daß kein Mönch sich unterstehen soll, einen andern zu vertheidigen.** „Durch die **Liebe**,“ heißt es hier, „werden die klösterlichen Gemeinden aufrecht erhalten — daher „muß nichts schärfer verboten seyn, als was diese Tugend, die „die Grundfeste derselben ist, verletzet. — Wenn nun etwas „**derley** Unheil zu stiften fähig ist, so ist es dieses, wenn „man unter den Brüdern einige antrifft, **welche Privat-** „**freundschaften unter einander eingehen**; denn eine „solche Vereinigung kann nicht geschehen, ohne daß sie sich von „dem übrigen Körper der Gemeinde scheiden und trennen?“ Warum wäre denn das schlechterdings nothwendig? Man kann ja wohl jemandes näherer, vertrauterer Freund in einer Gesellschaft seyn, ohne deshalb durchaus ein Feind aller übri-

gen Glieder derselben werden zu müssen." Und nun das Formular zum Gebet, das der Mönch thun soll, wenn etwa sein Herz mit dem Herzen eines andern Klosterbruders vorzüglich sympathisirte. „Gieb, o heiliger Geist!" soll er seufzen, „daß „ich durch dein göttliches Licht das Unheil erkenne, wel„ches diese gottlose Vereinigung in den Herzen verursacht, „die dir ganz geheiliget seyn sollten." (Particularfreundschaften stimmen also nicht zu den Gesinnungen einer Gott ergebenen Seele?) „Gieb, daß ich dergleichen sonderheitli„che Freundschaften mehr als den Haß selbst, den ich ge„gen meinen Nächsten tragen könnte, fürchte; denn dieses „Laster ist offenbarer als das erstere, welches unter „dem Schein der Einigkeit und Liebe den Geist der Reli„gion von Grunde aus zerstöret." Dergleichen widersinnige Dinge giebt es auf allen Blättern dieses Buchs zu lesen. Wenn der Uebersetzer sich mehr auf die deutsche Sprache legte, könnt' es nicht schaden.

Predigten auf alle Sonntage des ganzen Jahres, aus verschiedenen Rednern zusammengetragen, kürzer gefasset und auf die Sonntagsevangelien eingerichtet von Joseph Haberkorn von Habersfeld, Weltpriester und dermaligen Sonntagsprediger in der Kirche der heil. Peter und Paul zu Sagan. Zwey Theile. Mit Erlaubniß einer hochwürdigen Obrigkeit. Breslau bey Korn dem Aeltern 1776. gr. 8. Erster Theil 372 S. Zweyter Theil 366 Seiten.

Um der Prediger willen, denen andere Geschäffte nicht viel Zeit zum Studiren auf ihre Predigten übrig lassen, die die übersetzten französischen Redner ihrer Weitläuftigkeit wegen sich nicht ohne große Beschwerniß würden zu eigen machen können, oder sich außer Stand befinden, sich viele Bücher anzuschaffen, hat Hr. v. H. Auszüge daraus gemacht, auch wohl zwo Predigten von verschiedenen Verfassern in eine zusammengeschmolzen, und wenn es ihm an Materien, die sich zum Inhalte des Evangeliums schickten, mangelte, von seinen eigenen etliche mit eingerückt. Die Auswahl ist ganz gut getrof-

fen,

sen, denn die Vorträge sind mehrentheils praktischen Inhalts. Statt der Märchen und Fabeln, die der Aberglaube ausgeheckt hat, welche so oft von katholischen Kanzeln den Leuten vorgeschwatzet werden, findet man hier gemeinnützige Glaubens- und Sittenlehren abgehandelt. Die französischen Tiraden sind weggeblieben, und der Sammler hat den Predigten die nöthige Faßlichkeit auch für gemeine Zuhörer zu geben gewußt, welches ebenfalls um derer willen nöthig war, die darnach sollen verständlich predigen lernen. Man sieht, daß es dem Hrn. v. H. darum zu thun ist, aus seinen Pfarrkindern thätige Christen zu machen. Freylich sollte es wohl ein jeder Pfarrer darauf anlegen, auch von selbst schon wissen, was er seinen Zuhörern in dieser Absicht vorzutragen hätte. Wofern er nur seine Stunden recht eintheilte, so würde und müßte ihm auch billigermaßen immer Zeit übrig bleiben, daß er darauf gehörig studirte, und seine Predigten mit Fleiß ausarbeitete. Allein, wenn die geistliche Herren, die aus ihrem eigenen Schatze nicht viel hervorzubringen wissen, dasjenige nutzen, was andere über die Glaubens- und Sittenlehren ihrer Kirche gedacht und in Druck gegeben haben, so wird es doch immer besser seyn, als wenn sie ohne dies Hülfsmittel ungewaschene Dinge vorbrächten. Nur mag ihnen Recensent zu der martervollen Arbeit, Fremder Predigten halb oder ganz auswendig zu lernen, seinen Kopf nicht leihen — Wir merken nur noch an, daß wir auch ohne die Zueignungsschrift an den Herrn Weihbischoff von Strachwitz, durch welche der Herausgeber sich wider ohne Noth befürchteten kritischen Tadel hat decken wollen, nach der Wahrheit gerade eben so von diesem Werke würden geurtheilt haben. Einem Manne von seiner Einsicht hätten wir eine andere Wendung der Dedication zugetrauet.

Religionsjournal, oder Auszüge aus den besten alten und neuen Schriftstellern und Vertheidigern der christlichen Religion, mit Anmerkungen. Für das Jahr MDCCLXXVI. Ersten Bandes 1—4 Stück. Cum facultate Ordinarii. Maynz gedruckt und zu finden bey Alef 1776. 8. jedes Stück 6 Bogen.

Aus dem Titel erhellet schon hinlänglich die Einrichtung dieses angefangenen neuen Journals, welches die Beförderung einer überzeugten Religionserkenntniß unter gelehrten und ungelehrten Katholiken zum Zweck hat. Die Verf. oder Herausgeber haben gefunden, daß den Katholiken die protestantischen Vertheidigungsschriften für das Christenthum größtentheils unbrauchbar sind, (natürlicherweise wohl darum, weil die Protestanten sich schon mehr vom Aberglauben und nichtigen Menschenlehren los gemacht haben, die bey ihnen noch immer für göttliche Wahrheit gehalten werden); also wollen sie ihre Glaubensbrüder auszugsweise mit demjenigen bekannt machen, was Kirchenväter und neuere Gottesgelehrte ihrer Parthey für die Wahrheit der christlichen Religion geschrieben haben. In den vier vorliegenden ersten Stücken lieset man Fragmente aus den Schutzschriften eines heil. **Quadratus, Justinus, Melito** des Philosophen, **Theophilus, Irenäus, Clemens von Alexandrien** und **Athenagoras**, des **Tertullians**, und von neuern katholischen Gottesgelehrten eben dergleichen aus den Schriften des Bischoffs von **Langres**, des **Bossuets** und **Pascals**; ferner einzelne besondere Abhandlungen, chronologische Tabellen von merkwürdigen Personen, Schriften und Begebenheiten der drey ersten christlichen Jahrhunderte, auch Anzeigen von neuen theologischen Büchern, womit ebenfalls fortgefahren werden soll. Die V. wollen auch künftig von dem Religionszustande unter den Protestanten Nachricht geben. In dem vierten Stücke machen sie damit durch Anzeige der **Pideritschen Beyträge zur Vertheidigung und Erläuterung des Canons der heil. Schrift** ꝛc. den Anfang, und erzählen die Beschwerden, welche dieser Casselsche Theologe über den kritischen Unfug geführet habe, den die Herren **Kennicott, Michaelis, Semler** und **Bahrdt**, mit dem biblischen Text seit einiger Zeit getrieben hätten. Sie lassen ihn in seiner ungesitteten Sprache, wie sie dem theuern Manne eigen ist, reden, und schließen den Bericht mit der Anmerkung: „Wenn die Gelehrte, worüber Hr. **Piderit** klagt, nicht weiter giengen, als daß sie „den hebräischen Text ohne Vocalpunkten vertheidigten, wäre „es ihnen wohl zu verzeihen. Denn es wäre schon lang die „Meynung der gelehrten Katholischen, daß diese Punkten erst „nach Christi Geburt von den Rabbinern seyen beygefüget wor„den; mithin wird die prächtige Ausgabe der hebräischen Bi„bel, so Hr. **Kennicot** in Engeland besorget, wegen dem

„(des)

„(des) daß sie ohne Vocalpunkten (Vocalpunkte) herauskommt, „nichts an ihrem Werth verlieren. Allein man fährt bey die„sen Gelehrten nach Willkühr über den Text der heiligen „Schrift her."

Nach dem Beweise dieser Beschuldigung möchte man nun wohl fragen, wenn hier der Ort dazu wäre. Rühmlich würde es für die Herausgeber des Journals immer seyn, wenn sie den entworfenen Plan gut ausführten. Besseres, nach der Grammatik correcteres Deutsch wollten wir den Herren wohl empfehlen. Sie schlägeln zu oft wider die Richtigkeit der Sprache. — Wenn Freunde und Eiferer für die Religion zur Beförderung des Journals Gedanken und Anschläge ihnen mittheilen wollen, so werden selbige gebeten, sie postfrey an die Maynzische Buchhandlung einzusenden.

Leben und Sterben deren (der) Heiligen Gottes auf alle und jede Täge der zwölf Monaten des ganzen Jahrs ausgetheilet, in einem kurzen Begriff zusammengezogen, mit heilsamen Lehrstücken versehen, allen ihres Heils Begierigen zur Nachfolge vorgestellt von P. Matheo Vogel, der vormaligen Gesellschaft Jesu. Erster Theil, in sich enthaltend die sechs ersten Monate des Jahrs. Bamberg u. Würzburg bey Göbhardt 1777. 4. 5 Alphabet. Zweyter Theil, in sich enthaltend die sechs letzten Monate des Jahrs. 1777. 4. 5 Alph. 5 Bogen.

Man weiß, was Legenden katholischer Heiligen sind. Der fromme Abergläubige beuget bey so viel Wunderdingen seine Knice und betet an; der Spötter legt mit dem Glauben an die Mährchen zugleich den Glauben an alle Religion weg; und der verständige Christ bejammert die Finsterniß der Gegenden des deutschen Reichs, wo dergleichen Bücher noch zu ganzen Ballen gedruckt und verkauft werden. In diesem Werke harmonirt sonst alles, Geschichte, Vorrede, Titelkupfer. Vor einem Geschichtbuche so manches religiosen Abentheuers gehörte eine solche Vorrede, wie diese, worinn den Protestanten unwidersprechlich bewiesen wird, daß wegen ihrer

Absonderung von der katholischen Kirche der Zorn Gottes ewig über sie bleibe, und, wenn sie auch noch so lobenswürdig gelebt hätten, sich doch würden müssen gefallen lassen, dereinst lichterloh in dem höllischen Feuer zu brennen. „Ich frage dich, „mein Unkatholischer, heißt es, kannst du mir auch jemand „nennen, der in deinem Glauben, der in deiner Kirche gelebt, „und selig worden, oder ein wahres Mirakel zur Bekräftigung „deiner Lehre gewirkt habe? Mit einem Wort: Kannst du „mir einen wahren unkatholischen Heiligen namhaft machen? „Durchlese (durchlies) alle Legenden, durchblättere alle Kalen„der, in denen so viele Namen der Heiligen zu finden sind; „Ist einer von der lutherischen oder kalvinischen Kirche darun„ter? Wie heißt er? Nenne mir denselben, wenn du kannst. „Ach! du kannst es wahrhaftig nicht. Was folgt daraus? „Es folgt unwidersprechlich, daß du nicht versichert seyst, daß „man in deinem Glauben, in deiner Kirche könne selig wer„den." Vor so einem Argument muß dann freylich der arme Lutheraner und Kalvinist verstummen. Das Titelkupfer läßt, der Vorrede gemäß, dem Leser sehen, wie die katholischen Heiligen einzeln, mit dem Krucifix in der Hand, einen steilen Berg mühsam hinanklettern, und durch die auf der Spitze des Berges gelegene, mit Sonnenstralen umleuchtete kleine Kapelle, bey der die Worte stehen: **Eng ist die Pforte**, in den Himmel eingehen, wo dann die ganze Schaar sich sammelt, und in den Wolken des Himmels schwebend, vor dem mit Engeln umgebenen Throne Gottes, an dessen Fuß ein Lamm stehet, in weißen Kleidern und mit Palmzweigen in der Hand, einen weiten Zirkel formirt. Dahingegen unten in der linken Ecke auf breitem Wege eine Gesellschaft von Herren, deren einer die Weinflasche samt dem Pokal, der andere einen Geldsack, der dritte einen Harnisch u. s. w. in der Hand hält, mit einer geschmückten, drey Pfauenfedern auf dem Kopf tragenden Dame, und einem Musikanten an der Spitze (vermuthlich lauter unkatholische Menschen), in die Hölle hinunter spatzieren. Voran stürzt sich ein Kupido mit Köcher und Bogen in die herausschlagenden Flammen. Und über ihnen schweben sieben schreckliche Teufel, auf jede Person der Gesellschaft einen gerechnet, mit der Ueberschrift: **Böse Geister in der Luft. Ephes. 6.**, welche aus ihrem Rachen schwarzen Dampf auf die Höllenwürdigen speyen. Dergleichen Kupferstiche, zumal wenn sie so sauber gestochen sind, wie dieser, machen immer ihrem Erfinder, und den Religionslehren, die sie fein und sinnlich erläutern sollen, besondere Ehre.

Das betrachtete Evangelium auf alle Tage im Jahre, nach der Uebereinstimmung der vier Evangelisten abgetheilt. Ein aus Zwölf Theilen bestehendes Werk. Von der Zeit an, da der Engel Gabriel dem Zacharias erschien — bis zur Herabkunft des heil. Geistes auf die Apostel am Pfingsttage. Aus dem Französischen übersetzt. Mit Erlaubniß der Obern. Bamberg und Würzburg bey Göbhardt 1777. 8.

Jeder dieser zwölf Theile ist zwischen 300 bis 500 Seiten stark, und der Betrachtungen sind in allen zusammen 340. Ohne Wunderwerk könnt' es nicht zugehen, daß so ein zentnerschweres Andachtsbuch lauter gesunde christliche Glaubens- und Sittenlehren enthielte. Recens. mag sich Dogmatik, Moral, Mystik, Schematismus, Deklamation und alles, was man will, daran gefallen lassen, wenn die deutsche katholische Christenheit dem Uebersetzer Dank dafür weiß, und ihm nur niemand zumuthet, es ganz durchzulesen. Ein Pröbchen doch, um des Verf. Vorstellung von der Aenderung, die durch das Verdienst Christi in den Gesinnungen und Eigenschaften Gottes hervorgebracht seyn sollen, zu hören: Th. 12. S. 290. „Das „Evangelium verspricht Vergebung der Sünden — — „O! wer kann es begreifen, was für eine große Gnade die „Vergebung der Sünden ist. Ein erzürnter Gott ist ein „beruhigter Gott geworden! Ein feindseliger Gott ist ein „versöhnter Gott und ein Freund geworden.“ Wie wollten doch die christlichen Ascetèn von je an so viel ungeheure Ballen Papier verschrieben haben, wenn sie von Gott und Christo richtige Begriffe gehabt, — und alles, was sie schrieben, vorher wohl überlegt hätten!

Heinrich Brauns, der Gottesgelahrtheit Doktors — Entwürfe für Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres. München 1776. bey Fritz. 8. 324 Seiten.

Sehr gut und dem Zweck gemäß, wozu sie der Verf. in Druck gab, nämlich katholischen Predigern Materialien zu

zu ihren Kanzelvorträgen, und andern Christen Stoff zum weiteren eigenen Nachdenken über die Lehren der Religion zu geben. Die Texte sind aus den gewöhnlichen Sonntags- und Festevangelien genommen. Es hat uns gefreut, daß der V. das praktische Christenthum hauptsächlich treibt, und von den theoretischen Lehren seiner Kirche, so viel sichs thun läßt, immer moralische Anwendungen macht. Wir haben viel richtige, auf Kenntniß der menschlichen Natur gegründete Bemerkungen darinn gefunden. Z. B. in der Predigt von der wahren Bekehrung sagt er S. 314. „Da die Rückkehr von dem „Wege der Sünde nicht geschehen kann, ohne sich eine Gewalt „anzuthun: so muß sich der Sünder herzhaft entschließen, sich „hinführo also zu verhalten, daß die Sünde in dem sterb„lichen Leibe nicht mehr herrschen kann. (Röm. 6, 12) „— Dies kostet eine großmüthige Ueberwindung seiner selbst. „Man merke, daß der Apostel nicht sage: die Sünde, das ist „die Lust, soll in euch nicht seyn, sondern sie soll nicht herr„schen. Die Empfindung stehet nicht bey uns, wohl aber „die Einwilligung. Jene schadet nichts ohne diese. Daß „wir aber in diese nicht fallen, kostet es einen festen Vorsatz, „nicht nur die Sünde selbst, sondern auch die Gelegenheit „der Sünde zu meiden; alle Reizungen der bösen Gesellen „nicht zu achten; alles menschliche Ansehn auf die Seite zu „setzen rc.“

Sollte jemanden des Verf. Geistliches Lesebuch zur heiligen Beschäfftigung an den Sonn- und Festtagen des Jahres zu Gesichte kommen, so melden wir ihm, daß dieses ein und ebendasselbe Werk nur unter einem andern Titelblatte ist, deren Hr. V. zwey dazu hat drucken lassen. Der Käufer kann eines von beyden wählen, und nach der Absicht des Gebrauchs, den er davon zu machen denkt, dem Buche vorbinden lassen.

F.

Beyspiele der Tugend und des Lasters, aus der biblischen Geschichte, zum Unterricht für die Jugend. Stendal bey Franzen. Erste Sammlung. 1771. Zwote Sammlung. 1772. zusammen 172 S. 8.

Beyspiele der Tugend und des Lasters, aus der biblischen Geschichte alten und neuen Testaments, zum Unterricht für die Jugend, von J. F. Prenninger. Zwey Theile. Neue rechtmäßige und von dem Verfasser selbst mit vielen Zusätzen vermehrte Auflage. Mit allergnäd. Privileg. Bern, bey Haller. 1775. zusammen 380 S. in 8.

Miller, Steinberg, die Züricher, Feddersen, Prenninger, Heynatz u. a. in wenigen Jahren nach einander. Ueber Mangel an Auszügen aus der biblischen Geschichte für die Jugend ist nun keine Beschwerde zu erheben.

Daß Exempel einen deutlichern Begriff von Tugend und Laster geben, und die Möglichkeit derselben anschauender zeigen, als bloße Definitionen und Demonstrationen, daß sie die Schönheit jener, und die Häßlichkeit dieses empfindbarer machen, kurz, mehr wirken, als trockne moralische Diskurse; daß der Jugend zwar vornämlich Tugendbeyspiele erzählt, und zwar auf eine geschickte Weise, d. i. kurz, lebhaft, und zur rechten Zeit erzählet werden müssen; daß aber auch die Vorlegung von Lasterexempeln nicht ausbleiben dürfe. Alles dieses braucht nur gesagt zu werden.

Gemeiniglich werden ihr Beyspiele aus der biblischen Geschichte vor andern erzählet. Diese sind den meisten Eltern und Lehrern am geläufigsten. Man macht gewöhnlich die Kinder früher mit der Bibel, als mit andern Schriften bekannt. Auch können diese Erzählungen mittelst Kupfer, leichter unterstützet, empfohlen, eingegraben werden, als die aus der Profanhistorie. Sonst fehlet es in dieser nicht an sehr leuchtenden, für das zarte Alter sehr auffallenden Exempeln wie von Lastern, so auch von Tugenden. Und im gewissen Betracht dürften auch die, zumal aus der neuern und neuesten, insbesondere vaterländischen Geschichte gezogene Tugendbeyspiele vorzüglichern, bleibendern Eindruck machen, als die aus der ältern Profanhistorie, und der biblischen Geschichte überhaupt. Es können nämlich in der Folge weniger Zweifel gegen die Richtigkeit und Wirklichkeit jener, als gegen die der letztern, entstehen, besonders in unsern Ta-

gen, worin die Geringschätzung der Bibel immer mehr Raum gewinnt. Ohnehin ist — kann man sagen, — Etwas von Ausserordentlichem mit so manchen in der heil. Schrift aufgestellten Personen, und vom Wunderbaren mit ihren Handlungen verbunden. Daher so leicht die Ausflucht: Diese, jene sind keine gewöhnliche Menschen, also für mich kein Muster der Nachahmung. Eine Entschuldigung, die bey den aus der Profangeschichte vorgelegten Tugendexempeln hinwegfällt. Doch zu unserm Büchlein.

Der Verf. hat aus dem A. und N. Test. seine Beyspiele herausgehoben. Die erste Ausgabe enthält blos aus jenem gezogene, acht und zwanzig an der Zahl. Diese sind in der zwoten auf sieben und dreyßig vermehret worden. Es sind folgende: vorläufige Erzählung der Erschaffung der Welt, besonders der Erde und der Menschen. Die beyden ersten Menschen im Paradiese. Der Ungehorsam der ersten Eltern. Kain. Abel. Untergang der ersten Welt durch eine allgemeine Ueberschwemmung. Zerstreuung der Menschen beym babylon. Thurmbau. Abrams Reise von Haran nach Kanaan. Abrahams edles und großmüthiges Betragen gegen seine Freunde und Fremde. Zerstörung gottloser Städte. Die Prüfung Abrahams. Abraham verheyrathet seinen Sohn Isaak. Esau und Jakob. Josephs Aufenthalt im Hause seines Vaters. Joseph wird in die Sklaverey verhandelt. Josephs Keuschheit. Josephs Erhebung zur Statthalterschaft. Die erste und andere Reise der Söhne Jakobs nach Egypten. Der Tod Jakobs. Mosis Geburt, Erziehung und Beruf. Pharao. Vierzigjährige Reise der Israeliten nach Kanaan. Mirjam und Aaron. Hiob. Eli. Saul. David und Jonathan. Davids Verfolgung vom K. Saul. Nabal und Abigail. König David bey seiner Flucht aus Jerusalem. Absalom vertreibt seinen Vater. Barsillai. K. David in der Begebenheit mit Bathseba. K. Salomo. Traurige Geschichte Naboths. Daniel. Esther. Mardochai. Haman. Der aus dem N. Test. aufgestellten sind ein und vierzig. Jesu Geburt und Beschneidung. Die Anbetung Jesu von den Magiern. Herodes der Große. Die Darstellung, Gefahr und Flucht Jesu. Die Reise Jesu nach Jerusalem

rusalem im 12 Jahr. Johannes, Zacharia Sohn. Nathanael. Jesus auf der Hochzeit zu Kana. Nikodemus. Die Samariterin. Der Kön. Bediente zu Kapernaum. Ein Römischer Hauptmann. Die Wittwe zu Nain. Herodes Ant. und Herodias. Jesus speiset eine große Menge Volks. Petri Bekenntniß von Jesu. Ein Blindgeborner. Der großmüthige Samariter. Der reiche Mann. Der ungehorsame und sich bessernde Sohn. Lazarus und der Reiche. 10 Aussätzige werden von Jesu gesund gemacht. Der scheinheilige Pharisäer und der reuhige Zöllner. Die glückseligen Kinder. Untadelhaftes Betragen Jesu gegen die Obrigkeit. Edle Freygebigkeit einer armen Wittwe. Beyspiele der Liebe und Demuth. Judas Ischariot. Thränen Jesu über Jerusalem. Der Erlöser des Menschen in Gethsemane. Petri Verläugnung und nachahmungswürdige Buße. Der gottlose jüdische Rath. Judas Ischariots schreckliches Ende. Jesus vor Pilato. Der Kreuzestod Jesu auf Golgatha. Die Beerdigung Jesu. Jesu Auferstehung — und Himmelfahrt. Das merkwürdigste Pfingstfest. Stephanus der Märtyrer. Der römische Hauptmann Kornelius. —

Die Einrichtung ist diese: Zuerst wird die Geschichte selbst, welcher stets eine Stelle aus der Bibel, oder ein Vers aus einem geistlichen Liede vorangesetzt ist, erzählet; hernach werden, unter der Benennung Anwendungen, Anmerkungen über dieselbe gemacht, Folgerungen daraus gezogen, Betrachtungen darüber angestellet. Die Auswahl der Stücke mögen unsere Leser selbst beurtheilen. Ob z. B. die Erzählung der Erschaffung der Welt; die Zerstreuung der Menschen beym babyl. Thurmbau (beyläufig: der Ausdruck Pyramidenbau dürfte angemessener seyn) u. a. unter die Beyspiele der Tugend und Laster gehören: hierüber möchte nur Eine Stimme seyn. Nabals Betragen gegen David stehet hier, wie in allen moralischen Kompendien und Systemen, (z. B. der Millerschen Fortsetzung der Mosheimischen Sittenlehre Th. 6. S. 171. woraus Hrn. Preningers Erzählung beynahe wörtlich genommen ist,) als ein Beyspiel vom Geitze. Zu seiner Vertheidigung oder Entschuldigung ließe sich vielleicht folgendes sagen: wir versetzen Uns nicht immer sorgfältig genug in die La-

ge

ge und Denkart jener Menschen und Zeiten, — sehen im David überall den Gesalbten des Herrn; Davids königliche Würde und Gewalt war damals noch nicht so allgemein anerkannt und geachtet, als gewöhnlich dafür gehalten wird; Nabal sahe den David mit seinen Leuten für herrenloses, herumstreichendes Gesindel; für eine Räuberbande an, welcher von dem Seinigen Etwas zu geben Verschwendung sey; zwar hätten sie seine Heerden gegen andere Räuber geschützet, aber nicht aus Wohlwollen, sondern aus Neid — ehe sie solche andern überließen, sollte sie lieber der Eigenthümer behalten; — oder aus Eigennutz, um sie etwan künftig einmal, bey einer andern Gelegenheit, für sich zu brauchen; schlägt doch Mancher heut zu Tage Leuten, die er für Vagabunden u. s. w hält, Etwas ab, ohne deswegen zum Geizigen, zum Filze, wie Hr. Miller sich ausdrückt, gebrandmarkt zu werden; aber es hätte Nabal aus Klugheit wenigstens Etwas von dem begehrten mittheilen, besonders seinen Abschlag nicht mit solchen Worten begleiten sollen. Hierauf kann geantwortet werden: vielleicht hielt er Davids Leute nicht für so zahlreich und furchtbar, glaubte sich ihnen, im Falle eines Angriffs, mit seinen Knechten und andern widersetzen zu können. Einige dürften hinzusetzen: die Charakteristirung Nabals 1. Sam. 25, 3. rühre von einem erklärten Anhänger Davids her, sey also zu nehmen, wie jeder Bericht eines Partheyischen von den (angeblichen oder wirklichen) Feinden seines Helden; und was das Urtheil der Knechte von ihrem Herrn dem N. (1 Sam. 25, 14. 17.) betreffe, so sey dieses von keinem Belange; denn einen Herrn, der auf Ordnung hält, einen harten, heillosen, Mann schelten, sey unter Knechten nichts seltenes, u. s. f. — In den Erzählungen, (welchen außer den Bibel- und Liederversen zum Theil anderweitige erbauliche Betrachtungen vorangeschickt, oder beygeschmolzen sind, die in den Anwendungen eine bequemere Stelle würden gehabt haben,) ist hie und da die richtigere Auslegung gewählet, aber auch manches sehr Problematische, Unbehörige, so wie Unbestimmte beygebracht worden. Was sollen z. E. die Worte aus unsrer eingeführten Bibelübersetzung heißen: Aber über dem Wasser schwebte der Geist Gottes. Was für grobe Begriffe müssen bey Lesung derselben in der Kinderseele keimen? und wie wenige Eltern, auch wohl Lehrer, werden fähig seyn, durch gesunde Erklärung der ganzen Stelle jenen vorzubeugen? Wer nicht

mit

mit Aben-Esra, Luther, (Ausg. von 1524.) [illegible] Damm, u. a. starker Wind übersetzen will: dem beut sich eine andere dar, die durch den biblischen Sprachgebrauch, besonders Ps. 33, 6. unterstützet, von verschiedenen Vätern gegeben, auch Grotius angenommen hat, der aber dafür freylich von Kalov, nach seiner Art, weidlich angeschnaubet, ein Socinizante genennet worden. Sie ist diese: Gott ordnete und bereitete durch seine allbelebende Kraft, die rohe Materie zur Hervorbringung der von ihm bezielten Dinge zu. Die Uebersetzung (oder Auslegung) in der Lübeck'schen Bibel von 1494. (S. Götzens Verz. einer Gesch. der gedr. Nieders. Bibeln, S. 106.) gehet, so viel Rec. nach seiner geringen Kenntniß dieses Dialekts urtheilen kann, eben dahin: vnde de Gheest des Heren (dat ys de wylle des Heren) wart gheneret, bauen den wateren, so de wille eynes Kunstighers auer de materien darvan he eyn werk wyl maken. Eine von beyden Erklärungen wird angenommen werden müssen. Die hergebrachte vom heil. Geiste möchte interpretatio satis pia sed minus accurata seyn. — Die Anwendungen sollen vermuthlich nicht von der Jugend selbst gelesen werden; sie sind wohl für die Lehrer eigentlich bestimmt, welche sie in ihre Erzählungen einflechten, oder nach Endigung derselben mit jener übersprechen sollen. Sie sind weitläuftiger, als der Text, auch mit Versen aus geistl. Liedern angefüllet; enthalten allerdings verschiedenes, sowohl an sich Richtige, als Treffende und Zweckmässige, aber auch Manches, was sehr zu bezweifeln ist; wenn es aber auch völlig konstatieret wäre, doch in den vorangesetzten Erzählungen nicht lieget, oder für die Jugend, an sich nicht interessant, nicht faßlich, nicht tauglich, oder nicht genau und verständlich genug ausgedrückt ist. Was soll es zum B. heißen: „Die Reue des Judas war nicht von rechter „Art, weil er nicht im Glauben das Antlitz Gottes such„te; weil er bey derselben mehr auf sich, als auf den belei„digten Heyland sahe.“ Ueber Gedanken und Ausdruck wäre Allerley zu erinnern. Es hätte z. E. bey Gelegenheit der Zurückgebung der 30 Silberlinge an die Hohenpriester ꝛc. Verschiedenes von der Nothwendigkeit der Wiedererstattung; auch über Pilatus Verhalten in Jesu Sache, manches Treffende und der Jugend Nützliche, (wenigstens Nützlicher, als des Verf. Anwendungen,) gesagt werden können. Nichts hievon; dafür weitschweifige Dogm. moral. und ascetische

Lektio-

[illegible], meistens vom gewöhnlichen Schlage und Ge-
folge; Vorlesungen, welche eher von Predigern, [illegible]
mehr um das Lob des undenkenden Pöbels von allen [illegible]
und Farben, als um den Beyfall der wenigen einsichts- und
geschmackvollen Zuhörer, mehr um das, was man erbaulich
nennt, als um die Richtigkeit, Vernunft- und [illegible]
[illegible]mäßigkeit des Gesagten zu thun ist, in [illegible]
Sonn- und Werktagsvorträgen gebraucht werden sollten.
Wenn auch gegenwärtiges Büchlein von allen seinen Män-
geln frey wäre; so dürfte es doch itzt schwerlich großen Ab-
gang finden, besonders seit dem Daseyn eines Buchs, wel-
che die ganze bibl. Geschichte A. u. N. Test. ohne die [illegible]
[illegible]. Anhängsel, Stickereyen rc. zusammen zu sehen [illegible]
wir meynen, der in Zürich erschienenen bibl. Erzählun-
gen, von welchen zu hoffen stehet, daß die Verf. sie der Voll-
kommenheit immer näher rücken werden. Schade, daß der
Preis derselben etwas hoch ist. — Wir wünschten, die in [illegible]
[illegible] Vorübungen erzählte Tugendbeyspiele mit andern
aus der Profan- auch bibl. Geschichte vermehret in ein
Bändchen von einem geschickten Manne gesammelt, herausge-
geben zu sehen. Hr. Feddersen, wie wir eben lesen, ver-
spricht eine Sammlung von Beyspielen der Weisheit und
Tugend aus der weltl. Geschichte. In dem Dict. des
Portraits et Anecdotes des hommes illustres (Paris 1767.
8. 3 Vol. ins Deutsche übersetzt. Leipz. 1769. 1770.) dürf-
ten verschiedene angemessene Stücke anzutreffen seyn. Ein
solches Büchlein würde den Eltern und Lehrern beym mora-
lischen Unterrichte sehr bequem und überaus nützlich, das geschickteste
Vehikel seyn, ihre Mittel den Zöglingen so viel glücklicher bey-
zubringen.

W.

Apologie für die beständige Fortdauer der wahren Re-
ligion Jesu bis ans Ende der Tage, von Sebast.
Friedr. Trescho, Diakonus zu Mohrungen in
Preußen. Breslau, bey Löwe. 1775. 8. 157 S.

Diese Abhandlung ist durch die in neuern Zeiten über ver-
schiedene Lehrpunkte unserer protestantischen Theologie
aufgeworfene Fragen und Zweifel, und durch die [illegible]

wohn-

mündlichen symbolischen Vortrage so abweichende Vorstellung mancher Glaubenswahrheit veranlaßt worden. Hr. Trescho äußert seine Besorgniß, daß je kundbarer dieses alles unter unstudierten Christen würde, desto mehr müßten sie fürchten, ob auch die Religion Jesu fortdauern, und nicht etwa ganz aufhören möchte. Er hält es für seine Pflicht, solchen furchtsamen und ängstlichen Gemüthern zu Hülfe zu eilen, und sie durch den Beweis des Gegentheils gänzlich zu beruhigen. Die Absicht ist gut, und die dazu verwandte Mühe bleibt auch da, wo sie hin und wieder fehlschlagen muß, lobenswerth. Ein Arzt, der einmal nach seinen Ueberzeugungen sich zu einer Methode im Verschreiben gewöhnt hat, kann es recht gut meynen, wenn er gleich manche Palliative weglassen können, und eine Krankheit weniger gefährlich behandeln dürfte. Aber er würde Unrecht thun, wenn er über einen Collegen sich ereiferte, der hierin anders zu Werke gehet, und der Natur mit wenigerm Aufwand zu Hülfe kömmt. Auch mir wird es Hr. T. nicht verargen, wenn ich bey seiner Heilungsmethode eines um die Dauer der wahren Religion Jesu besorgten Gemüths manches auszusetzen finde.

Die Religion Jesu, sagt Hr. T. wird bis ans Ende der Welt unveränderlich bleiben in dem Sinn, daß weder die Bücher der heil. Schrift, als ihre Erkenntnißquellen, jemals gänzlich, oder nur zum Theil werden verloren gehen, und wenn auch dies letztere geschehen sollte; dennoch ihre wesentlichen Lehren erhalten, und irgendwo auf Erden, von wie vielen oder wenigen es auch sey, geglaubet werden müssen, noch daß der Gebrauch der eigentlichen sinnlichen Gnadenmittel, der Taufe und des Abendmals, jemals aufhören könne, sondern das Ende aller Streitigkeiten und veränderter Vorstellungen nur da hinauslaufen werde, die Lehren des Christenthums gewisser und praktischer zu machen; zu welchem Zwecke man sich, wenn es dergleichen etwa bedürfte, auch wohl außerordentliche Bestätigungen von Gott zu versprechen hätte. — Wenn der Verf. bey dieser Gelegenheit die sonderbare Vermuthung äußert, daß Klopstocks Messias von Gott als ein besonderes Werkzeug zur Bekehrung vieler Ungläubigen unter den schönen Geistern gebraucht werden möchte, weil dies Gedicht bey seinen poetischen Schönheiten gerade die Grundlehre des Evangeliums von der Versöhnung enthält; so hat er wohl nicht bedacht, daß diese Ungläubigen zugleich zu der Ketzerey von der Wiederbringung, die mit ihm so vielen poetischen

Sehorsamen als die Erlösung darin vorgetragen wird, würden bekehrt werden. —

Zum Beweise für die Unveränderlichkeit der Religion Jesu beruft sich der Verf. auf den innern Werth ihrer Lehre, sowohl nach dem dogmatischen als moralischen Inhalt. „Auch in Absicht des dogmatischen Theils trägt sie nichts vor, was nicht eines göttlichen Ursprungs würdig wäre. Unbegreifliche Sätze kann sie zwar enthalten: aber diese, wenn sie nur gerade von ihr ausgedrückt würden, heben die Glaubwürdigkeit nicht auf." — Freylich thut es das blos Unbegreifliche nicht; zumal wenn solche Sätze so deutlich vor uns liegen, als in der Natur manche geheimnißvolle und unerklärbare Phänomene uns vor Augen gestellt sind; allein, sie müssen doch wohl nicht hineingetragen, und durch eine mit andern gleichfalls von Gott geoffenbarten Grundsätzen, disharmonirende Exegese nur allein erblickt werden können. Ueber die Ursachen, die Gott gehabt haben mag, solche geheime Angelegenheiten und Verhältnisse zu offenbaren, wollen wir nicht philosophiren; sondern nur erst uns davon zu überzeugen suchen, daß dergleichen Lehren wirklich da sind, und zwar in dem vorgegebenen Sinn und Zusammenhange. — Ferner schließt der Verf. die Fortdauer der christlichen Religion aus ihrer bisher wahrgenommenen Kraft in Besserung und Beruhigung des menschlichen Herzens, die um so weniger aufhören wird, als sie mit dem Worte Gottes verbunden ist; aus der unaufhörlichen Bedürfniß der Menschen, für die sie geoffenbaret wurde; aus den schon zuvor auf diese Religion, sowohl im A. als N. Testament angewandten Anstalten Gottes, die uns, je weiter wir sie rückwärts sehen, desto größere Hofnung geben, daß sie auch so in die Zukunft fortgehen werden; aus den Wundern, und der so merkwürdigen Fortpflanzung des Christenthums, z. B. den noch fortgehenden Missionen. — Hr. T. hält es für ein Glück der Religion Jesu, daß gewisse neumodische Lehrer nicht wie die Rechtgläubigen, die in der Kraft des Kreutzes Jesu hingegangen sind, ihren Saamen in Thränen auszustreuen, zu einer gleichen Bekehrungsreise sich entschliessen. Allein der große Eifer in diesem Geschäffte möchte wohl für Orthodoxen so wenig als Heterodoxen etwas beweisen, so wie auch das Glück, das die orthodoxe Lehre durch die bisherigen Missionen gemacht hat, nur sehr gering ist, und nur unbeträchtlich bleiben muß, so lange dabey für keine vernünftige Besserung der Heyden gesorgt wird. — Ein weiterer Grund für die unaufhörliche Dauer

der

der christlichen Religion ist dem Verf. die Natur der Erlösung Jesu im evangelischen Verstande, (als ein blutiges, stellvertretendes Opfer, sollte die Kraft des Beweises auch nicht von der Erlösung in einem andern Sinn, gelten, der jener stellvertretenden das Beywort evangelisch noch streitig machen könnte?) und endlich die positiven Verheissungen Gottes selbst, deren hier viele aus den Schriften des A. Test. und aus den Reden Jesu und den Versicherungen seiner Apostel angeführt sind. Nur scheint es mir ein bloßes Spiegelfechten zu seyn, wenn der Verf. bestreitet, daß die natürliche Religion nicht auf die geoffenbarte wieder folgen, und das Evangelium am Ende verdrängen könne. Wer behauptet denn, daß die eigentliche vernunftmäßige Verehrung des höchsten Wesens, die sittliche Verbesserung des Menschen, und ein freudiges Gewissen auf die Ewigkeit ohne die Lehre Jesu könnte festgestellt, allgemein gemacht und zur Vollkommenheit gebracht werden? Heißt das die Sonne mit einem schwächern Lichte vertauschen, statt Tag Dämmerung begehren, wenn man die Wirkungen des Evangeliums in immer wachsender Aufklärung des Verstandes, richtigern Begriffen von Gott und unsrer Bestimmung, größerer Thätigkeit zur Tugend und Rechtschaffenheit, vermehrtem Vertrauen auf die Vorsehung und ihre Führungen setzet? Man stoße sich nur nicht an dem Namen der natürlichen Religion, dadurch die Offenbarung im geringsten nicht von ihrem göttlichen Werthe herabgesetzt und entbehrlich, sondern nur ehrwürdiger und nothwendiger gemacht wird.

Der Verf. führt nach diesem Beweis seines Satzes nun noch einige Einwürfe an, die dagegen gemacht werden dürften, woraus ich noch eines und das andere anzeigen will, um zugleich seine Art, diese Einwürfe zu entkräften, etwas näher zu beleuchten. „Sollte es nicht dahin kommen, daß ein reineres System, das man für einen Kernauszug der Bibel ausgiebt, darin nur Glaube an eine Vorsehung, an Barmherzigkeit Gottes, an Sittlichkeit und eine künftige Auferstehung, durch den Tod Jesu bestätigt, u. s. w. die Stelle des eigentlichen protestantischen Systems einnehme?“ Nein, ist die Antwort, „ein solcher Bibelauszug wird nie von allgemein zugestandnem Werth seyn: denn die Uneinigkeit in Begriffen und Erklärungen derer, die ihn bisher vorgeschlagen haben, ist gar zu groß, und man siehet offenbar, daß für das praktische Christenthum weniger dadurch gewonnen wird, als durch den

bisherigen Lehrbegriff." Die Lehre von der Genugthuung nämlich führt, wie der V. behauptet, ihrer Natur nach weniger zur Sicherheit in Sünden an, als die Lehre, daß Gott blos aus Barmherzigkeit Sünden vergebe. — Freylich, wenn sie so roh, und nicht in dem wahren Zusammenhang mit Gottes väterlichen Eigenschaften, mit der Natur seiner Seligkeit, der Natur der menschlichen Seele und Glückseligkeit, insonderheit ohne zugleich die Schädlichkeit der Sünde selbst gehörig einzuschärfen, vorgetragen wird. Und denn sollte der lasterhafte Mensch sich nicht eben so ungescheut dreist auf die Genugthuung Jesu berufen können? nicht eben so geruhig mit der christlichen Gemeine am Rande des Grabes aus den Worten eines bekannten Liedes sich trösten: **Deine rothe Blut-Goldgulden die bezahlen meine Schulden**? — Gründe aus dem verdienstlichen Leiden Jesu richten, nach des Verf. Meynung, mehr aus, als der blos lehrende Ton, die Tugend um ihrer selbst willen nach Jesu Beyspiel auszuüben. — Ich dächte, auch ohne auf das bloße Stellvertretende dabey Rücksicht zu nehmen, wäre doch so viel Verdienstliches, Rührendes und Erweichendes in dem Leiden und Tode Jesu zu zeigen, daß jedes fühlbare Gemüth mit Wehmuth, Trieb und dankbarem Eifer sich zur Nachfolge seines Herrn zu entschließen, erfüllet werden müste. — „Sollte der größere Beyfall, den dies System hie und da findet, nicht einen Beweis seiner künftigen Allgemeinheit abgeben? — Auch darüber, sagt der V. muß man sich freuen, daß es dennoch einige Religionswahrheiten enthält, und uns keine gänzliche hereinbrechende Irreligion fürchten läßt. Der Beyfall, den es zu gewinnen scheint, kömmt bey Kandidaten und angehenden Geistlichen von den auf gewissen hohen Schulen eingesogenen Grundsätzen, und der Begierde, noch andern Vorstehern der Kirche zu gefallen; bey dem gemeinen Manne aber von dem Neuen im Kanzelvortrage her." — Ob dies die einzigen und wahren Quellen von solchem zunehmenden Beyfall sind, und ob man nicht mit Recht die bisherige Allgemeinheit des symbolischen Lehrbegriffs daraus mehr, als aus seiner innern Gültigkeit herleiten müsse, möchte wohl eine nicht so geradeweg abzuweisende Frage seyn. Eben so zweifelhaft ist es mir, wenn ich auf Erfahrungen achte, ob das Neue im Kanzelvortrage die zugeschriebene Wirkung habe. Jemehr in Predigten der Name Jesus, Jesu Blut und Wunden, Kreuz und Golgatha, Jesu Gerechtigkeit, rechtfertigender Glaube, u. s. w. genannt werden, desto kraftvoller

und

und erbaulicher scheint der Vortrag dem großen denkenden Haufen zu seyn, und der gemeine Mann ist weit entfernt, an einem deutlichen, populären, zusammenhängenden Vortrag Geschmack zu finden. Allein in der Folge, wenn er unvermerkt anfängt, Begriffe zu sammlen, aufmerken lernt, und nicht mehr blos von einem durch den feyerlichen Gebrauch ihm rührend und ehrwürdig gewordnen Schall maschienenmäßig bewegt wird, dürfte dies eine andere Gestalt gewinnen. — „Allein viele Sätze und Vorstellungen der Bibel passen doch nicht auf unsere Zeiten, sollte dies nicht eine Unzuverläßigkeit des gewöhnlichen Systems verrathen?" Hier werden die Behauptungen einiger Gelehrten von jüdischen Vorurtheilen und Localmeynungen, z. B. in Absicht der Geisterlehre und Teufelsbesitzungen bestritten. — Ich will mich auf das, was Hrn. T. entgegengesetzt werden könnte, nicht einlassen, noch weniger den ihm statt aller Beweise so wichtig scheinenden Ausspruch des Hrn. D. Ernesti anfechten. Nur dies eine will ich fragen: Sollte die Note S. 128 und 129 wohl ein kräftiger Beweis für die wirklichen Teufelsbesitzungen zur Zeit Christi seyn? Die Beschuldigung der Pharisäer, daß Jesus die Teufel durch den Obersten der Teufel austreibe, hätte Christus nach Hrn. T. Meynung, nothwendig, wenn es keine wahre Besitzungen gewesen, so beantworten müssen: Ich heile nur Krankheiten, es ist gar kein Teufel da. — Ich beziehe mich, der Kürze wegen, auf das, was neuerlich bey der Anzeige der **demüthigen Bitte und Belehrung** ꝛc. über diese Materie in der Allg. d. B. erinnert worden, und mache nur auf ähnliche Art aus Matth. 14, 46. Luc. 24, 39. den Schluß: Es müssen Gespenster unter den Menschen herumwandeln; denn sonst hätte Christus sagen müssen: Es giebt gar keine Gespenster. Vielleicht aber glaubt Hr. T. wirklich auch an Gespenster und Spukereyen.

Den Beschluß dieser Abhandlung machen einige praktische Abhandlungen, die in denselben Ton gestimmt, und wie ich nicht zweifle, aus einem guten Herzen geflossen sind. Und nun von dem Ganzen zu urtheilen, so kommt alles darauf hinaus: die wahre Religion Jesu wird bis ans Ende der Welt dauern. Welches ist nun die wahre Religion? diejenige, die unser bisheriges symbolisches System angiebt? Ja, dies setzt Hr. T. nach seiner Ueberzeugung zum voraus; und Andre schieben mit Annehmung des Obersatzes dieses Schlusses, das nach ihrer Ueberzeugung für wahr erkannte Religionssystem

 zum

zum Untersatz hinein. Wie lautet denn die endliche Schlußfolge? — Man zeige seinen Glauben aus seinen Werken: so wird man auch von der Richtigkeit und möglichen Fortdauer des erstern sich und Andre genugsam überzeugen.

Abhandlungen über wichtige Gegenstände der Religion, von Joh. Fr. Jacobi. Zwote verbesserte Auflage. Hannover, in der Helwingschen Buchhandlung. 1776.

Die Verbesserungen müssen in der Berichtigung der Druckfehler der ersten Ausgabe bestehen, sonst haben wir keine Veränderungen und Erweiterungen bemerkt.

Bs.

Oratio inauguralis de studii theologici amoenitate difficultatem eius longe superante, pro Gradu Doctoris Theologiae rite obtinendo Wittembergae in Auditorio Maiori d. XXX Octobr. MDCCLXXV. habita a *D. Gottl. Müller*, Praeposito et Pastore Ecclesiae Kembergensis — Lipsiae, apud Sommerum.

Das Angenehme in der Pflicht, Gott für sein Wort zu preisen, in einer Doctorpredigt am 20 Sonnt. nach Trinitat. 1775. in der Stadt- und Pfarrkirche zu Wittenberg der Gemeinde Christi gezeiget, von D. Gottl. Müller. — Leipzig, bey Sommer. 1776. 8.

Hr. Müller verdiente wohl längst Doktor zu werden, nachdem er sich durch die Lohmannische Sache als eine Stütze der hergebrachten Theologie so rühmlich bekannt gemacht hatte. Er ist es nun geworden, und hier sind seine Inauguralrede und Doktorpredigt. In der erstern zeigt er zuförderst die gegenwärtigen Schwierigkeiten des theologischen

Stu-

Studiums. Alle dahin einschlagende Wissenschaften und Kenntnisse sind erweitert und vermehrt. Die Metaphysik z. B. ist nicht mehr ein bloßes Wörterbuch, sie ist die Rüstkammer, woraus man die unüberwindlichsten Waffen gegen Deisten und Cryptosocinianer nimmt. Man muß jetzt sogar französisch, englisch und italienisch lernen. Und bey allem dem geht es einem wackern Theologo so übel; die Orthodoxie ist verschrieen, und der Polemik schämt man sich. Das sind die Unannehmlichkeiten des theologischen Studiums! Aber nun auch seine Annehmlichkeiten! In Sachsen ist Gesners Cellarianische deutsche Grammatik eingeführt, statt der fürchterlichen Erasmus-Schmidtischen, man hat so viel schöne theologische Compendien, und sonderlich so viel herrliche Journale, z. B. die Danziger theolog. Berichte. (Unsere arme A. d. Bibl. gehört vermuthlich in den ersten Theil dieser Inauguralrede.) Die Irrgläubigen können itzt leichter widerlegt werden: denn darin haben die alten bewährten Theologi in so vielen Folianten trefflich vorgearbeitet, bey denen alles schon zu finden ist. (S. 22.) „ex veterum theologorum lectione satis iam „edocebimur, nullum fere iam dictum, quod non di„ctum sit prius.“ Zwar finden einige Feinde der Rechtgläubigkeit sogar bey Fürsten und Herren Eingang und Vertrauen; (S. 23.) doch diese Hohen und Gewaltigen darf man nun auch zu gewinnen hoffen, seitdem man es den Heterodoxen abgemerkt hat, wo sie ihre Stärke haben, — nehmlich in ihrer Beredsamkeit und guten Schreibart; — und nun auch die herbe orthodoxe Polemik, um ihr bey den Großen Eingang zu verschaffen, mit den Süßigkeiten einer blumichten Rhetorik zu bestreuen anfängt. Die Doktorpredigt ist so wie viele! Die beste Zierde dieser beyden akademischen Schriften ist der Name der vortrefflichen Mad. Reisken, einer Schwester des Hrn. D., welche Verwandschaft ihn wohl berühmter machen möchte, als die Oratio Inaug. die er seiner Frau Schwester zugeeignet hat.

Bl.

D. Friedr. Sam. Ziklers Entwurf der Kirchengeschichte des alten Testaments. Zweyter Theil. Jena 1776. 8. 3 Alph. 8 Bogen.

Da die jüdische Geschichte in den Zeiten, die in diesen zweyten Theil fallen, mit benachbarten Völkern in mehrerer Verbindung steht: so findet man die Geschichte dieser Völker umständlich mit angeführt. Der Verf. hat viel gutes zusammengetragen, nur muß man nichts neues, noch eine von den alten Theologen abgehende Beurtheilung erwarten. Dieser Theil endiget sich mit der Herrschaft der Makkabäer.

Predigten für das Landvolk. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1776. 8. 12 Bogen.

Das Landvolk ist doch der größte Theil der würdigen Gesellschaft der Christen: und es ist gewiß ein gutes Zeichen unsrer Zeit, daß so viel Gelehrte für die Aufklärung und Bildung dieser guten und nützlichen Leute besonders arbeiten. Wenn auch die Arbeit mancher fehlerhaft ist: so wird doch endlich etwas Gutes herauskommen. Diese Predigten gehören ohnstreitig zu den wohlgerathnen Bemühungen. So rein und schön der Ausdruck ist, so angemessen ist er auch den Begriffen der Einfältigsten. Und da der Verfasser die Materien genau vorträgt, und bey den Materien genau dasjenige sagt, was zur Bildung des Landmanns eben nöthig ist: so zeiget er sich als einen Kenner des Landmannes, und als einen gründlichen Gelehrten, der, wie er das Wesen der Religion durchschauet, sie nach dem Bedürfniß seiner Zuhörer vorzutragen weiß. Ein Halbgelehrter hält sich immer an der gelernten Sprache seines Systems, und weil er nicht genug Verstand hat, das Eigentliche und Nothwendige einzusehen: so trägt er Sachen vor, die den Landmann nicht genug interessiren. Die Texte in diesen Predigten sind theils die gewöhnlichen Evangelia, theils freywillig gewählt. In der Predigt von der Sonntagsfeyer S. 38., wenn er sagt: „Ihr könnet im Wirthshause, oder anderswo zusammen kommen, könnt da Freude mit einander haben, aber immer eine solche Freude, deren sich ein Christ vor Gott nicht schämen darf,“ so hätten wir lieber schlechter gesetzt: Ihr könnet zusammen kommen. Wir würden das Wirthshaus weder erlaubt noch verboten haben. Dergleichen Erlaubniß wird gar zu leicht gemißbraucht. Die Landleute sehen dies selbsten ein, und halten kleine Versammlungen in Bauerhäusern, wohin sie sich zu trinken holen lassen. Der Wirth und die Wirthin haben ihre eigene Kinder dabey, verhüten

Anordnung, und sorgen, daß ein jeder zu rechter Zeit nach Hause geht. Wir empfehlen diese Predigten den Lehrern auf dem Lande zu einer nach den besondern Umständen ihrer Gemeinden eingerichteten weisen Nachahmung.

Ernst August Parhey Erbauungsschriften. Erster Theil. Hann. 1776. gr. 8. 11 Bogen.

Zuerst findet man eine Lebensbeschreibung des Verf. und sodann dessen heilsame Entschließungen, zwote, und verbesserte Auflage. Er war ein sehr beliebter Prediger erst zu Münden, denn zu Zelle, und endlich zu Hannover. Sein früher Tod wird mit Recht bedauert, und seine wenige ascetische Schriften erhalten sein gutes Andenken. Dieser erste Theil enthält 14 kurze Betrachtungen, als: die Flüchtigkeit des menschlichen Lebens, wahre Bestimmung des Menschen, Eins ist Noth, Demüthigung vor Gott, u. s. w.

D. Ioan. Fr. Hirtii Varia Sacra in primitiis Academicis Wittenbergicis maximam partem exhibita. Wittenb. et Seruestae, apud Zimmermanni haeredes MDCCLXXVI. 4.

Es sind 10 Stücke, theils Reden, theils Programmata, theils Glückwünsche anderer Gelehrten zum neuen Amte des Herrn D. Hirts. Sie handeln: 1) De ἀκρίβεια in eligendis dictis classicis. 2) De inspiratione diuina ad solam scr. materiam non restringenda. 3) De logomachia circa doctrinam de peccato in spiritum sanctum. 4) und 5) Commentatio ad Luc. 1, 35. 6) De ficta satisfactionis Christi cruentae origine. 7) De ἐπισκοποις μη πορφυροις. 8) In hymnum Dauid. XVI. 9) De templo Ezechielis. 10) In Ies. VIII, 20.

Es finden sich in diesen Stücken manche gute Anmerkungen: Im 2ten Stück sagt der Verf., daß unser großer Luther die Inspiration blos auf die Sachen der Schrift gezogen, und daß fast alle Lehrer unserer Kirche im 16ten Jahrhunderte die Meynung gehabt. Weil aber die Papisten den Schluß gemacht, daß wenn der heil. Geist nur die Sachen eingegeben, die Apostel wohl im Ausdruck irren können, und daß daher

außer der Schrift noch ein anderer Erkenntnißgrund nöthig sey: so hätten zu Ende des 16ten Jahrhunderts und zu Anfange des 17ten alle unsere Theologen ihre vorige Meynung verlassen, und auch auf die Worte die Eingebung ausgedehnet. Hieraus ist offenbar, wie unsere Kirche zu der Lehre von Eingebung der Worte gekommen sey. Nicht Zeugnisse der Schrift, nicht Beweise aus der Sache selbst überzeugten die Lehrer. Es war ein kluger Fechterstreich, sich vor den damaligen häufigen Anfällen der Papisten zu verwahren. Sie hätten aber sich auch bey ihrer ersten Meynung genug schützen können.

Wenn ein König seinen Gesandten hinlänglich von seinem Willen unterrichtet hat, und ihn darauf an einen fremden Hof abgehen läßt: wird man wohl zweifeln, daß alle mündliche und schriftliche Vorstellungen, welche der Gesandte daselbst thut, seines Herrn Wille sey? Die Wahrheit der apostolischen Vorträge bleibt also allezeit sicher. Wenn der Verf. anführt, daß die Eingebung der Sachen durch Worte geschehen seyn müsse: so beweiset solches nicht, was es beweisen soll. Der Gesandte hat seine Instruktion von seinem Herrn auch durch Worte. Wenn er aber an dem fremden Hofe weitläuftige Vorträge zu thun, und Einwürfe zu beantworten hat: so muß er sich bald hier, bald da ausdehnen, und andere Wörter und Construktionen gebrauchen. Der Schluß aus Matth. 10, 19. ist ganz unrichtig. Man will a minori ad maius schließen, und schließet offenbar a maiori ad minus. Für geringe und furchtsame Leute, als die Apostel damals waren, ist es weit schwerer, vor erzürnten Fürsten in Lebensgefahr sich geschickt zu verantworten, als mit ruhiger Ueberlegung bey aller möglichen Sicherheit in seinem Zimmer eine erlebte Geschichte aufzusetzen, oder einen Brief an Freunde zu schreiben. Ich dächte, der Augenschein bewirse genug, daß die Worte und die Construktionen der Bibel nicht von Gott diktirt seyn können. Nicht nur die Schreibart ist verschieden, sondern auch oft so schwankend und so voller Einschiebungen, daß daher viel Undeutlichkeit entsteht. Wenn Gott diktirt hätte, würde alles leicht und deutlich seyn. Gott, der mit Fleiß schlechte Leute zu Lehrern der Welt erwählte, ließ ihnen weißlich ihren schlechten Styl, damit derselbe ein beständiger Beweis bliebe, daß die Apostel unstudirte Leute gewesen, und daß die göttliche Weisheit nicht aus ihrem Gehirne entsprossen, sondern einen göttlichen Ursprung habe.

Br.

Ein heilsamer Rath des heiligen Geistes vor (für) junge Christen, nach Ps. 119, 9. in den letzten Lehrstunden eben dergleichen jungen Christen und Confirmanten noch angepriesen, und bey erfolgter öffentlicher Confirmation zum Druck gegeben. Frankfurt a. M. bey Andreä 1777. 8. 4 Bogen.

„Der Nutzen eines beständigen, ernstlichen und gläubigen „Gebetes ist unaussprechlich; dieser starke, nie zerbrechende Stab wird deinem Fall öfters wehren und dich „bey dem Anstoß oder Straucheln noch aufrecht erhalten. „Dieser evangelische Gürtel deiner schwachen Lenden „wird dir gegen Schmerzen und baldige Ermüdung dienen. „Auf diese Art gleichsam an Beinen gestiefelt, werden deine „Füsse weder verwundet, noch verunreiniget. Dieser „so unentbehrliche Mantel wird dich vor Frost und „Kälte des innerlichen Selbstverdrusses oder grosser „Gleichgültigkeit; sodann auch vor Wind und Wetter „äusserlicher Trübsale schützen. Ein solcher nöthiger „Sonnenschirm kann die brennende und schädliche Glücksstralen von deinem Scheitel abhalten. Dergleichen „leichter Kahn wird dich unbeschädigt über die häufige „Flüsse der Gewohnheitssünden hinüberbringen, und „auf einem solchen bequemen Wagen kannst du glücklich „über die kothigen Wege der Modenlaster (Modelaster) „hinausfahren. Und gesetzt, daß du dich selber in den Labyrinthen deiner Jugendlüste, oder in den Irrgängen „menschlicher Eitelkeiten verloren hättest, wie bald kannst „du dich wieder an diesem Faden einer christlichen Ariadne, den diese evangelische Glaubenstochter dir in „deine leitungsgierige Hände giebet, glücklich herausfinden. „Kurz! mit dem Gebete — kannst du zuverlässig, wie durch „die äussere Welt, auch nicht weniger durch die innere, das „ist, durch dich selber, durch dein eigen (eignes) verderbtes „Herz, durch die Einöde deiner natürlichen Unwissenheit, „durch die Wüste der erb- und wirklichen Sünden, „durch die Wildnisse deiner herrschenden Lüsten (Lüste), „durch die weiten Felder jugendlicher Ausschweifungen, durch „die finstre Wälder geheimer Laster und Schande, durch „die reizende Thäler der Wollust, über die hohen Berge

„des Stolzes, des Hochmuthes und der Eigenliebe — zu„letzt durchkommen." Solche grobe Versündigungen gegen alle Regeln des guten Styls möchten in einem solchen Büchlein noch zu entschuldigen seyn, wenn nur die, für welche es zunächst bestimmt ist, dasjenige, was wir eben im Schweiße unsers Angesichts abgeschrieben haben, und leicht ansehnlich vermehren könnten, auch — verstånden. Wir wissen nicht, was für eine Jugend der uns unbekannte, wahrscheinlich aber im Oberrheinischen Kreise lebende, Verfasser vor sich gehabt; wohl aber dieses, daß für die meisten unserer Berliner Confirmanden solche Stellen unverständlich seyn würden. Wenn werden doch manche, die einen Aufsatz zu machen Lust haben, insbesondere, mit demselben vor dem Publikum aufzutreten, einen Drang bey sich fühlen, — bedenken, daß eine gute Absicht auch gut ausgeführt werden muß, — und daß hiezu Nachdenken, anhaltendes achtsames Lesen der besten Muster des Styls, — und wenn er für die Jugend bestimmt ist, Studium der Denkart, Principien, Fassungsfähigkeit u. derselben, erfodert werde.

Sn.

D. Joh. Friedr. Tellers Wörterbuch des Neuen Testaments. Erster Theil von A—L. Zweyter Theil, M—Z. Leipzig verlegts Georgi. 1775. 8.

Man hat lange genug die Bibel durch das Medium einer philosophischen Dogmatik angesehen. Mit den bestimmten Begriffen, die sich bereits in der Seele festgesetzt haben, begiebt sich der größte Theil der Christen zum Lesen desjenigen Buches, woraus er eigentlich seine Religionserkenntniß erst schöpfen sollte. Das findet sich auch bey dem gemeinsten Christen wahr. Der geringste hat doch bereits seinen mehr oder weniger weitläuftigen Catechismus auswendig gelernt, ehe er zu einer verständigen und aneinanderhängenden Durchlesung der Bibel gelangt. Da ist es dann kein Wunder, wenn er alle Bestimmungen seines gelernten Lehrbuches darinn wieder findet. Denn Worte erregen natürlicher Weise die nämlichen Begriffe und auf eben die Art wieder, wie sie bereits in der Seele festsitzen. Nun kann man nicht verlangen, daß der gemeine Christ sich durch alle die Schwierigkeiten selbst durcharbeite, die ihm den Weg zum richtigen Verstande der Bibel versper-

versper-

versteren — daß er begreife, eben die Worte haben nicht durch Jahrtausende eben die bestimmte Bedeutung gehabt, die er sich dabey denkt — daß er sich durch Geschichte und Sprachstudium von dieser Wahrheit selbst überführe — daß er endlich, nach dieser Ueberzeugung, seine alten Begriffe verläugne, sie von den hinzugekommenen Bestimmungen entkleide, und sie in der einfältigen Allgemeinheit denke, worinn sie in der Bibel vorkommen — das, glauben wir, kann man von dem gemeinen Christen weder erwarten noch verlangen. Man ist es dergleichen redlichem Schriftforscher schuldig, ihm auf halbem Wege entgegen zu gehen, und durch geschickte Anleitung ihm seine Mühe zu erleichtern. Herr O. C. R. Teller that dieses vor einigen Jahren mit seinem vortrefflichen Wörterbuche des N. T. Die Idee eines solchen Werkes war damals neu und dem Bedürfniß der christlichen Erkenntniß ausnehmend angemessen. Ohne weitläuftigen Vorrath von Gelehrsamkeit enthielt es die bloßen Resultate genauer Untersuchungen und scharfsinniger Bemerkungen, nebst der faßlichsten Anzeige der Schriftbegriffe, und setzte den gemeinen Christen in den Stand, die Bibel mit unbefangenem Gemüthe zu lesen. Daß in einem solchen Buche auch Doktoren der Theologie viel Neues fanden, daß es auch Gelehrten wichtig und nützlich wurde: darüber wird man sich nicht verwundern, wenn man die Verschiedenheit der Einsichten und Talente auch unter Gelehrten von einerley Wissenschaften in Erwägung zieht. Inzwischen konnte bey einem Werke dieser Art auf solche Leser die erste und vornehmste Rücksicht nicht genommen werden. Faßlichkeit und biblische Allgemeinheit der Schriftbegriffe mußte die erste Tugend einer solchen Schrift seyn. Diese Eigenschaften, die das Tellerische Wörterbuch so ungemein schätzbar machten, fanden aber gerade bey vielen den meisten Widerspruch. Wir fürchten nicht, uns zu irren, wenn wir annehmen, daß dieses neue Wörterbuch des Hrn. D. Teller in Zeitz, durch das Wörterbuch des Hrn. O. C. R. Teller sey veranlaßt worden. Indem es aber von der Methode desselben abgewichen ist, verliert sein Werk für den ungelehrten Christen an Brauchbarkeit ungemein. Denn die äußerliche Einrichtung abgerechnet, worinn es sichtlich mit dem ältern Wörterbuche übereinstimmt: folgt es gerade entgegengesetzten Maaßregeln. Statt Kürze Weitläuftigkeit; statt Einfalt und Faßlichkeit gelehrte Bestimmung in den Begriffen, statt biblischer Notionen dogmatische! Das ist sein Unterscheidendes. Wie fern es dadurch dem gemeinen Gebrauch

brauch zuträglicher geworden oder nicht, wird ein jeder unein-genommener Bibelkenner leicht beurtheilen können. Wir wollen, um unsere Leser mit des H. D. T. Methode bekannt zu machen, einige Artikel durchgehen, woraus man auf die übrigen wird können einen Schluß machen.

Sogleich die Rubrik: **Abendmahl des Herrn** (S. 3) ist ganz dogmatisch und polemisch. Wir finden hier die sehr unerwartete Anmerkung: „**Abendmahl des Herrn** — „heißet nicht sowohl also von der Zeit der Einsetzung, von „welcher es vielmehr ein **Nachtmahl** heißen müßte: **In „der Nacht**, da er verrathen ward, 1 Cor. 11, 13. — und „es ist eine vom Abendmahle unterschiedene Handlung — **nach „dem Abendmahle**, heißt es Luc. 22, 20. — Vielmehr „heißt es so von dem **großen Abendmahle des Lammes**, „Luc. 14, 16. 17. 24. Offenb. 3, 20. von welchem es ein „Vorschmack und eine kräftige Erinnerung ist. — **Ich sage „euch**, steht gewiß nicht umsonst bey den Einsetzungsworten, „**ich werde von nun an nicht mehr von diesem Gewächse des „Weinstocks trinken**, bis an dem Tage, da ichs neu trinken „werde mit euch in meines Vaters Reiche, Matth. 26, 29. „Marc. 14, 15.“ Wie Paulus, bey dem diese Benennung eigentlich vorkömmt (1 Cor. 11, 20), das κυριακὸν δεῖπνον in Beziehung auf eine Stelle der Offenb. Joh. benennen können, läßt sich wohl schwerlich begreifen; denn Luc. 14, 16 u. ff. ist eine Parabel. Man kann nicht ohne die unnatürlichsten Umwege auf diese Herleitung verfallen; da die andere von der **Zeit** so einleuchtend und ungezwungen ist. Ob diese Mahlzeit früher oder später am Abend ist gehalten worden, das kann zur Sache nicht viel beytragen. Es zeigt wohl δεῖπνον, coena, Abendmahl weiter nichts an, als die letzte Mahlzeit des Tages, so wie Frühstück die erste, und prandium, Mittagsmahl die zweyte; gesetzt auch, daß man z. B. diese letzte nicht um 12 Uhr, sondern um 3 oder 4 Uhr hielte; schwerlich würde man sie darum Nachmittagsmahl nennen. Von der Darreichung des **Kelches** heißt es zwar: **nach dem Abendmahl**, aber wohl eben so wenig, um dadurch eine besondere Mahlzeit anzuzeigen; denn es kann gar wohl: **am Ende der Mahlzeit**, heißen. Wenn wir wenig sagen wollen, so sehen wir nicht, was der gemeine Christ mit diesem Streite über ein Wort machen soll. Die folgenden dogmatischen Entscheidungen hangen noch weniger mit dem eigentlichen biblischen Begriffe dieses Artikels zusammen. Das Abendmahl des Herrn

ist

ist allerdings „ein kraftvolles Gnadenmittel," wir werden durch den Genuß desselben „auf die Kraft des Todes Jesu geführt, „im Gegensatz der Kälber und der Böcke Blut, es wird uns „allerdings etwas wahres dadurch mitgetheilt," ob das aber durch die systematischen Formeln in, mit und durch müsse ausgedruckt werden, das gehört zum biblischen Begriff eben so wenig, als daß dieses wahre das Fleisch Jesu ist; denn Joh. 6, 55. gehört gar nicht hieher, und die Darreichungsworte lauten: das ist mein Leib. Wenn es übrigens noch daraus folgen sollte, daß wir im h. A. das Fleisch Christi genießen, weil er Joh. 6, 55. eine wahrhaftige (ἀληθῶς) Speise heißt: so müßte er auch ein wirklicher Weinstock seyn, weil er Joh. 15, 1. ἡ ἄμπελος ἡ ἀληθινή heißt. Dieses alles nun hier anzubringen, wo es auf sichere und erweisliche Schriftbegriffe ankommt, ist ganz zweckwidrig. Das übrige dieses Artikels ist von der ganz schlechten Art homiletisch. Ist das nun geschickt, das Lesen der Bibel zu erleichtern? Müßte dazu nicht alles fremde und blos dogmatische, polemische, homiletische und gelehrte wegbleiben, und müßten statt dessen nicht die Schriftstellen, wo ein Wort vorkommt, bequem nach ihren Bedeutungen geordnet, richtig und einleuchtend klassificirt, und die Abhängigkeit einer Bedeutung von der andern deutlich gezeigt werden. Schon Hammond hat in einigen Worten hievon gute Versuche gemacht, und Hr. O. C. R. Teller ist in der Klassification der Schriftstellen vorzüglich glücklich.

Insonderheit müßte aus einem Wörterbuche des N. T. alles Schematisiren wegbleiben, weil es nur Anleitung zum Wortverstande geben soll. Wie sehr aber Hr. D. T. sein Werk mit Schematismus angefüllt, davon kann z. B. der Art. Hochzeit eine Probe geben. Das Anbieten einer bessern Religionserkenntniß und der damit verbundenen Seligkeiten wird sehr oft im N. T. unter dem Bilde eines feyerlichen Mahles, einer Hochzeit ꝛc. vorgestellet. H. D. T. weiß es gar genau anzugeben, warum sie das eine Mal eine Hochzeit, ein andermal ein Abendmahl heißt. Wir überlassen es nachzulesen. Ferner will der H. V. S. 196. bey Röm. 6, 5. nicht, „daß „man bey dergleichen Redensarten der biblischen Dogmatik „(als mit Christo begraben seyn) blos mit Vergleichungen um sich herum werfen müsse." Gleichwohl gesteht er selbst, daß wir in den Sinn, den sie noch außer der Vergleichung haben könnten, nicht mehr dringen können. „Hätten „wir jetzo und vor der Zeit, sagt er, mehr anschauenden Be-

„griff von dem Geheimnisse Christi und der Gemeine, so würden wir auch allerdings unsern Gedanken und Umschreibungen mehr Deutlichkeit geben können.“ So lange wir aber dieses Einschauen in die Geheimnisse nicht haben, müssen wir uns wohl mit den Vergleichungen behelfen. Eben das sagt er unter dem Worte: Begraben. „Man setze sich nur nicht in „den Kopf, daß der Apostel an einer von beyden Stellen „(Röm. 6, 4. Col. 2, 12.) allegorisire.“ Gleichwohl muß er sich in seiner folgenden Umschreibung des: Gleichsam, angesehen werden rc. bedienen. Er muß mehrere Figuren zusammennehmen, um blos eine längere Allegorie zusammenzuweben, die aber darum nicht weniger Allegorie ist. Daß auch in dieser Vorstellung nichts mehr als Allegorie liegen könne, erhellet aus Tit. 3, wo die Taufe als Besprengen vorgestellt, und dadurch die moralische Reinigung, die das Christenthum bewirken soll, angedeutet wird, so daß also das Begraben nichts wesentliches seyn kann, sondern ebenfalls nur Schwächung unserer unsittlichen Gewohnheiten bezeichnen muß. Es ist also blos dogmatischer und nicht rein biblischer Begriff, was in der Paraphrase des H. D. liegt (S. 95.) „So sind wir „ja mit ihm, indem wir auf ihn und seinen Tod getaufet „werden, durch die Taufe in den Tod gleichsam begraben, auf „daß, gleichwie Christus der Sünde gestorben ist, da er „sie durch seinen Tod versöhnte, und hernach“ (diese hier unterstrichenen Worte sind eigenmächtiger Zusatz des Paraphrasten) „auferwecket ist von den Todten, also sollen auch „wir, als die wir in der Taufe, wie gesagt, angesehen werden, als selbst das gestorben, was Christus für uns gestorben ist,“ (ebenfalls Zusatz) „aber auch mit ihm auferstanden, „alles sündliche Wesen ablegen und in einem neuen Leben wandeln.“ Dergleichen willkührliche Zusätze zu den Schriftbegriffen giebt es nun in diesem Wörterbuche ausnehmend viele. Dahin gehört z. B. unter der Rubrik Geboren der Begriff: aus Gott geboren. Nach logischer Genauigkeit kann das nichts anders heißen, als Kind Gottes. Ob die Entstehungsart dieses Verhältnisses gegen Gott natürlich oder übernatürlich sey, wird in den angezogenen Schriftstellen nicht bestimmt, (1 Joh. 2, 29. 4, 7. 5, 1. 4.) ist also dogmatischer Zusatz. Johannes sagt blos: ein Kind Gottes, (oder ein Mensch, der Gottes und seines evangelischen Unterrichts würdige, angemessene und dadurch hervorgebrachte Gesinnungen hat,) überwindet die Welt, (läßt seine moralische Urtheilskraft

kunft nicht durch die Scheingüter der Sinnlichkeit herleiten. Ueberhaupt, glauben wir, müßte man beym gemeinen Gebrauch der Bibel auf die moralische Entstehungsart der sittlichen Zustände dringen, und die physische der philosophischen Dogmatik überlassen. Dieses müßte schlechterdings die Hauptregel seyn, wonach man in dem Unterrichte und den Hülfsmitteln verführe, die man dem gemeinen Christen bestimmt. Wir wollen es an einem Beyspiele deutlich machen, was wir meynen. Es ist vollkommen richtig, daß **Licht** sowohl **Glückseligkeit** als **moralischer Unterricht** bedeute. Sobald man einmal festgesetzt hat, wie beydes mit einander verbunden, und von einander abhängig ist, so darf man nicht weitläuftig untersuchen, wie eines ohne das Andere entsteht; weil man doch schwerlich etwas Verständliches und Nützliches herausbringt. Man lese, was H. D. T. hievon unter dem Art. Licht sagt. „Nur ist, (heißt es S. 743.) mir das zu wenig, daß Christus blos als **Lehrer** das **Licht** heiße, und „das **Licht der Welt** nichts mehr sey, als der Lehrer der „Welt. Wer mit dem Lichte in der Natur bekannt ist, der „wird auch bey dem **Licht** nicht ein bloßes **Leuchten**, sondern auch ein **Beleben** denken. Der Kranke befindet sich „allemal die Nacht schlechter. Die Alten sahen die Sonne „nicht nur für eine Quelle des Lichtes, sondern auch des Lebens an, und hielten deswegen den Phöbus und Apollo für „Erfinder der Arzneywissenschaft. Nun, weniger sollte doch „der Gottesgelehrte das Licht im Gnadenreiche auch nicht seyn „lassen, und 1 Joh. 1, 4. (ein Druckfehler statt Joh. 1, 4.) „zur Hauptstelle annehmen, vergl. Joh. 12, 46, 47.“ Allerdings sind diese Stellen Hauptstellen, und es erhellet deutlich aus denselben, daß Jesus die Menschen erleuchte und beglücke; wir wüßten auch nicht, daß ein Gottesgelehrter, der das erstere erkennt, das letztere läugnen werde; vielmehr ist zwischen beyden eine wesentliche, unzertrennliche Verbindung. Die ganze Sache wird durch das Bild aus der Körperwelt nicht deutlicher, wenigstens erhellet nicht aus demselben, daß eines ohne das andere seyn könne. Die Naturforscher haben noch nicht ausfinden können, ob die belebende Kraft von der erleuchtenden Kraft des Lichtes verschieden sey: wahrscheinlich ist es nicht. Dem sey aber wie ihm wolle, so ist gewiß, daß die ganze Untersuchung für den gemeinen Gebrauch unnütz ist, da ich wissen will, was ich zu thun habe. Wenn ich da frage, wie mache ich es, daß ich Jesum als ein belebendes, beglückendes

des Licht nutze: so kann ich nicht anders antworten, als: ge- brauche ihn als ein erleuchtendes Licht.

Wir haben des H. D. T. Wörterbuch bisher dem Plane nach beurtheilt, und darinn einiges Fehlerhafte gefunden. In den Artikeln nun selbst finden sich, den Plan bey Seite gesetzt, verschiedene scharfsinnige und gelehrte Bemerkungen, die aber einen andern Platz verdienten, weil man sie hier unter so vielem Zweckwidrigen hervorsuchen muß.

Bk.

Das Gebet aus dem Herzen dem Gebrauch der Formeln entgegengesetzt. Stutgart gedruckt bey Erhard 1775. 8. 15 Bogen.

In unsern Tagen herrscht ein großer Kaltsinn gegen das Gebet. Das Laster, die gegenwärtigen Neuerungen in der Religion, der Misbrauch der Gebetbücher, der Mangel geschickter Anleitung zum wahren Gebet in der Jugend, schlechte Andachtschriften sind die allgemeine und besondre Ursachen desselben. Gleichwohl wird das Gebet durch unsre Verhältnisse gegen Gott, die Ehrerbietung, die wir ihm schuldig sind, seinen Befehl, und unsre leiblichen, besonders aber geistlichen, Bedürfnisse, nothwendig gemacht. Soll unser Gebet Gott wohlgefallen: so muß 1) Ehrfurcht und Demuth gegen ihn, Bußfertigkeit und Glaube, Verlangen nach Besserung, und Andacht, geläuterte, aufgeklärte, lebendige Andacht in unsrer Seele herrschen; Kräfte, Willen, Eifer hiezu erlangen wir durch den Geist, der unsrer Schwachheit aufhilft, und durch die Fürsprache des Erlösers. 2) müssen die Beförderung der Ehre Gottes, die Güter des Heils, die Versicherung der Gnade und des Wohlgefallens Gottes den hauptsächlichsten Inhalt unserer Gebete ausmachen, und 3) auch das Aeusserliche, nicht nur die Stellung des Körpers rc. sondern auch die eigentliche Art und Weise, mit der wir unser Verlangen Gott kund werden lassen, angemessen seyn. Vorzüglicher ist das Gebet mit Herz und Mund zugleich, unsrer Natur gemäßer, unterstützt, nähret, belebet die innerliche Andacht. Besser ist es auch, statt die Gebetsformeln eines Andern zu gebrauchen, sein Herz mit Einfalt in denjenigen Ausdrücken vor Gott auszuschütten, welche einem jeden selbst natürlich und geläufig sind, und ihm just zu der Zeit einfallen. Denn es sind nicht

zwo Seelen, die einen vollkommen gleichen Gang von Ideen hätten. Es giebt keinen so allgemeinen natürlichen Gang der Sprache, welcher für zwo Seelen in der nämlichen Lage gleich angemessen seyn könnte. Gedanken, Empfindungen, innere und äussere Umstände, sind ins Unendliche verschieden. Es giebt also schwerlich, ja durchaus keine, in allen Fällen brauchbare Gebetsvorschriften (Muster). Die Gebete der Alten waren immer Gebete aus dem Herzen. Wir finden in dem ganzen A. T. keine Spur von einer Formel, deren sich die Knechte Gottes in ihren besonderen Gebeten bedient hätten. Jesus hatte beym Vater unser, wie aus der Verschiedenheit beym Matthäus und Lukas erhellet, nicht so wohl die Ausdrücke, als vielmehr die Empfindungen des Herzens zur Absicht, um seinen Jüngern zu zeigen, welche Wünsche ihnen die wichtigsten seyn, und wie sie alles Verlangen ihres Herzens mit der natürlichen Einfalt vor Gott ausdrücken sollten. Ungeachtet wir dem kräftigen Einfluß des H. Geistes auf unser Herz die Gabe zu beten zu danken haben: so können wir doch nicht behaupten, daß er auf eine ausserordentliche und übernatürliche Weise uns alle Worte zu unserm Gebet eingeben müsse. Die göttliche Weisheit findet es nicht rathsam, unser Herz anders als durch die ordentlichen Wirkungen der Gnade zu verbessern. Wer aus dem Herzen beten lernen will: der hat sein Augenmerk einzig auf Gott zu richten, nur ihm zu sagen, was er denkt, und was er verlangt, braucht sich nicht ängstlich um Worte zu bekümmern, auch bedarf es keines gedehnten Vortrags, keiner langen Rede. Man lernt beten durch beten. Auch wird das lebendige Beyspiel des geübteren Beters vermittelst der gehörigen Aufmerksamkeit und Nachempfindung, einen großen Vortheil gewähren. Um Kinder mit Nachdenken beten zu lehren, muß man Gott durch lauter Wohlthaten vor denselben charakterisiren; sie bey jedem Gegenstande denken und sagen lehren, daß er eine Gabe unsers allgemeinen Vaters sey; den Gedanken eines Verlustes, einer Gefahr, eines Schmerzens zu einem neuen Beweggrunde, Gott um Abwendung desselben anzurufen, machen; während dieser Uebung das Gedächtniß der Kinder mit kurzen und nachdrücklichen Gebeten bereichern; zuvor aber jedes Wort in denselben in einem deutlichen Begriffe ihrem Verstande einprägen. Derjenige, welchem es nicht schwer ankommt, seinen Gedanken eine gewisse Form zu geben, und der sie weiter erheben,

und durch das Gebet sowohl bey sich als bey andern mehrere Empfindungen und Gefühle erwecken will, muß, unter andern, dasjenige ernstlich überlegen, was er bittet, öfters Gott sich nun nach derjenigen Weise vorstellen, wie er sich der ganzen Welt geoffenbaret hat, nun als die Quelle seiner höchsten Glückseligkeit gedenken; selbst die äusserlichen Dinge, die ihm hie und da ins Gesicht fallen, mögen ihm öfters zum Stoff seiner Anbetung, zur Erweckung erhabner Gefühle dienen; er muß sich ferner gewöhnen, die minder wichtigen Vorfälle dieses Lebens in Beziehung auf Gott zu denken; öfters Selbstgespräche über wichtige Angelegenheiten seines Herzens, und die verschiedne Eräugnisse in der Welt anstellen; fleißig die h. Schrift lesen, insonderheit die darinn aufgezeichnete Gebete David's, Salomon's, Daniel's, Jesu u. a. m.; nie, so lang es möglich ist, die Gelegenheit der öffentlichen Anbetung versäumen, und sich mit ganzem Ernst bemühen, auch aus seinem Herzen eine Flamme der Andacht mit der Gemeine gen Himmel zu schicken 2c. Es giebt ein wirkliches Gefühl von dem wahren Gott in der Seele, eine Wärme des Herzens, bey welchem sich alle Triebwerke desselben erheben, die Kräfte verdoppeln, und uns in einen, allen Ausdruck übersteigenden, Zustand von innerlicher Vollkommenheit versetzen. Aber jede dunkle Idee, jeden Schwung der Einbildungskraft, für Einwirkungen Gottes halten, seine Empfindungen in ein Chaos verwirren, und aus dieser Verwirrung den göttlichen Ursprung derselben herleiten, ist — Schwärmerey. Einer geistlichen Rede, oder einem Gebet kann daher auch keine wahre Salbung zugeschrieben werden, wenn sie leer an Gedanken, an Deutlichkeit und Ordnung ist, hingegen von ungereimten tändelnden Redensarten, unschicklichen Ausdrücken, Figuren und übel angezogenen Schriftstellen überfließt. — Es mögen wohl Einbildungskraft und Empfindung bey unsern Religionsübungen interessirt werden, aber nur so, daß der Verstand immer noch einsieht, worauf sich die eine oder die andere einläßt. —

Dieses sind ungefähr die Hauptgedanken unseres Schriftstellers, größtentheils in eben der Ordnung, worinn sie in dem Büchlein auf einander folgen, und in denselben Worten, womit sie darinn ausgedrückt sind. Der V. ist nicht ohne Gaben und Einsichten, scheint aber seine Materie noch nicht so durchgedacht und in sein Eigenthum verwandelt zu haben, auch den Styl noch nicht so in seiner Gewalt zu besitzen, um darüber

über das Publikum befriedigend unterhalten zu können. Manche Theologen und nicht-Theologen haben sie inne, oder besitzen außer diesem, jenem guten moralischen System oder Handbuche, die Predigten und Abhandlungen von Leß, Zollikofer, Nösselt u. a., worinn sie so, wie man es von solchen Männern erwarten kann, abgehandelt ist. Für diese hat wohl der V. nicht eigentlich geschrieben, sondern für die Unmündige, oder Bücherarme, aus beyden Klassen. Es sey aber für diese, oder für jene: so wäre allemal dieser Inhalt ordentlicher und lichtvoller abzuhandeln, — die Sätze an manchen Orten natürlicher an einander zu reihen, z. B. die besondre Vortheile des Gebets, statt im 21sten Kapitel, im zweyten und dritten auszuführen, die Gedanken öfters, unter andern K. 22, genauer zu bestimmen, die Vorschriften, z. E. K. 15, deutlicher aus einander zu setzen, alle Deklamation sorgfältig zu entfernen, verschiedene aus der neuesten Büchersprache entlehnte, besonders aber die eigentlichbiblischen Worte und Redarten mit deutschmäßigeren, simpleren, gangbareren, verständlicheren zu verwechseln gewesen, und dis insonderheit in den Beyspielen von Gebeten und Betrachtungen. Wir geben einige Proben, und zwar zuerst von den letzteren. „Auch „ich bin,“ heißt es in einer Betrachtung beym „Anblick des funkelnden Himmels“, „von der Hand des besten Schöpfers „zum Kind des Lichts, zum Wirken an dem Tag bestimmt, „nicht aus dem Stoff der Nacht, der Finsterniß; nein „aus dem Quell des Lichts entsprang meine Seele! — So „lang ich noch im finstern Thal das Loos der Eitelkeit „in diesen Gliedern trage, so wollst du nie, des Lichtes „Gott, es mir an Gnade, es nie an Trost, am Lebens„lichte mangeln lassen!“ Und in zwey Abendmahlsgebeten: „Die Handschrift hat ihre Kraft verloren, welche „Tod und Verdammniß über uns aussprach. — Laß mich blei„ben in ihm, eine lebendige Rebe seyn. — Erhalte in „mir diesen großen Gedanken immer in solcher Lebhaftigkeit, „daß kein Sturm von Leidenschaften, kein Lerm der Sinnlich„keit jemal meine Seele betäube, das Rad der Natur ent„zünde,“ u. s. w. Hier sind zwo Stellen, um auch den anderweitigen Vortrag des Verf. beurtheilen zu können. „Unsre „Andacht,“ schreibt er K. 6, „wenn sie — für uns gesegnet „seyn soll, muß keine vorübergehende Lohe, sondern ein gewis„ser Zustand von Dauer in unserm Herzen seyn, der alle Be„wegungen desselben anfacht, und Licht und Wärme darüber

„verbreitet; der die Gedanken und Triebe im Feuer „prägt, daß man höhere Wirkungen, eine süße Quelle an „ihnen bemerkt." Und K. 21: „in dem Gebet vereini„gen sich, wie einem Mittelpunkt, alle Linien des „Zirkels unsrer Pflichten;" wobey noch mehreres zu erinnern wäre. Was der Verf. S. 69—74 sagt, dürfte bey einer etwanigen zwoten Auflage ins Kurze zu ziehen seyn. Vielleicht möchte er es bey reifem, mit prüfender Lesung der Bibel und dissidentischer Schriften begleitetem, Nachdenken gar zurücknehmen. Daß „das Betragen so vieler Gelehrten, wel„che, zum Theil auf Unkosten der erhabensten und wichtigsten „Lehren, unserer Religion eine neue Gestalt zu geben „suchen, — eine Ursache des Kaltsinnes sey, und den „Geist der Andacht mit vertreiben helfe," dürfte zu bezweifeln seyn. Die gegenwärtige, von Einigen sogenannte Neuerungen, (in den Augen Anderer aber bloße Antiquatenen verjährter Irrthümer,) in der Religion, oder vielmehr Theologie, sind sicher gar manchen Layen, besonders aus den unteren Klassen des Volks, ganz unbekannt *); möchten also auch nicht zu den allgemeinen Ursachen des „gefährli„chen Kaltsinnes gegen das Gebet, welcher sich in unse„ren Tagen über das Herz der Christen auszubreiten „anfängt;" zu zählen seyn. Diejenige, welche davon hören, und dadurch in jenem erkalten, dürften überhaupt vielen Leichtsinn verrathen, und durch den ersten, den besten Windstoß, so zu sagen, vom Gebete wegzuwehen seyn. — Noch erinnern wir, daß die Sprache dieses Büchleins ihren Erdgeschmack hat, wenn wir so sagen dürfen. Ausdrucklich statt ausdrücklich, weißt statt weiß, weilen anstatt weil, anderst statt anders, u. dgl. m. zeugen von dem Boden, aus dem es hervorgewachsen ist, — Schwaben. Hie und da finden wir auch denen, wo den stehen sollte.

Eine

*) Was dieser, jener davon erfährt: das ist größtentheils den, (es sey in der That, oder vermeyntlich gewissenhaften, allemal aber) unklugen Predigern zuzuschreiben, welche die Abweichungen von dem angenommenen Lehrsystem von der Kanzel herab, auf eine ungeschickte Art, anfallen. Die Consistoria, oder besser die Kabinetsministeria, würden überaus weise handeln, wenn sie durch wiederholte, geschärfte, im Ansehen erhaltene Verordnungen den Geistlichen alles Kanzelgefechte untersagten.

Eine Anmerkung nach Anlaß des Schlusses dieser Schrift sey das Ende unsrer Recension. „Bey dem wirklichen Vor„sprechen des öffentlichen Gebetes,“ sagt der Verf. sehr richtig, „muß der Priester“ (warum nicht Prediger, oder Geistliche?) „die brünstigste Andacht, den wahren Eindruck „von der Gegenwart Gottes, die heilige Inbrunst und das „stärkste Gefühl von sich blicken lassen, auch die Worte sein „langsam und nachdrücklich aussprechen, damit der Schall „seiner Rede wie ein Schlag auf die Herzen auffalle, wodurch „sie erwecket, und zu den heiligsten Empfindungen der Andacht „belebt werden mögen.“ Wenn der, von der Grundlosigkeit eines großen Theils des Glaubenssystems und Religionsceremoniels seiner Kirche fest überzeugte Meßpriester, mit sichtbarer, selbst gutgesinnten Protestanten anstößiger, Kälte und Eilfertigkeit seine Messe lieset: so ist und bleibt dieses, (weil er auf die, mindestens zum Theil andachtige, Anwesende Bedacht nehmen sollte,) immer tadelbar; aber noch einiger Entschuldigung fähig. Was soll man aber dazu sagen, wenn Protestantische, selbst in ansehnlichen Aemtern stehende, Geistlichen, zwar mit aller Deutlichkeit, allem Anstand und Nachdruck, Verordnungen bekannt machen, oder sonst Etwas abkündigen; aber die eingeführte Kirchengebete mit einer Flüchtigkeit, Eile, Acht- und Rührungslosigkeit herablesen, als ob dis die unbedeutendste Cerimonie wäre? Daß solche wissen, das Predigen und Singen mache das Wesen der christlichen Versammlungen nicht aus, und von der Nothwendigkeit des gemeinsamen, öffentlichen Gebets, in Absicht auf uns Menschen, überzeugt seyn müssen: läßt sich nicht anders gedenken. Wie vieles an seiner eigenthümlichen Rührungskraft muß aber auch das beste Gebetsformular verlieren, wenn es auf eine gefühllose Art gelesen, — wie soll ich sagen? herabgeplappert, oder heruntergehaspelt wird? Ist es fehlerhaft: ein rührungsvolles Vorlesen desselben ersetzt gewissermaßen diese, ohnehin nicht Allen merkbare, Mängel. Sind sie freylich hervorspringend: so steht die Sorge für ihre Hinwegschaffung ihnen zu. —

N.

Schrift- und vernunftmäßige Gedanken von dem Schicksal der Heiden in der Ewigkeit. Bayreuth bey Lübeck 1776. 8. 64 Seiten.

Das Vergnügen, das wir empfinden, so oft wir unsre Pflicht mit unsrer Neigung vereinigen können, hat ohne Zweifel der menschenfreundliche und orthodoxe Verf. dieses Aufsatzes gefühlt, als er das Mittel entdeckte, wodurch er seine Neigung, wenigstens einen Theil der heidnischen Welt der Hölle und Verdammniß zu entreißen, mit seiner unverbrüchlichen Anhänglichkeit an alte Rechtgläubigkeit vereinbaren zu können, glaubt. Denn das war nun einmal nicht möglich; orthodox zu seyn, ohne die Heiden bis auf das Kind im Mutterleibe zu verdammen, wenn er nicht die ihm sehr neu scheinende, aber freylich schon längst bekannte Entdeckung gemacht hätte, daß vermittelst der sogenannten scientia media Dei, ein Theil der Heiden, alle diejenigen nämlich, von welchen Gott vorhergesehen, daß sie Jesum und seine Lehre, falls sie ihnen gehörig bekannt gemacht wäre, würden angenommen haben, um Jesu willen, also der Orthodoxie unbeschadet, selig gemacht werden können.

Bf.

Betrachtungen der Lage der Welt zur Zeit der Erscheinung Christi und ihres Zusammenhanges mit der Ausbreitung seiner Religion; eine Predigt, vor der Schottländischen Gesellschaft zur Ausbreitung christlicher Kenntniß gehalten, und auf ihr Verlangen herausgegeben, von Wilhelm Robertson, Doktor der Gottesgelahrheit — Der Vortrefflichkeit wegen aus dem Engl. übers. Leipz. bey Schneidern 1776. 8.

Diese Predigt des vortrefflichen D. Robertsons war allerdings der Uebersetzung würdig. Sie setzt mit vieler Deutlichkeit, Kenntniß der Geschichte und Wärme für die Tugend und das Wohl der Menschen, die vortheilhaften Veränderungen ins Licht, die seit dem Christenthum in vielen Stücken der Grundsätze, der Denkungsart, und Gesinnungen unter einem großen Theile des menschlichen Geschlechtes sichtbar sind.

Bl.

Die

Die gute Sache der in der heiligen Schrift alten und neuen Testaments enthaltenen göttlichen Offenbarung, wider die Feinde derselben erwiesen und gerettet, von Theodor Christoph Lilienthal, Königl. Preuß. Kirchen- und Schulenrath — Funfzehnter Theil. Königsberg bey Hartung 1776. 8. 478 Seiten.

Mit diesem Bande beschließt der Verf. die Ehrenrettung der biblischen Geschichte alten Testaments gegen die Einwendungen, welche nicht eben allemal Feinde der Bibel, (wofür manche ehrliche Zweifler, ob sich dies und jenes darinn auch wohl von Gott herschreiben könne, nicht sogleich geradezu sollten erklärt werden,) sondern auch wohl Freunde derselben wider einige ihrer Erzählungen und Nachrichten zu machen pflegen. Er beschäfftiget sich hier hauptsächlich noch mit der Geschichte des jüdischen Volks, seit dessen Wegführung in die babylonische Gefangenschaft, vom Könige **Hiskias** an, aus den Nachrichten, welche zur Ergänzung der Bücher der Könige und Chroniken, die vier großen Propheten, besonders die Weissagung **Daniels** während der Gefangenschaft der Juden in Babel, imgleichen nach derselben die Bücher **Esra**, **Nehemia** und **Esther**, deren kanonisches Ansehen itzt von so manchem in Zweifel gezogen wird, liefern.

Der V. hat bey Ausarbeitung dieses Theils auf die Vergleichung der biblischen Nachrichten mit Profanscribenten allen Fleiß gewendet. Oftmals zeigt er auch recht gut, wie gewisse mit den Sitten und Gewohnheiten der alten Welt unbekannte, sich aber doch sehr weise und klug dünkende Leute, ihren Spott bey diesen und jenen biblischen Erzählungen gar übel anbringen, indem sie über Dinge lachen, welche der bessere Kenner der morgenländischen Völker auf keine Weise belachenswerth findet. Ein andermal aber werden die Anstöße und Bedenklichkeiten, die er heben will, durch seine Antworten eher vermehrt als vermindert. Und sehr häufig behilft er sich statt des Beweises, daß es mit dem oder dem unwahrscheinlichen Vorgange die und die Bewandniß gehabt habe, mit einem: **Vermuthlich** ist es so, es **scheint**, als ob es so sey, **sonder Zweifel** wird es damit so und so gewesen seyn. Es ließe sich allenfalls hören, wenn es so wäre, sagt der andere. Aber

womit willst du es beweisen? Der Geschichtschreiber meldet nichts bestimmtes. Vermuthung gegen Vermuthung kann die deinige so wohl trügen, als die meinige. Nach der Erzählung, wie sie in dem Buche vorliegt, scheints mir, ists mir nicht sonder Zweifel. Auf die Weise bleibt denn die streitige Thatsache, die so manches wider sich hat, doch in statu quo, und ein Werk, wie das Lilienthalische, wenn es auch noch einmal so stark wäre, wird den Streit nicht beylegen. Es ist auch ein offenbar falscher Lehrsatz, wiewohl ihn der V. mit andern immer als unläugbar voraussetzt, daß die göttliche Wahrheit des Christenthums auf der Authenticität aller im Kanon des A. T. befindlichen Geschichtbücher, auf der genauen Wahrheit aller darinn befindlichen historischen Nachrichten beruhe. Das Buch Esther habe ein kanonisches Ansehen oder habe keines; die Umstände des abgewendeten Blutbades, so den Juden im persischen Reiche zugedacht war, mögen genau so seyn, wie sie da erzählt werden, oder etwas verändert, was können die vortrefflichen Lehren Jesu, deren Göttlichkeit sich durch sich selbst empfiehlt, bey dem einen gewinnen, oder bey dem andern verlieren?

Der letztere Abschnitt dieses Theils, oder das 27. Kapitel desselben, handelt von dem ächten Alterthum des N. Testaments, worüber Hr. L. mit andern Gottesgelehrten, welche häufig davon geschrieben haben, einstimmig ist, und ihre Beweisgründe, um es seinem Werke nicht an Vollständigkeit fehlen zu lassen, wiederholet. Seine Lehrart ist dabey die nämliche, welche er Kap. 22. in Ansehung der Geschichtbücher des A. T. beobachtet hat. Zuerst wird der Beweis für das Alterthum der evangelischen Geschichtbücher aus den Zeugnissen dieser Bücher selbst und der Kirchenväter der drey ersten Jahrhunderte, mit Beantwortung der Einwürfe dagegen, geführt. Dann folgen die Argumente aus den fortdauernden Denkmalen der im N. T. erwähnten Begebenheiten, und den alten Uebersetzungen dieser Bücher; aus der innern Abfassung derselben, worinn alles zu dem damaligen Zustande der Menschen, ihrer Religion, bürgerlicher Verfassung, ihren Sitten und Gewohnheiten passet; aus der Schreibart ihrer Verfasser, und endlich aus dem Umstande, daß man keine Zeit zu nennen im Stande sey, wo sie hätten können untergeschoben werden — Zuletzt sucht Hr. L. noch denen zu begegnen, welche meynen, daß vielleicht gewisse Abschnitte und kleinere Theile derselben erst in neuern Zeiten ihre gegenwärtige Gestalt erhalten hätten.

In dem 10ten Theile soll die Fortsetzung dieser Abhandlung, nämlich die Beantwortung der Einwürfe wider die Glaubwürdigkeit und Brauchbarkeit der Geschichte des N. T. folgen. Auch wird von dem ganzen Werk eine neue dritte Auflage, und zwar in median Quartformat durch den Verleger besorgt werden, die sehr kastrirt werden dürfte, wenn jemand anders als der V. die Besorgniß hätte, das Ueberflüßige und Unbrauchbare in dem Werke wegzuschneiden.

T.

Sollte der Teufel wirklich ein Unding seyn? Eine Frage und Bitte an die Theologen unserer Zeit. 1776. 1½ Bogen in 8.

Man muß auch dem Teufel nicht zu viel aufbürden. Bey Gelegenheit der Brochüre: Sollte der Teufel wirklich ein Unding seyn? rc. Bremen, bey Cramer. 1776. 29 B. in 8.

Die Verbindung des Teufels mit den Gespenstern, nebst Anekdoten von Erscheinung derselben. Gedruckt in Deutschland. 1777. 7½ B. in 8.

Nicht allein Teufeleyen, von welchen zur Schande unsers Jahrhunderts, bisher genug ist gesprochen und geschrieben worden; sondern auch verschiedener angesehener Gelehrten Aeußerungen über diejenigen biblischen Sprüche, worin dem ersten Anschein nach, dem Teufel mächtige Einflüsse und schreckende Wirkungen beygelegt werden, können einen aufmerksamen Wahrheitsfreund veranlassen, zu seiner Beruhigung im Stillen zu prüfen, ob der Teufel ein Unding; oder ob er das wirklich sey, für was man ihn lange Zeit gehalten hat; oder (denn es ist noch ein Drittes möglich,) ob vielleicht jede Meynung noch jetzt nicht gegen alle Zweifel völlig könne gerettet werden. Eine solche Untersuchung ohne Vorurtheil, mit den darzu erforderlichen Hülfsmitteln anstellen, ist ruhmlich. Aber eine gedruckte Anfrage ist — unnütz. Wer soll sie beantworten? Die Theologen unserer Zeit! ein sonderbarer Ausdruck. Todte fragt man ohnehin nicht; also jetzt

Lehrende: aber welche? vermuthlich solche, die aus starken Gründen sich in einigen Stücken von dem gewöhnlichen Lehrsystem zu entfernen, gedrungen sehen. Denn verdient die Frage Mitleiden: ihre Antwort liegt schon in ihren Schriften vor jedermanns Augen. Doch unser Verf. giebt sich nur auf dem Titel die bescheidene Miene eines Lehrbegierigen, und versichert, diese Allg. d. Bibl. habe ihn zu dieser Frage veranlasset. Aber man sieht gleich, daß es ihm um keine Antwort zu thun ist: Er glaubt von ganzem Herzen an den Teufel und dessen fürchterliche Einflüsse. Um auch Andre davon zu überzeugen, tritt er als Lehrer auf, und trägt seine Gründe vor; freylich nur die gewöhnlichen, in jedem alten Kompendium befindlichen, die noch neuerlich in der **demüthigen Bitte um Belehrung, an die großen Männer, welche keinen Teufel glauben,** sind aufgewärmt worden. Eben diese Schrift scheint sein Führer gewesen zu seyn. Nach Belesenheit, Sprachkenntniß und scharfer Urtheilskraft darf man bey ihm nicht fragen. Wie wollte er bey solchen Mängeln eine erhaltene Antwort gehörig prüfen! — Ueberhaupt läßt sich keine allgemeine befriedigende Antwort erwarten; bey ihr, wie bey dem Fragenden, äußert die Verschiedenheit der Ueberzeugung und vorgefaßten Meynung gar zu großen Einfluß: die vorhandenen Schriften beweisen es genugsam.

Es hätte daher keiner so weitläuftigen Antwort bedurft, als in der zwoten oben angezeigten Schrift gegeben wird. Hierdurch läugnen wir ihr nicht ganz ihre Brauchbarkeit ab; der Verf. sagt viel Gutes, obgleich wenig Neues. Schon andre einsichtsvolle Männer, unter andern **Farmer**, dessen Meynung von dämonischen Leuten durch die **Bambergerische** Uebersetzung bekannt ist, haben gezeigt, was man in vorigen Zeiten unter Dämonen verstanden hat; gezeigt, daß die gemeine Meynung von den Einwirkungen des Teufels mit der Weisheit und Güte Gottes streitet, und daß die Lehre vom Teufel nicht so genau als man insgemein vorgeben will, mit der christlichen Religion verbunden ist. Was man aus Christi Zeugnissen dagegen einwendet, läßt sich wohl noch beantworten. Zur Ersparung des Raums verweisen wir jetzt nur auf das, was ein anderer Recensent in dieser Allg. deutschen Bibl. (B. XXVIII. S. 159. u. f.) kurz berührt hat. Christus hatte keine Zeit, tief eingewurzelte (nach der **damaligen Denkart** unschädliche) Vorurtheile aus jüdischen Köpfen durch metaphy-

taphysische Vorlesungen zu verbannen: glückliche Aufklärungen überließ er der allmähligen Anstrengung.

Viele gestehen, daß die meisten biblischen Sprüche eine mit den göttlichen Eigenschaften verträglichere Erklärung leiden; nur die Geschichte von Christi Versuchung scheint ihnen entscheidend; hier werden dem Teufel als einer Person wirkliche Reden und Handlungen beygelegt. Der Verf. der zweyten Schrift, anstatt sich gehörig darüber zu erklären, schlüpft nach unbedeutenden Wendungen schnell darüber hinweg, (S. 106. und 299.) seine Ausflucht, daß die ganze Sache blos eine Entzückung könne gewesen seyn, läßt zu viel Schwierigkeiten übrig. Wir wollen, um nicht weitläuftig zu seyn, etwas erwähnen, da alle drey vor uns liegende Schriften von dieser Versuchung reden. Vielleicht geben wir einen Anlaß zu weitern Nachdenken.

Markus gedenkt der Versuchung Kap. 1, v. 12. nur im Vorbeygehen mit wenigen Worten, es sey nun daß sie ihm zu dunkel oder zu unwichtig schien, viel davon zu reden. An zween Orten Matth. 4, und Luc. am 4, wird sie vollständig erzählt, aber so, daß durch alles Dunkle, Empörende und Abweichende, große Zweifel entstehen; z. B. Christus ward vom Geist geführt, (von welchem? wie? mit, oder wider seinen Willen? Lukas sagt: im Geist; war es etwa ein bloßes Entzücken?) daß er versucht würde, (bedurfte er einer Prüfung? war seine Weisheit und Treue zweifelhaft? oder sollte der Teufel dadurch belehrt werden?) Warum hungerte ihn erst nach 40 Tagen? Bey der Versuchung selbst spielt der Teufel eine lächerliche Rolle. Andere Sprüche legen ihm große List, Macht und Kenntniß bey; auch hier zeigt er seine Bekanntschaft mit der Bibel; gleichwohl redet und handelt er wie ein dummes Kind. Ja Kinder mögen auf solche läppische Art einander auf die Probe stellen, aber nicht Geister von höherer Art. „Mach aus Stein Brod! Spring herunter! Bete „mich an!“ O der einfältige Teufel! wußte er nichts bessers gegen einen Mann vorzubringen, den er selbst einen Sohn Gottes nennt? Man mache mit einem 10 jährigen Knaben den Versuch, ob er sich zum Spaß von einer beträchtlichen Höhe wird herabstürzen. Und doch beweist man noch immer in Predigten steifweg aus dieser Geschichte die große Weisheit Christi. — Noch auffallender ist die große Verschiedenheit in der Erzählung. Matthäus läßt den Teufel erst nach 40 Tagen kommen; Lukas läßt die Versuchungen die 40 Tage hindurch

durch dauern, und in einer ganz andern, fast möchte man sagen unschicklichen, Ordnung auf einander folgen. Bey jenem entfernt sich der Versucher gleich auf den Befehl: hebe dich weg! aber nach des Lukas Bericht war er nicht so gehorsam; auf den Befehl: hebe dich weg! führte er Christum auf des Tempels Zinne: — Zween Zeugen, deren keiner zugegen gewesen ist, und die so sehr in ihrer Aussage von einander abweichen, schreiben offenbar nach Hörensagen, nicht aus göttlicher Eingebung; oder Gott muste sich bey dem einen sehr geirrt haben: das wäre Lästerung. — Was Semler überhaupt von der göttlichen Eingebung behauptet, und was Andre von den 4 ersten Kapiteln des Matth. erinnern, wissen unsre Leser. Lukas schrieb ohnehin blos aus eingezogenen Nachrichten. (Cap. 1, v. 3.) — Aus einer solchen zweifelhaften dunkeln Geschichte, für das Daseyn und den Einfluß des Teufels einen Beweis zu führen, wäre immer zu viel gewagt. — Was wir noch beyfügen könnten, wird ein aufmerksamer Leser selbst hinzu denken.

Noch müssen wir von der zwoten Schrift erinnern, daß es ihr an einigen Stellen, z. B. S. 213. u. f. an Gründlichkeit fehlt; auch daß ihre Weitschweifigkeit, die der Verf. selbst S. 317 gefühlt hat; die Witzeleyen, z. B. S. 141. 161. 385—387. welche er S. 424, aber nicht sehr glücklich, entschuldiget; und die Härte, womit er den Verf. der ersten Schrift (den er persönlich zu kennen, und dem er besondere Absichten beyzumessen scheint,) behandelt, vielen Lesern mißfallen werden. — Wäre er aus Ernesti's Schule, so würde er nicht so oft vom buchstäblichen Sinn reden. — Ist es sein Ernst, wenn er S. 260. verlangt, der Prediger soll bey Zuhörern, die weder Lust noch Fähigkeit zum Nachdenken haben, den Teufel — (doch vermuthlich als eine Maschine?) zu Hülfe nehmen? Besser erklärt er sich S. 285. u. f.

Der Titel der dritten Schrift ist dunkel und zweydeutig. Was der Verf. eigentlich sagen will, kann man ungefähr errathen; oft scheint es, als wisse er es selbst nicht. Seine Meynung S. 42, als bedeuteten Dämonia meistens böse Geister, verräth Unwissenheit; und die Versicherung S. 45, er wolle nicht den Teufel, die Versöhnung, und wohl gar die Gottheit Christi, aus der Schrift weg erklären, verdient Mitleiden. Sonderbar ist sein Beweis für das wirkliche Daseyn der Geister, nehmlich weil die Menschen den Unterricht, daß sie selbst Geister sind, (daß ein Geist in ihnen wohne,) nicht

anders

andere als durch Geister können empfangen haben. S. 73. (Solche Beweise hätten wir nur von einem Swedenborg erwartet.) Eben so sehr verunglückt ihm der Beweis, daß die ersten Menschen mit Geistern eine Bekanntschaft gehabt haben, S. 78, wo er zugleich den guten Moses vertheidigen will, dem er doch offenbar Gewalt anthut; Wo sagt dieser mit einer Sylbe, daß der Verführer ein böser Geist gewesen ist? Und woher weiß der Verf. S. 48, daß „die Meynung, daß „die Seelen der Verstorbenen erscheinen könnten, schon zu den „Zeiten Mosis unter den Cananitern ganz gemein war?“ — Seiner kleinen Schrift würden wir am füglichsten den Titel geben können: Gründe für und wider die Wirklichkeit der Gespenster. Aber dann möchte sie zu wenig Leser gefunden haben. — Anstatt begreiflich, steht S. 76. vermuthlich durch einen Druckfehler, unbegreiflich.

Br.

Joh. Stapfers, Prof. der Gottesgel. in Bern, Predigten. Fünfter Theil. Bern, bey Haller, 1776, 18 Bogen in 8.

Predigten von Joh. Aug. Stark, K. Pr. Hofprediger — Königsberg, bey Kanter. 1775. 1 A. 2 B. 8.

Religionsvorträge zu Beförderung christlicher Sittlichkeit, in öffentlichen Christenversammlungen gehalten, von Joh. Fridr. Steinhöfel. — Bremen, bey Cramer. 1776. 15 Bogen in 8.

Predigten zur Probe, von Joh. Moritz Schwager, Pastoren zu Jöllenbeck in der Grafschaft Ravensberg. Cassel, bey Cramer. 1776. 14 Bogen in 8.

Sammlung einiger Predigten, von August Georg Uhle, Prediger an der Egidienkirche in Hannover. Erster Theil. Hannov. bey Schmidt. 1776. 1 Alphab. 4 Bogen in gr. 8.

Wenn

Wenn in den Stapferschen Predigten nicht so viel dogmatische und unerklärte biblische Sprache herrschte; so würde der populäre Vortrag und der allenthalben durchblickende redliche Eifer für die Gottseligkeit noch viel empfehlenswerther und wirksamer seyn können. Kaum sollte man glauben, daß in den Predigten eines so gelehrten Mannes noch so viel unfruchtbare Dogmatik und schlechte Exegese angetroffen werden könnte. Und doch ist dem also, wie es sich leicht aus jeder Predigt beweisen ließe, wenn wir nicht alsdenn gezwungen wären, viele schon oft gesagte Sachen zu wiederholen.

Die Predigten des Hrn. Starks haben in dieser Absicht viel vorzügliches, ob sich gleich in selbigen, wenigstens nach des Recensenten Ueberzeugung, auch noch subtilere Auswüchse ungeläuterter Dogmatik befinden. Nur zur Probe ein Paar, die uns sogleich in die Augen fallen. In der siebzehnten Predigt, worin die Lehre von den guten Werken abgehandelt wird, zeigt der Verf. vorläufig sehr gut, daß wir eigentlich vor Gott keine Verdienste erlangen und Belohnungen für unsere guten Werke fodern können. Was will er aber damit sagen, wenn er nun S. 369. fortfährt: „Hier wird die „stolze Frage eines Jünglings beantwortet: was fehlet mir „noch? O ein unendlich vieles fehlt dir noch! Nur durch „Glauben ists allein, daß du kein künftig Heil bewirken „kannst: Nur durch den Werth desjenigen, der hei„lig und vollkommen war, und doch für Sünder „starb.„ — Und wie stimmt damit dasjenige, was noch auf eben der Seite folgt, und was wirklich sehr schön gesagt ist? „Gewis, das Christenthum würde eine sehr bequeme Religion „seyn, wenn es von dem Menschen nichts weiter foderte, als „eine gewisse Unterwerfung unsers Verstandes, als ein ausge„breiteres Erkenntniß, als eine kühne Zueignung fremder „der Verdienste! O an jenem Tage des Gerichts wird „nicht gefragt werden, wie hoch eure Erkenntnisse — wie „kühn eure Zueignung gewesen. Was hast du ge„than? Das ist das Wort, nach welchem wir gerichtet wer„den sollen“ u. s. w. — Eben solche widersprechende Behauptungen finden wir in der darauf folgenden achtzehnden Predigt. Der Verf. redet darin von der Nothwendigkeit der Genugthuungen in diesem Leben. Gleich im Eingange S. 388. stehet folgende sehr praktische Anrede an Leute, die sich zu diesen Genugthuungen nicht verstehen wollen. „Laß„set

„sie eure Reue noch so lebhaft seyn; erkennet mit einem noch „so gerührten Herzen das ganze Unrecht eurer Vergehungen; „euer Glaube eigne sich mit solcher Zuversicht eine „fremde Gerechtigkeit zu, als ob sie gänzlich eure eigene „wäre: das sind Stücke, die zur Erlangung eines ver„söhnten Gottes unentbehrlich sind, und wodurch al„les, womit die Heiligkeit des Ewigen beleidiget „war, gänzlich kann befriediget werden. Das Blut „der Versöhnung ist geflossen, und dieses allein ist genug, „um alles von dieser Seite zu ersetzen, was uns un„möglich war, um die Gerechtigkeit völlig zu befrie„digen, die wir nicht versöhnen konnten. Aber alles wird „verloren seyn; auf alle diese Güter und Vortheile könnet „ihr gar keine Ansprüche machen, wo nicht der andere „Theil (nehmlich der beleidigte oder geärgerte Nächste) zuvor „befriediget ist. — Ist hier nicht alles ersetzet, — alles be„richtiget; dort wird es unmöglich seyn“ u. s. w. Und in der Abhandlung selbst erklärt sich der Verf, S. 390 u. 391 noch weiter darüber also: „Es ist hier gar nicht von einer sol„chen Genugthuung die Rede, die wir in Ansehung des „beleidigten Gottes leisten könnten. — Hier ist nichts „als das Blut des Bundes, das versöhnen, und was „sonst strafbares geschehn, ersetzen kann: sondern es ist „hier nur blos von den Genugthuungen die Rede, die wir „gegen einander zu betrachten haben; und diese sind ein so „nothwendiges Stück, daß wir sie unmöglich unterlassen „können, ohne unserm Heil das größte Hinderniß in den „Weg zu legen“ u. s. w. Im Ernst, wir fragen noch einmal, wie sollen alle diese Sätze unter einander vereiniget werden? Gott soll durch das Blut Jesu völlig versöhnt und durch die Heiligkeit dieses unsers Erlösers alles hinlänglich ersetzt seyn, und dennoch sind auf unserer Seite nicht nur Reue und Glaube, d. i. Ergreifung des Verdienstes Jesu, nach des Verfas. Begriff, sondern auch Genugthuung an den Nächsten zur Erlangung der Seligkeit nöthig. Hat Christus alles ersetzet, wozu soll ichs noch ersetzen; wird mir seine vollkommne Heiligkeit durch den Glauben zugeeignet, was bedarf ich denn eigener Verdienste? — Diese und andere Einwürfe lassen sich hier machen, und der Recens. hat vergeblich nach einer befriedigenden Auflösung derselben in dieser Predigt des Verf. gesuchet; ob ihm gleich nicht unbekannt ist, daß man sonst allerley Antworten bey der Hand hat, womit man derglei-

chen

chen Zweifel abzuweisen gedenkt. Ueberhaupt ist diese Predigt von den Genugthuungen nicht recht gründlich gerathen; vielleicht darum, weil das System und besonders der gewöhnliche Vortrag der Lehre von Christi Genugthuung dem Verf. den Gesichtspunkt verrückt hatte. Dieses Tadels ohngeachtet wird man viele Spuren aufgeklärter Kenntnisse und eines warmen Eifers zur Ausbreitung derselben in dieser Predigtsammlung wahrnehmen; so daß wir sie mit Grunde vor vielen andern empfehlen können.

Der Vorredner zu den Steinhöfelschen Predigten sagt es uns in einer sehr affektirten Schreibart und mit sehr entscheidendem Tone, daß er diese Predigten seines Freundes heimlich ohne desselben Vorwissen wegen ihrer vortrefflichen Beschaffenheit zum Druck befördert habe. Wir gönnen ihm diese Freude; bekennen aber, daß wir diese Betrachtungen noch für unreife Produkte eines jungen Theologen ansehen, dem wir sonst viele gute theologische Gelehrsamkeit und Anlage zum geistlichen Redner nicht absprechen wollen. Nur müssen wir ihn bitten, von seinen Höhen nach grade herunter zu steigen, von der Kanzel verständlicher und lehrreicher zu sprechen, und alle affektirte Gelehrsamkeit, sowohl in den Sachen als Ausdrücken, alle leere Wortspiele und die Häufung so vieler Figuren und Beywörter zu fliehen, auch endlich nebst dem Studium des menschlichen Herzens manche Lehren des Systems noch sorgfältiger zu prüfen, um nur allein das daraus öffentlich zu predigen, was die Erbauung der Zuhörer sicher befördern kann. Was die dieser Sammlung angehängte Erndtepredigt eines Landpredigers betrifft: so loben wir den guten braven Verf. wegen der treuherzigen Simplicität, mit welcher er zu seinen Pfarrkindern redet. Es glückt ihm, sich in Kleinigkeiten einzulassen, ohne ins Lächerliche zu verfallen. Wie schön sind die Regeln, welche er seiner Gemeine bey den Erndtelustbarkeiten giebt! Möchten doch viele Landprediger von diesem würdigen Manne lernen!

Hr. Schwager ist zwar auch ein Landprediger; er versteht aber die Kunst nicht völlig so gut, Gründlichkeit, Deutlichkeit und Anmuth gehörig mit einander zu verbinden. Populär genug wäre der Vortrag; an Lebhaftigkeit fehlt es ihm auch nicht. Dagegen wird er zu wortreich, und was noch mehr ist, wir vermissen den sanften mütterlichen Affekt, der die Reden eines Lehrers zu den Herzen seiner Zuhörer, auch solcher zu der Zeit begleiten muß, wenn er sich gezwungen sieht, herr-

schende

schende Irreligiosität und Laster ernsthaft zu rügen. Der V. wird oft in seinen Vorstellungen und Ausdrücken beissend und bitter. Was er in der Vorrede von sich selbst sagt, daß er einen Hang zur Satyre habe, ist auch in seinen Predigten merkbar. Vielleicht ist hieraus auch manches zu erklären, was er in der Zueignungsschrift, Vorrede und in den Predigten selbst von der widrigen Gesinnung seiner Gemeine anführt. Durch die Geißel der Satyre und alle übertriebene Härte werden die Zuhörer selten gebessert, zuweilen in ein kurzes Schrecken gesetzt, mehrentheils aber erbittert. Wird sich der Verf. hierinnen ändern, so versprechen wir ihm mehr Liebe, Beyfall und Segen in seinem Amte.

Die zuletzt angezeigte Predigtsammlung ist von Hr. Uhlen, Prediger in Hannover. Die mehresten Predigten sind moralischen Inhalts; und diese sind auch am besten gerathen. Die Charfreytagspredigt, welche den Beschluß macht, hat uns am wenigsten gefallen. Die vielen dunkeln und verworrenen Begriffe, auf welche man hier stößt, herrschen zwar in den mehresten Passionsbetrachtungen; sie sollten aber, wie uns dünkt, nach grade mehr aufgeklärt und berichtiget, oder auch ganz weggelassen werden. Auch wünschten wir manche Wörter und Redensarten, welche zu gelehrt und also zu unverständlich für den gemeinen Mann sind, aus des Verf. Vorträgen hinweg. In eine ausführlichere Kritik können wir uns nicht einlassen.

Q.

Des berühmten Dechant Swifts sämmtliche Predigten aus dem Englischen übersetzt, und mit Vorrede und einigen Anmerkungen begleitet von Friedrich Wilh. Streit, Pastor Primar. und Superintendenten zu Ronneburg — Ronneburg und Leipzig bey Rothen 1776. 8. 15½ Bogen.

Daß man ein sehr witziger Kopf und doch ein mittelmäßiger Prediger seyn könne, das können auch D. Swifts Predigten beweisen. Da er zum Schreiben vorzüglich Witz und Laune, und wenig oder gar keine Empfindung mitbrachte, so konnte er freylich wohl in dem Kanzelvortrage nichts sonderli-

ches leisten. Man kann diese Predigten inzwischen als moralische Versuche voll sonderbarer Wendung und launigter Einfälle lesen. Insonderheit treibt der gute Dechant in der Predigt über das Schlafen in der Kirche, seine Laune beynahe bis zum Possierlichen. Man müßte seine eigene kaustische Ernsthaftigkeit haben, um den Anfang derselben ohne Versuchung zum Lachen zu hören. Einige Predigten sind ganz lokal, und, statt erbaulicher Reden, politische Abhandlungen. Man wird es aus den Ueberschriften selber beurtheilen können, die wir hieher setzen wollen. 1. Von der Dreyeinigkeit. 2. Von der Unterwürfigkeit gegen einander. 3. Von dem Zeugnisse des Gewissens. 4. Von der brüderlichen Liebe. 5. Vom falschen Zeugnisse. 6. Von der Zufriedenheit des Armen. 7. Von den Ursachen des Verfalls in Irrland. 8. Vom Schlafen in der Kirche. 9. Von der Schwierigkeit sich selbst zu kennen. 10. Von dem Märtyrertode K. Karl I. 11. Von der Pflicht Gutes zu thun. 12. Von den Vorzügen der christlichen Weisheit vor der Weisheit dieser Welt.

Bl.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Ge. Christiani Gebaueri, Cti, Exercitationes academicae varii argumenti, multis accessionibus et emendationibus ex Msptis B. Auctoris erutis locupletatae atque editae a *Io. Iustino Weissmantel*, I. V. D. et in alma Erfurtina Iurium Professi ord. Erford, sumtibus Hagii. Vol. I. 492 S. Vol. II. 372 S. in 4. 1776.

Eine Sammlung der Gebauerischen kleinen Schriften würde jedem Kenner willkommen seyn, wenn sie auch in ihrer ersten Gestalt erschienen. Um so angenehmer ists, sie hier mit Zusätzen und Verbesserungen zu erhalten, die aus des B. Papieren genommen sind. Wir wollen die Titel der Stücke hersetzen. Der erste Band enthält folgende Dissertationen: 1) Romulus obseruationibus varii generis illustratus. 2) Numa Pompilius. 3) Tullus Hostilius. 4) De aqua calida

ocea-

occasione legis et gemmae. 5) De iustitia et iure. 6 et 7) De patria potestate Diss. I. et II. 8) De actione tutelae aduersus magistratus. 9) De simulatione circa matrimonium. 10) De matrimonio cum auunculi vidua. 11) Singularia de priuilegiis. 12) De eo quod in iure dici potest vacuum. 13) De successione inter ingenuos iure sanguinis ab intestato ciuili. 14) De herede cito ob inaequalitatem in melius reformando. 15) Titulus Digestorum de optione vel electione legata multifariam illustratus. 16) De iurisdictione secundum doctrinam Romanorum, eiusdemque doctrinae in Germania vsu. Der zweyte enthält Dissertationen, Reden und Programmen, nämlich: 17) Oratio de feudalis iurisprudentiae laudibus. 18) Programma de origine feudorum. 19) Diss. origines feodi, qua vocem, qua rem, non externae sed Germanicae. 20) Progr. de comparatione, literarum studiosorum cum militibus. 21) Diss. problema iuris feudalis de iure reluendi per generalem consensum simultanee inuestiti in alienationem feudi extincto. 22) Promulsis de CCCC annorum vsu ob quem Ill. Dn. a Ludewig clericos in feuda succedere non posse opinatur. 23) Diss. ius corporis euangelici valide intercedendi mutationibus status anni decretorii. 24) Progr. de vero Art. V. § XV. Pacis Westphal. sensu de equite Iohannitico expectatiuario. 25) Diss. de imputatione facti alieni circa delicta. 26) Progr. de Seruii Sulpicii Rufi definitione tutelae in L. 1. pr. de tutel. et § 1. I. de tutel. 27) Progr. ad L. 4. D. de colleg. et corp. 28) Progr. de insigni differentia inter Proconsules et Legatos Caesaris. 29) Progr. Mspti cuiusdam Brencmanniani de orthographia Pandectarum specimina exhibens. 30) Specimen II. eiusdem argumenti. 31) Specimen III. 32) Progr. de origine testamentorum minime ex iure naturali repetenda. 33) Progr. de cerimoniarum natura et iure. 34) Progr. de extantioribus exemplis principum, comitum, baronum ac nobilium, qui gradu I. V. Doctoris se condecorari non dedignati sunt. 35) Progr. de vita fatis et scriptis Sigismundi L. B. ab Herberstein et de eius commentariis rerum Moscouiticarum, variisque huius operis editionibus. 36) Iudithae Augustae Francicae elogium historicum. 37) Diss. de Marco Agrippa. 38) Orat. de laudibus aduocatorum. 39) Oratio de legitimo honoris et virtutis connubio. Die Zusätze sind in manchen Dissertationen,

tionen beträchtlich, z. E. in der ersten, zweyten, dritten, vierten, fünften, sechsten. Diese haben wir mit den ersten Ausgaben verglichen. Hier und da kommen auch Anmerkungen des Herausgebers vor, z. E. S. 38. 47, die aber durch gar kein Zeichen von den Gebauerischen unterschieden sind. Wir haben sie blos daran erkannt, weil darinn von Gebauer in der dritten Person gesprochen wird. Billig hätte Hr. W. seinen Namen oder ein anderes Zeichen beysetzen sollen. Daß das in der Vorrede zum ersten Bande versprochene Register fehlt, ist höchst unangenehm. Das war aber ein guter Gedanke, daß Hr. W. das Heynische Programm auf Gebauern der Sammlung hat beydrucken lassen.

Vg.

Fundamenta iuris criminalis, cambialis, ecclesiastici protestantium et feudalis, in tabulas redegit *D. Ioannes Paulus Ferdinandus Schroeter*. Lipsiae sumtibus Boehmii 1776. 136 S. 4.

Die Absicht des Verf. ist, in diesen Tabellen das gemeine, das Sächsische und Brandenburgische Recht, nämlich peinliches, Wechsel, Kirchen, und Lehnrecht, nach ihren ersten Grundsätzen, Definitionen und Eintheilungen darzustellen. Allen Werth und Nutzen wollen wir der Arbeit nicht absprechen. Aber fürs erste gefällt uns die Mixtur der dreyerley Rechte durchaus nicht. Bald kommt in der Tabelle ein Grundsatz der gemeinen, bald der Sächsischen, bald der Brandenburgischen Rechte vor; und welches das Schlimmste ist, so ist oft nicht angemerkt, aus welchem Recht der Satz genommen ist. Z. E. S. 96. heißt es: sponsalia publica sunt, quae personis, parentes non habentibus, *coram duobus testibus* inita sunt, und nicht die geringste Anzeige dabey, welches Recht denn die zwey Zeugen bey öffentlichen Verlöbnissen erfordert.

Fürs andere fehlt auch den Erklärungen und Sätzen allzuoft Richtigkeit und Bestimmtheit. Wie kann man z. E. das Langobardische Lehnsrecht (S. 1.) unter die Quellen des peinlichen Rechts zählen? Wie schwankend ist die Erklärung der Generalinquisition S. 4. quae fit ante responsionem ad articulos, und wie unordentlich, zum Theil auch wie unrichtig sind ebendaselbst ihre Stücke und Erfordernisse vorgetragen.

Ad

Ad hanc pertinet: a) examen summarium, b) corpus delicti, c) indicia, d) incarceratio, e) examen testium, f) confrontatio. Das examen summarium beschließt die Generalinquisition, und hier steht es zuerst. Das erste, was bey dieser Inquisition zu bedenken und zu bemerken ist, ist ein rechtliches Fundament, das entweder in einer Denunciation, oder in dem öffentlichen Gerücht, oder in Anzeigen besteht. Von den beyden ersten ist gar nichts gedacht. Die Confrontation gehört durchaus nicht zur Generalinquisition rc. Ganz falsch und untauglich sind die Erklärungen des künstlichen und nicht künstlichen Beweises S. 6. „probatio „artificialis est, quae fit per praesumtiones; inartificialis „quae fit per media probandi.“ Ein jeder Beweis wird durch media probandi geführt, und die probatio artificialis geschieht nicht allezeit durch Präsumtionen. Gar nicht adäquat ist die Erklärung des doli directi und indirecti S. 11. dolus directus est, si quis habet animum occidendi, indirectus si quis tantum animum vulnerandi habet. Daß das Langobardische Recht nur bey Privatlehen angewandt werden könne, wie S. 105 steht, ist offenbar unrichtig. Auch auf Reichslehen läßt es sich anwenden, wenn man nur dabey auf den Umstand allezeit Rücksicht nimmt, daß hier der Vasall ein Landesherr ist rc. Und wer mag alle Fehler eines ganzen Buches aufsuchen und korrigiren?

Lib. Bar. de Kreitmayr compendium codicis Bauarici, ciuilis iudiciarii, criminalis, ex idiomate germanico nunc etiam latino sermoni traditum, ab amico studiosae iuuentutis, cui in addiscendo iure praeter linguam germanicam, latina simul perquam vtilis, imo necessaria esse videtur. Monach. sumtibus Fritz, 215 Seiten in gr. 8.

Das Original ist im Anhang zu B. XII—XXIV. dieser Bibl. S. 349. angezeigt. Der amicus studiosae iuuentutis, der es laut des Titels übersetzt hat, muß ein sonderbarer Mann seyn. Als ob die studiosa iuuentus im Bayerischen, cui lingua latina vtilis, imo necessaria esse *videtur*, gar kein anderes lateinisches Buch hätte, aus dem sie diese Sprache lernen könnte!

T.

Commentatio iuris ciuilis, de obligatione auctorum intuitu euictionis eminentis, auctore *Ioh. Christiano Mann*, Aduoc. regim. Dessau. Halae M. Impensis Orphanotroph. 1776. 8. 59 pl.

Der Verf. hat sich eine schwere Rechtslehre zum Gegenstand seiner Abhandlung erwählt. Aber wenn er in der Vorrede behaupten will, daß sie noch gar Niemand vor ihm vollständig abgehandelt habe, so hätte ihn die Lipenische Bibliothek und die Schottischen Supplemente hinlänglich vom Gegentheil belehren können. Indessen verdient seine Ausführung vielen Beyfall, und macht uns einen Schriftsteller bekannt, der in den Gesetzen des römischen Rechts wohlbewandert, sich immer an die ächte Quellen hält, und giebt uns die schönste Hoffnung zu einem gründlichen und zugleich eleganten Rechtslehrer.

Die Abhandlung ist in 3 Capitel getheilt, deren das erste generalia quaedam de negotiis onerosis enthält, das zweyte de obligatione auctorum intuitu euictionis imminentis in negotiis emtionis lege contractis, das dritte de obligatione auctorum intuitu euictionis imminentis in negotiis innominati contractus lege initis handelt, welchem noch ein Anhang von dem heutigen Gebrauch dieser Lehre beygesetzt ist.

Mehr Plan und Ordnung, und einen deutlichern Vortrag hätten wir in dieser Abhandlung gerne gesehen. Auch immer wünschen wir in solchen Abhandlungen voraus eine kurze Einleitung zu finden, welche den Leser unvermerkt in die Lehre einführt, deren Ausführung er zu lesen bekommt; dieses ist hier nicht geschehen, sondern es wird gleich im § 1. eine Definition der Eviction gegeben; was aber Eviction leisten heiße, wird nicht hinlänglich erklärt, ungeachtet gleich im Anfang hiervon die Rede ist.

Das Besondere dieser Abhandlung besteht vornämlich darinn, daß der V. § 2. 3. die Handlungen, in welchen Eviction zu leisten ist, auf den Kaufcontract und die contractus innominatos einschränkt, und aus diesem Gesichtspunkt seinen Gegenstand abhandelt; allein es ist uns dagegen der Zweifel eingefallen, unter welche Classe der V. das legatum generis, worinn nach der l. 58. D. de euict. auch Eviction zu leisten ist, bringen will! Gründlich aber wird hierauf die Verbindlichkeit zur Evictionsleistung in beyden verschiedenen Fällen erläutert.

Wenn der V. § 1. behauptet, daß nur demjenigen eine Sache evincirt werden könne, welcher sie in der Meynung als Eigenthümer besitzt, können wir ihm nicht beystimmen, da ohne Zweifel auch einem Pfandsinnhaber, und demjenigen, welchem die Nutznießung oder ein anderes Dienstbarkeitsrecht einer Sache überlassen worden, nach der l. 10. l. 46. § 1. D. de euict. Eviction zu leisten ist. Ueber den Satz, daß in negotiis lucratiuis keine Eviction zu leisten seye, ist der Hr. V. gar zu leicht hingegangen, da über den Fall der donationis remuneratoriae und generis bekanntlich noch große Zweifel übrig sind, worüber sich Ditmar, Wunderlich, Koch und Oldenbruch gestritten haben, deren Schriften dem Verf. unbekannt gewesen zu seyn scheinen.

Viele wichtige Stücke der Lehre von der Eviction haben wir in dieser Abhandlung ungern vermisset, z. E. wie das Interesse, welches in der Klage auf die Evictionsleistung gefordert wird, anzuschlagen seye, besonders in den verwickelten Fällen, wenn nur ein Theil der Sache, oder eine besondere Sache aus einem verkauften Ganzen evincirt wird; die wichtige Streitfrage über die Wirkung des Gedings, daß keine Eviction geleistet werden solle; ob und in wie fern Eviction zu leisten, wenn die verkaufte Sache durch Zufall oder des Käufers Schuld verlohren gegangen, oder wenn dieser wissentlich eine fremde Sache gekauft hat u. dergl.

Rechtliche Anmerkungen ven dem peinlichen Gerichtsstande eines Verbrechers, von J. C. M. Halle, 1776. in 4. 16 S.

Eine schön und gründlich geschriebene Abhandlung, deren Zweck dahin gehet, zu untersuchen, warum heut zu Tage in peinlichen Sachen der Richter des Orts, wo ein Verbrechen begangen worden, keinen Vorzug vor dem Richter des Orts, wo der Verbrecher wohnhaft ist, oder wo er angetroffen wird, habe. Der Grund hievon liegt nämlich gar nicht darinn, daß die Römische peinliche Gerichtsbarkeit persönlich war, und selbst den Obrigkeiten besonders aufgetragen werden mußte, da hingegen in Deutschland auch die peinliche Gerichtsbarkeit öfters als eigenthümlich verwaltet wird; denn dieser Unterschied kann keine Verschiedenheit in Ansehung derjenigen Rechte und Verbindlichkeiten bewirken, welche aus

der peinlichen Gerichtbarkeit, als einer öffentlichen Gewalt, die Verbrechen gesetzmäßig zu untersuchen, und zu bestrafen, entspringen. Der wahre Grund ist vielmehr dieser, daß nach dem römischen Rechte kein anderer Gerichtsstand in peinlichen Sachen war, als der, wo das Verbrechen begangen worden, folglich keine Frage über den Vorzug des einen Gerichtsstandes vor dem andern seyn konnte, da hingegen nach der heutigen Gewohnheit in peinlichen Sachen, auch der Richter desjenigen Orts Gerichtsbarkeit hat, wo der Verbrecher seine Wohnung hat, oder wo er aufgefangen worden. Aus diesem Grund hat heut zu Tage unter diesen dreyen Richtern derjenige den Vorzug, welcher dem andern zuvorkommt, ohne Unterschied, ob die concurrirenden Gerichtsstände in verschiedener Reichsstände Territorien liegen oder nicht? ob Richter, die die eigenthümliche Gerichtsbarkeit haben, entweder unter sich, oder mit andern, die sie nicht als eigenthümlich verwalten, oder ob die der letztern Art allein mit einander concurriren?

Pm.

Sammlung der neuesten Merkwürdigkeiten, welche in das deutsche, sowohl allgemeine als besondere Staatsrecht einschlagen. Dritten Bandes erstes und zweytes Stück. Regensburg, bey Montag. 1776. 12 Bogen in 4.

Das erste Stück enthält verschiedene die Ruptur des letzten Visitationscongresses betreffende Aufsätze. Vorzüglich einen kurzen und lesenswürdigen Auszug aus der Hofmannischen Dissertation über die Frage: Ob das Grafen-Votum bey außerordentlichen Reichsdeputationen ein persönliches, oder collegialisches Votum sey? Sodann des Freyherrn von Wölkern Antwort auf die Beschuldigungen, welche in einem Promotitia des Subdelegati Grün, gegen ihn enthalten gewesen. Auch außer etlichen Reichshofrathsconclusis, und einer Recension, noch den Anfang einer Beweisdeduction in der Sache des Freyherrn von Gültingen.

Im zweyten Stück folgt zuerst das übrige von der ebengedachten Deduction. Unter mehreren Reichshofraths-Conclusis, zeichnet sich eins, als für die Litteratur merkwürdig aus. In demselben wird der Buchhändler Gebhard, ob er sich gleich

wegen seines Nachdrucks der Gellertschen Schriften mit dem Leipziger Verleger quoad interesse priuatum verglichen, dennoch wegen Verletzung des kayserlichen Privilegii und Falsi, dessen er sich verdächtig gemacht, zur Verantwortung gezogen. Ferner findet sich S. 68 folgg. eine merkwürdige Registratur vom Corpore Euangelicorum, wegen eines Pro Memoriae des Herrn von Heß, gegen den Zeitungsschreiber Lic. Wittenberg zu Hamburg, darin jener diesen beym König in Schweden als Garant des Westphälischen Friedens verklagt hatte, daß er von der katholischen Religion verkleinerlich geschrieben habe. Hr. v. Heß hatte sich darin unter andern Insolenzen auch der so oft schon an katholischen Schriftstellern gerügten Ausdrücke von einer ecclesia tolerante et tolerata bedient. (Es findet sich dieses Pro Memoria im 2ten Bande dieser Sammlung S. 347.) Er hat aber mit seiner fiscalischen Anzeige bey dem Könige in Schweden und Corpore Euangelicorum eben so wenig Dank verdient, als der Casselische Professor Piderit mit seiner korpulenten Dedication an gedachtes Corpus. Der Vorpommersche Gesandte eröffnet dem Corpori Euangelicorum, daß des Königs von Schweden Maj. dem Verf. jenes Pro Memoria dafür einen nachdrücklichen Verweis ertheilen lassen. Das Corpus Euangelicorum erklärt aber noch überdem, daß jene Friedensschlußwidrige Ausdrücke von der ecclesia tolerata die vollkommenste Verachtung verdiene, dringt aber wegen solcher beleidigenden Ausdrücke auf exemplarische Bestrafung, wenn solche in des Verf. fernern Schriften sich finden sollten. Ein schöner Pendant zu der Piderit-schen Historie! Eine Deduktion, die Limburg-Sontheim-Speckfeldische Regredienterbschaft betreffend, macht den Beschluß dieses Stücks.

Mr.

I. L. E. Püttmanni Antecessoris Lipsiensis Aduersariorum Iuris vniuersi, Liber primus. Lipsiae apud Crusium. 1775. 264 S. 8.

Die fünf ersten und drey letzten Abhandlungen erscheinen hier zum erstenmal gedruckt; die acht übrigen hatte der Hr. Verf. schon vorhin, als akademische Schriften, einzeln drucken lassen, und hat zu diesen jetzt einige Zusätze und Verbesserungen hinzugefügt. Die Güte der Schriften des Herrn

D. P. ist bekannt; wir wollen nur den Inhalt der Sammlung kurz anzeigen:

Caput I. De inimicitiis capitalibus, earumque in iure effectibus. Zuerst sammlet der Hr. Verf. die Stellen des römischen Rechts, worin derselben gedacht wird, und behauptet sodann gegen andere Ausleger mit Schultingen, daß jede heftige Feindschaft, die aus wichtigen Ursachen entstanden, also genannt werde, und handelt zuletzt von ihren rechtlichen Wirkungen. Wegen einer tödtlichen Feindschaft darf der Spruch eines Richters, wenn er einer Parthey feind ist, als verdächtig verworfen werden; auch darf in solchem Falle keiner ein Zeugniß gegen den Andern ablegen; ein Sachwalter dem Streitführenden nicht bedient bleiben; ein Bevollmächtigter seinen Auftrag nicht ausrichten; ein Schiedsrichter keinen Ausspruch thun; und von der Vormundschaft und Curatel entschuldigt eine solche Feindschaft, die zwischen dem Vater der Unmündigen oder Erwachsenen und dem bestimmten Vormund derselben obgewaltet hat, wenn sie unversöhnt geblieben. Wenn Legate und Fideicommisse hinterlassen sind, und nach Errichtung des Testaments zwischen dem Erblasser und Vermächtnißnehmer eine heftige Feindschaft entstanden ist, werden solche für nicht hinterlassen gehalten; und in noch manchen andern Fällen, die wir nicht alle auszeichnen wollen, äußert die Todfeindschaft ihre Wirkungen.

II. De reis suo in vitio plectendis. Eine betrachtungswürdige Materie, vom Verhältniß der Strafen gegen den Verbrecher, deren Ausführung uns vorzüglich gefallen hat. Zu dieser Abhandlung hat dem Hrn. Verf. ein richtiger Gedanke des Cicero Gelegenheit gegeben, de Legibus III, 46. Noxiae poena par esto, vt in suo vitio quisque plectatur: vis capite, auaritia multa, honoris cupiditas ignominia sarciatur. Doch ist hier die Wollust, als eine Quelle strafbarer Handlungen, übergangen worden. Der Hr. V. findet überhaupt drey Arten von Verbrechen: Verbrechen, die den Geiz zur Quelle haben; diese sollen mit Geldstrafen belegt werden; andre, die die Wollust zur Mutter haben; diese sollen am Körper; und solche endlich, die aus einer außerordentlichen Ehrliebe entsprungen sind, mit Schande, oder nach der Größe des Verbrechens, mit Ehrlosigkeit bestraft werden. Nach dieser Ordnung werden die verschiedenen Arten von Verbrechen durchgegangen, und die in den römischen Gesetzen darauf gesetzte Strafen beurtheilt. Gelegentlich finden wir

S. 33. eine Ableitung des Wortes Nickel, der wir unsern Beyfall nicht geben können. Da das Wort bekanntermaaßen ein häßliches liederliches Weibsbild bedeutet, so kann es wohl nicht vom Deutschen Nicken genannt seyn, quod oculos molles et pollicentes gerunt feminae, wie der Hr. V. sagt. Richtiger deucht uns Wachters Ableitung von Nack, nach welcher es ein kleines Pferd bedeutet.

III. De legato rei, cuius commercio legatarius destituitur. Der Hr. V. tritt bey der verschiedenen Meynung unserer Rechtslehrer über diese Frage, derjenigen bey, daß, wenn eine Sache, deren Besitzes der Vermächtnißnehmer nicht fähig ist, vermacht worden, doch der Werth derselben ihm von den Erben müsse gewähret werden. Wir können uns hier nicht umständlicher erklären; allein unsers Erachtens, da in der L. 49. §. 2. D. de Legat. I. so viel wir sehen können, offenbar das Gegentheil gesagt wird, und die L. 40. eod. die aus Ulpians Lib. II. Fideicommissorum genommen ist, und mit der L. II. §. 16. D. de Legat. III. zu verbinden scheinet, vom Fideicommiß, das einem Dritten, der kein Recht dasselbe zu besitzen hat, vermacht worden, redet, verdienen diejenigen mehr Beyfall, die ein solches Vermächtniß für ungültig halten, so daß weder die Sache selbst, noch der Werth der Sache dürfe gegeben werden.

IV. De motu iudicis, ad L. 20. D. Comm. diuid. Diese Abhandlung deucht uns von minderm Belange zu seyn. Eine sehr gewagte und unschickliche Verbesserung Jak. Räwards, der in dem angeführten Gesetz magistratus imperio, anstatt motu iudicis lesen will, als ob man die Note M. I. unrecht verstanden hätte, wird verworfen, und alles das, was hier dagegen erinnert worden, hatte schon Bynkershoek Obs. Lib. V. Cap. 14. gesagt, dessen wir nicht gedacht finden. Der motus iudicis kömmt oft in den Gesetzen vor; der Richter soll nicht mit bewegtem Gemüthe richten. Zuletzt werden die Fehler des Richters, die in einem von Leidenschaften erhitzten Gemüthe ihren Grund haben, angezeigt.

V. Ei, cui id, quod plus est, licet, haud semper minus licere, ad L. 21. D. de R. I. Ein Beyspiel, wie unschicklich und am unrechten Orte die Rechtsregeln können gebraucht werden. Nichts trägt öfter als diese Regel, die in den Gerichten so oft gehört wird: daß demjenigen, welchem das Mehrere oder Wichtigere frey stehet, auch das Mindere oder Geringere erlaubt sey; wovon der Herr

Verf.

Verf. verschiedene Beyspiele giebt, und aus der Inschrift der Gesetze zeigt, wohin der Ausspruch Ulpians eigentlich gehöre. Alles das lehrt, wie unrichtig Tribonian verschiedene solche Aussprüche der alten Rechtsgelehrten, ohne auf den Zusammenhang zu achten, als allgemeine Grundsätze angegeben, die doch nur von einem gewissen Falle gesagt waren, und wie behutsam man in der Anwendung derselben auf vorkommende Fälle seyn müsse.

VI. Inofficiosi querela testamenti remedium subsidiarium. L. 16. C. de inoff. test. lux accensa. Die Erklärung dieses Gesetzes, von dessen Urhebern, und den Ursachen, warum in fünf Jahren die Beschwerde über ein liebloses Testament verjährt werde, der Hr. Verf. einige Erinnerungen vorausschickt, ist folgende: Das Klagerecht über ein liebloses Testament sey nach fünf Jahren nicht für verjährt zu achten, wenn zuerst eine Nullitätsklage angestellt, und dieselbe verworfen worden, und darüber fünf Jahre verlaufen wären; denn in dem Falle sey der Enterbte keiner Nachlässigkeit zu beschuldigen, der sich nur Eines Rechtsmittels habe gebrauchen können; zumal da auch die Beschwerde über ein liebloses Testament, als ein außerordentliches Rechtsmittel, alsdenn erst, wenn es an andern fehle, zu gebrauchen sey.

VII. De remissione pignoris vxori in bonis mariti competentis absque iureiurando valida. Der Hr. D. zeigt zuerst gegen Wieling, Lect. I. C. Lib. I. Cap. 14, daß nach den römischen Gesetzen, wie auch die meisten Rechtsgelehrten der Meynung sind, die Einwilligung des Gläubigers in die vom Schuldner vorgenommene Veräußerung des Pfandstücks, die Pfandgerechtigkeit allerdings aufhebe; denn Marcianus in der L. 8. §. 17. D. Quib. mod. pign. vel hyp. solu. rede von dem besondern Falle, wenn der Gläubiger mit Vorbehalt seines Pfandrechts, in die Veräußerung gewilligt habe. Sodann kömmt der Hr. Verf. zu der Frage: Ob auch die Einwilligung der Frau in die Veräußerung eines Grundstücks ihres Mannes, für eine stillschweigende Begebung des Pfandrechts, das sie ihres Heyrathsguts wegen auf das sämmtliche Vermögen ihres Mannes hat, zu achten sey. Die Antwort ist: Weil für die Erhaltung des Heyrathsguts billig, so viel möglich, gesorget werden müsse, so sey keine bloße stillschweigende Einwilligung der Frau in die Veräußerung der Güter ihres Mannes, auch nach den sächsischen Gesetzen, zur Aufhebung des Pfandrechts der Frau zureichend, sondern eine ausdrück-

ausdrückliche Verzicht, die aber, wie der Hr. Verf. zeigt, und schon Menken im Syst. I. C. sec. Pand. behauptet hatte, durch einen Eid nicht dürfe bekräftiget werden. Die Leipziger Facultät hatte dagegen 1756. in einem Spruche, den der Verf. ganz eingerückt hat, einer Frau, die mit Genehmhaltung ihres Vormundes in die Verkaufung des Hauses ihres Mannes gewilliget hatte, weil die Verzichtleistung ohne Eid geschehen war, die Pfandklage gegen den damaligen Besitzer des Hauses anzustellen verstattet. Hierinn hatte sie den Sächsischen Constitutionen, die der Hr. Verf. hier sehr wohl erläutert hat, zuwider gehandelt.

VIII. De inopia mariti interdum justa separationis coniugum temporariae causa. Da eine Ohrfeige, die zur Scheidung für zureichend gehalten wird, doch ein weit geringer Uebel sey für eine Frau, die einen gesunden Magen habe, als täglich Hunger leiden; so billigt jetzt der Hr. V. ein ihm selbst als Sachwalter im J. 1755. von der Leipziger Facultät gewordenes Urthel, das ihm damals sehr ungerecht schien, worinne einem Manne als Kläger, den seine Frau, weil er sie nicht ernähren konnte, verlassen hatte, vor allen Dingen zu erweisen auferlegt wurde, daß er sein Eheweib zu ernähren im Stande sey. Denn der Mann sey allerdings hierzu verpflichtet, und hätte nicht eher eine Frau nehmen sollen, und die Frau könne nicht angehalten werden, sich selbst durch ihre Arbeit ihren Unterhalt zu verdienen. Nur in dem Falle, wenn die Frau die Umstände des Mannes vorher gewußt habe, geschehe ihr kein Unrecht, wenn sie auch mit ihm hungern müßte.

IX. De corona nuptiali virgini vi compressae haud deneganda. Daß eine Genothzüchtigte sich des Kranzes, als eines Zeichens der leiblichen Jungfrauschaft, bey ihrer Trauung zu enthalten schuldig sey, ist die gemeine Meynung unsrer Rechtsgelehrten, die sich vom Carpzov herschreibt, aber durch keine Gesetze bestätigt wird, und Hrn. P. unbillig scheinet, weil nicht auf die Keuschheit des Körpers, sondern der Seele müsse geachtet werden, und der Kranz vielmehr das Zeichen des Siegs über die Unkeuschheit sey, wie auch Engau im deutschen Rechte behaupte. Die Geschwächte habe Gewalt erlitten, und es sey ungerecht, sie noch mehr zu kränken und zu strafen, da sie doch nichts Strafbares begangen habe.

X. De

X. De sponsalibus intra tempus luctus initis. Daß die römischen Gesetzgeber den Wittwen eine gewisse Trauerzeit vorgeschrieben, dazu nimmt der Hr. D. P. mit andern Auslegern eine doppelte Ursache an. Wir glauben vielmehr mit Bynkershoek Obs. Lib. V. Cap. 12. nur eine einzige, die Ungewißheit der Nachkommenschaft zu verhüten; doch dieses mehr zu bestätigen, ist hier der Ort nicht. Auch können wir nicht Hrn. P. Erklärung der L. I. D. de His qui not. inf. sondern allein der Rückerischen Beyfall geben. Die Frage, die Hr. P. in diesem Aufsatze beantwortet, ist: Ob auch den Wittwen und Wittwern (denn auch diese halten nach sächsischen Rechten ein halbes Jahr Trauerzeit,) binnen dieser Zeit sich in ein Eheverlöbniß einzulassen, untersagt sey. Unsre Gerichtsstühle pflegen gemeiniglich solche Verlobungen für unerlaubt und strafwürdig zu halten; allein nach dem römischen Rechte waren sie erlaubt, und noch mehr sind sie es nach dem canonischen Rechte, nach welchem sogar eine Wittwe, die binnen des Trauerjahrs sich wieder verheyrathet, nicht ehrlos wird, oder überhaupt, wie wir die hier angezogenen Stellen verstehen, keine in den römischen Gesetzen auf die zu frühe Heyrath gesetzte Strafe leidet; denn die Päbste behaupten schlechtweg, aber sehr unrichtig, daß nach dem Ausspruche des Apostels Paulus eine Frau, sobald der Mann todt sey, sich wieder verheyrathen dürfe. Auch nach den sächsischen Gesetzen ist binnen der Trauerzeit sich wiederum zu verloben nicht verboten.

XI. De ineptis morientium voluntatibus. Da die Testamente, wie Plinius sagt, Spiegel der Sitten der Menschen sind, so darf man sich nicht wundern, wenn man denselben oft Spuren der Thorheit und des Aberwitzes ihrer Urheber eingedrückt findet. Der Hr. V. zeigt hier, was wirklich närrische und lächerliche Testamente sind, und was in Ansehung derselben Rechtens. Man müsse mit Behutsamkeit zu Werke gehen, um nicht Aussprüche für thöricht und lächerlich zu halten, die nichts Ungereimtes enthielten, wenn man auf die Umstände, in welchen der Erblasser geschrieben, achtete. So hatten die Römer ihren Testamenten ofte Bedingungen angehängt, um den Chikanen des Fiscus zu entgehen, und andre, die uns ungereimt schienen, weil wir sie nicht verstünden, z. E. si in Capitolium ascenderit, wovon eine wahrscheinliche Erklärung gegeben wird. Wirklich lächerliche und ungereimte Testamente werden angeführt aus der L. 27. pr. D. de Cond. inst. L. 40. §. 2. D. de. aur arg. und andere ältere und

neuere

neuere Beyspiele. Ist in einem solchen Testamente ein fremder Erbe eingesetzt, so wird die lächerliche Bedingung für nicht geschrieben gehalten, und er bekömmt dennoch die Erbschaft oder das Vermächtniß. Nur eine Ausnahme leidet die Regel, wenn der letzte Wille des Erblassers so ungereimt ist, daß es wahrscheinlich wird, er sey zu der Zeit, da er ihn aufsetzte, nicht seines Verstandes mächtig gewesen; alsdenn hat der im Testamente genannte Erbe gegen den natürlichen Erben das Gegentheil, wenn er es kann, zu erweisen. Dagegen entkräftet der natürliche Erbe, der auf diese Weise eingesetzt ist, das Testament, als ob er wäre übergangen worden; denn dieser erbt auch ohne Testament, und bedarf sonach nicht, daß ihm die Bedingung erlassen werde. Wenn etwas zu unerlaubtem und unschicklichem Gebrauche vermacht worden, so bekömmt dieses der Erbe nicht, sondern es wird, dem Willen des Fürsten gemäß, zu einem andern erlaubten Gebrauche angewendet. Ein Gutachten der Leipziger Fakultät über ein etwas sonderbares Vermächtniß eines Adlichen ist dieser Abhandlung angehängt.

XII. De feudi propter abusum amissione. Die Hauptfrage ist: Ob die Lehnsberaubung auch wegen einer Verwahrlosung des Vasallen geschehen dürfe, oder nur wegen eines vorsetzlichen Misbrauchs. Der Hr. V. tritt gegen andre Feudisten dem Hrn. G. J. R. Böhmer darinn bey, daß allein wegen vorsetzlichen Misbrauchs der Vasall des Lehns könne beraubt werden; dagegen bey geringen Lehnsverbrechen, wenn kein Vorsatz vorhanden sey, nur Geldstrafen Statt hätten; und der Lehnmann müsse vorher von seinem Lehnherrn wegen seiner üblen Wirthschaft seyn gewarnet worden; doch mit Ausnahme solcher Thathandlungen von größerer Wichtigkeit, bey welchen keine Warnung vorher Platz gefunden. Der Vasall verlieret sein Lehn, wenn er desselben verlustig wird, es mag gegeben, oder aufgetragen, oder gekauft seyn. Aber nur ein Theil des Lehns verliert billig derjenige, der nur ein Theil desselben gemisbraucht hat, z. E. die Gerichtsbarkeit, die Jagdgerechtigkeit. Er verliert aber nicht blos selbst sein Lehngut, oder ein Theil des Lehns, sondern ist auch seinen Vettern, die gegen ihn klagen können, den Schaden zu ersetzen, und das Interesse zu entrichten schuldig. Ein angehängtes Leipziger Fakultätsurthel gegen einen Vasallen, der sein Lehngut schlecht verwaltet hatte, bestätiget die oben angezeigte Meynung.

XIII. De rebus ac iuribus per bonorum cessionem ad creditores haud transeuntibus. Die gemeine Regel, daß durch die Abtretung der verschuldeten Güter, nicht nur die sämmtlichen Sachen, sondern auch alle Rechte eines Schuldners auf die Gläubiger gebracht werden, die bey entstandenen Concursen oft gar zu weit ausgedehnt wird, schränkt der Hr. V. auf solche Sachen und Rechte ein, die sich ihrem Wesen nach auf andre übertragen lassen. Als Beyspiele, denn es giebt deren, wie am Ende bemerkt wird, noch mehrere, sind hier genannt: 1) die täglichen Kleider, welche ihm zu nehmen, nicht nur gegen alle Vernunft und Billigkeit, sondern auch den Gesetzen zuwider ist; 2) die Concubinen und natürlichen Kinder; 3) die ehedem dem Schuldner gesetzten Ehrensäulen; 4) seine künftige Besoldung, wenn er ein öffentliches Amt verwaltet; 5) das Sondergut der Kinder, die außer der väterlichen Gewalt sind, und wie der Hr. V. mit dem Joh. Voet behauptet, worinn wir ihm doch nicht beytreten können, auch solcher, die noch unter der väterlichen Gewalt stehen; 6) der Nießbrauch in dem Heyrathsgut und dem Eingebrachten der Frau; denn dieses gebührt, nach den römischen Gesetzen und der Meynung der angesehensten Rechtslehrer, nach entstandenem Concurse der Frau; 7) der Gebrauch einer Wohnung; 8) ehemals bey den Römern das Patronatrecht über Freygelassene; 9) das Pfarrlehn, und das Recht Stipendien zu vergeben; 10) die Lehnsverbindlichkeit zwischen dem Herrn und Vasallen.

XIV. De executione in effigie. Der Hr. Verf. zeigt, daß die Vollstreckung der Strafe an dem Bildnisse des Verbrechers, wenn derselbe nicht zu erlangen ist, zwar wohl bey den Römern nicht üblich gewesen, aber doch in den sächsischen Gesetzen gegründet, und keinesweges ganz verwerflich, sondern bisweilen mit Nutzen zu gebrauchen sey.

XV. De abolitione criminum publica. Aeltere und neuere Beyspiele von der öffentlichen Abolition der Verbrechen, die bey einer öffentlichen Freude, am Geburtstage des Fürsten, und bey andern dergleichen Gelegenheiten, zu geschehen pflegte.

XVI. Obseruationum ad Ius Criminale pertinentium Decas. Zehn kurze Bemerkungen zum peinlichen Recht. In der ersten wunderte es uns, daß dem Hrn. Verf. das Wort zum dickermal in der C. C. C. Art. 123. unverständlich gewesen, dessen Erklärung er aus dem Wachter anbringt, damit dick zusammengesetzte Wörter, als der dickbesagte u. dgl. auch

auch noch heut zu Tage in den Acten vorzukommen pflegen; auch ist wohl zu dickermalen, d. i. zu öftermalen, wie in der Bambergischen Halsgerichtsordnung steht, die bessere oder verständlichere Lesart. In der vierten wird mit Recht der K. Justinian getadelt, daß er in der Novelle 134. Kap. 10 die Ehebrecherinnen mit einer geringern Strafe, als die Ehebrecher belegt hat. Den Ehebruch par politique, den die Frau, um ihrem unvermögenden Manne einen Erben zu schaffen, begangen hat, hält der Hr. V. für eben so strafwürdig, als einen andern, in der achten Anmerkung. Die neunte redet vom vermeyntlichen Ehebruch, den die Frau mit ihrem Manne, den sie nicht kannte, begangen hat. Beyde verdienen, nach Hrn. P. Urtheil, eine sechswöchentliche Gefängnißstrafe. Aber wir halten es für unmöglich, daß ein solches Fall vorkommen könne. Nach Baylens Meynung unter dem Worte Penelope war Lea, die sich zum Jakob legte, als er die Rahel erwartete, eine Ehebrecherinn; aber Bayle wußte nicht, daß nach dem Mosaischen Rechte Ehebruch nur von einer Ehefrau mit einer fremden Mannsperson begangen wird.

Pl.

* * *

Bey aller Hochachtung, die wir vor Hrn. Püttmanns Gelehrsamkeit haben, müssen wir noch sagen, daß uns seine im höchsten Grade übertriebene Allegir- und Sentenzensucht sehr misfällt. Man lese nur den Anfang der ersten Abhandl. in dieser Sammlung. „Ob es gleich unläugbar ist, was *Florentinus* L. 3. D. de I. et I. schreibt: daß alle Menschen „unter einander verwandt sind, und also einander nicht an„feinden sollen; und Papinian in Lib. 7. ꝛc. ein Mensch soll „um seines eignen Vortheils willen andern Gutes thun: so „sieht man doch, daß die Menschen dies oft nicht befolgen ꝛc. „Oft, wie Ovid sagt, non hospes ab hospite tutus etc. Um„sonst sagt der Apostel Paulus Galat. 5. v. 15. ꝛc. Beisset ein„ander nicht. Umsonst sagt Metellus bey dem Livius ꝛc. „amicitiae immortales inimicitiae mortales esse debent. „Umsonst sagt Homer Odyss. XI. 552. ꝛc. Willst du auch nach „dem Tode deinen Zorn nicht vergessen? ꝛc. Dem allen unge„achtet rufen sie mit Ovid: Bella geram tecum etc. Wie „viel schöner sagte Kayser Marcus zum Senat: seyd gnädig „und gelinde ꝛc. Auch Kleinigkeiten bringen oft die Menschen „gegen einander auf. Horaz sagt: Ludus genuit trepidum

„certamen et iram etc. Oft thun Männer, was Terenz „den Weibern vorwirft: Pueri inter sese quam pro leui„bus noxiis iras gerunt etc. Zuweilen können Leute, die „sich hassen, gar keine Ursache angeben. Sie sagen mit „Martial: Non amo te Sabidi, nec possum dicere qua„re etc. — Quae cum ita sint, haud inutilem, speramus, „laborem suscipiemus, si quid de inimicitiis capitalibus „edisserere studeamus etc.“ Vormals hieß man das Pedanterey. Soll es nun etwa anders heißen?

Die Frage: welche Wirkungen die Feindschaft in der Materie von der Vormundschaft hat, ist nach unserer Einsicht S. 17 u. ff. nicht gründlich genug aus einander gesetzt.

Hätte Hr. P. gewußt, daß der Pöbel an vielen Orten Deutschlands die entblößten weiblichen Brüste Nickel nennt: so hätte er allen Aufwand von Gelehrsamkeit bey der Untersuchung S. 32, warum auch die Huren Nickel heißen? nicht zu machen nöthig gehabt.

Seltsam kommt es uns vor, wann Hr. P. dem Bayle aus dem mosaischen Recht vordemonstriret, daß Lea keinen Ehebruch begangen habe, als sie sich zu Jakob legte. Wo war denn damals mosaisches Recht? Und wo sagt Bayle, daß er das Wort Ehebruch so nehme, wie es im mosaischen Rechte genommen wird? Nennen wirs nicht auch Ehebruch, wenn eine ledige Weibsperson einem Ehemanne beyschläft?

Daß Hr. P. S. 181. nicht wußte, wer der Soldat war, welcher befahl, daß man nach seinem Tode seine Haut über eine Trommel spannen sollte, wundert uns. Sehr bekannt ist, daß man diese Legende von dem böhmischen Ziska erzählt.

Die Erklärung des deutschen Sprüchwortes: Alle Freyen reich, alle Gefangene arm, S. 137, scheint uns sehr gezwungen. Die Gefangene sollen die Weiber bedeuten, die einen reich scheinenden Bräutigam geheyrathet haben, quia amore captae et deceptae sunt; videatur Plautus, Terentius, Homerus etc. Die allzugroße Gelehrsamkeit thut wirklich dem schlichten Menschenverstand zuweilen Schaden!

* * *

Joh. Heinr. Zopfens, Direktoris des Gymnasii zu Essen in der Grafschaft Mark, Iurisprudentia naturalis, oder kurzgefaßte und deutlich erläuterte

Grund-

Grundsätze der natürlichen Rechtsgelahrheit, zum Gebrauch der studirenden Jugend entworfen. Halle im Verlag des Waysenhauses 1775. 16 B. in 8.

Das Büchlein ist zum erstenmal im J. 1734. herausgekommen, obgleich auf dem Titel nichts von einer zweyten Auflage steht. Ob diese Ausgabe verändert ist, können wir in Ermangelung der ersten nicht mit Gewißheit sagen. Doch glauben wir es nicht, weil es sonst ohne Zweifel irgendwo würde gemeldet worden seyn. Der Geschichte des Naturrechts sieht man es auch an, daß sie im Jahr 1734 geschrieben ist. Denn von allen nach diesem Jahr herausgekommenen Büchern ist nichts darinn gedacht. Wir können übrigens von dem Buche nicht viel Gutes und nicht viel Böses sagen. Der Inhalt ist: Prolegomena de origine et progressu iurisprudentiae nat. *Cap.* 1. De iurispr. in genere eiusque obiecto, actione videlicet humana. *Cap.* 2. De norma actionum humanarum, iurisque naturalis principio. *Cap.* 3. De officiis erga Deum. *Cap* 4. De officiis erga se ipsum. *Cap.* 5. De officiis erga alios. Sect. 1. de officiis necessitatis iisque absolutis. Sect. 2. de officiis erga alios hypotheticis Sect. 3. de officiis particularibus hominum, quatenus in certo quodam statu viuunt. Sect. 4. de officiis commoditatis. *Cap.* 6. De officiis gentium erga gentes. Jedesmal steht voran ein kurzer Paragraph in lateinischer Sprache. Darauf folgt eine Erläuterung, die meistens deutsch, zuweilen auch lateinisch ist. Philosophischen Tiefsinn, neue Ideen, oder auch nur gute Benutzung und richtige Darstellung fremder muß man nicht bey dem Verf. suchen. Glafey sagt von der ersten Ausgabe: „Es kann dieses Compendium „bey Anführung der Jugend gar wohl gebraucht werden." Dagegen haben wir dann nichts einzuwenden. Es möchten aber auch andere Bücher dieser Art bey der Jugend noch besser gebraucht werden können.

Anleitung zu Defensionsschriften nebst Mustern von D. Joh. Christoph Koch. Gießen in dem Kriegerischen Buchladen 1775. 208 Seiten in 8.

Der Herr Geheime Rath Koch bestätiget durch diese Arbeit den Ruhm, den er sich schon im peinlichen Recht erwor-

ben hat. Voran steht eine litterarische Einleitung oder sehr vollständige Nachrichten und Beurtheilungen von den Schriften, welche zum Gebrauche bey Defensionsschriften bestimmt sind. Die darauf folgende Anleitung enthält zuerst einen Beweis, daß man in den besten Schriften keine zweckmäßige und hinreichende Anleitung zu Defensionsschriften finde, von S. 28—53. alsdann des Hrn. V. Gedanken über diese Sache. Das Besondere, welches bey Defensionsschriften zu beobachten ist, läßt sich nach S. 54. auf folgende Hauptpunkte reduciren: 1) die Auffindung des Stoffes zu der Defension, 2) die Disposition oder Classification der Materialien, 3) der Vortrag. Um das Thema der Defensionsschrift gründlich ausführen zu können, muß der Defensor die Fächer wissen, aus welchen er die nöthigen Materialien hernehmen kann. Diese werden also S. 55. ausführlich specificiret, und von S. 58 bis S. 78. wird noch ein detaillirter Plan einer Defensionsschrift aus Keysers prax. crim. eingeschaltet. Endlich wird dann auch noch in einigen §§. von der **Einrichtung der Vertheidigungsschrift**, von dem meist unschicklichen und unnützen **Votum** und **Exordium**, der **Geschichtserzählung**, der **Ausführung** des **Thema**, der **Auswahl** und **Stellung** der **Materialien**, dem **Petitum** und der **Rubrik**, und ganz kurz von der Elocution oder dem Vortrage gehandelt. Einige Anmerkungen, wie sich der Defensor zu verhalten hat, wenn ein Inquisit wegen mehrerer Verbrechen zu vertheidigen ist, oder wann mehrere Inquisiten wegen des nämlichen Verbrechens zu vertheidigen sind. Als Muster sind zwey Defensionsschriften angehängt. Die erste betrifft Diebshehlerey, Diebshelferey, Betrug bey dem Geldverwechseln und verbotenen Handel am Festtage; die zweyte falsches Geldmünzen, und die Lehre de nominatione socii criminis.

Bibliothecae iuris Lubecensis *Specimen quartum.* Ad *Christian. David Evers* Reip. Lub. Syndicum, complectens notitiam scriptorum ad librum quintum et sextum iuris Lubecensis, subiunctis vbique nouioribus constitutionibus, decretis et responsis, ius Lubecense vel declarantibus vel illustrantibus. Lubecae apud Boekmannum 1776. 70 Seiten in 4.

Dieses vierte Stück macht den Beschluß eines für die Liebhaber vaterländischer Rechte sehr schätzbaren Werkchens. Es enthält, so wie die vorigen Stücke, kein trockenes Verzeichniß der das Lübische Recht betreffenden Schriften; sondern gelegentlich werden viele angenehme und interessante Anmerkungen eingestreut. Verbesserungen und Supplemente zu den vorigen Stücken, und ein doppeltes Register, Sach- und Autorenregister, beschliessen die Schrift. Hr. Domprobst Dreyer hat sie mit einer Vorrede begleitet, und meldet darinn den Namen des Verfassers, des Hrn. Hermann Georg Bünekau.

Vg.

Johann Heinrich Eberhards drey Abhandlungen zur Erläuterung der deutschen Rechte. Frf. u. Leipz. bey Brönner 1775. 322 S. in 8.

Die von uns angezeigten Eberhardischen Beyträge zur Erläuterung der deutschen Rechte, *) mit einem neuen Titelbogen versehen.

Sr.

Dissertationum atque programmatum Crellianorum Fascic. IV. V. VI. Hal. ad Sal. 1776.

Wir haben bereits unser Urtheil über diese lobenswürdige Sammlung bey den drey ersten Fascikeln derselben gegeben, und haben also hier nur die Abhandlungen anzuzeigen, welche in obigen drey Fascikeln enthalten sind. Im vierten sind: 20) Ius obsidum inuitorum et citra conuentionem cum aduersa parte captorum atque retentorum ex LB. Rom. Gent. et I. R. I. 21) Praesumtionem aequalitatis in iudiciis diuisoriis et actione negatoria; ad l. 7. D. fin. reg. 22) An conditio, quae propter casum impleri nequit, pro impleta habeatur? ad conciliandas leges aduersas 31. D. de condit. et demonstr. et l. 54. § 1. D. de legat. 1. 23) Obseru. miscellae de monumento secundum voluntatem testatoris erigendo ad l. 14. §. 6. D. de relig.

 24) Ob-

*) Allg. Bibl. 15. Band 22. S. u. f.

24) Obseru. de reditibus annuis leuiori moneta solutis. 25) Priuilegium pecuniae ad certum vsum creditae ex animo dantis aestimandum ad l. 7. D. de exerc. act. 26) Obseru. qu. forens. de senatoribus, et quatenus ex eorum factis ciuitas teneatur? 27) De iure militis auxiliarii apud gentes liberas et in I. R. I. 28) Quando curator absentis haeredes aeque propinquos a successione excludat? 29) Obseru. de animo nouandi factis expresso ad l. 8. C. de nouat. Im fünften Fascikel: 30) De bonis receptitiis vxori testamento paterno constitutis. 31) Obseruat. de probatione sanae mentis ad l. 27. D. de condit. institut. 32) De vasallo ad impensas in funus decessoris faciendas obligato. 33) De fide instrumentorum, inprimis publicorum, (von dieser Streitschrift wird in der Originalausgabe der Respondent als Verfasser angegeben, welches dem Rec. sehr wahrscheinlich ist.) 34) De mutuo foeminae aliis crediturae dato ad l. 11. et 12. D. ad SC. Vellej. 35) Progr. ex iure nat. et gent. bonorum immobilium possessionem saltim, non item dominium tribui, nisi magistratus inuestitura accedat. 36) De clerico ob pactionem cum patrono factam sacerdotio se abdicante. 37) De praescriptione petitionis haereditatis paternae et auitae. 38) Vtrum liberi actione quasi Caluisiana venditiones parentum inofficiosas reuocare possint ad l. vlt. D. de rebus in fraud. patron. 39) Obseruat. de origine et virtute iuris non scripti. 40) Obseru. de sermone maritali cum vxore testamenti faciendi causa ad l. 3. D. si quis aliquem testari prohib. Im sechsten Fascikel: 41) Obseru. ad l. 6. D. de transact. Quando efficaciter de testamento transigatur non inspectis tabulis? 42) De vsufructu praedii voluptarii ad l. 13. § 4. D. de vsufr. 43) Obseruat. ad l. 195. D. de verbor. signif. De his, quae familiae relicta sunt. 44) Progr. de immunitate et vacatione a muneribus. 45) De iure viuariorum, von Thiergärten. 46) Progr. de iure hagarum et viuariorum apud Germanos. 47) De ignorantia facti proprii interdum innocua; ad l. 22. pr. D. de condict. indeb. 48) De tutore anecloglisto, et quando rationes tutelae reposci nequeant, ad l. 5. § 7. D. de admin. et peric. tut. 49) Obseru. de cautela Socini, et quando illa fit inutilis. 50) De deposito cum fideicommisso vtili, vt res post mortem deponentis tertio restituatur, ad l. 26. D. depos. et l. 77. D. de legat. 1. 51) Que-

Quomodo legatum nuda voluntate adimatur; ad l. 3. § 11. D. de adimend. vel transf. legat. Wir können uns nicht enthalten, noch den Wunsch hier zu äußern, daß der Herr Verleger auf eine genauere Korrektur mehr Sorgfalt verwenden möchte, da uns in diesen Fascikeln mehrere sehr beträchtliche Druckfehler vorgekommen sind.

Pm.

---

3. Arzneygelahrheit.

Abhandlung über die Frage: Welches sind die vornehmsten Ursachen des Todes einer so großen Menge von Kindern, und welches sind die wirksamsten Mittel ihr Leben zu erretten? von H. J. Ballexserd, Bürger zu Genf. Eine von der Königl. Akademie der Wissenschaften von Mantua An. 1772 gekrönte Preisschrift. Aus dem Franz. Extra naturam error vndique et damnum. Bern. 1776. bey Haller. 134 Seiten. 8.

Der V. ist denen, welchen das Geschäffte der physischen Erziehung wichtig scheint, bereits aus einer gekrönten Preisschrift bekannt, die mit dieser eine große Aehnlichkeit hat. Er giebt vorzüglich vier Ursachen von der großen Mortalität bey Kindern an; die angeerbte oder von den Eltern empfangene Schwäche, den Gebrauch gedungener Ammen, das Einwickeln der Kinder, und das allzufrühe Entwöhnen. Aus diesen Ursachen erräth man leicht die Mittel, so er dagegen anräth. Er geht dabey in das umständlichste Detail, führet die Leser bis auf die Empfängniß zurück, und will die physische Erziehung gleichsam schon vor der Geburt anfangen, indem er nicht nur den Schwangern, sondern auch den Wöchnerinnen die genauesten Vorschriften giebt — alles im heutigen Geschmacke. Die Ursachen werden nicht so umständlich entwickelt, als vielmehr zur Verhütung der Folgen, die nothwendigsten Räthe gegeben, Ammen, Windeln, Wiegen rc.

aus der Wochenstube verbannet, und überhaupt die ganze Materie von der körperlichen Erziehung mit so vieler Wärme behandelt, daß man dem Verf. ansiehet, er habe Erfahrung und Belesenheit zugleich gehabt, ehe er sich niedergesetzet, darüber zu schreiben. Bey den nützlichen Lehren, wovon das Buch voll ist, übersiehet man es freylich leicht, wenn bey dem Wiegen durch das gewaltsame Hin- und Herwälzen und Schütteln S. 65. die Milch in dem Magen des Kindes sich scheiden soll, wie in einem Gefäße, das gerüttelt wird; oder wenn zum Beweise, daß Milch nicht dürfe in kupfernen Gefäßen aufbewahret werden, und auch kalte Flüßigkeiten etwas von diesem Metalle auflösen, S. 100. gesagt wird, die „Milchmädgen tragen in der größten Hitze die Milch vom Morgen bis auf den Abend in kupfernen „Gefäßen herum, ohne daß sie sauer werde, weil die Säure der Milch, indem sie sich entwickelt, das Metall angreift, und mit ihm zum Mittelsalz wird, das die Gährung des übrigen Kaſts verhindert." Im Ganzen ist es eine der vorzüglichsten Schriften in diesem Fache, die wir auch disseits Mantua den Eltern anpreisen dürfen, ehe sie anfangen, den täglich höher werdenden Berg von andern Erziehungsschriften näher zu betrachten — ehe ihre Kinder von Philanthropin ꝛc. etwas wissen.

Pd.

Bemerkungen über den Cacao nnd die Chocolade, worinnen der Nutzen und Schaden untersuchet wird, der aus dem Genusse dieser nahrhaften Dinge entstehen kann. Alles auf Erfahrung und zergliedernde Versuche mit der Cacaomandel gebauet. Nebst einigen Erinnerungen über das System des Hrn. de la Mure, betreffend das Schlagen der Pulsadern. Aus dem Franz. übersetzt. Nebst einer Vorrede Dr. C. C. Krausens. Naumburg und Zeitz, bey Fluttner. 1776. 8. 164 S.

Schwerlich wird sich Jemand, der blos Chocolade trinken will, die Mühe nehmen, 164 Seiten darüber durchzulesen,

lesen, und Aerzte oder Chemisten dürften wohl eben so wenig Lust fühlen, weiter zu lesen, wenn sie etwa S. 70. finden: „Was das wesentliche Oel anbelanget, so hat man darinnen „eine zuverlässige antiseptische — Kraft. Denn die Leser ha„ben gesehen, daß es bitter, daß es von Natur säuerlich, daß „ein Theil seiner Säure so inniglich mit balsamischen dicken „Theilchen, und mit einer sonderbaren süßen Erde vereinigt „sey, daß eine spirituöse, oder doch halb spirituöse Feuchtigkeit „dazu erfodert wird, das wesentliche Salz, welches daraus „erwächset, aufzulösen. Folglich ist dieses Salzgemenge unge„mein dienlich, jeder Fäulniß zu widerstehen. Es ist ja be„kannt, daß die Chinarinde ihre große Kraft der Fäulniß zu „wehren, blos der reichlichen Menge von bittern und tonischen „Theilen zu danken habe, die zu der Combination der Principien „dieser Fieber vertreibenden Rinde kommen. Nun ist aber „der Cacao mit eben dergleichen Kräften versehen, und er „übertrifft sie noch an Kraft vermöge seiner salzigen balsami„schen Theile" und wie das Geschwätz weiter heißet, dabey es unbegreiflich bleibet, wie Hr. Krause sich zu einer Vorrede misbrauchen lassen könne, die zumal von dem Werthe der Schrift nichts saget. De la Mure glaubt, daß es nichts anders als eine Ausdehnung der Gefäße sey, was den trocknen Schlag in den Arterien veranlasset, den man mit den Fingern führet. Der Verf. des Anhanges hält es hingegen für natürlicher, das Zusammenziehen blos aus der krampfigen Bewegung herzuleiten, die von der wirksamen Kraft des Blutes als eines Antriebes auf die nervigten und musculösen Häutchen dieser Gefäße herrühret.

Tm.

Hrn. Jos. Quarins — Heilmethode der Entzündungen, aus dem Latein. ins Deutsche übersetzt, von Justus Zadig de Meza. Copenhagen und Leipzig. 1776. 8. Heineck und Faber.

Den Werth des Originals kennen die Leser dieser Bibliothek schon. Die Uebersetzung ist für eine Probe nicht übel gerathen, und man merkt es selten, daß es eine Uebersetzung ist — ein Verdienst, das wenige haben, und bey der Jugend des Verf. desto größer ist. Inzwischen zeigen folgende Re-

densarten, die uns beym Suchen vorgekommen sind, den Mangel der Uebung. Die Gedärme werden nicht entkräftet, S. 193. sondern geschwächet. Das harzigte Rindenextract S. 197. ist zweydeutig. Der Eyter sucht den Grund des Gefäßes, ist zu wörtlich, S. 230. warum nicht? er fällt zu Boden. Eine beleidigte Verdauung, S. 96. ist kein Deutsch. Gekochten Auswurf auswerfen, S. 96. geht auch nicht. Ueberhaupt aber ist Hr. De Meza besser Uebersetzer als Corrector, denn von Druckfehlern hat er unzählige stehen lassen. Ist 278 Seiten stark.

B.

Ad. Chenot, D. Physici in Siebenbürgen Abhandlung von der Pest, aus dem lateinischen übersetzt, von Jos. Wilh. Schweigart. — Dresden, bey Gröll. 1776. 302 S. 8.

Dieses Hauptbuch seiner Art, welches wir Allg. d. Bibl. VIII. 1. und nachher umständlicher XII. 2. angezeigt haben, verdiente freylich eine Uebersetzung. Die gegenwärtige hätten wir treuer gewünscht. Wir schlagen nur auf. S. 66. heißt es: Und nach dem Trinken schärfet ein jeder nach seinem Belieben mit verschiedenen Eßwaaren den Geschmack. Das Original sagt: et gustum variis, quisque pro suo genio, eduliis aut condimentis inter potandum acuunt. Das ist doch nicht Eins, wie das andre; eben so wenig, als S. 67. Die Wallachen leben größtentheils von Hülsenfrüchten. Cerealibus sagt Hr. Chenot. S. 68. heißt es: sie bedienen sich Milch, Molken und Schlückermilch desto öfter. Lac eiusque serum et colostrum cum toto saepissime. Auf allen Seiten wird man dergleichen Nachläßigkeiten antreffen, die oft den Sinn entstellen. Acutior est pestis, sagt Hr. Chenot, noch gefährlicher ist die Pest, Hr. Schweigart; mite delirant; sie reden gelinde irre S. 81. Eben da hat der Uebersetzer oben gesagt: sie hätten große Engbrüstigkeit und Herzensangst, und unten heißt es, das Athemholen sey unverletzt. Wir sahen das Original an, und fanden: magna anxietate et praecordiorum angustia. Das ist aber nicht Engbrüstigkeit. Carbunculus übersetzt er Peststriemen. Wir dachten im Originale habe vibices gestanden. Es ist uns leid, daß das schöne Buch so gelitten hat.

Leop.

Leop. Auenbrugger D. — experimentum nascens de remedio specifico sub signo specifico in mania virorum. Viennae Kurzböck. 1776. 11 B. gr. 8.

Ein sonderbarer Titel. Die Sache kommt darauf hinaus: Bisher hatte man die Wahnsinnigen, nach des spanischen Arztes Gerdana Manier mit dem dritten Aufgusse der weissen Nieswurz behandelt, und Hr. A. hatte nachher folgende Methode gebraucht. Er ließ Einen Tag Blut; gab den zweyten zu brechen; ließ den dritten Ruhe; ließ den vierten wieder Blut, den fünften brechen, und so fort, bis die Kranken so von Kräften waren, daß sie sich nicht regen mochten, und wieder sich besannen, da sie denn langsam wieder genährt und gestärkt wurden. Nach dem Brechen ward, wenn es die Zufälle erheischten, ein paregorisches Mittel gegeben.

Gelegentlich aber bemerkte Herr A. bey einigen Wahnsinnigen die Ruthe sehr klein und härtlich, den Hodensack zusammengeschrumpft, und fast leer, und die Hoden aufgezogen und wie im Bauchringe eingekeilt, dabey alle Theile kälter, als die Nachbarschaft, und immer dabey die Finger einwärts in die Hand gebogen. (Kurz, Zeichen eines völlig krampfigen Zustandes des ganzen Körpers. Denn der Puls war auch dabey gespannt, klein und hart.) Das ist nun das signum specificum.

Er fiel darauf, bey dieser Art Kranken den Campfer zu versuchen; ließ erst wiederholt Blut, gab Klystiere und kühlende Mittel, und ließ dann alle 2 Stunden 1 Eßlöffel voll eines Gemenges von 5 Unzen nehmen, worin 2 Scrupel waren. Die Kranken wurden die erste Zeit rasender, wie je. Endlich aber verlor es sich nach und nach, bis sie endlich in Ruhe kamen, in Schlaf und Schweiß geriethen, und zugleich matt und vernünftig wurden. Campher ist hier also das remedium specificum, das sub signo specifico wirksam ist. Die Kranken werden dabey gebunden, und in eine Art von Bock oder ledernen Panzer im Bette fest geschnüret, welches einmal sehr unglücklich ablief, und müssen dabey eine äusserst strenge Diät halten, so daß sie kaum etwas anders, als Gerstenschleim oder Brodsuppe erhalten. Die geringste Abweichung macht Anfang zu einem Rückfall. Wie die Kranken sich bessern, verlängert sich die Ruthe; der Hodensack wird schlaff, und die Hoden senken sich. Der Puls wird dabey auch weicher und völler.

Beym Frauenzimmer ist Hr. A. mit dem Einwärtsziehen der Finger in die Hand, als specifisch zufrieden. Der Campher befördert das specifische Zeichen der Besserung eher, als die abgedachte alte Curart des H. A. wobey es langsamer hergeht. Aderlassen muß man indessen, bis der Puls sich ändert. (Ist aber denn das Mittel so sehr specifisch, und thut nicht die Ermattung, wie sie auch bewirkt wird, das Meiste?) Zugpflaster und das Waschen des Hauptes mit Wasseressig hat er in der Folge unterlassen: aber warme erweichende Bähungen über den Unterleib sind durchaus nöthig. Ans Fieber darf man sich nicht kehren; auch nicht daran, wenn es scheint, daß der ausgemergelte Patient vor Hunger und Mattigkeit verscheiden wollte. Nur den Schlaf muß man denn, wenn er sich einstellt, nicht unterbrechen: aber in nichts nachlassen, bis sich bey Endigung des Schweißes ein fauliger Harn zeiget. Die Stärkung fängt mit Früchten und Brod an, und geht zu Mehlspeisen und endlich zu zarten Fleischarten über. Denn bekommt er auch statt Ptisane kalt Wasser. Zuletzt wird er mit Manna und Weinstein laxirt, und bekommt noch einige Zeit Campherpulver.

Hr. A. hält den Campher in der Manie für völlig so specifisch, als die Rinde es im Wechselfieber ist. Wir wünschten indessen zu wissen, ob er ihn denn auch nicht nützlich gefunden, wo das specifische Zeichen fehlt?

Die Krankheitsgeschichten sind beschrieben, wie man es aus Wien gewohnt ist, und das Latein ist nicht selten ziemlich barbarisch. Somnus tranquillizabat. Problemabar in conjectura. Hoc indininare attentionem meam stimulauit.

Friedr. Casim. Medicus Sammlung von Beobachtungen aus der Arzneywissenschaft. Neue Auflage. Zürich, bey Orell ꝛc. 1776.

Ein bloßer Nachdruck der 1764 und 1766 herausgekommenen zween Bände.

***Nic. Dau. Gaubii*, Med. et Chem. Prof. Sermones II. Academici, de regimine mentis, quod medicorum est. Accessit *A. K. Boerhaue* sermo Acad. de iis, quae virum medicum perficiunt**

ficiunt et exornant. *Editio tertia.* Argentorati, König. 1776. gr. 8.

Beyde des Nachdrucks werth, der dazu ziemlich gut ist.

Vu.

Diss. inaug. med. de Diabete in Georg. Aug. 1775. defendet *Israel Marcus*, Waldeccus. Goetting.

Eine mit guter Belesenheit und Ordnung verfaßte Probeschrift. Die Harnergießung hat verschiedene Ursachen. Bald ists eine Erschlaffung oder Erweiterung der Nieren, und da dienen stärkende Mittel, besonders die Alaunmolke und Rhabarber. Bald sind bloße Krämpfe die Ursache. Häufig aber hat auch Mead Recht, der sie von Verstopfung anderer Theile des Unterleibes, der Leber besonders herleitet, und die erfodert denn freylich die allgemeine auflösende Curart. Sind Krätze oder Ausschläge, die unzeitig zurück getrieben sind, Schuld daran: so muß durch einen Reiz der Haut die Materie wieder dahin gelockt werden. Säuren mit schleimigen Mitteln stillen den Durst am besten, und leichte nahrhafte Speisen erhalten die Kräfte, die so leicht und schnell schwinden. Am wenigsten haben wir die rechte Meynung des Hrn. Verf. über die Localmittel verstanden. Gewiß müssen auch die nach der verschiedenen Art des Uebels verschieden und oft entgegen gesetzt seyn. Oel kann nicht in allen Arten dienen; das warme Bad nur in der krampfigen Art, wie Hr. M. richtig bemerkt; das kalte Bad aber und der äußerliche Gebrauch der spanischen Fliegen verdiente näher bestimmt zu werden.

R.

Eine geheime Handschrift der H. Suttons, und raisonnirende Erläuterung der Mittel, welcher sie sich bey der Einimpfung der Blattern bedienen, von Villiers, Prof. der med. Fakultät zu Paris. — Frf. und Leipz. 1776. 8.

Erst

Erst die gewöhnliche Vorschriften, wie Sutton, Hewit und Sutherland sie auch in Deutschland an die Inoculirten zu geben pflegten. Denn das geheime Manuscript, welches die Suttons ihren Lehrlingen mittheilten, ist darin das wichtigste, daß sie auf einen frühen Ausschlag dringen, weil die Pocken bey einem spätern schwerer werden. Dazu brauchen sie ihre Pillen oder ihr Pulver. Sonderbar ist die Anmerkung, man erkenne auch die bereits vorhergegangene natürliche Ansteckung daran, wenn man den Impfstich mehr erhaben und entzündeter findet, als er bey der künstlichen Einimpfung zu seyn pflegt. Das meiste bezieht sich auf den Gebrauch der geheimen Mittel. Nun folgen noch einige Vorschriften eines Suttonianers, die auch ziemlich geheimnißvoll aussehen, und durch zum Theil satyrische Anmerkungen aufgeklärt werden: Zuletzt werden die suttonschen Pulver chemisch zergliedert. Das rothe Pulver soll ein mit Zinn versetztes Sublimat seyn, das durch das Zinn nach Mayerne Vorgeben, antispasmodisch wird. Wir gestehen, daß der Chemist uns hier über viele Behauptungen in der Irre läßt. Das graue Pulver ist Mercurius mit Schwefel versetzt, und die andern beyden sind Laxirmittel. Die Pillen sollen aus Scammonium, Jalappenharz, ausgesüßtem Mercurius und Guajac bestehen. (Dies ist dem Recens. am wenigsten glaublich, der Ursache hat, Spiesglasschwefel darin zu vermuthen.) Der Punsch ist eine Art von Cluttons bekanntem Geiste, den sie mit Cochenillen färben, und im Wasser geben. Es soll auch ein flüchtiges Alkali dazu gesetzt seyn. Auch brauchen einige Suttonianer James-Pulver, welches der Verf. für eine Antimonialbereitung hält, die mit dem flüchtigen Alkali des Salmiak niedergeschlagen worden.

So viel von der Schrift des Hrn. de Villiers, die man aber nicht wörtlich übersetzt, sondern noch hie und da manches eingeschaltet hat. Da der Uebersetzer nicht gewis weis, ob das eau imperiale das Recept N. 5. im Anhange sey: so kann Rec. es gewiß sagen, daß es nichts als Wasser mit Weinstein sey, dem man den prächtigen Namen giebt.

Noch hat der Herr. Uebersetzer seine Schrift durch eine Vorrede und einen Anhang wichtig gemacht, die sich beyde auf den zu Berlin im Frühling 1775 geschehenen Inoculationsunterricht des Hrn. Baylies beziehen, der verschiednen Aerzten und Wundärzten auf Befehl des Königs von Preußen gegeben werden muste. Alle 24 Inoculationen schlugen fehl, obgleich

obgleich der Hr. G. R. Baylies oft mit vieler Gewißheit Pocken prophezeite. Die feine Kritik in der Vorrede ist weder ungegründet noch unverdient. Und im Anhange findet sich das Journal der inoculirten Kinder und hinten an das Verzeichniß der, wie Hr. Baylies behauptet, ächten Suttonschen Mittel die ziemlich mit des Villiers und schon Dimsdalens Vermuthungen zutreffen. Nur finden sich die grossen Pillen gar nicht darunter, und sieht man wohl, daß Hr. Baylies die Mittel aus eignen Muthmaßungen zusammengesetzt habe.

Va.

Wahrnehmungen bey der Einimpfung der Blattern von D. C. J. A. Ziegler, der Stadt Quedlinburg Physikus. Quedlinburg, Reußner. 1776.

Herr Z. und desselben Freund Hr. D. Ritter haben die Inoculation mit großem Nutzen in Quedlinburg eingeführt, obgleich er, wie sein Vorredner, Hr. Past. Buttstedt, versichert, der Meynung ist, man müsse hauptsächlich die Curart der natürlichen Pocken zu verbessern suchen. Hr. Z. ist gar nicht ängstlich in der Wahl seiner Subjecte, und läßt sich keine Zufälle davon abhalten, als wichtige Krankheiten und besonders Würmer. Auch ist ihm bey den besten Pocken ein inoculirtes Kind an einer Wurmkolik gestorben. Bey der Section fand man im Ileo die Stelle des Schmerzens entzündet und 13 Spulwürmer darinn. Hr. Z. erwähnt beyläufig eines sichern Wurmmittels und verspricht es bekannt zu machen. Seine übriges Verfahren, von dem er Rechenschaft giebt, ist den Regeln der Hrn. Gatti und Wagler gemäß. Allerwegen zeigt sich der vernünftige Arzt, der sich mit Wahl und Urtheil andrer Einsichten zu Nutzen macht, sie bestätigt, oder einschränkt. Den Nutzen der Inoculation erhebt er nicht sehr hoch, und glaubt nicht, daß die äußre Beybringung des Gifts viel Ausschlag gebe. Vielmehr setzt er den Vortheil blos in der Wahl von Zeit und Umständen. Es werden noch verschiedene Fälle umständlich beschrieben. Drey Kinder waren wohl schon natürlich angesteckt, bekamen aber die Pocken so milde und günstig, als wenn sie sie von der Inoculation gehabt hätten, aber bey ebenmäßigem Verhalten.

Phar-

Pharmacopoea Austriaco-provincialis. *Editio secunda.* Viennae, de Trattnern. 1775. gr. 8. 20 Bogen.

Ist der ersten Ausgabe völlig gleich.

Oesterreichische Provincialpharmacopee. Wien, von Trattnern. 1776. gr. 8. 1 Alph. 2 Bogen.

Man hielt die Uebersetzung nöthig, damit die Wundärzte, die kein Latein verstehen, gleichwohl wissen möchten, was alles in zusammengesetzten Arzneyen sich finde. Wir wünschten nur, daß die Herren dadurch verständiger in der Anwendung würden, wenn sie wissen, wie die mit Aepfelsafte bereitete Eisentinktur bereitet wird, als wenn sie Tinct. Martis Pomata verschreiben.

Die Auswahl der Mittel ist nicht so strenge, als man sie in unsern Zeiten und für Landapotheken vermuthen sollte. Blos thierische Fette wollen wir anführen. Sie sind da von Enten, Gänsen, Aalen, vom Reiger, von der Asche, von Hunden, Bibern, Katzen, vom Hirsch und Wallfisch, von Hühnern, Böcken und Hasen, vom Hecht, von der Leber der Aalraupe, von Schafen, Schweinen, Dachsen, Bären und Vipern. Das ist für den armen Landmann und Handwerker in kleinen Städten doch fast zu reichlich aufgetischt. Kinderbalsam, Theriak von altem Schlage, D. Michaelis Hauptpulver, Marggrafenpulver, ein herrliches Lebenspulver von 26 Ingredienzien, sind noch zu haben.

Wenig, wirksam und wohlfeil müßten die Arzneyen in solchen Landdispensatorien seyn, so nach Art der Pharmacopoeia Pauperum Edinburghensis. Wir haben diesen Wunsch noch nicht erfüllt gefunden, so oft wir ihn auch schon gehabt haben. R.

Matthaei Francisci Alix, Med. et Chirurg. Doctoris, earundem et Anatomiae in Alma Vniuersitate Fuld. Prof. — Obseruata Chirurgica. Fasciculus II. Altenburgi, ex officina Richteria, 1776. 8. 168 Seiten.

Mit

Mit alle dem ein schnurriger Franzmann, der sich auf dem Absatz herum dreht, die Hände reibt, und über die ganze Welt lacht. Die guten Freunde, mit denen er vorzüglich seinen Spaß hat, sind die Erfurter Dorfbarbiere. Manchmal, wenn sie es zu arg machen, wird er böse, und schilt sie Vieh: zuweilen kommt es bis zum Handgemenge; doch ist der Franzmann alsdenn immer oben. — Im Ernst: der Hauptinhalt dieser Schrift betrifft Zänkereyen mit Wundärzten, die selten interessant sind. Hier und da giebt es einen Brocken, der zu genießen ist.

Hartnäckige Geschwüre an der Zunge entstanden von scharfen Ungleichheiten an den Zähnen, die vom angehäuften Tartarus entstanden; und heilten, sobald diese mit der Feile abgenommen waren. — Mit Recht werden diejenigen getadelt, die nach der Operation des verschloßnen Hintern eine Wieke einlegen; die Wieke ist überflüßig, denn der Schnitt schließt sich nicht wieder; sie reizt, wie ein Stuhlzapfen, beständig zum Stuhlgange, hindert den Stuhlgang, und exulcerirt die Oeffnung des Hintern. — Eine schreckliche Geschichte von einem Geburtshelfer, der einem lebendigen Kinde im Mutterleibe den vorliegenden Arm abschnitt, und den Kinnbacken ausriß. — Als ein untrügliches Mittel gegen die habituelle Rose an den Füßen wird das kalte Bad empfohlen. — Ein unwillkührlicher Abgang des Urins nach einer schweren Geburt ward durch Einspritzungen von kaltem Wasser in die Blase gehoben. — Eine Phymosis, mit Schmerzen, und dem Ausflusse einer gelblichen Feuchtigkeit entstand blos von Unreinigkeit, nicht von venerischer Ansteckung. — Verschiedene Fälle von Zuckungen während der Geburtsarbeit. Vollblütigkeit und Empfindlichkeit waren gemeiniglich die Ursachen. Einmal schien die sehr angefüllte Urinblase die Ursache der Zuckungen und langsamen Geburt zu seyn. — Falsche Wehen, die die Geburt verzögerten, durch Mohnsaft gestillt. — Eine Brustwunde aus Versehen zweymal erzählt. — Zinn, und die Wurzel des Filix mit Nutzen gegen den Bandwurm gebraucht. Doch kamen die Zufälle nach einiger Zeit wieder. — Etwas von den Heilkräften des Mineralwassers zu Brückenau, gegen gichtische Zufälle, Verstopfungen der Eingeweide, u. s. w.

Christ. Ioh. Bergeri, in Christiano - Albertina M. P. P. O. super Chirurgicae genuina in-

 dole,

dole, et recta discendae ratione, ad Medicinae Studiosos allocutio. Hamburgi, 1775. apud Buchenroederum. 8. 2 B.

Verschiedenes zum Lobe der Wundarzneykunst; einige allgemeine nicht unbekannte Regeln, die bey Erlernung derselben zu beobachten sind; und eine Krankengeschichte. — Ein Mann verfiel, nachdem er eine geraume Zeit, und unter häufigen Diätfehlern mit Kolikschmerzen, einer Verhärtung am linken Hoden, und mancherley Hämorrhoidalzufällen beschweret gewesen war, zuletzt in eine große Traurigkeit und Ermattung. Sein Puls war geschwind und zusammengezogen; sein Unterleib gespannt; sein Urin, der zuletzt mit grosser Schwierigkeit abgieng, war schleimigt, und hatte einen weißen mehlartigen Bodensatz. Sein Arzt, der einige Spuren von einem Tripper bemerkte, vermuthete eine venerische Ursache, und verordnete Quecksilbermittel nicht ohne guten Erfolg; denn bis auf den sonderbaren Bodensatz im Urin, und eine anhaltende Schlaflosigkeit, verloren sich gar bald alle übele Zufälle. Bald darauf bemerkte man, daß dem Kranken, gemeiniglich kurz nachdem er den Urin gelassen hatte, Winde durch die Harnröhre abgiengen. Nach einigen heftigen Fieberanfällen mit starken Schmerzen im Unterleibe verlor sich dieser sonderbare Zufall, und der verhärtete Hode schwoll auf, und ward schmerzhaft. Auch diese Veränderung verschwand nach einigen Tagen, und darauf giengen wieder Winde mit dem Urine ab. Man hörte endlich auf, Arzneymittel zu verordnen, empfahl dem Kranken eine gute Lebensordnung, süße Molken und einen Kräuterthee mit Honig, und legte zertheilende Kräutersäcke auf den verhärteten Hoden. Und von dieser Zeit an, verloren sich alle Zufälle, und der Kranke ward gesund.

Ez.

Chirurgischer Catechismus für angehende Wundärzte in Frag und Antwort, nebst einem Reise- und Feldkasten für reisende Feldchirurgos u. s. w. Leipzig, bey Schneidern. 1777. 8.

Ein

Ein neuer Titel um einen alten Tröster der Feldscheerer und Bader, um Norrens chirurgischen Wegweiser geschlagen, welcher dadurch, nach einer sehr gewöhnlichen, aber sehr tadelhaften Buchhändlerpraxis, wieder als ein neues Buch in die Welt gebracht wird. Dies ist im Grunde ein wahrer Betrug, zumal wenn so, wie hier der Fall ist, ein höchst albern und einfältig geschriebenes Buch, Leuten in die Hände gegeben wird, welche eine vernünftige Unterweisung nöthig haben. Thedens vortrefflichen Unterricht für Unterwundärzte, halten wir für ein Buch, das unbeschreiblichen Nutzen für das menschliche Geschlecht stiften kann und wird. In kleinen Städten und auf dem Lande, ist einmal der Barbierer des Orts der allgemeine Arzt, und es wird dies auch auf keine Weise zu ändern seyn. Welche Wohlthat nun für die armen Kranken, wenn ein solcher Mann vernünftige Begriffe hat: und diese bekommt er, wenn er Theden folget. Welch ein Unglück für sie, wenn er voll verworrner Einsichten und voll Vorurtheile ist; und dies muß er seyn, wenn er den armseligen Norren, oder diesen sogenannten chirurgischen Catechismus zu seinem Führer erwählet.

Wir halten es für sehr nützlich, schlechte Bücher, welche Schaden thun können, zuweilen aus ihrer Dunkelheit zu ziehen, und in ihrer rechten Abgeschmacktheit zu zeigen. Dies ist die Ursache, warum wir etwas aus diesem sogenannten Catechismus anführen wollen. Zugleich kann die gar originale Niaiserie in der Schreibart unsern Lesern zur Belustigung dienen.

Also zuerst etwas anatomisches, (S. 24.)

„Was ist die Leber?“

„Die Leber (als welche das erste Stück an des Menschen Leib,) ist gleichsam die andere Speiskammer, der einige Ursacher des Geblüts und ein Ursprung aller Blutadern: an ihrer Substanz ein zartes rohes Fleisch, wie ein zusammen geronnen Blut.“

„Wo hat sie ihre Wohnung?“

„Sie hat ihren Ort in der rechten Seiten des Schmeerbauchs unter den halben Rippen: wiewohl sie auch einen großen Theil an der linken Seite einnimmt.“

„Wie ist sie gebildet?“

„Sie ist allerdings ganz, jedoch hinten und vorne etwas zertheilet, am äußern Theil höckricht und glatt; am innern

dole, et recta discendae ratione, ad Medicinae Studiosos allocutio. Hamburgi, 1775. apud Buchenroederum. 8. 2 B.

Verschiedenes zum Lobe der Wundarzneykunst; einige allgemeine nicht unbekannte Regeln, die bey Erlernung derselben zu beobachten sind; und eine Krankengeschichte. — Ein Mann verfiel, nachdem er eine geraume Zeit, und unter häufigen Diätfehlern mit Kolikschmerzen, einer Verhärtung am linken Hoden, und mancherley Hämorrhoidalzufällen beschweret gewesen war, zuletzt in eine große Traurigkeit und Ermattung. Sein Puls war geschwind und zusammengezogen; sein Unterleib gespannt; sein Urin, der zuletzt mit grosser Schwierigkeit abgieng, war schleimigt, und hatte einen weißen mehlartigen Bodensatz. Sein Arzt, der einige Spuren von einem Tripper bemerkte, vermuthete eine venerische Ursache, und verordnete Quecksilbermittel nicht ohne guten Erfolg; denn bis auf den sonderbaren Bodensatz im Urin, und eine anhaltende Schlaflosigkeit, verloren sich gar bald alle übele Zufälle. Bald darauf bemerkte man, daß dem Kranken, gemeiniglich kurz nachdem er den Urin gelassen hatte, Winde durch die Harnröhre abgiengen. Nach einigen heftigen Fieberanfällen mit starken Schmerzen im Unterleibe verlor sich dieser sonderbare Zufall, und der verhärtete Hode schwoll auf, und ward schmerzhaft. Auch diese Veränderung verschwand nach einigen Tagen, und darauf giengen wieder Winde mit dem Urine ab. Man hörte endlich auf, Arzneymittel zu verordnen, empfahl dem Kranken eine gute Lebensordnung, süße Molken und einen Kräuterthee mit Honig, und legte zertheilende Kräutersäcke auf den verhärteten Hoden. Und von dieser Zeit an, verloren sich alle Zufälle, und der Kranke ward gesund.

Ez.

Chirurgischer Catechismus für angehende Wundärzte in Frag und Antwort, nebst einem Reise- und Feldkasten für reisende Feldchirurgos u. s. w. Leipzig, bey Schneidern. 1777. 8.

Ein

Ein neuer Titel um einen alten Tröster der Feldscheerer und Bader, um Norrens chirurgischen Wegweiser geschlagen, welcher dadurch, nach einer sehr gewöhnlichen, aber sehr tadelhaften Buchhändlerpraxis, wieder als ein neues Buch in die Welt gebracht wird. Dies ist im Grunde ein wahrer Betrug, zumal wenn so, wie hier der Fall ist, ein höchst albern und einfältig geschriebenes Buch, Leuten in die Hände gegeben wird, welche eine vernünftige Unterweisung nöthig haben. Thedens vortrefflichen Unterricht für Unterwundärzte, halten wir für ein Buch, das unbeschreiblichen Nutzen für das menschliche Geschlecht stiften kann und wird. In kleinen Städten und auf dem Lande, ist einmal der Barbierer des Orts der allgemeine Arzt, und es wird dies auch auf keine Weise zu ändern seyn. Welche Wohlthat nun für die armen Kranken, wenn ein solcher Mann vernünftige Begriffe hat: und diese bekommt er, wenn er Theden folget. Welch ein Unglück für sie, wenn er voll verworrner Einsichten und voll Vorurtheile ist; und dies muß er seyn, wenn er den armseligen Norren, oder diesen sogenannten chirurgischen Catechismus zu seinem Führer erwählet.

Wir halten es für sehr nützlich, schlechte Bücher, welche Schaden thun können, zuweilen aus ihrer Dunkelheit zu ziehen, und in ihrer rechten Abgeschmacktheit zu zeigen. Dies ist die Ursache, warum wir etwas aus diesem sogenannten Catechismus anführen wollen. Zugleich kann die gar originale Niaiserie in der Schreibart unsern Lesern zur Belustigung dienen.

Also zuerst etwas anatomisches. (S. 24.)

„Was ist die Leber?

„Die Leber (als welche das erste Stück an des Menschen Leib,) ist gleichsam die andere Speiskammer, der einige Ursacher des Geblüts und ein Ursprung aller Blutadern: an ihrer Substanz ein zartes rohes Fleisch, wie ein zusammen geronnen Blut.„

„Wo hat sie ihre Wohnung?“

„Sie hat ihren Ort in der rechten Seiten des Schmeerbauchs unter den halben Rippen: wiewohl sie auch einen großen Theil an der linken Seite einnimmt.“

„Wie ist sie gebildet?“

„Sie ist allerdings ganz, jedoch hinten und vorne etwas zertheilet, am äußern Theil höckricht und glatt; am innern

„Theil aber hohl und rauch, mit welchem sie den Magen be„deckt, und für Kälte beschirmet."

Ferner etwas pathologisches: (S. 204.)

„Was ist Lepra, oder der Aussatz?"

„Der Aussatz ist ein allgemeiner Krebs des ganzen Leibs, „der die Haut, unter allen äußerlichen Gebrechen, am meisten „verstellet und vernichtet."

„Wovon komme der Aussatz an einen Menschen?"

„Er kommt von vielerley Ursachen, als: von unreiner „Empfängniß, in der Zeit, wenn die Mutter mit der Mo„natsblüthe behaftet, wie auch aus einem verderbten männ„lichen Saamen; oder so einer von einem andern Unreinen „angesteckt wird; desgleichen von übermäßiger Hitze und Trock„ne der Leber und des Milzes, welche das Geblüt und an„dere Feuchtigkeiten verbrennt, und in eine Melancholey „verwandelt. Item von schlechter Diät im Essen, Trinken, „und andern dergleichen."

Ferner etwas therapevtisches. (S. 197. 198.)

„Wenn einer in einen Kessel voll siedend Was„ser gefallen, oder damit begossen worden, und „am ganzen Leibe sich verbrannt hätte, wie ist ihm „zu helfen?"

„Weil in dergleichen Brand gleich große Blattern auf„fahren, sollen dieselben alsbald aufgeschnitten, und der Pa„tient mit einer Brandsalben, von Ol. Lini, Nucum, Cera, „Bolo Armen. und abgelöschten Kalk bereit, an allen Orten „verbunden, hernach dem Kranken ein wenig Theriac, mit „Erdrauchwasser zerrieben, eingegeben, in seinen Trank der „bereitete Salpeter zergehn lassen, und wenn der Brand aus„gezogen, derselbe hernach mit andern Brandpflastern geheilet „werden."

„Wenn sich einer mit Oel, Butter, Pech, sie„denden Wasser, oder Feuer verbrannt hätte, und „der Barbier ungefähr dazu berufen würde, aber „keine Arzney zum Brandlöschen bey sich hätte, „was wäre in solchem Nothfalle zu thun?"

„Wenn sich dergleichen begeben thäte, soll er nur [illegible] „der frische Küh- oder Geißmilch, mit Tüchern warm über„schlagen, oder den verbrannten Ort mit Milchrohm, oder „Butter warm bestreichen, oder wo deren keines: bey der

„Hand,

„Hund, Schwein- oder Milchschmalz heiß machen, und auf „kalt Wasser gießen, und damit verbinden; auch dienet im „Nothfall frischer Kühkoth, oder Sauerkrautbrühe, warm „umgeschlagen. Denn diese alle kühlen und ziehen den Brand „aus."

Endlich noch etwas weniges aus der Materia Medica.

„Das Oleum Spermatis Ranarum ist kalt, befördert „den Schlaf, kühlet alle Entzündung und Rothlauf-„schmerzen."

„Das Oleum Succini ist warm, dient wider Epile-„psiam, Krampf und Schlag."

„Das Aqua Consolidae maioris wärmet, heilet „alle innerliche Verserung im Leibe."

Doch es ist wohl des Unsinns genug angeführt, um zu zeigen, daß dieser chirurgische Catechismus so wenig einen vernünftigen Wundarzt bilden kann, als die meisten theologischen Catechismen einen vernünftigen Christen.

* *

Frid. Christ. Theoph. Weber, M. D. Reip. Heilbronn. olim Phys. — Obseruationes medicae selectae. Edidit, et appendicem obseruationum anatomicarum rariorum adiecit, *Frid. Aug. Weber*, filius, M. D. Vratislauiae impensis Gutschii. 1776. 4 Bogen 8.

Der Beobachtungen des ältern W. sind 13, nicht alle sind von gleichem Werthe. Die erste ist der Fall eines für behext gehaltenen Knaben, der nach heftigen Schmerzen im Leibe und Kopfe, und grünen übelriechenden Gallenbrechen verstarb. Im Grimmdarme an Bauhin's Valvel fand sich ein skirrhoses Gewächs fest, das im Eingeweide übrigens frey lag. Die Gallblase war sehr voll grüner Galle, und im Magen ein Klumpen Spulwürmer.

Die vierte. Ein erwachsen Mädchen ließ übelriechenden sehr trüben Harn, mit einem Satze, gleich dem, was die Schlächter von den Eingeweiden der Thiere abschaben, hatte Schmerzen in der Gegend der Blase, die nicht nachließen, bis sie ausgeleeret ward, worauf alsdenn Winde aus der Harn-

nähre folgten; dieses hätte sechs Jahre gedauert. Einmal war auch ein Wurm mit dem Harne fortgegangen; der V. urtheilete, es habe der Wurm sich aus dem Grimmdarme in die Blase durchgebohret, wovon noch die Oeffnung nachgeblieben sey, und die Ursache der erzählten Zufälle ausmache. Er hielt den Fall auch schon wegen der Dauer schwer, gab aber dennoch Arzneyen. Er verordnete Thee aus hb. hyperfanical. Altheewurzel und dergleichen; und aus allerhand balsamischen und zusammenziehenden Ingredienzen, Mirrhe, Mastix, Terpentin, Locatelli Balsam, Tormentilwurzel, Schwefelbalsam, Rhabarber und Rosenconserve, verschrieb er eine allzusehr zusammengesetzte Latwerge. Nach Verlauf eines Monats giengen keine Winde, auch kein Bodensatz nicht mit dem Harne ab. Der Thee wurde fortgesetzet, und aus Copaiber Balsam, Terpentin, und Sassafrasöl mit Weingeist ein Elixir gegeben, worauf die Gesundheit hergestellet ward.

Nach der eilften Beobachtung hat der Schierling bey den Heilbronn'schen Versuchen, die von Stórk gepriesenen Kräfte gegen den Krebs nichts geäußert. Hr. W. ist nachgebend genug, die Unwirksamkeit des Schierlings auf den Unterschied des Bodens worauf er wuchs zu schieben. Aber sollte denn Wien in Oesterreich der einzige gesegnete Fleck auf dem Erdboden seyn, wo diese Pflanze so vollkommen und so heilsam wird? Es ist dieses weder glaublich noch wahr. Der von Wien verschickte Extract hat auch auswärts nichts gethan; und wir wissen ja auch, daß nicht alle Wiener Aerzte die gehoffte Wirkung erfuhren. Wenn man nun alles, was die Aerzte aus allen Theilen von Europa darüber geschrieben haben, zusammenhält: soll man alsdenn den kaiserlichen Leibarzt des Irrthums beschuldigen, soll man sagen er habe schlimme Geschwüre für Krebse angesehen; oder soll man ihn des Mangels an Aufrichtigkeit bezüchtigen? — Will etwa Collin mit der Arnica in der Hand ins kaiserliche Vorgemach dringen, wie ihm Störk mit der Cicuta vorgegangen ist?

Daß nach der dreyzehnten Beobachtung ein Zahnschmerz, nachdem Aderlassen, Schröpfen, Blasenpflaster und Abführungen vergebens daran waren versuchet worden, endlich nach einer Aderläße an einem Hautblutaderaste in der Gegend des Goldfingers sich verloren habe, glauben wir ganz gern; ob es aber davon besser wurde, wenn gleich zwo Stunden nachher, ist eine andere Frage.

Die

Die angehängten anatomischen Beobachtungen des jüngern Hrn. W., des Sohnes, dünken uns ganz gut, und zeigen wenigstens einen jungen Mann, der einmal, wenn ihm wichtige Dinge vorkommen werden, mit Fleiß und Aufmerksamkeit beobachten wird. S. 52. lesen wir: ductus hepatico-cystici — plane secundum naturam erant constituta. Dem gewöhnlichen Laufe der Natur nach sollten diese ductus bey Menschen gar nicht vorhanden seyn. Oder versteht vielleicht der V. darunter nicht die kleinen Gefäße, die bey einigen Thieren, bey Menschen aber nur in seltenen Fällen widernatürlicher Weise vorhanden sind, und die unmittelbar aus der Leber in den Körper der Gallblase gehen; alsdenn meynte er vermuthlich den Leber- und Blasencanal damit: und das wäre ein Irrthum, wenigstens eine Nachläßigkeit.

Das Latein läßt sich ganz wohl lesen; S. 20. stoßen wir doch auf einen Ausdruck, den man auch sonst zuweilen findet, und der sehr seltsam ist: wir meynen den Gebrauch den man von gaudere ohne Unterschied für habere machet. Hier steht von einer vena atro repleta sanguine, und dann heißt es von der rechten Hirnhöle: eandem liquidi quantitatem simili colore *gaudentem* sistebat. Gaudere sollte man doch wohl nur von empfindenden Wesen brauchen, und auch nur da von angenehmen Anlässen; patre gaudeo, kann man sagen, aber nicht hydrope gaudeo; man darf sicherlich nicht sagen domus ruina gaudet: und daß das Blut in den Adern schwarz war, tauget auch nicht.

Der lange Vorbericht des Herausgebers zu diesen wenigen Bogen, welcher die Lebensumstände des ältern W. enthält, machet zwar einen guten Begriff von den Gesinnungen des jüngern Hrn. W., aber es ist doch zu wenig interessant für den unbekannten Leser, und ist, auch selbst für einen Sohn, zu panegyrisch; seinen eigenen Vater Tantum virum zu nennen, ist sogar etwas gegen die löbliche Bescheidenheit.

XX.

Auserlesene Abhandlungen praktischen und chirurgischen Inhalts, aus den philosophischen Transactionen der Jahre 1719. bis 1744. gesammelt und übersetzt von Nathanael Gottfried Leske. Zweyter und

 dritter

dritter Theil. Mit Kupfern. Lübeck bey Donatius, 1775. 8.

Auch diese Bände enthalten manche nützliche Abhandlung.

Gm.

Vermischte chirurgische Schriften, herausgegeben von Joh. Leberecht Schmucker. — Erster Band. Mit Kupfern. Berlin, bey Nicolai, 1776. 8. 352 Seiten.

Eine vortreffliche Sammlung brauchbarer Wahrnehmungen von verschiedenen Wundärzten. Hr. S. selbst, auch Hr. Theden hat dazu beygetragen. Eine nackte, zuverläßige, vollständige Beobachtung bleibt immer ein annehmungswürdiger Beytrag zur Chirurgie, der aber oft lange Zeit ungenutzet bleibt, bis endlich einmal über lang oder kurz ihn einer anwendet, eine praktische Regel drauf gründet, einen Lehrsatz daraus herleitet, und ihn brauchbar macht. Der minder erfahrne Wundarzt kann eine ganze Menge solcher Beobachtungen lesen, ohne seine Kenntnisse im geringsten zu vermehren; er liest die Krankengeschichten so wie sie der Krankenwärter sieht; und wenn er dreist ist, machet er wohl gar eine falsche Anwendung davon. Eine Sammlung nackter Beobachtungen ist also blos dem erfahrnen und denkenden Wundarzte, der seine ganze Wissenschaft übersieht, ein brauchbares Geschenk. Wenn aber bey jeder Beobachtung gleich gezeiget wird, was sie beweißt, oder was daraus gefolgert werden kann, wie es in diesem Werke bey einigen geschieht, oder wenn hinter vorausgeschickten Lehrsätzen die Wahrnehmungen als Beweise angeführet werden, so wird eine solche Sammlung sogleich, und für jeden brauchbar. So sind z. E. die Pottschen Wahrnehmungen, Thedens neue Bemerkungen, und in diesem Werke selbst, Schmuckers Abhandlung von der Amputation, von den Blutigeln, Thedens Aufsatz vom Schimbeinbruche, Blocks von der assa foetida, Evers von den Flechten und der Belladonna, u. s. w. Es ist aber leichter, zu beobachten, als Beobachtungen zu nutzen und anzuwenden. Das letztere ist ganz allein das Geschäfte eines einsichtsvollen und denkenden Mannes. Und wenn nun Hr.

Schmu-

Schmucker bey der Fortsetzung dieses Werkes dies Geschäfte übernehmen wollte; wenn er bey der Wahl der Beobachtungen, nicht so wohl auf das sonderbare, unerwartete, seltene, als auf das brauchbare sehen wollte; wenn er uns die Beobachtungen nicht zerstreuet und ohne Ordnung, sondern unter gewisse Titel gesammelt, und in ein Lehrgebäude vereiniget, mittheilen wollte, o! so würde dies Werk, so schätzbar es jetzt schon ist, noch weit schätzbarer werden; so würde Berlin der Wundarzneykunst ein Werk liefern, das den Schriften der Akademie der Chirurgie zu Paris, so wie sie jetzt sind, weit vorzuziehen wäre.

Von dem Inhalte selbst können wir hier wenig sagen. Der erste Theil, in welchem weitläuftige und angewandte Beobachtungen erzählet werden, hat uns am besten gefallen. Hr. Bloks Aufsatz von dem Nutzen der *assa foetida* gegen den Beinfraß, und Hr. Evers Beobachtungen von den Flechten, melancholischen Krankheiten, und Lähmungen verdienen ganz besonders Aufmerksamkeit. Hr. Schmucker von der Amputation, zeiget die Fälle an, wo diese Operation erfordert wird, und beschreibt seine Methode, sie zu verrichten. Ebenderselbe hat manche Erfahrungen von den Nutzen der Blutigel, vornehmlich in örtlichen Entzündungen, auf den leidenden Theil angelegt. Hr. Thedens Maschine zum Schimbeinbruche besteht aus ein paar langen Schimen, die über das obere und untere Gelenk gehen. Unter den vermischten Bemerkungen von verschiedenen Verfassern, sind, nach unserer Meynung, vornehmlich Hr. Gellie Beobachtung von einer Verrenkung der Halswirbelbeine; Riediger von einer Verrenkung des ersten Lendenwirbelbeins; Sponitzer von einer Schußwunde durch die Brust; Hr. Schopper von den gangränösen Furunkeln; und Hr. Giesemann, von einer schweren Geburt, merkwürdig.

Abhandlungen der Seeländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Vlißingen. Des ersten Theils erster Abschnitt, welcher die zur Medicin und Chirurgie gehörigen Aufsätze enthält. Uebersetzet, und mit einigen wenigen Anmerkungen versehen, von Andreas Böhm, Fürstl. Hessendarmst. Bergrath,

und der Weltweish. und Meßkunst ersten Lehrer zu Gießen. Mit Kupfern. Gießen, im Kriegerischen Verlage, 1775. 8. 223 Seiten.

Hr. Böhm hat nicht allein diese nützlichen Abhandlungen übersetzt, sondern auch nach den verschiedenen Wissenschaften in gewisse Theile abgesondert und gesammelt, und dadurch also dem Leser einen doppelten Dienst gethan. Der erste Theil enthält die medicinischen und chirurgischen; der zweyte, die zur Meßkunst und Naturkunde; der dritte die zur Historie und Philologie gehörigen Aufsätze. Die folgenden Bände wird H. B. auf gleiche Art absondern. Er wird dafür sorgen, daß die Uebersetzung eines jeden neuen Bandes in der Urschrift, jedesmal sobald als möglich erscheint. Dieser Abschnitt enthält sieben Abhandlungen.

De Witt vom Staare ist besonders abgedruckt, und von uns auch besonders angezeigt. — Gallandat, von der Art und Weise wie ein Kind in der Gebärmutter gewendet werden muß, sagt nichts neues. — Ebendesselben nöthiger Unterricht für die Sklavenhändler. Es kommt drauf an, Sklaven von dauerhafter Gesundheit auszusuchen, und sie gesund an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen. Wind von einer wässerichten Geschwulst in einer weiblichen Brust. Es war eine Sackgeschwulst voll Wasser, eine große hydatis. Man zapfte das Wasser zuerst durch einen Troikart ab, und nach einiger Zeit rottete man auch den Balg aus. — Wind von einem erstgebornen Kinde, dessen Eingeweide, die Nieren, Harngänge und die Blase ausgenommen, sich sämmtlich außerhalb dem Bauche befanden. Es war ein großer Nabelbruch, in welchem alle Eingeweide lagen. Das Kind gab nach der Geburt kein Zeichen des Lebens von sich. — Gram von einem Leistenbruche. Der Bruch war brandig, jedoch ward der Kranke durch eine allgemeine Behandlung völlig hergestellt. — De Witt von einer besondern Umschlingung des Netzes. Ein brandiger Bruch ward gehörig operirt, aber die Leibesverstopfung hielt an, und verursachte den Tod. Man fand innerhalb der Bauchhöhle einen Theil des Ileums ins Netz, wie in eine Scheide eingewickelt.

Betrach-

Betrachtungen über das Verfahren, den Urin aus der Blase zu ziehen, nebst Beschreibung eines besondern Instruments, mit welchem man sicher denjenigen Urin abzieht, der mit dem Catheter nicht abgeführet werden kann, von Alexander Cellai — aus dem Italiänischen übersetzt von Johann David Homberg, d. W. A. K. B. Breslau, bey Korn, 1775. 8. 60 Seiten.

Der Urin ist zuweilen wegen beygemischten Schleims, Eyters, oder geronnenen Bluts widernatürlich dick und zähe, und fließt durch den eingebrachten Catheter nicht ab. In diesem Falle soll man eine Spritze an das äußere Ende des Catheters schrauben, und vermittelst derselben den Urin aussaugen. Dies ist die ganze Erfindung des Hrn. Cellai. Dies Instrument kann man natürlicherweise nun auch gebrauchen, um Einspritzungen in die Blase zu machen. Die Wahrnehmungen des V. beweisen, daß der Fall, von dem hier die Rede ist, sehr oft vorkommt, und durch dieses Instrument immer glücklich geendigt wird. Am Ende sagt H. C. noch ein paar Worte von den verschiednen Schwierigkeiten, die bey der Einbringung des Catheters so oft vorfallen. Der Blutabgang nach dieser Operation ist sehr gewöhnlich, aber gemeiniglich ohne üble Folgen. Einmal sahe H. C. ein Pfund Blut aus der Harnröhre fließen. Wenn der Catheter in der Gegend des Blasenhalses Schwierigkeit findet, weiter vorzudringen, soll man einen Augenblick einhalten; die Schwierigkeit kommt von einer krampfhaften Zusammenziehung des Blasenhalses her; diese läßt nach wenigen Augenblicken nach, worauf der Catheter leicht in die Blase dringt.

Cz.

Davids von Gesscher, Wundarzt in Amsterdam, Abhandlung von der Nothwendigkeit der Amputation. Aus dem holländischen übersetzt von Mathäus Maderer — Freyburg, bey Satron, 1775. 8. 218 Seiten.

Endlich

Endlich wird man des ewigen Streitens über die Nothwendigkeit der Amputation fast müde. Es wird doch im Allgemeinen nichts ausgemacht, und kommt immer drauf an, alle Umstände in jedem besondern Falle zu bestimmen. H. G. vertheidigt die Amputation im Allgemeinen; bestimmt die Fälle, wo sie nöthig ist; beweist durch eigne und andrer Erfahrungen, daß sie in diesen Fällen wirklich mit glücklichem Erfolge verrichtet worden ist; beurtheilt die Heilart, die H. Bilguer zur Vermeidung der Amputation vorschlägt; und prüft die Wahrnehmungen, wodurch derselbe seine Meynung zu beweisen sucht. Das deutsch der Uebersetzung ist höchst unangenehm.

Zur Vertheidigung der Amputation im Allgemeinen behauptet H. v. G. daß die Kurart des H. Bilguers weit schmerzhafter sey, als die Amputation; daß die Gefahr bey der Amputation gemeiniglich vergrößert wird, und unendlich kleiner ist, als die Gefahr, die von der Verletzung zu fürchten ist, wegen welcher man amputirt; daß der üble Erfolg nach der Amputation, nicht sowohl der Operation, sondern dem Aufschube derselben, der Art, sie zu verrichten, der Behandlung nach derselben, und mancherley andern äußerlichen Umständen zuzuschreiben ist; daß der Verlust eines Gliedes nichts zu rechnen ist, wenn man überlegt, daß das Leben dadurch erhalten wird, daß das Glied, wenn es ja erhalten wird, gemeiniglich unförmlich und unbrauchbar ist, u. s. w.

Die Fälle, in welchen nach der Meynung des V. die Amputation nothwendig ist, sind: der kalte Brand; und zwar alsdann, wenn der Theil völlig todt ist, die weichen abgestorbenen Theile beynahe abgesondert sind, der Knochen höher abgestorben ist, als die weichen Theile, und die Kräfte des Kranken hinreichend sind, die Folgen der Amputation zu ertragen: ferner, wo ein Glied ganz abgeschossen ist; wo ein Gelenk zerschmettert, und zerrissen, oder ein Knochen in seiner Mitte sehr zermalmt ist; wo eine große Pulsader zerrissen oder verletzt ist; und endlich wo ein hoher Grad des Beinfraßes den Knochen im Gelenke verderbt hat. Dies alles aber ist sehr unzureichend und unbestimmt. In den mehresten hier angezeigten Fällen würden wir nicht amputiren.

Die Wahrnehmungen, wodurch der V. den glücklichen Erfolg der Operation in diesen Fällen zu beweisen sucht, sind aus den bekannten Schriften der Pariser Akademie, des Hrn. **le Dran**, **la Motte**, und so weiter genommen.

Die Kurmethode, die H. Bilguer, um die Amputation zu vermeiden vorschlägt, ist unvollkommen, und bekannt. Er empfiehlt die Fieberrinde und Einschnitte zu allgemein; er gedenkt der Nothwendigkeit des Aderlassens fast gar nicht; die wenigsten von seinen Wahrnehmungen sind genau, vollständig, zuverläßig.

H. v. G. ist bey weitem der Mann noch nicht, der H. Bilguer gänzlich widerlegt, oder bestimmt hat, in wiefern er recht oder unrecht hat. Er selbst verdient an einigen Stellen Widerspruch und Tadel.

Vergleichung der verschiednen Methoden den Staar auszuziehen, von Gisbert de Witt. Gießen, im Kriegerischen Verlage, 1775. 8. 130 Seiten.

Diese Abhandlung ist aus den Schriften der Seeländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Vlißingen, die in eben dem Jahre, und in eben dem Verlage ins Deutsche übersetzt erschienen sind, genommen, und hier besonders abgedruckt; man sieht nicht wohl ein, warum? Die anatomische Beschreibung des Auges nimmt fast die Hälfte der ganzen Schrift ein; und in der andern Hälfte wird Daviels, Siegwarts, Colombier, Pallucci, Lafaye, Tenon, Poyet, Berangers und Pelliers Methode kurz beschrieben und beurtheilt, dabey aber nichts gesagt, was unbekannt und merkwürdig wäre. Der V. selbst verrichtet die Operation auf folgende Art. Er befestigt das Auge mit einem Augenspiegel, den Hr. le Cat erfunden hat, der aber von verschiednen bey uns sehr bekannten, im Heister und andern Schriften abgezeichneten, nicht verschieden ist. Die Hornhaut öffnet er mit einem Messer, das dem Berangerschen gleicht, nur daß es nicht so schnell breit wird. Mißlingt der Schnitt, so erweitert er ihn ohne Anstand mit der Scheere. Die Kapsel öffnet er mit einem gekrümmten Cystitom. Man soll gleich nach der Operation das Auge mit halb Wasser halb Brandwein verbinden, ein Blasenpflaster auf den Rücken legen, und es acht Tage im Ruhe erhalten: und sobald die Wunde der Hornhaut geheilt ist, das Auge öffnen.

M.

Disser-

Endlich wird man des ewigen Streitens über die Nothwendigkeit der Amputation fast müde. Es wird doch im Allgemeinen nichts ausgemacht, und kommt immer drauf an, alle Umstände in jedem besondern Falle zu bestimmen. H. G. vertheidigt die Amputation im Allgemeinen; bestimmt die Fälle, wo sie nöthig ist; beweist durch eigne und andrer Erfahrungen, daß sie in diesen Fällen wirklich mit glücklichem Erfolge verrichtet worden ist; beurtheilt die Heilart, die H. Bilguer zur Vermeidung der Amputation vorschlägt; und prüft die Wahrnehmungen, wodurch derselbe seine Meynung zu beweisen sucht. Das deutsch der Uebersetzung ist höchst unangenehm.

Zur Vertheidigung der Amputation im Allgemeinen behauptet H. v. G. daß die Kurart des H. Bilguers weit schmerzhafter sey, als die Amputation; daß die Gefahr bey der Amputation gemeiniglich vergrößert wird, und unendlich kleiner ist, als die Gefahr, die von der Verletzung zu fürchten ist, wegen welcher man amputirt; daß der üble Erfolg nach der Amputation, nicht sowohl der Operation, sondern dem Aufschube derselben, der Art, sie zu verrichten, der Behandlung nach derselben, und mancherley andern äußerlichen Umständen zuzuschreiben ist; daß der Verlust eines Gliedes nichts zu rechnen ist, wenn man überlegt, daß das Leben dadurch erhalten wird, daß das Glied, wenn es ja erhalten wird, gemeiniglich unförmlich und unbrauchbar ist, u. s. w.

Die Fälle, in welchen nach der Meynung des V. die Amputation nothwendig ist, sind: der kalte Brand; und zwar alsdann, wenn der Theil völlig todt ist, die weichen abgestorbenen Theile beynahe abgesondert sind, der Knochen höher abgestorben ist, als die weichen Theile, und die Kräfte des Kranken hinreichend sind, die Folgen der Amputation zu ertragen: ferner, wo ein Glied ganz abgeschossen ist; wo ein Gelenk zerschmettert, und zerrissen, oder ein Knochen in seiner Mitte sehr zermalmt ist; wo eine große Pulsader zerrissen oder verletzt ist; und endlich wo ein hoher Grad des Beinfraßes den Knochen im Gelenke verderbt hat. Dies alles aber ist sehr unzureichend und unbestimmt. In den mehresten hier angezeigten Fällen würden wir nicht amputiren.

Die Wahrnehmungen, wodurch der V. den glücklichen Erfolg der Operation in diesen Fällen zu beweisen sucht, sind aus den bekannten Schriften der Pariser Akademie, des Hrn. le Dran, la Motte, und so weiter genommen.

Die Kurmethode, die H. Bilguer, um die Amputation zu vermeiden vorschlägt, ist unvollkommen, und bekannt. Er empfiehlt die Fieberrinde und Einschnitte zu allgemein; er gedenkt der Nothwendigkeit des Aderlassens fast gar nicht; die wenigsten von seinen Wahrnehmungen sind genau, vollständig, zuverläßig.

H. v. S. ist bey weitem der Mann noch nicht, der H. Bilguer gänzlich widerlegt, oder bestimmt hat, in wiefern er recht oder unrecht hat. Er selbst verdient an einigen Stellen Widerspruch und Tadel.

Vergleichung der verschiednen Methoden den Staar auszuziehen, von Gisbert de Witt. Gießen, im Kriegerischen Verlage, 1775. 8. 130 Seiten.

Diese Abhandlung ist aus den Schriften der Seeländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Vlißingen, die in eben dem Jahre, und in eben dem Verlage ins Deutsche übersetzt erschienen sind, genommen, und hier besonders abgedruckt; man sieht nicht wohl ein, warum? Die anatomische Beschreibung des Auges nimmt fast die Hälfte der ganzen Schrift ein; und in der andern Hälfte wird Daviels, Siegwarts, Colombier, Pallucci, Lafaye, Tenon, Poyet, Berenger und Pelliers Methode kurz beschrieben und beurtheilt, dabey aber nichts gesagt, was unbekannt und merkwürdig wäre. Der V. selbst verrichtet die Operation auf folgende Art. Er befestigt das Auge mit einem Augenspiegel, den Hr. le Cat erfunden hat, der aber von verschiednen bey uns sehr bekannten, im Heister und andern Schriften abgezeichneten, nicht verschieden ist. Die Hornhaut öffnet er mit einem Messer, das dem Berengerschen gleicht, nur daß es nicht so schnell breit wird. Mißlingt der Schnitt, so erweitert er ihn ohne Anstand mit der Scheere. Die Kapsel öffnet er mit einem gekrümmten Cystitom. Man soll gleich nach der Operation das Auge mit halb Wasser halb Brandwein verbinden, ein Blasenpflaster auf den Rücken legen, und es acht Tage im Fluße erhalten: und sobald die Wunde der Hornhaut geheilt ist, das Auge öffnen.

M.

Disser-

Dissertatio Inaug. Med. sist. Pharmaca Regni Vegetab. quam — disquisitioni publ. submittit *Ioan. Iaskiewitz*, Leopolit. Vindobon. apud Trattner 1775. gr. 8. 254 Seiten.

In gegenwärtiger Schrift stehen fast alle Gifte aus dem Pflanzenreiche in einer systematischen Ordnung, nach dem Linne', so, daß der botanische Charakter vorausgeht, und sodann ihre Kräfte und Wirkungen folgen, wie sie bey ältern und neuern Schriftstellern angegeben werden: denn eigne Beobachtungen haben wir bey dem V. weder gefunden, noch gesucht, weil diese Anforderung bey ähnlichen Proben unbillig seyn würde. Genug, wenn sie nur, so viel möglich, ordentlich, vollständig und zweckmäßig vorgetragen werden, und dieses können und wollen wir dem V. nicht absprechen. Ob aber die Linne'ischen Regeln, nach welchen wir die Wirkungsart der Pflanzengifte sogleich sollen abmessen und bestimmen können, in wie fern alle, die aus einer Klasse sind, unter einander übereinkommen müssen, daran zweifeln wir gar sehr. Inzwischen ist das Werk des V. bloße Kompilation, und daher gehen wir, ohne einzelne Stellen strenge zu prüfen, ob sie gehörig die Probe halten, zu dem Eignen desselben — zur Vorrede — über. In derselben untersucht er den Begriff eines Giftes, und findet ihn in der zerstörenden Kraft, die aber freylich, nach den ganz verschiedenen constituirenden und mehr oder weniger wirksamern Theilen, sich verschiedentlich äußern muß. Wie dieß auf die Seelenwirkungen geht, getrauet er sich nicht zu bestimmen, so lange man die Vereinigungsart derselben mit dem Körper nicht vollkommen wisse. — Wir dächten doch, die Sache wäre nicht so schwer. — Die Pflanzengifte sind in ihrer Art leichter zu beschreiben, als die andern aus dem Mineral- und Thierreiche, und viele derselben sind nur gewissen Thieren schädlich, andern nicht — vermuthlich durch die Empfindung, die die Ausdunstungen derselben auf die Nerven machen. Daher keine absolute Giftigkeit. Geruch und Geschmack sind hierbey die besten Schutzpatronen für Thiere und Menschen. Nicht alle Theile einer Pflanze haben schädliche Eigenschaften, sondern oft nur ein einziger Theil derselben, oft nur zu verschiedenen Jahrs- und Sammlungszeiten, oft nur im verschiedenen Alter und Orte, oft nur, wenn sie frisch sind ꝛc. Hierbey stieg uns folgender Gedanke auf, ob es nicht

rathsamer

rathsamer sey, die Arzneymittel sowohl, als auch die Gifte, mehr nach den Regeln der allgemeinen Heilkunde, als nach dem Modesystem abzuhandeln. Dieses wird vielleicht in kurzem eben so aus der Mode kommen, als die vorhergehenden, und dann sind diese Schriften Zierden der Antiquitätensammler; jene, wenn sie auf Natur und Erfahrung gebauet ist, dauret immer, und die Werke, welche hierbey klassisch sind, bleiben immer daurend und immer nützlich. Die Bestimmung der Richtigkeit dieses Gedankens überlassen wir dem Leser.

Friedrich Hofmanns Abhandlung von der gewissen Vorhersagung des Todes in Krankheiten — Aus dem Latein. übersetzt und mit prakt. Anmerk. versehen von Bernh. Wilh. Rödder, Hochfürstl. Paderb. Leibarzt. Frankf. u. Leipzig bey Brönner 1775. 8. 208 Seiten.

Eine elende Uebersetzung einer in seiner Art und zu seiner Zeit vortrefflichen Abhandlung des alten Hofmanns, welche 1730 herauskam, mit den sonderbarsten Anmerkungen des Hrn. Rödders verbrämt. Die medicinische Zeichenlehre ist noch immer ein ziemlich ödes Feld, wo sich noch manche Entdeckungen und einzelne Beyträge machen ließen; allein mit dem ewigen Aufwärmen älterer Schriften von der Art ist der Kunst sehr wenig gedient. Man kommt dadurch der Vollkommenheit keinen Schritt näher, und muß oft viele Bogen voll unnützer Spekulationen, gelehrter Hypothesen und schöner Erklärungen lesen, ehe man auf einen einzigen zuverlässigen semiotischen Satz stößt. Dieß getraut sich der Rec. allenfalls, wenn es nöthig seyn sollte, mit ziemlich einleuchtenden Beyspielen beweisen zu können, und Hofmann selbst, wenn wir mit obiger Abh. den Anfang machen wollten, würde sich höchstens auf etliche Blätter concentriren lassen. Weg also mit dem steten Wiederkäuen, und anstatt der alten verlegenen Waare gebe man uns frische, und, wo möglich, auf deutschen und englischen Grund und Boden erzeugte Waare! Daher auch keinen Dank dem Uebersetzer, der zum Schriftsteller nicht geboren zu seyn scheint, und mit seinem altväterschen Styl in unsern Zeiten unmöglich gefallen kann. Seine Anmerkungen aber, die à la

Ballhorn

Ballhorn sind, sind so fade, daß wir uns des Verdrusses und Mitleids während dem Lesen nicht erwähren konnten. Hier ist eine Probe. S. 52. „Bey Benennunge des *Polypi*, „könnte ich hier ein Vieles erinneren, wann nicht „schon andere, besönders der Hr. Prof. Hahn zu „Wien, davon weitläuftig geschrieben hätten. Man „nennet ihn gemeiniglich ein Gewächs im Herzen, „oder in der Nase. Nach dem Griechischen müßte „es eigentlich ein Vielfuß heißen, doch ist diese Be„nennunge eben nicht gewöhnlich. Es ist ein solcher „*polypus* ein zähes Gewächs im Herzen, einer wei„chen Sennader gleich, und sind dieselben von un„terschiedener Größe und Gestalt.“ Und endlich Lapis de goa S. 77. fürs Fleckfieber, Lapis quadratus f. aquilaris S. 79. für den Stein und blödes Gesicht, die Muttermäler S. 82 f. als das sicherste Zeichen des Todes, die Fieberrinde S. 146. als Ursache der Wassersucht, und die Rhabarber der tödtlichen Petechen ꝛc. im Jahr 1775? Das ist zu arg!

Ob.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Sechzehn Oden aus dem Horaz. Leipzig, in Commission bey Böhme, 1774. 77 S. in 8.

Es war eine Zeit, wo man bey Uebersetzungen des Horaz (denn von jeher hat man sich daran gewagt) nicht auf Nachdruck und Stärke, auf Uebertragung jedes einzelnen Zuges und Ausdrucks, sondern nur auf wohlfließende Verse und reine Reime sah, zufrieden, nur einigermaßen den Sinn des Römers herzulallen, wenn auch in den gemeinsten Wendungen, und in einem Schwall matten Gewäsches erstickt. Die Zeit ist vorbey, und Niemand liest mehr des Grafen von Solms u. a. vergeßner Namen Uebersetzungen, und Gottscheds Anpreisung derselben. Ramler fieng eine andere Epoche an. Ihm war der hohe Geist des Odensängers, und bey seinem Ausdruck die nachdrucksvolle Kürze, die Wortfügung, Stellung, Harmonie, Gang des Versbaues so wesentlich, daß er jede Ode in das Metrum übersetzte, was sie im Original hat.

Ihm

Ihm folgt itzt der Nachahmer Heer. Freylich entgehen wir einem großen Uebel durch diesen Zwang in der Wahl des Metrums: den fremden Auswüchsen, dem matten Gewäsche. Aber, wie leiden wir auf andre Art dafür! Welche Verderbung der Sprache! Welche polternde Rauhigkeit der Verse, oder auch nur der Perioden, wenn man sie auch gern als Prosa lesen will! Welche gänzliche Verkehrung des wahren Sinnes! Man sehe zur Probe die Lübecker Uebersetzung, die vor ein paar Jahren erschien, — und die gegenwärtige, ob sie gleich besser ist als jene. Exempel sollen es beweisen. Aus des 3 Buchs 16 Ode: Quanto quisque sibi plura negauerit, u. s. w.

Wie weit mehreres sich jemand versagen kann,
Um so reichlicher wirds werden ihm! Hin zu Euch,
Nichts begehrende, ruft meine Begierde, sie
Zu verlassen, die Reichen! mich,

Eines Gütchens, fürwahr! größeren Herrn, als wann
Ich, ein Darbender bey Vorrath, einerndtete,
Was auch immer nur der Pflüger Apuliens,
Nie verdrossene Pflüger, baut!

Welche harte verworfne Konstrukzion! welche stolpernde Skansion! — 2 Buchs 3 Ode:

Bewahre dir, o sterblicher Delius,
Ein Herz, das ruhig duldet das Misgeschick,
Das in beglückten Zeiten sich der
Brausenden Lust zu enthalten wisse,

Du magst nun traurig leben die Lebenszeit,
Magst jeden Festtag dich nun beseligen
Mit ächtem Oel Falernerweines,
Ruhen auf schwellenden Wasen, wo die u. s. w.

Wer sieht hier eine Verbindung der zwoten Strophe mit der ersten? Oder die Verbindung, die etwa durchschneidet, wie ganz ist sie gegen den Sinn des Originals, nämlich: Sey immer ruhig! du magst traurig leben, oder frölich! (ob dieß gleich fast kein vernünftiger Gedanke ist.) Im Original schließt sich die erste Strophe mit den Worten: moriture Deli, und dann beginnt in der zwoten der Unterschied selbstgewählter Lebensarten. Also: sey ruhig, Delius, der du doch sterben mußt, einmal die Welt verlassen mußt, du magst nun traurig u. s. w.

Wie da von tiefgefallenem Schnee umglänzt
Sorakte aufragt; niedergebeuget von
Der Last die Wälder wie schon brechen, — —

Diesen Fehler, das wiederholte Wort zu weit wegzuwerfen und nach Belieben nur dahin einzuflicken, wo ihm gerade eine Sylbe fehlt, mögen wir kaum mehr rügen, da er ihn so oft begeht. So auch das zu häufige Weglassen der persönlichen Fürwörter: ich, du; die harten Elisionen; die beleidigenden Hiatus; die ganz verkehrte Vertheilung des Tons und des Nachdrucks auf einem Wort; die öftere Auslassung des Bindeworts und; die ganz unnöthigen und zweckwidrigen Wiederholungen eines Worts, die bloß den Vers ausfüllen sollen. Nur müssen wir dem Uebers. sagen, daß es ein Sprachfehler ist: „die unter bösem Vogelsange sich erneute Macht von Troja." Erneut ist das Participium des Passivums, statt: die Macht die erneuet worden ist, sagt man: die erneute Macht; allein das Aktivum: die erneuet hat, kann kein Participium: erneuet geben. Der Mann, der die Kirche erneuet hat, heißt nicht: der erneute Mann, oder der die Kirche erneute Mann; das fühlt ein jeder; aber nach eben der Regel und eben so wenig kann man sagen: die sich erneute Macht, statt: die sich erneut hat; denn das Reciprocum wird nicht anders gebeuget als das Aktivum. — — Bey allem dem zeigen sich hin und wieder Spuren, daß, nach längerer Arbeit, nach reiflicherm Studium der deutschen Sprache und Prosodie und des römischen Dichters, unser Uebersetzer vielleicht sehr glücklich im deutschen Ausdruck seyn würde. Davon überzeugen uns einzelne, zum Theil auch neugemachte, Wörter, und im Ganzen die beyden Oden: Vlla si iuris tibi peierati, und Audiuere, Lyce, Dii mea vota; wo man aber auch noch viele Fehler abrechnen muß.

Schlesische Anthologie. Herausgegeben von Karl Friedr. Centner, der Arzneywissenschaft Doktor. Experiamur. *Virgil.* Zweyte Sammlung. Breslau und Leipz. bey Gutsch 1774. 17 B. in 8.

Die erste Sammlung ist zu ihrer Zeit angezeigt worden. Itzt ist der Hr. Herausgeber nicht mit solchen Anzeigen zufrieden, die sein Werk so ansahen, als hätte er dadurch den

Beweis zu führen übernehmen wollen: daß Schlesien auch Dichter habe. Vielmehr, sagt er, sey das seine Absicht, jungen Genies Gelegenheit zu verschaffen, sich zu produciren. — Nichts davon zu sagen, daß das Amt eines Ehrenretters, eines Aufsammlers verkannter und ungeachteter Schätze weit ehrenvoller ist, als die Errichtung einer öffentlichen Bude, wo Jeder seinen Kram ausstellen kann, der Lust und Belieben trägt; so war die Einrichtung des ganzen Werkes so, daß jene Urtheile völlig gerechtfertigt werden. Das beweist der **Titel** der Schrift, die **Vorrede** des ersten Theils, und die Einrückung so mancher Gedichte, deren V. nicht erst durften bekannt gemacht werden, z. E. von **Tralles**, der **Karschin**. Allein, es fehlte wohl jetzt an ausgearbeiteten Gedichten, wodurch das poetische Verdienst der Schlesier könnte bewiesen werden; und man sah sich also genöthigt, jugendliche Versuche, und Stücke ohne Namen aufzunehmen. Um dieß zu rechtfertigen, sagt die Vorrede dieser Sammlung: eben diß sey vom Anfang die Absicht des Herausgebers gewesen. — — Doch genug davon; zum Werke selbst! Nur **Straube** und die **Karschin** sind genannt (von jedem sind zwey Gedichte eingedruckt); alle Uebrige sind Ungenannte. Der Verf., der den Anfang macht, ist der fleißigste Mitarbeiter gewesen. Er hat auch eine weitläuftige Vorrede gestellt, worinn er sehr wichtig thut, die wir aber überschlagen. Seine Gedichte sind: 1) **Lieder für das Volk in Städten.** Ein verdienstliches Werk, wenn man dem gemeinen Bürger, dem Handwerker, dem Arbeitsmanne das Herz bessert, den Geist erhöht, Freude und Zufriedenheit mit seinem Stande einflößt! Allein der Verf. scheint wohl nicht den rechten Ton dazu getroffen zu haben. Er ist zu kalt, zu philosophisch, oft auch zu gelehrt, zu weise. Wie soll alles das Eindruck beym **Volke** machen? Hier ist nichts Kräftiges, Herzandringendes, Sinnliches; nichts Frappantes für Ohr und Herz und Verstand und Gedächtniß. Was soll den Handwerker antreiben, diese Lieder zu seinem Lieblingsgesange, seiner Begleitung auf Arbeit, seiner Erholung in Ruhestunden zu machen? Die schönen Lehren darinn? O dazu hat er sein Kirchengesangbuch. Gewiß hat der V. wohl nie über **Volkslieder** nachgedacht. Ein Lied voll naiver Süßigkeit schreiben wir daraus ab, das sich unter diese Lieder verirrt hat:

Der erste Veilchenstraus.

Lieber ist das Sträuschen mir
Als des ganzen Lenzes Zier;

 Denn

Denn es sind die ersten Veilchen,
Und es kostet mich ein Mäulchen.

Heinrich nahm, da er mirs gab,
Mir dafür ein Mäulchen ab;
Und es war sein erstes Mäulchen,
Und es sind die ersten Veilchen.

Darum sind sie theuer mir;
Und ich nähme nicht dafür
Von der Dam' im Gallakleide
All ihr köstliches Geschmeide.

Uebrigens ist der V. bloß ein Nachahmer **Gleims**, sogar in den ihm eigenthümlichen Nachlässigkeiten. 2) **Minnelieder.** Es sind ziemlich getreue Uebersetzungen aus den alten **Minnesängern**, doch ohne große Lieblichkeit. 3) **Petrarkische Gedichte.** Auch fast Uebersetzungen des Italiäners. Nur begreifen wir nicht, warum er uns nicht weit vortrefflichere kraftvollere Stücke geliefert hat, die im **Petrarka** doch so häufig sind, bald rührende Elegien, bald erhabne Oden. Statt dessen haben wir hier kleine Sonnette, die nur einen künstlich gedrehten Gedanken enthalten, und im Deutschen völlig unbedeutend geworden sind, da sie ihren poetischen Glanz und ihren Wohlklang, den sie im Original hatten, verloren haben.

Sonst ist in der ganzen Sammlung wenig Merkwürdiges; allenfalls noch ein Gedicht: **der Donner**, von einem **Juden**, der aber kein gebohrner Schlesier ist. Unter den einzelnen Stücken sind auch recht elende, vornämlich die launigt seyn sollen, z. E. S. 244. auf eine Hochzeit.

Neue Fabeln. Berlin. 1775. 10 Bogen in 8.

Es sind Fabeln, mehr für Männer geschrieben, als für Kinder. Die darinn gelehrten Moralen zeigen eine genaue Kenntniß aller Schwachheiten und Falten des menschlichen Herzens, eine Bekanntschaft mit der Denkungsart und den Thorheiten der großen Welt, und Wärme für Tugend, Freyheit, Natur. Die mehrste Zeit ist der Ton satyrisch, und der Spott ist gewiß immer treffend und scharf. Die Gegenstände sind nicht unerhebliche Fehlerchen, oder bekannte Gemeinsätze der Sittenlehre; sondern tiefliegende Unarten, und vornämlich die Modethorheiten der itzigen Zeit, z. E. die Projekten

setzen über die Finanzen, das Pränumeriren, der Misbrauch des Worts **Verdienst**, das Lob, was einem guten Maler oft vom Bruder Dichter wird, daß er sich verkriechen möchte, die Republik der Gänse, wo Alle schreyen, wenn einer anfängt, das unverbesserliche Volk der Krebse, das erbost mit der Scheere kneipt, wenn man es belehren will, die Tyranneyen des Fürsten gegen seine Unterthanen, u. s. w. Ein paar Fabeln wollen wir abschreiben, und so können die Leser selbst sehen.

Das Großmütterchen.

„Ein altes Mütterchen kam mit ihren Enkelinnen aus „der Kirche nach Haus. Die Mädchen hatten eine fremde „Jungfer aus der Stadt wahrgenommen, und konnten ihre „Schönheit nicht satt loben; **denn sie waren Landmäd-„chen.** In meinem Leben hab' ich keine so feine Haut gese-„hen, sagte die Eine. Hast du auch das schöne Haar be-„merkt? fiel ihr die Andere ein, und die pechschwarzen Augen? „Aber den wohlgebildeten korallenrothen Mund, schrie die „Dritte. Ich hätte sie nur gleich küssen mögen. Habt ihr „sie auch gesehen, Großmutter? fragten alle drey zugleich. „Ja, sagte die Alte. Ihr habt Recht. Die Fremde wäre „eine vollkommene Schönheit, wenn ihr nur nicht ein Zahn „fehlte. Ums Himmels willen! sagte die Jüngste, wie habt „ihr dieß durch eure Brille wahrgenommen? Wir haben sie „die ganze Kirche hindurch betrachtet, ohne diesen Fehler zu „bemerken. Meine lieben Kinder! versetzte die Großmutter, „dieß kömmt daher, weil ihr noch alle eure Zähne habt. „Von dem Tag an, (und ich gedenke mirs noch, als ob es erst „heut geschehen wäre,) da ich meinen ersten Zahn verlor, fieng „ich an, allen Menschen, die mir begegneten, in den Mund „zu sehen.

„O gutes Mütterchen! gerade so geht es auch mit den „moralischen Zahnlücken. Und doch ist man so geschwind mit „dem Tadel über der Zunge."

Eine nicht gemeine, und sehr wahre Bemerkung. Nur der entdeckt oft einen Fehler, der aus Argwohn scharf darnach siehet, und nur der argwohnet ihn, der des Fehlers Möglichkeit bey sich selbst erfahren hat; Unschuldigere können ihn sich kaum denken, also auch nicht vermuthen. Darauf gründet es sich, wenn der tragische Dichter sagen läßt: **O Norton, du mußt ein großer Bösewicht gewesen seyn, daß du mich so erräthest.**

Die zwey Kamele.

„Dem türkischen Heere folgten zwey Kamele, welche „Brüder waren, aber das ungleiche Schicksal hatten, daß das „eine einem Bassen, und das andre einem gemeinen Araber „zugehörte. Jenes war schwer beladen, aber mit persischen „Teppichen behängt, und mit einem prächtigen Federbusch ge„ziert; dieses hingegen trug unbedeckt die leichte Geräthschaft „seines armen Herrn. Einst hatte der Araber etwas Beute „gemacht, die er ihm auflud. Da fiel es alle Augenblick auf „die Knie nieder, und wollte nicht weiter gehen. Der Soldat „entrüstete, und sagte zu seinem Lastthier: solltest du dich nicht „schämen, Niederträchtiger, daß du dich weigerst, eine so ge„ringe Bürde zu tragen, wenn dein Bruder dort mit flüchti„gem Tritte unter weit größeren Lasten freudig vorauswan„dert. Das Kamel that seinen Mund auf, und antwortete: „Wie magst du doch meines Bruders muntern Gang loben. „Es ist entweder Stolz, so schön sich geschmückt zu sehen; oder „die Gewohnheit, mit schwerem Gepäcke beladen zu seyn; oder „das reichlichere Futter, so er bekömmt; oder — Daß dich „der Fluch des Propheten mit deinem Oder treffe! schrie der „Araber, indem er seinem Kamel die Lanze in den Leib stieß. „Ist es dir nicht genug, eine träge Bestie zu seyn, daß du „auch die guten Eigenschaften Anderer zu verkleinern suchst, „weil sie besser, als du, sind?

„Der Geist unsrer Modemoralisten muß aus dem Kamel „des Arabers gesprochen haben, die uns in Thiere verwandeln „wollen, weil wir nicht Engel seyn können. Auch Tugenden, „denen die Menschheit anklebet, sind besser für die Welt, als „gar keine.“

Nur das Einzige haben wir bey dem Verf. zu wünschen, daß er sich sorgfältiger um die Richtigkeit des deutschen Ausdruckes bekümmert hätte; denn nur zu häufig kommen Verstoßungen gegen die grammatikalischen Regeln vor, z. E. ein unrichtiger Kasus, vornämlich bey Präpositionen. — Sonst ist es gewiß völlig von seinem Büchlein wahr, was Horaz vom lobwürdigen Schriftsteller fodert: miscuit vtile dulci.

M. G. Lichtwers Fabeln in vier Büchern von dem Verfasser selbst herausgegeben. Vierte Auflage, mit Kupfern. Berlin und Stralsund bey Lange 1775. 12½ Bogen in 8.

Die heftige Vorrede der dritten Auflage ist wiederum abgedruckt, worinn er aus der Bibel und dem Keyser beweiset, daß jener fremde Herausgeber und Verbesserer seiner Fabeln unrecht gethan hat. Indessen that ihm der Mann doch einen wahren Dienst, er machte ihn der Welt bekannter, und ihn selbst zugleich auf einige seiner Fehler aufmerksam. — Veränderungen haben wir in dieser neuen Auflage fast gar nicht angetroffen, wenigstens keine von einiger Erheblichkeit. Da wir also nichts Neues hier anzuzeigen haben, so wollen wir es bey dieser Gelegenheit gern mit Vergnügen noch einmal laut sagen, daß dieser Fabeldichter an Witz, an Lustigkeit, an einzelnen Schönheiten und Stärke des Ausdrucks, an gedachter Moral von keinem andern übertroffen wird, und daß er es sehr verdienet, in seinem Fache ein Lieblingsdichter der Nation zu seyn.

Joseph der Zweyte, geschildert von K. C. Edlen Herrn und Graven zur Lippe. Leipzig bey Heinsius 1774. 2 Bogen in 8.

Es ist immer angenehm, einen großen Mann genau kennen zu lernen, und willkommen war uns darum auch diese Schilderung. Allein, es gab nur wenig Tacitusse, Svetoniusse, die mit leicht hingeworfnen Zügen und kleinen Pinselstrichen ein Bild darzustellen wußten, daß es lebte. Wir tadeln es gar nicht, daß der Verf. sich so sehr ins Detail eingelassen hat, uns zu sagen, wie der Kaiser seine Locken und wie er seinen Zopf trägt. Nur wünschten wir dieß Detail auch bey der Schilderung seines Geistes, statt der bloßen Herrechnung seiner Tugenden, die er besitzt, und der allgemeinen Beschreibungen. Warum heißt es nur: „er ist in unterschiedenen „Sprachen geübt,“ ohne dabey zu sagen: in welchen? ohne zu melden: welche er zum vorzüglichsten liebt? Warum sagt der Verfasser: „Er studiret den ganzen Tag bis zum Abend,“ ohne uns zu belehren: was sein Haupt- sein Lieblingsstudium ist? — Welchen unter den alten oder neuern Helden liebt er zum mehrsten? wem sucht er zum mehrsten nachzustreben? Ist sein Herz ganz der Freundschaft verschlossen? und solcher Fragen kann man hundert aufwerfen, die der Verf. alle unbeantwortet läßt. Vornämlich aber wunderte es uns, nie kleine Geschichtchen, einzelne Ausdrücke von Ihm Selbst, u. s. w. angebracht zu sehen, die doch so sehr charakterisiren.

Diese Schrift ist, vermuthlich für die Unterthanen des Kaisers, die kein Deutsch verstehen, ins Neugriechische übersetzt. Zum Vergnügen mancher Leser, die wenig Gelegenheit haben, diese Sprache zu sehen, wollen wir den ganzen Titel und die Anfangsperiode herschreiben; jener ist, oder vielmehr soll altgriechisch seyn, diese aber ist, wie das ganze Buch, neugriechisch.

Ιωσηφ ὁ δευτερος, ἠτοι περιγραφη και παραστασις των χαρακτηριστικων ἰδιωματων τȣ νυν πανευκλεως βασιλευοντος Αὐτοκρατορος τῶν Ρωμαιων. Εκ της γερμανικης γλωσσης ἐις την κοινην των Ἑλληνων διαλεκτον μεταγλωττισθεισα και ταυνι πρωτον γραμμασι τε και ἑλληνικοις τυποις ἐκδοθεισα, ὑπο Κωνστ. Αλεξ. Φιλιππιδȣ τȣ Γαϊȣ, τȣ παναγιȣ και ζωοδογȣ ταφȣ της Ιερȣσαλημ ἱερεως, της κρατιστοτατης και γαληνοτατης Αὐτοκρατορος των Ρωμαιων της τε Οὐγγαριας και Βοημιας Βασιλισσης, της Αὐστριακης βȣλης συμβȣλȣ. Εν Βιεννη της Αὐστριας, Παρα Ιωσηφ τῳ Κυρζβεκ, τῷ Αὐτοκρατορικῳ και Βασιλικῳ, Ανατολικῳ τε και Ιλλυρικῳ τυπογραφῳ. Εν ετει ᾳ ψ ο γ.

„Sein Ansehn ist frey, die Augen scharf, die Stirne bedeutend, die Nase etwas gebogen, das Gesicht offen, die Bildung schön, sein Blick allemal ernsthaft, aber gütig; die Haare trägt er frey aus dem Gesicht, etwas leicht und friserisch, ohngekräuselt, zurechtgelegt; sie sind blond von Natur, auf dem Vorkopf kurz abgeschnitten; zu jeder Seite trägt er eine leichte Locke, und der Zopf ist mit Band geflochten.“

Η θωρεια τȣ ἐιναι ἐλευθερα· τα ὀμματα τȣ ὀξεια· τα μετωπιον τȣ σημαντικον· ἡ μυτη τȣ ὀλιγον τι κυρτη· το προσωπον τȣ ἀνοικτον· το ἐιδος τȣ ὡραιον· το κοιταγμα τȣ παντοτε σεμνοπρεπες, ἀλλα και ἐπιεικες· τα μαλλια της κεφαλης τȣ, τα φορει ὀπισω ἀπο το προσωπον, με καπποιον εὐκολον και ἱπολεμικον τροπον· τα ὁποια δεν ἐιναι τζιακραβα, ἀλλ' ἰσια, και ἐκ φυσεως ὑπολευκα· ἐις το ἐμπροσθινον ἀπισμιστακιον μερος της κεφαλης τȣ κοντακουρεμενα· και ἐις το ἐνα και ἐις το ἀλλο μερος των μηλιγγιων φορει μικρον τζουλουφιον· την δε κλωσαν τȣ, την ἐχει περιτυλιγμενην με ταινιαν, τȣτεστι ποιτλεκαν.

Neue geistliche Oden und Lieder von Johann Andreas Cramer. Lübeck bey Donatius 1775.

Neue

Neue geistliche Oden und Lieder von J. A. C. Erste Fortsetzung. ebend. (mit fortlaufender Seitenzahl) zusammen 9 Bogen. gr. 8.

Die Vorrede ist ehrlicher als der Titel. Neue! 1775! Wer sollte da nicht denken, Cramer hätte während seines Aufenthalts in Lübeck neue geistliche Lieder in den Druck gegeben? Allein, es ist nur ein vom Hrn. Donatius herrührender Abdruck der Lieder, die in des Verf. bekannten Andachten in Betrachtungen, Gebeten, und Liedern, stehen, nebst zwey aus der Sammlung vermischter Schriften. Uebrigens soll die Vorrede auch beweisen, daß dieß ein dem Verleger der Andachten unschädlicher, ja sogar nützlicher Abdruck, bey Leibe aber kein Nachdruck sey.

Me.

Neuere und letzte Sinngedichte von Myriandern. Nürnberg, bey Schwarzkopf, 1776. 5½ B. 8.

Die letzten? Topp! Herr Myrlander. Aber Sie halten gewiß nicht Wort, so wenig wie das letztemal, da Sie ihr Wort gegeben haben, ihren sogenannten poetischen Lebenslauf zu beschließen — Herr Myriander führt den Namen mit der That. Er hat schon, ohne die gegenwärtigen Sinngedichte, auf 1600 herausgegeben, wovon die erste Sammlung im J. 1750, so wie die folgende größere im J. 1756. erschienen, und nicht ohne Beyfall, bevorab in dem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, recensiret worden. Wie es denn aber allerhand besondere Ursachen giebt, warum Dichter die Früchte ihres Geistes der Welt nicht zu entziehen vermögen, so ist auch unser Dichter durch eine der sonderbarsten, gleichsam bey den Haaren zur Verfertigung dieser seiner Gedichte gezogen. Er hat nämlich, welches wir herzlich bedauern, durch einen Sturz mit dem Wagen sein linkes Auge eingebüßt, und deswegen, um sein rechtes Auge zu schonen, von diesen Gedichten

Die meisten in der Nacht
In finstrer Ruhstätt ausgedacht.

Das könnte seinen Versen nun wohl die Nacht der Vergessenheit bedeuten. Auch möchten wir ihm mit seinem zweyten Epigramm antworten:

Rühmt Grand, er pflege stets fürs Publicum zu wachen
Bey euch und andern sich; so denk ich so bey mir:
Er wird das Publicum sich mehr verbindlich machen,
Wenn er für dieses schläft, als wenn er wacht dafür;

wenn wir nur wüßten, was es hieße, für das Publicum schlafen. Doch wir müssen wohl säuberlich mit einem Manne verfahren, der sich getrauet, den Herren **Kästner** und **Lessing**, als Epigrammatisten, sich an die Seite zu stellen, und sich sehr darüber aufhält, daß gewisse Kunstrichter haben verordnen wollen, es solle sich kaum jemand mehr unterfangen, mit deutschen Sinngedichten hervorzutreten, seitdem die gedachten Herren mit den ihrigen zum Vorschein gekommen, welches ihn destomehr befremdet, da er schon seit 1750. in possessione vel quasi gewesen, Sinngedichte zu machen, und sich auch bisher in dem unverrückten Besitze dieser Freyheit erhalten hat. Dafür müssen es aber auch jene Herren entgelten, und sich einen Theil ihrer Sinngedichte von unserm Myriander ausmerzen lassen. Dem sey nun wie ihm wolle, unter den 254 hier gelieferten Sinngedichten haben wir kein einziges erträgliches finden können. Ein großer Theil enthält Neckereyen auf buhlerische Weiber und Mägdchen, die manchmal ins schmutzige fallen, welches für einen Mann, der schon einen Fuß im Grabe hat, nicht schicklich ist. Die Satiren sind herzlich plump. Die Sprache ist hart, gezwungen, provinzialisch. Ob die Herren Vorsteher des in der Haupt- und Residenzstadt München preißwürdigst errichteten **Magazins für das Nützliche und Schöne**, denen sich der Verfasser, als ein gebohrner Bayer, mit vielen Kratzfüßen empfiehlt, diese Epigrammen in Schutz nehmen werden, mag die Zeit lehren. Uebrigens kann der Verf. sicher seyn, daß er sich geirret hat, wenn er zu seinem Büchlein sagt:

Sollte dir kein falsch Gerücht
Zu der Gunst den Weg verschließen,
Hätte **Bayerland** dich nicht,
Sondern **Sachsen** zeugen müssen.

Gedichte zweyer Freunde. Wien, 1775. bey Kurzböck, 5 Bogen 8.

Nicht übel, wiewohl doch die Feile noch nöthig thut, auch einige Stücke der übrigen guten nicht würdig sind. Die rühren-

rührende Erzählung, Ali und Fatime, ist sehr gut gerathen, und vielleicht ist dem Verfasser in dieser Gattung von Gedichten die Muse besonders günstig, wenn er sich weiter darinne versuchen will. Er hätte seinem Freunde, der sich in scherzhaften Gedichten geübt hat, widerrathen sollen, einige von seinen Stücken, als das, die Zauberinn oder die schnelle Bekehrung, drucken zu lassen. Letzteres enthält einen unschicklichen und albernen Spaß, jenes harte Verse, als:

Hat sich das ganze Chor
Der Liebesgötter in
Dein blaues Aug gesetzt!
Wozu so vielen Reitz!
Auf ewig haltet mich
Der kleinste Theil davon
In deinen Ketten fest.

Dergleichen Gedichte müssen sehr gefüllt seyn. Provinzialismen laufen auch mit unter; als, haltet statt hält; verlasset statt verlässet; gen statt gegen. Eine Atmosphäre von Schmerzen oder angedonnert da stehen, sind Ausdrücke, die wir wegwünschten.

Gedichte von Ignaz Cornova. Prag, 1775. bey Gerle, 9 Bogen, 8.

Es ist angenehm zu sehen, wie der gute Geschmack auch in Böhmen sich immer mehr verbreitet. Diese Gedichte des Herrn Cornova erwecken einen sehr günstigen Begriff von der Cultur der deutschen Sprache und Poesie in einem Lande, das mancher für unfähig zur Verpflanzung unserer Dichtkunst gehalten haben mag. Herr C. hat Feuer, Reichthum an Bildern und Gedanken, und wird auch künftig, wenn er unsere guten Dichter noch mehr studiret, seinen Gedichten mehr Wohlklang geben können. In den gereimten Gedichten kann man mehrentheils in Absicht auf den Wohlklang ziemlich zufrieden seyn; nur die reimlosen sind oft holpricht, nicht allein in Absicht auf den Ausdruck, sondern auch auf die Gedanken selbst. Wir wollen darum dem Verfasser besonders das Studium unserer etwas ältern Dichter, als Hagedorns, der Verfasser der bremischen Beyträge und anderer, bis gegen die Zeit der Bardenlieder, empfehlen, und noch ganz freundschaftlich,

so viel es, ohne dem Leser dadurch beschwerlich zu werden, geschehen kann, einige Erinnerungen machen — Solche hiatus, wie Muse ab, sengte-er, müssen in guten deutschen Gedichten nicht vorkommen. Die Partikel und, oder der Artikel der, die, das, das Pronomen dein dürfen keinen Vers schließen. So sind auch die Zeilen

Als ich mich Mutter deinem schmeichelnden
Arm oft entzog, und hin zum Baume lief,

hart. Die Uebergänge (enjambemens) geben immer eine Dissonanz, die der Dichter sorgfältig auflösen muß — Ohne dir muß heißen ohne dich — Ein nagender Kummer, der hatte, ist wegen der Einflickung des Artikels selbst im gemeinen Leben nicht fehlerfrey. Man sagt nicht leidentlich, so nimm ich ihn, er messet, mitsammen, zeitlich, (mature) sondern leidlich, so nehm' ich ihn, er mißt, zusammen, zeitig. Denn zeitlich wird dem ewigen entgegengesetzt — Dein Lied, das, seit Apollo zum Olymp gekehrt, die Flur allein beweidete, (S. 45.) ist unverständlich. Beweiden heißt nicht erfreuen, wie es heißen zu sollen scheint — Verkost von dir reicht mir ihn (den Becher) deine Hand (S. 76) ist auch nicht deutsch — Die frohe Post ist in Prose nicht gut; aber Wisch von einer Schilderey gar unanständig. Im Grunde sind dies Kleinigkeiten, die Hr. C. bey einem fernern Studio der deutschen Sprache leicht wird verbessern können, die er aber auch nothwendig verbessern muß, wenn er von Deutschen gelesen seyn will. Anstößiger sind folgende Verse, (S. 85) worinn gegen eine Grundregel der Metaphern gesündiget wird:

So war der Name: Tod (dem frechen Spötter
Entsetzen, wenn sein Bogen rauscht)
Der Christin Lippen süßer als der Bienen Arbeit,
Dem Ohre Harfenklang.

Folgende enthalten ein sehr wunderbares Bild (S. 121.)

Ach daß sich uns nun ewig die Lippe schloß,
Von welcher oft die göldene (goldene) Kette sich
Mächtig geschwungen, und den Kreis der
Horchenden Freunde an dich gefesselt.

Man stelle sich dies einmal gemalt vor. Es kommen freylich mehr solche tadelhafte Stellen vor; dennoch scheinen uns die

Gedichte

Gedichte aller Aufmerksamkeit werth, und wir sind geneigt, uns von dem Verf. auf das künftige viel zu versprechen.

Gesänge. 1776. 6 Bogen. 8.

Wir möchten wohl sehen, was derjenige für einen Mund machen würde, der diese Gesänge singen wollte. Ihr Wohllaut ist wie das Pfeifen eines ungeschmierten Wagenrades. Erhaben sind sie so sehr, daß wir zweifeln, ob der Verf. sich immer selbst verstanden hat. Gleich in dem ersten Stücke, die Danksagung, sagt der Verfasser, er wolle den Schöpfer loben, wenn er ißt und trinkt, wenn der Weinhauch in kleinen Wölkchen um seine Seele hinwebt.

Wein, mit giftigem (geistigen etwa) Golde vergoldet, die
Weinhauchwölkchen, so schön, wie die Jugend
Des Himmels, leuchten und
Um die Taumelnde ziehn, u. s. w.

Der Verf. hofft noch in jenem Leben zu zechen. Seinen Freund ermahnt er, zu lächeln, selbst wenn der Tod seine Fackel umstürzen will.

Stürz' er sie um! Badet, o Freund!
Dann des Weines Wonne dich doch,
Die nicht, wie itzt, blicklich verraucht,
Ohne Blicke zu zählen, währt.

Wenn der Dichter seines Mägdchens Aeuglein anschauet, so alsdenn lacht es bey ihm gar über und über:

Flugs durchfliehet
Waltig Feuer
Waltig Feuer
Seinen Geist.

Der Verfasser scheint überhaupt von den Wörtern gerne ein Stück vorne wegbeißen zu mögen. So sagt er S. 86. die Zehren, nach ich dürste, und gleich kühn ist er in den Uebergängen. Ohne Bedenken endigt er eine Strophe mit dem Artikel, und fängt die folgende mit dem Nennworte an. Das alles schmeckt verzweifelt nach einem schalen Kopfe, der gern wie ein Genie betrachtet werden wollte.

Nereis, in vier Gesängen, von J. C. L. Fresenius, Frankfurt und Leipzig. 1776. 4 Bogen. 8.

Der Anfang lautet, wie folget:

Singe, zärtliche Muse, zweyer liebenden Treue,
Und die schwarze Thaten eines grausamen Vaters.

Und so durch und durch sind die Hexameter äußerst holprigt, die Tonmessung ist höchst vernachlässigt, die ganze Ausführung ist sehr sonderbar, daß man wohl sieht, der Verf. der manche andere gute Gaben haben mag, sollte sich mit dem Dichten nicht abgeben. Außer den schon angeführten Zeilen mögen folgende noch zur Probe dienen, wo der Verf. seine Liebenden, wohlhergebrachtem Gebrauch gemäß, nach vielen ausgestandenen Trübsalen, ins Ehebette zusammen bringt.

— Nun knüpfte Hymen, nach den heiligsten Schwüren,
Und nach vollendetem Opfer, eng die schamhaften Bande,
Scherzend jagten sich Liebesgötter rund um das Lager,
Und der Mond leuchtete schalckhaft dem unruh'gen Paare.

Die Gelassenheit im Leiden. An die Frau B**. Ein Gedicht von Ed. Young, übersetzt von J. A. Ebert. Dritte verbesserte Auflage. Braunschweig, in der Waysenhausbuchhandlung, 1776. 4 Bogen, gr. 8.

Wenn man die meisten unserer neuen Dichter lieset, so glaubt man rauhe Prose vor sich zu haben; und wenn man Herrn Eberts Prose lieset, so wird man irre, ob man sie nicht für Poesie halten müsse.

Pz.

Epigrammatische Gedichte von M. C. G. H. Sunt bona, sunt quaedam mediocria, sunt mala plura, quae legis hic. Leipzig, Müller. 86 S. 8.

Der Verf. muß, wo nicht Selbsterkenntniß, doch wenigstens Ahndung von dem Werthe seines Werkes gehabt haben, als er das Motto niederschrieb. Vorzüglich sind die theolo-

theologischen Epigrammen, erbärmlich. Der Verfasser mag sich vorgenommen haben, seinen Zorn gegen die Weltweisen und kritischen Erklärer der Bibel, besonders aber gegen gewisse schädliche Leute, die er Toleranten nennt, auszulassen. Da er nun aber wohl von Natur ein wenig zornig, aber auch nicht einmal nur ein wenig witzig zu seyn scheint; so läßt sich leicht erachten, was für lahme Epigrammen er machen müsse.

Um den Mann einigermaßen unsern Lesern bekannt zu machen, wollen wir doch ein Paar von den Dingern hersetzen.

Auf einen toleranten Theologen:

Wieviel hält von der ersten Pflicht
Des Christenthums ein Tolerante nicht!
Er liebet Gott, lacht, wenn ihn andre schmähen,
Und achtets gar für kein Vergehen.
Er haßt der Wahrheit großen Freund,
Und tolerirt den Bibelfeind.

Ueber die Philosophie:

Fr. Itzt da die Welt so viel von starken Geistern spricht,
In unsern Tagen voller Licht,
Wie heißet man den ärgsten Bösewicht,
Der in der Stadt und der bey Hofe
Frech von dem Allerhöchsten spricht?
A. Der, Freund, der heißt ein Philosophe.

Das gute Papier! Wozu muß es sich nicht brauchen lassen!

Az.

Louise oder der Sieg der Unschuld, ein Originaldrama in fünf Aufzügen von Heinrich Ferd. Möller, Mitgliede der von Bruniantisch. Gesellschaft. Prag bey Gerle 1775. 136 S. 8.

Ein Uebungsstück eines angehenden dramatischen Dichters, den die Muse, nach seiner Aussage, erst seit einem halben Jahre holdselig angeblickt hat. Die Erfindung der Geschichte gehöret ihm diesmal nicht zu; aber er versichert, daß es eben keine Hexerey für ihn seyn würde, selbst eine Fabel zu erfinden, wie die Folge vielleicht noch lehren werde. Künftigen

zen Frühling verspricht er schon einen ganzen Band von seiner Manufactur nebst einer längern Vorrede, und schließt seine Ansprache ans Publicum mit der Betheurung, daß er gewiß und wahrhaftig sich selbst der strengste Kritiker seyn werde. Diese Vorrede ließ uns nicht viel gesundes vermuthen; doch das langweilige und wässerige des Dialogs, der nicht durch die kraftlose Würze theatralischer Exclamationen und Metaphoren besser wird, abgezogen, geht die Handlung des Stücks ganz gut von Statten, daß mit Beyhülfe der Theaterspiele, wenn alles gut executirt wird, die Zuschauer mehr Unterhaltung dabey finden dürften als die Leser. Nur dieses finden wir gegen die Fabel selbst zu erinnern, daß der Gang derselben zu bekannt und abgenutzt ist. Daß die Tante die Nebenbuhlerin ihrer Niece wird, aus Eifersucht diese letztere tyrannisiret und alles in Bewegung setzt, ihren Liebhaber ihr zu entreissen; daß dieser aber kein Thor ist und die alte für die junge nimmt, sondern seine Geliebte lieber entführet, wenn er sie nicht mit Gutem bekommen kann, die Tante darüber so aufgebracht wird, daß sie dem zärtlichen Paare die Wache nachschickt, und nun, da die Liebenden auf ewig sollen getrennet werden, ein großmüthiger Freund sich ins Mittel schlägt, die Absichten der Alten vereitelt und das junge Paar glücklich zusammen bringt; das ist eine so abgedroschene Materie, die aller Modificationen ungeachtet, die dabey können angebracht werden, nichts anziehendes mehr hat.

Der V. erhebt die Hauptpersonen seines Stücks in den Grafenstand: da ist es nun unschicklich, daß die Hochgräflichen Excellenzen einander mit sogar pöbelhaften Schimpfwörtern z. B. verfluchter Krokodill, Meerkatze, Wohnplatz aller teuflischen Bosheit u. dgl. mehr regaliren. Die Sprache des V. ist ziemlich rein, außer daß ein paarmal gewunschen und verwunschene Prinzessin mit unterläuft. Mit der Lieferung des ersten Bandes der Arbeiten des V. in künftigem Frühling hat es eben keine Eil, das Publicum wird sich gedulden.

Der Greis ein Lustspiel in ungebundener Rede und drey Aufzügen von J. M. L. aufgeführet auf dem churfürstlichen deutschen Theater in München, 1774. im Verlag bey J. N. Fritz 5 Bog. 8.

Ein empfindsam seyn sollendes Stück. Das Sujet ist aus den beliebten gleichfalls empfindsam seyn sollenden Reisen durch die Visitenzimmer genommen, und noch dazu jämmerlich verzerrt. Wie kann es einer Frau, wenn sie nicht rasend ist, einfallen, einen Armen, dem ihr Gemahl einen Teller Essen geben läßt, und bey seinem Gesinde ein Nachtquartier anbietet, durch eine sehr närrische Intrigue zu Schiffe nach Amerika fortschaffen zu wollen? Thut sie das aus Geiz, oder aus Haß gegen ihren Bedienten, dessen vermeynter Vater der Alte ist? das ist nicht zu ergründen; genug es gefällt dem V. diesen Greiß recht viel leiden zu lassen, und es fehlt wenig, daß er nicht von dem Cizisbeo der Madame gar ermordet wird, um der Zuschauer Mitleid gegen ihn recht rege zu machen: denn auf einmal offenbart es sich, daß der Alte des Hrn. Vanderfield Vater, der Bediente sein leiblicher Bruder, und die liebreiche Dame Schwiegertochter und Schwägerinn des alten Mannes und ihres Bedienten wird. Zu was für herzbrechenden Auftritten diese Situationen Gelegenheit geben, ist leicht zu erachten.

VIII.

Amalisunde und Gulliver ein Trauerspiel in fünf Handlungen, Braunschweig und Wolfenbüttel bey den Gebrüdern Meißner 1775. 5 B. 8.

Nichts meisterhaftes oder was Aufsehen machen wird; aber für ein Uebungsstück eines angehenden Schriftstellers noch immer gut genug. Die Anlage ist mit Ueberlegung gemacht, und die Hauptcharaktere sind richtig und wirksam gezeichnet, auch ist der Dialog ganz natürlich, nicht aufgedunsen und kostbar, wie die tragische Sprache des Mittelschlags theatralischer Schriften gemeiniglich ist. Den Stoff hat der V. zu seinem Trauerspiel aus der Nancy des Arnaud und der Fanny des Marmontel, wie er sagt, genommen. Der Inhalt des Stücks ist kürzlich dieser: Karl Gulliver verheirathet sich wider Willen seines Vaters an ein Frauenzimmer Amalisunde, die bey vielem Leichtsinn doch im Grunde tugendhaft ist. Gulliver aber läßt sich durch den Anschein betrügen und verläßt sie. Dadurch kommt sie in eine so mißliche Lage ihrer Umstände, daß sie sich zu einer gewissen Worten einer Gele-

genheitsmädchen, die sie aber für eine unbescholtene Frau hält, begiebt. Hier finden sich zwey Liebhaber bey ihr ein, ein Graf Siegmund, und ein gewisser Walther: der erste wird von ihrer Tugend so eingenommen, daß er von allen Versuchen sie zu verführen absteht, der andere suchet sich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen, sie wird aber durch den Graf Siegmund gerettet. Unterdessen kommt ihr Gemahl wieder zurück, und ungeachtet aller Versicherungen, die er seinem Vater giebt, daß er Amalisunden nie wieder als seine Gemahlin annehmen wolle, und bey aller Bemühung ihr Andenken aus seinem Herzen zu verdringen, kann er der Begierde nicht widerstehen, sie zu sehen, und söhnt sich durch die Verwendung des Gr. Siegmund wieder mit ihr aus. Aber eben die Worton weis durch eine neue Intrigue seine Eifersucht rege zu machen, er überfällt seine Gemahlin, bey welcher er den Grafen auf den Knieen antrifft, und durchstößt sie in der Wuth mit dem Degen. Eine schmerzhafte Reue peiniget ihn nun, und damit schließt das Stück. Die Entführung ist ganz überflüßig hier eingemischet und die Nebencharaktere sind zu todt, wodurch mancher Auftritt langweilig wird. Warum die Worton so eifrig an dem Verderben der Amalisunde arbeitet, das bleibt dem Zuschauer immer räthselhaft und es gewinnt das Ansehen, als wenn sie der V. blos darum so handeln lasse, damit der tragische Ausgang des Stücks dadurch veranlasset werde.

Der Stolze, ein Originallustspiel von fünf Aufzügen.

Nam genus et proauos, et quae non fecimus ipsi,
Vix ea nostra voco —

(ohne Benennung des Druckorts) 99 S. 8.

Anstatt aller Recension mag ein kleines Fragment aus dem Dialog dieses Stückes den Leser auf die Spur bringen, es selbst zu beurtheilen. Der alte, abgedankte Hofmeister Spätklug kommt seinem ehemaligen Zöglinge dem Grafen von Pfauenstirn einem stolzen Majorat-Herrn S. 50. und 51. in Wurf, da dieser sich von seinem jüngern Bruder, einem rechtschaffnen Mann gedemüthiget und beleidigt glaubt, und auf Rache denkt.

Pfauenst. Was will er?

Spätl. Ich umfasse diese Knie und netze diese Hände mit meinen Thränen. Ich habe Eu. Excell. unter meiner Pflege gehabt. Ich habe die ersten Keime der Kenntniß und Tugend in ihr Herz geprägt. Ich erinnere hoch dieselben auf (an) diese glückliche Tage, und beschwöre Selbe durch dies Angedenken sich meiner zu erbarmen! — Mein Unglück! — (er schluchzt)

Pfauensk. Ist er der Pedant, der mich in meiner Jugend so gemartert hat? — Wie oft habe ich die Bücher verflucht! — Er hat mir meine Kindheit bitter gemacht. Ich habe wohl hundertmal eine blutige Rache geschworen! Es freuet mich, daß ich ihn in seinem Alter elend sehe. Alter Narr geh aus meinen Augen. (gehet ab)

Spätl. O Himmel! mein Herz blutet mir! hast du allen Fluch auf mich ausgegossen — Meine Knie wanken — Mein Herz pochet — Meine Thränen fließen — hab ich diesen Undank verdient? — Meine Seele empört sich — Mein Geist sammelt die letzten Kräfte, und meine bebenden Lippen verfluchen den Stolzen, der hier wohnet! Gott! wenn du noch die Gerechtigkeit handhabest; so höre meine Bitte: erniedrige das stolze Horn dieses Vermessenen! stürz ihn herab von seiner Größe, und gieb ihn dem Hohngelächter der Erde preiß! — Räche die leidende Armuth, räche die Menschlichkeit; räche dich selbst!

Sind das nicht ein paar ausgesuchte Narren, die so denken und sprechen können! Aus diesem ganz falschen Tone geht alles vom Anfang bis zu Ende.

Hr.

Zwölf Gedichte von ***. Bern, bey der typographischen Gesellschaft. 1775. 3 Bogen in 8.

Die Vorrede saget, daß die meisten dieser Gedichte schon vor 7 bis 10 Jahren verfertiget, und itzt zum Theil geändert worden sind. — Uns dünken die mehresten Ausdrücke nur alt und gemein, der Ausdruck nicht poetisch, und die Sprache oft hart und holpericht zu seyn. Auch sollten wir glauben, daß ein V. in 12 kleinen Gedichten doch wohl Einen Charakter behalten könnte; welches hier aber nicht geschieht. Das erste Gedicht, **Hymnus auf die Macht Gottes**, hat lauter biblische (zum Theil uns itzt zu fremde, z. E. von Gott:

Wer trägt das Schnauben Seiner Nasen?) Vorstellungen; das gleich darauf folgende zweyte von der Größe der menschlichen Wissenschaften, namentlich von Kepler und Newton, hat in einer wirklich erhabenen Stelle, Jupiter und Titanen. Warum das? — Die Gedichte an Mädchen, und überhaupt die in der leichtern Gattung, wollen gar nichts sagen. — Menelaus ist bey Paris und Helenas Flucht wohl nicht bloß in leere Verwünschungen (wie hier im letzten Gedicht) ausgebrochen, sondern er hat doch auch wohl einmal an seine vorige Liebe, an die Untreue, die Unbeständigkeit seines Weibes gedacht. — Das Stück: Apollo, hat Spuren wahrer Begeisterung. — Allein, das Einzige, warum es uns nicht gereuet hat, diese Bogen durchgelesen zu haben, ist der Schluß des zweyten Gedichts (von dem wir schon etwas gesagt haben), der wahren Odenschwung hat. Das Gedicht hat die Ueberschrift: An G.***, als er nach Astracan gieng, um den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten. Hier sind die letzten Strophen:

Du eile, liebster Freund! und koste bald die Freude,
Die aus Entdeckung quillt! — Vom Sitz der ewgen Ruh:
„Auch du, mein Sohn, arbeitest an dem Weltgebäude!“
Ruft dir der große Kepler zu.

Welch einen Namen nenn' ich dir? Ach Freund, hier fliebet
Der Unmuths Thräne mir die glühnde Wang' herab.
Bey Königen schläft Newton; Newtons Lehrer misset
In seinem Vaterland ein Grab.

Als er den kühnen Flug bis zu dem Irrstern wagte,
Und seine Laufbahn fand; sah ihm von seiner Sphär'
Ein höhrer Geist halb eifersüchtig zu, und sagte:
„Den Sterblichen ist nichts zu schwer.

„Einst wagten sies, den Thron der Götter anzufechten,
„Da noch ihr Arm entwurzelte Gebürge wog,
„Bis hoch herab aus Jupiters geschwungner Rechten
„Der Blitz auf ihre Scheitel flog.

„Itzt weicht dem schwachen Volk kein Berg mehr aus der Erden;
„Allein ihr Geist erstarkt, und wird erfindungsreich.

„Durch

„Durch ihn erheben sie sich von dem Staub, und werden
„Den Bürgern des Olympus gleich.“ —

Der Donnerer vernahms, und ließ die Stimme hören:
„Mir ist die Geisterwelt von Ewigkeit bekannt.
„Mit Weisheit zeichnet' ich den Wesen ihre Sphären,
„Und gab dem Menschen den Verstand.

„Und wer den Trieb ernährt, die Wahrheit auszuspähen,
„Dem räum' ich einen Platz bey höhern Wesen ein.
„So soll der Mensch, wie ihr, von Stuf zu Stufe gehen,
„Und ich nur werd' unendlich seyn.“

Me.

Der ehrliche Schweizer, ein Schauspiel in zwey Handlungen. Berlin und Leipz. bey Decker 1776. 8.

Madam Hempel, eine Tochter der Mad. Karschin, soll Verfasserin dieses Stückes seyn.

George Born, ein Soldat, der auf die falsche Angabe eines seiner Kameraden im Gefängnisse sitzt, und zu den Galeeren verurtheilet ist, wird von seiner Geliebten heimlich besucht. Er will nicht fliehen, um den ehrlichen Kerkermeister nicht ins Unglück zu bringen, er will seine Geliebte, die ihn durchaus nicht verlassen will, nicht mitnehmen, weil er voraussieht, daß es ihr unvermeidliches Unglück seyn werde. Der harte Oheim des Mädchens kömmt dazu; er will sie einsperren lassen, sie entkömmt, und erhält einen falschen Schein von einem Pater, als wenn sie mit ihrem Geliebten getraut wäre, mit diesem ereilt sie, noch auf der Straße, den unglücklichen Jüngling, der eben abgeführet wird; aber er gestehts, daß der Schein falsch sey, und will sich noch immer von ihr trennen, obgleich sein liebendes Herz alle Qualen dieser Trennung fühlet. Nun kömmt der Capitain des Transports näher, er findet in dem edlen, kraftvollen Jünglinge seinen Sohn wieder, und der gute Kerkermeister erwirkt für ihn die Begnadigung des Königs.

Diese plötzliche Wendung ist nun wohl höchst unwahrscheinlich, auch wäre noch manches in Absicht auf den Dialog zu erinnern, indessen Mad. H. ist eine Anfängerin, also muß man Nachsicht haben. Aus gleicher Ursache muß man auch Kenntniß dessen, was auf dem Theater Wirkung thut, nicht

bey ihr suchen. Im Aufführen müßte dieses Stück langweilig werden.

Auch sind noch zum willkührlichen Singen einige Arien angehängt, die aber, nebst der Zueignung an Mad. Karschin, nicht das beste des Stückes sind.

Robert und Kalliste, oder der Triumph der Treue, eine Operette in 3 Akten — nach dem Inhalte der Sposa fedele, von J. G. Eschenburg. Breslau und Leipz. 1776. 8.

Herr Eschenburg hat öffentlich angezeiget, es sey diese Operette, welche er blos zum Gebrauche einer Schauspielergesellschaft fürs deutsche Theater eingerichtet habe, ohne sein Vorwissen gedruckt; es würde daher unbillig seyn, ihm das Prosaische, welches in den mehresten Arien herrschet, bey einem Stücke vorzuwerfen, welches er nicht für das lesende Publikum bestimmt hatte, und das noch immer durch die gute Musik des Guilielmi den Zuschauern Vergnügen machen kann. Es ist übrigens ganz im Ital. Geschmack, die Charaktere sind flach und unbestimmt, besonders des Alten, der gegen das Ende des dritten Aufzuges ganz zahm wird, seiner Thorheiten sich schämt, und Kallisten ihrem geliebten Robert wiedergiebt; aber der Triumph der Treue, wie der Titel heißt, mag wohl nicht so ungewöhnlich seyn — zum wenigsten wird ihn das Alter des Grafen Adelstan bey der jungen Kalliste sehr erleichtert haben!

Tl.

Versuche mit Gott zu reden. Reutlingen bey Fleischhauer, 1775. 146 S. 8.

Unter den geistlichen Gedichten zeichnen sich diese Versuche auf eine vortheilhafte Art aus. Es sind keine Kirchenlieder, sie heben sich mit dem Schwunge der Ode empor, haben Kraft, wohlgewählten Ausdruck, und größtentheils leichte Versification. Bey dem poetischen Verdienste des Verf. aber, ist dieses dem Recensenten auffallend gewesen, daß der V. alle diese Gedichte als Anreden an Gott abgefasset hat: dieses scheint der gewählten Art des Vortrags nicht vortheilhaft. Denn

außerdem,

außerdem, daß es unschicklich ist, daß der Taglöhner, der Richter, der Minister, der König, historische Dinge, oder auch ihre Pflichten, mit einem poetischen Schwunge, Gott vordeklamiren: so fällt hier der geblümte Ausdruck ins kostbare, der durch die höchste Simplicität eine gewisse Würde erhalten sollte. Wir führen hiervon nur ein Beyspiel an, das uns eben in die Augen fällt, es ist der Schluß eines unversificirten Gedichtes, das die Form und den Numerus eines Psalms hat.

Dein ist die Kraft, die Gedanken zu beleben, und sie zu erheben zur würdigen That.

Wohl dem Menschen, der deines Beystandes gewiß ist!

Ihn werden die seidenen Arme des Schlafs umfassen, und Engel werden sein Lager beschützen.

Ihn wird der Morgen finden zur Tugend wach, und jeder Abend der Unschuld treu.

Besser glückt dieser metaphorische Ausdruck in Schilderungen z. B. in dem Gesange, der Morgen a. d. 134. u. f. S.

Er aber, der der Sphären ewge Bahn
Mit feurgem Blick bewacht,
Gott rührt den Erdenkreis allmächtig an,
Und dreht ihn aus der Nacht.

Indem er still um seine Spindel rollt,
Wird alles übersonnt.
Der Berge Gipfel sind ophirisch Gold,
Sapphir der Horizont.

Ein Meer von Regenbogen brennt im Thal,
Gen Himmel schickt die Flur
Den Balsamrauch aus Blumen ohne Zahl,
Ein Opfer der Natur.

Das brennende Meer von Regenbogen ist wohl eine übertriebene Metapher; aber solcher unkorrekten Ausdrücke finden wir mehrere beym V. z. B. auf der 50 S.

Der heiße Durst nach ungemischter Weisheit
Darbt ewig hier.

Man kann wohl eben so wenig sagen der Durst darbt, als der Durst hungert, und wenn man auch so reden könnte, was solls heißen? Bey manchen Stellen brauchte man wirklich einen

ren Dolmetscher. Nur ein einziges Beyspiel hiervon aus dem oben angeführten Psalm a. d. 130 S.

Du entwehrtest das glänzende Leben des Heiligen, vom Menschen bewundert und hinauf geschmeichelt gen Himmel.

Wer kann das lösen, was es heißt, ein glänzendes Leben entwehren? Für den Recens. hat dieser Satz gar keinen Sinn. Doch diese Fehler ließen sich leicht verwischen, und bey dem guten Talent des V. übersieht man sie leichter.

Vm.

Geistliche Oden und Lieder. Hamburg 1775. 74 S. groß 8.

Außer der Empfehlung eines guten mit Empfindungen der Religion erfüllten Herzens, hat der V. dieser so genannten geistlichen Oden, als Dichter, keine; wenigstens können wir ihn nicht als einen geistlichen Liederdichter anpreisen. Und dieses müssen wir ihm offenherzig sagen, aller seiner Entschuldigungen ungeachtet, die er, die Kritiker dieses kleinen Buches vor Augen zu nehmen ermahnet. Hier kommt es auf den Werth und Gehalt des Productes, nicht auf die persönlichen Eigenschaften, auf die Lage des V. oder seinen Lebenswandel an. Wir sprechen dem V. seine frommen Gefühle bey Abfassung dieser Lieder nicht ab; aber als Gedichte betrachtet, sind es schlecht versificirte fromme Alletagsbetrachtungen, mit allen Floskeln der Stoßgebetlein und der gemeinen Kirchenlieder aufgeputzt. Das wird wohl Herr Dr. Münter, dem diese Bogen zugeschrieben sind, dem V. bereits gesaget haben. Zur Probe wollen wir ein paar Strophen hier abschreiben.

16. S. Ein Lied in Traurigkeit.

Soll ich nicht in Gram vergehen,
Gott, so stärk, so rette mich,
Laß mich deine Allmacht sehen,
Herr mein Gott, ich hoff auf dich!
Sieh mich hier dein Creuz umfassen,
Christus, ich vergebe fast!
Und ich will dein Creuz nicht lassen,
Biß du mich gesegnet hast.

19. S.

19. S. Abendlich, letzter Vers.

Schließt euch nun ihr Augenlieder,
Schließt euch nun in frommer Ruh,
Gott ist mit mir — immer zu.
Schlafet sanft ihr müden Glieder,
Meines Lebens letzte Nacht,
Die mir oft Gedanken macht,
Sey nicht schwärzer als die heutge.

Die angehängte Cantate und das Lehrgedicht, von den nachtheiligen Folgen einer aufgeschobenen Besserung, sind nichts anders, als gemeine Betrachtungen in mittelmäßige Reime verfaßt.

Ab.

Der wohlthätige Unbekannte. Eine Familienscene von Heinrich Leopold Wagner. Frankfurt am Mayn, bey den Eichenbergischen Erben, 1775. 3 Bogen in 8.

Die Anekdote von der edeln und wohlthätigen Großmuth des Hrn v. Montesquieu, mit welcher er einen Unglücklichen aus der Sklaverey loskaufte, ihn seiner Familie wiedergab, und alles that, um die Entdeckung, daß er sein Erretter gewesen, zu vermeiden, die man erst zufälliger Weise nach seinem Tode machte, diese Anekdote ist aus den neuesten Journalen und Zeitungen bekannt; sie machet den Inhalt dieses kleinen Schauspiels aus, dem auch ihre umständliche Erzählung angehängt ist. Schon der Stof dieses Stücks hat ungemein viel Anziehendes; indeß wird sich auch der Verfasser, der ihn mit Glück und Talent bearbeitet hat, mit allem Rechte einen Antheil von der vortheilhaften Wirkung anmaßen können, deren eine gute Vorstellung gewiß nicht verfehlen wird.

Mo.

Lieder in drey Büchern, von *Gottlob Wilhelm Burmann*, Berlin, bey Deckern. 1774. 10 Bogen in 8.

Poetischer Miswachs für den ersten Ianuar 1774. von *G. W. B.* ebendaselbst 2 Bogen in Taschenformat.

Fortgesetzter poetischer Miswachs für das Iahr 1775. von *G. W. B.* 1½ Bog. Taschenform.

In den Liedern lassen sich die Reimlein hin und wieder noch ganz gut lesen; nur wird man zuweilen durch einen etwas holprichten Vers, falschen Reim, unrichtige Grammatik, und ganz unvermuthet hervorspringendes Wort erschreckt. Nachahmungen, geborgte Wörter, Halbverse, und Verse sind auch zu sichtbar, und stechen oft gar sonderbar ab, recht wie der aufgenähte purpurne Lappen, wovon Horaz zu seiner Zeit sprach. — Indessen, was wir dem V. nicht verhalten wollen, noch verhalten können, ist: daß wir das, was er selbst so oft von seinem Dichtergeist, von der Leyer, die ihm Apoll gab, von der Begeisterung, die er durch Mädchen und Wein u. s. w. erhalten, saget, bloß für Scherz halten müssen; daß, wie wir offenbar sehen, und wie er selbst nothwendig auch muß gefühlt haben, er ganz und gar zu keinem Dichter gebohren ist. So unbedeutend auch fast Alles ist, so sieht man demselben doch den äußersten Zwang an; man vermißt fast immer einen festen Plan, worauf sich alles bezöge; einen festen Hauptton in jedem Liede, den keine Wendung und kein Wort hernach stört; man vermißt das eigne wahre Gefühl bey dem V., das wirklich durchdrungne Herz; — und heißt das nicht: man vermisset Alles? Wenn der Sänger recht seines Stoffes voll ist, so fügt sich Bild und Darstellung und Ausdruck und Wort und Reim von selbst. Das ist aber auch ein ander Ding, als wenn man, ohne Herzensgefühl, pro lubitu bald von einer Doris, bald von einer Laura, bald von Liebe zu allen Mädchen, bald von Zärtlichkeit, bald von Leichtsinn, bald von satirischseynsollenden Seufzern der Eheleute was herleyert. Wir wünschten zu wissen, welches Stück der V. selbst fürs beste hielte, in dessen Ermangelung wählen wir zur Probe eines auf Gerathewol:

An eine Taube.

Allerliebste kleine Taube,
Kömmst du gar in unsre Laube?
Siehst du unsern Küssen zu?
Küsset Doris auch wie du?

Kannst

Kannst du etwa süßer küssen?
O du wirsts ihr zeigen müssen —
Heute bittet sie dich noch —
Liebstes Täubchen, zeigs ihr doch!

Gar! Woher kömmt denn diese Verwunderung des Dichters? Und was liegt im ganzen Dinge? Eine Bitte an die Taube, Doris bessern Kuß zu lehren, wenn sie etwa besser küssen könne. Warlich, ein jämmerliches Compliment für seine Doris, wenn ihr Kuß ihn so wenig bezaubert, daß er so was vermuthen kann! Was kann man aber elender denken als die Zeile: **Heute bittet sie dich noch!** — So sind nun alle Gedichte unsers B. Noch unter dem Mittelmäßigen ist die lange Parodie auf **Hallers Doris**; etwas über demselben hingegen das komische: **Mädchen willst du mein Verderben?** S. 166. das **Ramler** aber erst durch seine Veränderung, da ers in die **lyrische Blumenlese** aufnahm, vollkommen gemacht hat; und zwey Bauerlieder: **Hans** und **Hanne**, die mit allen Fehlern wohl die besten in der ganzen Sammlung sind.

Der **Miswachs** enthält moralische und satirische Gedanken in Form von Neujahrswünschen. Wir wollen ein Paar abschreiben, und dazu unter den besten wählen:

An die Fächer. (1774)

Wenn durch freche Schmeicheleyen
Und durch Fußfall und Gedicht
Stutzer, Grazien entweihen:
Fächer, o dann zaudert nicht,
Und verjagt geschwind
Wind durch Wind.

An die Spiegel. (1775)

Ihr Spiegel, meynt es doch dies Jahr mit Schönen treu,
Zeigt ihnen, wie vergänglich Schönheit sey!
Und wenn sie sich in euch besehn,
So lehrt sie den Gedank mit hoher Seele denken:
Einst wird man mich und meinen Reiz versenken! —
Dann, Spiegel, macht ihr Mädchen schön.

Ta.

Märchen

Märchen für junge Damen, oder Beyträge zur Mädchenphilosophie.

Aimés - vous la muscade? on en a mis partout.

Boileau.

In der Schweiz. 1774. 9 Bogen in 8.

Eine ziemlich unbedeutende Brochüre. Der V. hat allerdings wohl Talent und Witz; nur wünschen wir, daß er es mehr ausarbeiten, mehr die deutsche Sprache und Poesie studiren, und dann seine Talente zu etwas Nützlicherm anwenden möge.

Me.

---

5. Mathematik.

C. Scherfer Institutionum opticarum *Partes quatuor*, conscriptae in usum tyronum. 1775. 4. Wien bey Trattner. I. Theil 10 Bogen 6 Kupferbl. II. Th. 15 B. 9 Kupf. III. Th. 8 B. 7 K. IV. Th. 7¼ Bogen 11 Kupferblätter.

Diese vier Theile enthalten die Optik, Dioptrik, Catoptrik und Perspektive, größtentheils analytisch, jedoch ohne strenge Ordnung, und auch nicht so vollständig, als sie ganz füglich hätten werden können. Die Optik, anstatt bey den einfachsten Erfahrungen anzufangen, fängt mit physischen Hypothesen über die Natur des Lichtes an, wobey Boscowich nicht vergessen wird. Sodann wird die Fortpflanzung des Lichtes und die Abirrung der Gestirne vorgenommen. Der eigentliche Ort würde besser in der Astronomie seyn. Eben so würden die sogenannten Vices facilioris reflexionis et transmissionis besser in die Dioptrik gehören. In der Dioptrik wird die Lehre von achromatischen Fernröhren erst am Ende als ein bloßer Nachtrag abgehandelt, wie wenn die Sache erst während dem Abdrucke des Werkes bekannt geworden wäre. Besser wäre sie in den ganzen Zusammenhang eingeflochten worden. Die Catoptrik hat zwey Hauptstücke. 1) von Spiegeln, 2)

vom Regenbogen. In der Perspektive hat la Caille zum Wegweiser gedient.

D.

C. Zumkley Anfangsgründe der Elementarmathematik. Aus der zweyten verbesserten lateinischen Ausgabe ins Deutsche übersetzt. 1776. 8. Frankfurt und Leipzig. 10 Bogen. Erster Theil. Algeber.

Buchstabenrechnung, Ausziehung der Quadrat- und Cubikwurzeln, Decimalrechnung, Progressionen und Combinationen machen den Inhalt aus. Der Vortrag ist deutlich und ordentlich. Ueberhaupt haben die Kästnerschen Anfangsgründe dabey zum Leitfaden gedient.

J. N. Müller Erläuterung der Regeln, Quadrat- und Cubikwurzeln auszuziehen. 1776. 8. Göttingen bey Vandenhoecks Wittwe. 8 Bogen.

Herr Kästner trägt diese Lehre in seinen Anfangsgründen auf zween Bogen vor, allerdings um sie recht gründlich und deutlich abzuhandeln. Dessen unerachtet findet der Verfasser eine noch viermal längere Erläuterung nöthig, und liefert sie hier. Ein Versuch, den Vortrag ohne Nachtheil der Deutlichkeit und Schärfe, viermal kürzer zu machen, würde zugleich besser gewesen seyn. Denn acht Bogen dienen eher abzuschrecken, als aufzumuntern.

J. Dorn Mathematische Kenntnisse von der Rechen- Meß- Bewegungs- und Baukunst. Fulda bey Stahel 1776. 8. I. Band 5 Bogen. II. Band 6 Bog. 1 Kupferbl. III. Band 3 Bog. 1 Kupf. IV. Band 5 Bogen 2 Kupferblätter 1 Tabelle.

Diese vier Bände enthalten die auf dem Titel angezeigten Theile, und zwar der erste nebst der Zahlenrechenkunst, auch etwas Buchstabenrechenkunst. Aus der geringen Bogenzahl

zahl und wenigen Figuren läßt es sich leicht schließen, daß hier keine Vollständigkeit oder Ausführlichkeit zu suchen ist.

J. Walchers kurzer Inhalt der mechanischen Collegien, zum Gebrauche seiner Zuhörer gesammelt. 1776. 8. Wien bey Kurzböck. 14 Bogen 7 Kupf. nebst Vignetten.

Eine Art von Register zu Leupolds und Belidors mechanischen und hydraulischen Werken. Die brauchbarsten Maschinen werden in Kupfer vorgestellt, in kurzen Sätzen beschrieben, und Anmerkungen beygefügt, allemal mit Beziehung auf erstbemeldte und einige andere Schriftsteller. In der Theorie vertieft sich der Verfasser nicht. Selbst die Grundsätze werden nur kurz und erzählungsweise angeführt. Daß die hydrostatischen Sätze nach den hydraulischen vorkommen, das ist der guten Ordnung des Vortrages nicht so ganz gemäß. Wer übrigens Maschinen nur überhaupt will kennen lernen, findet hier ziemlichermaßen Auskunft.

G. B. Horvath Institutiones Matheseos. 1776. 8. Augsburg bey Rieger. Erster Band 14½ Bogen. Zweyter Band 15 Bogen 9 Kupferbl.

Der erste Band enthält die Rechenkunst und die Algeber durcheinander geflochten, und ziemlich mit Beweisen versehen. Der zweyte Band die Geometrie und die Kegelschnitte. Auf dem Titel steht: Editio nouissima. Das Werk mag also in der Gegend von Würzburg, wo der Verfasser öffentlicher Lehrer ist, guten Abgang haben.

A.

L. Mitterbacher Anfangsgründe der physikalischen Astronomie. 1776. 8. Wien bey Bernardi. 22 Bogen 10 Kupferbl.

Der Titel zeigt weniger an als das Werk enthält, sofern darinn von der Sphäre, von Sonnenuhren, von der Chronologie, vom Kalender, von der Schiffahrt und der

Geogra-

Geographie gehandelt wird. Denn eigentlich müßte eine physische Astronomie nur das enthalten, was wir von der Natur der Himmelskörper, und von den Ursachen ihrer Bewegungen und Veränderungen, wissen. Der Verfasser versucht neue deutsche Benennungen einzuführen. Planeten heißen bey ihm **Laufsterne**, Cometen aber **Irrsterne**, die Trabanten **Nebenlaufer**, anstatt Abirrung gebraucht er **Ablenkung**; Parallaxe drückt er durch **Nebensicht** aus. Flächenräume nennt er **Felder**, und die Linea apsidum **Felgenlinie** ꝛc. Gewöhnt man sich an diese Neuerungen, so läßt sich das Buch ganz gut lesen.

Fm.

6. Schöne Künste, Musik.

Sonata per il Clavi Cembalo dal Sigr. *Franc. Duschek* in Praga. presso Gerle 1774.

Als modisches Stück betrachtet, recht artig. Zuweilen, in einzelnen Stücken, scheint es, als ob der Verfasser ein Bach für Prag seyn wolle. Aber wie weit ist C. P. E. Bach von Duscheck entfernt! So weit, wie Hamburg von Prag.

Sechs neue Sonaten. Nebst Veränderungen über die Melodie aus der Jubelhochzeit: Kunz fand einst einen armen Mann, und über ein bekanntes Arioso, von **Chr. Gottl. Neefe**, Leipzig im Schwickertschen Verlage 1774.

Es befremdet uns sehr, daß Herr **Neefe**, von dem wir schon andere Claviersachen in der guten und wahren Manier und von reinem Satze kennen, diese Jugendarbeiten hat öffentlich bekannt machen können. Für Jugendarbeiten müssen wir sie halten, weil dieses das einzige Mittel ist, den V. für die höchst alltäglichen und faden Gedanken, abgedroschenen Symphonien-Schlüsse, und leeren, auch hie und da unrichti-

richtigen Harmonieen zu entschuldigen, und weil uns daran liegt, ihn zu entschuldigen.

Sehen wir sie aber als neue Arbeiten des Verfassers an, wofür sie der Titel ausgiebt: so müssen wir es höchst misbilligen, daß ein Mann, der die Fähigkeit besitzt, in einer ernsthaften Manier zu arbeiten, sich zu einer Manier bequemt, wie zu ihm das, was sie allein angenehm und schätzbar machen kann, fehlt: Witz und Laune. Wehe dem, der ohne dasselbe angebohrne Talent Hayden und Bacherini seyn will! es wird ihm eben so unglücklich gehen, als es bisher den Nachahmern des unnachahmlichen Sterne gegangen.

Auch findet man Unrichtigkeiten und Nachlässigkeiten der Harmonie, wie z. B. der Schluß des letzten Stücks, der ersten Sonate in beyden Theilen; der Schluß des letzten Stückes der dritten Sonate in beyden Theilen; alle Schlußfälle der ersten Variation des Hillerischen Liedes u. a. m. Der häufigen rythmischen Nachläßigkeiten und Schlußfälle auch schlechten Takttheile nicht zu gedenken.

Ueber die Variations müssen wir dem V. noch sagen, daß er bey der Wahl der Themate nicht recht überlegt hat, daß alle Cadencen — eine im Hillerischen Liede ausgenommen — in beyden Stücken, in dem Hauptone (Tonica) des Stücks geschehen, welches durch so viele Veränderungen eine höchst ermüdende Einförmigkeit der Harmonie verursacht.

Warum der V. in der letzten Veränderung als Pastorale die einfältige Harmonie des zum Grunde gelegten Gesanges ändert, und sie stärker und schwieriger macht, sehen wir nicht ein, da dieses doch dem Pastorale gerade entgegen ist, dessen Charakter in der einfachen und sanften Behandlung bestehet.

Mr.

Lieder mit Melodien vom H. D. Weis. Lübeck, bey Iversen und Comp. 1775. Erste u. Zwote Sammlung.

Wenn gleich diese Liedersammlung auch nicht, wie nur je eine Originalität, Richtigkeit, Kenntniß und Fülle der Harmonie, die simpelste, sangbarste und doch gedachteste Melodie, und einen durchgehends unzärtlichen, Liebe schmelzenden, naiven, Klagenden,

genden, lustigen, sich gleichbleibenden wahren Ausdruck mit einander verbunden — welches alles der Vorredner von ihr zu sagen weiß — so zeichnet sie sich doch vor vielen andern durch angenehmen Gesang, und größtentheils passenden Ausdruck, aus. Nur wünschten wir dem V. oft weniger Fülle der Harmonie, die doch nur die mehreste Zeit den Mangel an gründlicher Kenntniß zu einem guten zwey- oder dreystimmigen Satze verdecken muß. Ueberhaupt hat uns der V. in dem Abschiedsliede und Liede zum Aehrenkranz in der zwoten Sammlung seinen gänzlichen Mangel an gründlicher Kenntniß der Harmonie zu erkennen gegeben. Auch wünschten wir dem V. mehr rythmische Genauigkeit, so viel es ohne wahren Nachtheil der Melodie und der richtigen Deklamation geschehen kann. Dieses ist schwer, sehr schwer; führt aber sehr oft auf neue Gedanken, und Wendungen der Melodie: und hat auch den V. dieser Lieder, wie wir sehr wohl bemerkt haben, an einigen Orten darauf geführt. Wenn der V. sich bemühen will, die ihm fehlende Kenntniß zu erlangen, so wird er gewiß einer unsrer besten Liederkomponisten werden.

F.*

7. Weltweisheit.

P. Columbani Roesser Institutiones logicae. 1775. Würzburg bey Stahel. 8. 13 Bogen.

—— Institutiones metaphysicae. 8 Bogen.

Die Logik enthält folgende Hauptstücke. 1) Von Begriffen, 2) von Urtheilen, 3) von Bezeichnung der Gedanken, 4) vom Genie (ingenium) und dessen Pflege (cultura), 5) von gelehrter Erkenntniß, 6) von ihren Theilen, 7) vom Wege, so man darinn zu nehmen hat, 8) ein Anhang von logischen Schriften. Der V. glaubt, die Lehre von den Schlußreden diene ganz gut bey Beweisen und deren Untersuchung, aber nicht beym Erfinden. Wenn doch aber nur alle vorgebliche Erfinder genauer geprüft hätten, ob ihre Schlüsse den Regeln der Syllogistik angemessen sind, wie viele Trugschlüsse

[illegible] Harmonieen zu entschuldigen, und will [illegible] daran liegt, ihn zu entschuldigen.

Sehen wir sie aber als neue Arbeiten des Verfassers an, wofür sie der Titel ausgiebt: so müssen wir es höchst misbilligen, daß ein Mann, der die Fähigkeit besitzt, in einer ernsthaften Manier zu arbeiten, sich zu einer Manier bequemt, wo zu ihm das, was sie allein angenehm und schätzbar machen kann, fehlt: Witz und Laune. Wehe dem, der ohne dasselbe angebohrne Talent Hayden und Bacherini seyn will! es wird ihm eben so unglücklich gehen, als es bisher den Nachahmern des unnachahmlichen Sterne gegangen.

Auch findet man Unrichtigkeiten und Nachlässigkeiten der Harmonie, wie z. B. der Schluß des letzten Stücks, der ersten Sonate in beyden Theilen; der Schluß des letzten Stückes der dritten Sonate in beyden Theilen; alle Schlußfälle der ersten Variation des Hillerischen Liedes u. a. m. Der häufigen rythmischen Nachläßigkeiten und Schlußfälle auch schlechten Taktheile nicht zu gedenken.

Ueber die Variations müssen wir dem V. noch sagen, daß er bey der Wahl der Themate nicht recht überlegt hat, daß alle Cadencen — eine im Hillerischen Liede ausgenommen — in beyden Stücken, in dem Haupttone (Tonica) des Stücks geschehen, welches durch so viele Veränderungen eine höchst ermüdende Einförmigkeit der Harmonie verursacht.

Warum der V. in der letzten Veränderung als Pastorale die einfältige Harmonie des zum Grunde gelegten Gesanges ändert, und sie stärker und schwieriger macht, sehen wir nicht ein, da dieses doch dem Pastorale gerade entgegen ist, dessen Charakter in der einfachen und sanften Behandlung bestehet.

Mr.

Lieder mit Melodien vom H. D. Weis. Lübeck, bey Iversen und Comp. 1775. Erste u. Zwote Sammlung.

Wenn gleich diese Liedersammlung auch nicht, wie nur je eine Originalität, Richtigkeit, Kenntniß und Fülle der Harmonie, die simpelste, sangbarste und doch gedachteste Melodie, und einen durchgehends unzärtlichen, Liebe schmelzenden, naiven, klagenden,

genden, lustigen, sich gleichbleibenden wahren Ausdruck mit einander verbunden — welches alles der Vorredner von ihr zu sagen weiß — so zeichnet sie sich doch vor vielen andern durch angenehmen Gesang, und größtentheils passenden Ausdruck, aus. Nur wünschten wir dem V. oft weniger Fülle der Harmonie, die doch nur die mehreste Zeit den Mangel an gründlicher Kenntniß zu einem guten zwey- oder dreystimmigen Satze verdecken muß. Ueberhaupt hat uns der V. in dem Abschiedsliede und Liede zum Aehrenkranz in der zwoten Sammlung seinen gänzlichen Mangel an gründlicher Kenntniß der Harmonie zu erkennen gegeben. Auch wünschten wir dem V. mehr rythmische Genauigkeit, so viel es ohne wahren Nachtheil der Melodie und der richtigen Deklamation geschehen kann. Dieses ist schwer, sehr schwer; führt aber sehr oft auf neue Gedanken, und Wendungen der Melodie: und hat auch den V. dieser Lieder, wie wir sehr wohl bemerkt haben, an einigen Orten darauf geführt. Wenn der V. sich bemühen will, die ihm fehlende Kenntniß zu erlangen, so wird er gewiß einer unsrer besten Liederkomponisten werden.

F.*

7. Weltweisheit.

P. Columbani Roesser Institutiones logicae. 1775. Würzburg bey Stahel. 8. 13 Bogen.

— — Institutiones metaphysicae. 8 Bogen.

Die Logik enthält folgende Hauptstücke. 1) Von Begriffen, 2) von Urtheilen, 3) von Bezeichnung der Gedanken, 4) vom Genie (ingenium) und dessen Pflege (cultura), 5) von gelehrter Erkenntniß, 6) von ihren Theilen, 7) vom Wege, so man darinn zu nehmen hat, 8) ein Anhang von logischen Schriften. Der V. glaubt, die Lehre von den Schlußreden diene ganz gut bey Beweisen und deren Untersuchung, aber nicht beym Erfinden. Wenn doch aber nur alle vorgebliche Erfinder genauer geprüft hätten, ob ihre Schlüsse den Regeln der Syllogistik angemessen sind, wie viele Trugschlüsse

würden sogleich bey ihrem Entstehen verworfen worden seyn! Der V. weiß nicht, oder besinnt sich nicht, daß zumal in der Mathematik sehr viele Lehrsätze gerade so sind erfunden worden, wie sie dermalen bewiesen werden. Lehrlinge müssen unsers Erachtens in Verfertigung richtiger Schlüsse von allen Arten eben so viel geübt werden, als man es in der Sprachlehre in Ansehung der syntaktischen Regeln thut. Die bloße Theorie macht weder Uebung noch Fertigkeit aus. Diese muß erst hinzu kommen, wenn man sich zum richtigen Denken und Schließen gewöhnen will. Auch Trugschlüsse muß man kennen lernen, wenn man sich davor hüten will. In der Metaphysik zeigt der V. Belesenheit in deutschen und ausländischen Schriften. Er führt daher vielerley Meynungen aus sehr verschiedenen Lehrbegriffen an, und läßt es auch oft dabey bewenden. Jedoch alles dieses, so fern sich auf 7 oder 8 Bogen die Ontologie, Monadologie, Somatologie, Psychologie und Cosmologie vortragen lassen.

A. Havichorst Institutiones logicae. 1776. 8. Münster in Westphalen, bey Perrenon. 17 Bog.

Der V. liefert hier einen ganz gut gerathenen Versuch, das was in dem Lambertschen neuen Organon eigentlich logisch ist, auf eine für Anfänger eingerichtete Art vorzutragen, wobey er noch die ersten Anfänger, von denen, die die Vorlesungen nochmals anhören, unterscheidet, und die schwerern Artikel für diese letztern besonders anzeichnet. Dadurch erhält er zugleich den Vortheil mehrerer Vollständigkeit. Und um daran nichts ermangeln zu lassen, nimmt er noch alles mit, was **Lambert**, als zu seinem Zwecke nicht gehörig, weggelassen hatte, z. E. die Anweisung zur Tabellarmethode, zum Bücherlesen, zum Disputiren ꝛc. Von dem Inhalt des ganzen Werkes giebt er selbst eine sehr ausführliche Tabelle, die zugleich einen vortheilhaften Begriff von der Ordnung seines Vortrages giebt. Sw.

8. Romanen.

Geschichte eines Jünglings in der Einsamkeit. Erstes Stück. Berlin u. Leipz. bey Decker 1776. 6 B. 8.

Man

Man wird aus dem Titel wohl etwas Empfindsames erwarten, und vielleicht hat es auch so was werden sollen. Allein es ist nichts als Unsinn in allen Stücken, in Begebenheiten, Sentiments und Reflexionen. Der Verf. andächtelt auf eine sehr komische Art. Einmal, da er zur See ist, hat er ein Traumgesicht aus der Apokalypse, wird aber zu seiner größten Betrübniß in dem süßesten Vorschmack göttlicher Freuden durch das Geräusche dieser Welt, durch den Donner der Kanonen, gestöret. Wir wollen dem Verf. ja rathen, sich mit dem zweyten Stück keine Mühe zu geben, und, wenn er ja noch was schreiben will und muß, seine Zuschrift an ein Frauenzimmer mit den Worten: **Ew. Hochwohlgeb. unersättliche Begierden** — anzufangen.

Pz.

Martin Flachs, eine Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Zweyter und letzter Theil. Leipzig bey Hertel 1776. 454 Seiten. 8.

Wir wollen bey der Nachsprache des Verfassers am Ende des Buchs zu recensiren anfangen:

Die schwarze Zeitung. Hasts gar nicht lieblich gemacht.

Der Herausgeber. So?

Dem V. unverholen unsere Meynung zu sagen, so sind wir, was den ersten Theil betrifft, eines Sinnes mit der schwarzen Zeitung, und haben das ihm auch zu seiner Zeit bey der Anzeige des ersten Theils bereits hinterbracht; aber im zweyten Theil, dünkt uns, hat er sich wenigstens alle Mühe gegeben, ihn so lieblich zu machen als möglich. Martin Flachs spielt hier nicht nur seine Person bedeutender, sondern die Nebengeschichte kommt auch in bessern Gang. Hiernächst unterläßt der Verf. nicht, von den Materialien Gebrauch zu machen, die in die Rubrik des jetzigen Modedebits gehören, z. B. empfindsame Auftritte in Charlottens Geschichte, welche indessen mancherley Wendungen hat, die ein wenig anders sind, als sie unter den angegebenen Umständen im menschlichen Leben würden gewesen seyn, tolerante Vorschläge, und Kreuzzüge gegen Aberglauben und Gleißnerey. Unerwartet ist es, daß der V. seinen Martin als einen orthodoxen Prediger

würden sogleich bey ihrem Entstehen verworfen worden seyn! Der V. weiß nicht, oder besinnt sich nicht, daß zumal in der Mathematik sehr viele Lehrsätze gerade so sind erfunden worden, wie sie dermalen bewiesen werden. Lehrlinge müssen unsers Erachtens in Verfertigung richtiger Schlüsse von allen Arten eben so viel geübt werden, als man es in der Sprachlehre in Ansehung der syntaktischen Regeln thut. Die bloße Theorie macht weder Uebung noch Fertigkeit aus. Diese muß erst hinzu kommen, wenn man sich zum richtigen Denken und Schließen gewöhnen will. Auch Trugschlüsse muß man kennen lernen, wenn man sich davor hüten will. In der Metaphysik zeigt der V. Belesenheit in deutschen und ausländischen Schriften. Er führt daher vielerley Meynungen aus sehr verschiedenen Lehrbegriffen an, und läßt es auch oft dabey bewenden. Jedoch alles dieses, so fern sich auf 7 oder 8 Bogen die Ontologie, Monadologie, Somatologie, Psychologie und Cosmologie vortragen lassen.

A. Havichorst Institutiones logicae. 1776. 8. Münster in Westphalen, bey Perrenon. 17 Bog.

Der V. liefert hier einen ganz gut gerathenen Versuch, das was in dem Lambertschen neuen Organon eigentlich logisch ist, auf eine für Anfänger eingerichtete Art vorzutragen, wobey er noch die ersten Anfänger, von denen, die die Vorlesungen nochmals anhören, unterscheidet; und die schwerern Artikel für diese letztern besonders anzeichnet. Dadurch erhält er zugleich den Vortheil mehrerer Vollständigkeit. Und um daran nichts ermangeln zu lassen, nimmt er noch alles mit, was **Lambert**, als zu seinem Zwecke nicht gehörig, weggelassen hatte, z. E. die Anweisung zur Tabellarmethode, zum Bücherlesen, zum Disputiren rc. Von dem Inhalt des ganzen Werkes giebt er selbst eine sehr ausführliche Tabelle, die zugleich einen vortheilhaften Begriff von der Ordnung seines Vortrages giebt.

Sw.

8. Romanen.

Geschichte eines Jünglings in der Einsamkeit. Erstes Stück. Berlin u. Leipz. bey Decker 1776. 6 B. 8.

Man

Man wird aus dem Titel wohl etwas Empfindsames erwarten, und vielleicht hat es auch so was werden sollen. Allein es ist nichts als Unsinn in allen Stücken, in Begebenheiten, Sentiments und Reflexionen. Der Verf. andächtelt auf eine sehr komische Art. Einmal, da er zur See ist, hat er ein Traumgesicht aus der Apokalypse, wird aber zu seiner größten Betrübniß in dem süßesten Vorschmack göttlicher Freuden durch das Geräusche dieser Welt, durch den Donner der Kanonen, gestöret. Wir wollen dem Verf. ja rathen, sich mit dem zweyten Stück keine Mühe zu geben; und, wenn er ja noch was schreiben will und muß, keine Zuschrift an ein Frauenzimmer mit den Worten: **Ew. Hochwohlgeb. unersättliche Begierden** — anzufangen.

Pz.

Martin Flachs, eine Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Zweyter und letzter Theil. Leipzig bey Hertel 1776. 454 Seiten. 8.

Wir wollen bey der Nachsprache des Verfassers am Ende des Buchs zu recensiren anfangen:

Die schwarze Zeitung. Hasts gar nicht lieblich gemacht.

Der Herausgeber. So?

Dem V. unverholen unsere Meynung zu sagen, so sind wir, was den ersten Theil betrifft, eines Sinnes mit der schwarzen Zeitung, und haben das ihm auch zu seiner Zeit bey der Anzeige des ersten Theils bereits hinterbracht; aber im zweyten Theil, dünkt uns, hat er sich wenigstens alle Mühe gegeben, ihn so lieblich zu machen als möglich. Martin Flachs spielt hier nicht nur seine Person bedeutender, sondern die Nebengeschichte kommt auch in bessern Gang. Hiernächst unterläßt der Verf. nicht, von den Materialien Gebrauch zu machen, die in die Rubrik des jetzigen Modedebits gehören, z. B. empfindsame Auftritte in Charlottens Geschichte, welche indessen mancherley Wendungen hat, die ein wenig anders sind, als sie unter den angegebenen Umständen im menschlichen Leben würden gewesen seyn, tolerante Vorschläge, und Kreuzzüge gegen Aberglauben und Gleißnerey. Unerwartet ist es, daß der V. seinen Martin als einen orthodoxen Prediger

 sterben

sterben läßt, der sein Lebetage ein Taugenichts war, und das bleibt er auch im geistlichen Stande, nur daß er hier nicht mehr, wie in seinem vorhergehenden Leben, den Schalk in puris naturalibus zeigt. Dieser Charakter im Ganzen genommen ist gut behandelt; aber das weitschweifige Uninteressante und Herbeygeholte unnebelt die Geschichte dergestalt, daß das Gute wie in einem dichten Dunstkreise verborgen liegt. Der Briefwechsel des Professor Sigemund und des Regierungsraths Karl ist ohne Saft und Kraft, der Professor Theologiä schreibt zuweilen noch ganz studentikos. Uebrigens wird es den Lesern, die den ersten Theil haben aushalten können, weniger Ueberwindung kosten, den zweyten ganz auszulesen.

Ir.

Leben und merkwürdige Begebenheiten einer adelichen Pachterstochter — von ihr selbst beschrieben. Regensburg in der Montagischen Buchhandlung 1776. 185 Seiten. 8.

Ob die Pachterstochter Ahnen zählen kann und von einem adlichen Vater abstammt, der ein Gut gepachtet hat; oder ob ihr Vater nur Pachter auf einem adlichen Gute gewesen, ist aus dem Titel nicht zu ersehen. Recensent bekennt, daß er das Buch nicht gelesen, und von den Glücks- und Unglücksfällen dieser Dame zu Wasser und zu Lande, keine weitere Notiz genommen. Es fiel ihm unter einem Stoß Romanen in die Hände; aber das äußerliche Ansehen, der bänkelsängermäßige Titel und Montagische Verlag, hielten ihn ab, es durchzublättern. Er glaubt, seiner Pflicht Gnüge gethan zu haben, das kauflustige Publikum von der Existenz dieses Werks zu benachrichtigen.

Ef.

Der Briefwechsel keine Erdichtung, aus dem Engl. Leipzig im Schwickertschen Verlage 1776. 166 S. 8.

Eine gewisse feine Delikatesse, die in diesem Briefwechsel zwischen einem alten Lord und einer jungen Wittwe hervorsticht,

Vorsicht, in Absicht wechselseitiger Zuneigung, ist das einzige Verdienst dieser Schrift; die aber für den Leser nicht viel Anziehendes hat. Für eine Privatkorrespondenz sind die Briefe gut genug geschrieben; aber für den dritten Mann, den das Publikum vorstellt, scheinen sie ursprünglich gar nicht bestimmt gewesen zu seyn. Wenn sie also unübersetzt geblieben wären, so würde dadurch nichts verloren seyn.

Ab.

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

Physikalische Bewegungsgründe, die es wahrscheinlich und glaublich machen, daß bey der Hennebergischen Berg- und Handelsstadt Suhla ein unterirdischer großer Schatz von Steinsalz verborgen liege; sammt unmaßgeblichen Vorschlägen, wie solcher Schatz schicklich aufzusuchen und der gefundene sodann wohl genutzet werden kann. Von D. Joh. Friedr. Glaser, Churf. Sächs. Amts- und Stadtphysikus in Suhla — Leipzig bey Böhme 1776. 7 B. gr. 8.

Der Herr D. Glaser scheint doch auch nicht den geringsten Widerspruch, noch den mindesten Zweifel gegen seine Erfindungen, Proben und Hypothesen vertragen zu können, noch einen Einwurf, den er liest, ungeahndet und unbeantwortet zu lassen. Es ist bey der Recension von Gläsers mineralogischen Beschreibung von Henneberg (XXVII. B. I. St.) erwähnt worden, daß Hr. D. Glaser die Meynung vertheidige, als wenn in der Gegend von Suhl ein großer unterirdischer Schatz von Steinsalz noch unentdeckt verborgen liege. Hr. Vicebergmeister Gläser mußte, in einer Mineralogie von Henneberg, sich nothwendiger weise auf diese Hypothese einlassen, und da sie ihm noch nicht so gewiß schien, als es Hr. Glaser glaubt, wagte er es, mit vieler Bescheidenheit, einige Bedenklichkeiten dagegen zu äußern — und was damals in erwähnter Recension vermuthet wurde,

daß Hr. D. Glaser sich ohnfehlbar selbst vertheidigen würde, ist nun in die Erfüllung gegangen; selbst durch Veranlassung der in jener Recension geschehenen Aeußerung hat er in der Schrift, die wir itzt anzeigen, die **Bewegungsgründe** für seine Hypothese weiter ausgeführt, Hrn. **Gläsern** widerlegt, und erwartet nun, entweder von ihm, daß er **Weisung annehme und seine Zweifel bey dieser Sache fahren lasse**, oder von des **Publikums Sachverständigen**, daß sie urtheilen sollen, welche von beyden angeführte Beweggründe am meisten Glauben verdienen. Nun das mögen denn unsre Leser auch thun: wir wollen sie dazu, mit möglichster Unpartheylichkeit, in den Stand setzen, verbitten aber für unsern Theil alle Controvers mit Hrn. D. Glaser, der die Worte seiner Recensenten gar genau abzuwägen pflegt. Am ersten wurde er auf die Vermuthung eines unterirdischen großen Vorraths von Steinsalz, durch verschiedene in der Gegend von Suhl wildfließende und geringhaltige Salzquellen geführt, die aber ehemals reichhaltiger gewesen seyn müssen, weil Suhl bis zur Mitte des 16 Jahrhunderts Salzwerke gehabt, die aber nachher liegen geblieben sind. Nun aber nimmt es Hr. G. als beynahe unläugbar an, daß alle salzichte Quellen aus aufgelöstem Steinsalz entstehen müßten. Weil nun noch darzu kommt, daß die Salzwerke von Schmalkalden, Salzungen und Kreuzburg, fast in geradem Strich von Suhl abwärts liegen; in deren Nähe weder eine Spur von kalchichtem Boden, noch von Steinsalz zu finden wäre; alle Quellen abwärts fließen müßten, und Suhl, wie der V. ohne geschehene Messung urtheilt, über 100 Lachtern höher liege, als der nächste dieser Oerter; (eine fast unglaubliche Angabe von dem Unterschied der Lagen zweyer nur 5 Stunden von einander entfernten, zwischen Bergen liegenden Oerter) so schließt er hieraus, daß der gemeinschaftliche Stoff zu den Suhlaer sowohl als benachbarten Salzquellen, in den Gebürgen um Suhl verborgen liegen, und noch sehr groß seyn müsse, weil er nach einigen Jahrhunderten noch nicht erschöpft sey. Schon der gemeine Mann wird gegen des Verf. Hypothese einwenden: wenn in der unterirdischen Gegend von Suhl eine so ungeheure Menge von Steinsalz befindlich seyn soll, die doch seit einigen hundert Jahren, durch so viele Schachte und Stollen durchfahren ist, wie kommt es denn, daß noch niemals nur ein Körnchen davon an Tag gekommen, oder eine Salzquelle ausgebrochen ist, die denen zu Schmalkalden und andern entfernten

ten

den Orten, die sich von diesem aufgelösten Steinsalz erzeugen sollen, am Gehalte gleich wäre? Wie kommt es, daß eben diese Salzquellen, die zum Theil einen so weiten Gang thun müßten, wenn sie von den Suhlaer Salzgebirgen entspringen sollten, sich seit Jahrhunderten immer am Gehalte gleich bleiben, und nie ihren Strich verändern? Wenn das geglaubte Erdbeben ein unterirdischer Erdfall gewesen ist, der durch Auflösung und Abwaschung des Steinsalzes veranlaßt worden wäre: müßte er denn nicht eine Aenderung in dem Gang der Salzquellen verursacht haben? Da eben dieser Erdfall einen Theil des leeren Raums ausgefüllt haben muß, den die Auflösung des Steinsalzes veranlaßt hat; da er den Boden bedeckt hat, der vorher mineralisches Salz war: wie tief müßte denn dieses Salz gelegen haben, und wie unmöglich könnten davon Quellen ausbrechen; da gleichwohl diese Erdhöhle noch immer tief genug liegen muß, um nirgends, auch nur durch die geringste Spur, bemerkt zu werden. Darwider sagt nun freylich Hr. Glaser nicht viel Erhebliches, als daß er Hypothese gegen Hypothese setzt; die Entstehung der Salzbrunnen aus aufgelöstem Steinsalz läugnet, und gypsigte Unterlagen der Muschelkalkgebürge zum Grund der Salzquellen annimmt, und, weil diese bey Suhl nicht zu finden wäre, daraus den Schluß zieht, daß die dasigen Salzquellen von höher liegenden Kalkgebürgen, etwan aus dem Hildburghausischen, wo wirklich eine Saline im Gang ist, herkommen müßten. Hier unterläßt nun freylich Hr. D. Glaser nicht, die Blöße seines Gegners zu nutzen und ihm vorzurücken, daß er etwas verwerfe und nichts dagegen gebe. Inzwischen ist es doch auch so ausgemacht noch nicht, daß alle Salzquellen nothwendig über Steinsalz laufen müßten. Bey vielen Sohlen kann es wahr seyn: aber es allgemein zu behaupten, darwider ließ sich, wenn wir der streitende Theil seyn wollten, noch manches einwenden. Wie kommt es überdem, daß die Quellen in Suhl so dürftig, und 10 Stunden weiter, von der gemeinschaftlichen Salzmasse, zu Salzungen, so salzhaltig ausfallen? Ist es schlechterdings nothwendig, für jede Salzquelle ein nahes Gebürge anzunehmen, von dem sie ihren Fall habe? Sollte nicht ferner das Abnehmen der Suhler Salzquellen auch eine Abnahme des Steinsalzschatzes vermuthen lassen, den Hr. G. gleichwohl für unerschöpflich groß angiebt?

Einen andern Grund, ihn in seiner Vermuthung zu bestärken, gab Hr. Glasern eine im Jahr 1751 geschehene Erderschüt-

erschütterung. Sie wurde mit einem starken unterirdischen doch dumpfen Getöse zu Suhl, und 3 bis 4 Stunden ostwärts, wahrgenommen. Weil aber diese Erschütterung mit keinen Stößen der Erde und Beben der Häuser verbunden war, und zu der Zeit nirgends was von einem Erdbeben gehört wurde: so hält es auch Hr. Glaser nicht dafür, sondern für die Folge eines unterirdischen Erdfalls, da durch den Einsturz einer Decke oder Wand einer geräumigen Erdhöhle ein so dumpfes Gepolter verursacht worden sey. Diese unterirdische Höhle müsse so groß seyn, so weit der Erdfall sey vernommen worden, und die könne durch nichts anders als durch die Menge des seit einigen Jahrhunderten abgeschwemmten und noch itzt durch die benachbarten Salzsohlen abgehenden aufgelösten Steinsalzes verursacht worden seyn. Dargegen sagt nun Hr. Gläser: die bemerkte Erschütterung sey ein wahres Erdbeben gewesen, und wie alle andere, durch einen unterirdischen Bliß entstanden, der vermuthlicherweise durch die Entzündung eines Steinkohlenganges, deren es in dieser Gegend gebe, veranlaßt worden sey. Weil er nun bey dieser Erklärung das Daseyn einer Erdhöhle voraussetzen muß: so triumphirt der Verf. darüber, daß er eine Erdhöhle zugeben müsse, ihre Ursache aber nicht erklären könne. (Wer ein Erdbeben erklären will, braucht sich nicht in die Untersuchung der Ursachen unterirdischer Höhlen einzulassen, er setzt sie voraus, und forscht blos nach der nächsten Veranlassung ihrer erschütternden Kraft — und müssen denn alle Höhlen ihre unmittelbare Ursache haben? Es kann Erdhöhlen geben, die so alt sind als die Erde selbst.) — Er antwortet ihm ferner und das nicht ohne Grund, daß sich zwar gar wohl Dünste in Steinkohlengruben entzünden könnten, niemals aber, so lange die Steinkohlen noch in der Erde eingeschlossen und von der anstreichenden Luft abgehalten wären — und das sey eben der Fall an den Steinkohlen in der Gegend, wo die Erderschütterung gehört worden.

Hr. D. G. erläuterte seine Hypothese von einem geschehenen Erdfall durch eine Vertiefung der Erde an dem Fuß eines Berges bey Suhl, den man den Erdfall zu nennen pflege, und meynt, daß er auf eben die Art, wie seine große Erdhöhle entstanden seyn möge, und vielleicht die verschüttete Oeffnung derselben gewesen sey. Hr. Gläser aber nennt, ihn die Pinge eines großen Bruchs auf einen alten Stollen; meynt, wenn er mit der angenommenen großen Höhle zusammenhienge, so müßte der Schall von der Erderschütterung in der Nähe desselben

selben, und also in dem Dorfe, das vor diesem Erdfall liegt, am stärksten vernommen worden seyn, welches aber gar nicht geschehen sey. Der Verf. widerlegt das erste, und läugnet die Folge, weil er den Vordersatz nur als eine Möglichkeit angenommen habe, u. s. w.

Im Ganzen betrachtet, kann man immer dem Hrn. D. Gläser zugestehen, daß seine Vermuthung so viel für sich habe, daß es der Mühe werth sey, mit einem Bergbohrer oder einem tiefen Schacht einen Versuch zu machen, und wir wünschen ihm, das Vergnügen zu erleben, daß ein guter Erfolg, statt aller Controversschriften, seine beste Vertheidigung sey. Doch hätten wir die Hoffnung davon zum voraus nicht zu groß gemacht. Gesetzt auch, daß man Steinsalz finden sollte: ist es deswegen auch gewiß, daß der Gebrauch desselben so gar leicht und wohlfeil seyn werde; daß man es blos auszuhauen und zu zermalmen brauche, und das Holz zum Salzsieden ersparen könne? Könnte es nicht vielleicht so unrein oder so geringhaltig ausfallen, daß es gleich dem Bergsalz in Tyrol und im Salzburgischen, demohngeachtet von süßem Wasser aufgelöset werden, und wie andre Salzsohle erst durch das Sieden die Güte des Kochsalzes erhalten müsse? und könnten dann nicht vielleicht die nämlichen Ursachen der Kostenersparung vorwalten, die die alten Salzwerke in Suhl eingehen ließen, da zumal Hr. G. selbst eingestehen muß, daß alten Nachrichten zufolge, das ehemals zu Suhl bereitete Salz, schwarzgrau gewesen sey? Jedoch wir wollen das Beste wünschen.

Chymische Versuche über einige der neuesten einheimischen antiseptischen Substanzen von D. Wilhelm Heinrich Sebastian Buchholz, Adjunct der Kaiserl. Akademie der Naturforscher, der Akademieen der Wissenschaften zu Erfurt, München, Gießen u. a. m. Mitgliede. Weimar bey Hofmann. 1777. in 8. 6½ Bogen.

Der Verf. wünschte lange schon ein Surrogat für die im Preise immer höher steigende Fieberrinde. Er versuchte mit Herrn Leidenfrost in Duisburg die Roßkastanienbaumrinde, und fand solche viel antiseptischer als die Fieberrinde.

de. Hiervon hat er schon vor einigen Jahren in dem 4ten Tomo nouor. actor. acad. N. C. obseruat. LIV. p. 264—269. Rechenschaft gegeben. Nach der Hand erfuhr unser V. durch die Gewogenheit des D. Ambrosius Michael Sieferts, daß verschiedene Baumrinden schwarz färbten, und zwar daß sie diese Eigenschaften ohne Zusätze irgend eines Vitriols oder zusammenziehenden Salzes, besäßen. Er entschloß sich daher, einige dieser Rinden, in Betracht ihrer antiseptischen Kräfte, zu untersuchen, und fand, daß seine Vermuthung gegründet war, denn die Goldweidenrinde, (Salix vitellina) oder vielmehr das aus derselben, nach Garayischer Manier bereitete Salz, erhielt in einer Hitze zwischen dem 95 und hundertsten Grade nach dem Fahrenheitischen Wärmemesser das Rindfleisch, wie auch das Menschenblut, ungleich länger frisch, oder unverdorben, als das nach dieser Manier bereitete Salz aus der Fieberrinde. Merkwürdig ist hierbey die Bestätigung der Pringlischen Erfahrung, daß faulende Substanzen, wenn solche mit vegetabilischen vermischet sind, eine Art von Gährung hervorbringen, welche eine große Aehnlichkeit mit der weinichten Gährung hat. Minder antiseptisch bewies sich das Salz aus der Rinde der Saalweide, denn es erhielt das Fleisch und Blut kaum so lange als das Chinarindensalz. Das Salz aus der Bruchweidenrinde war auch antiseptischer, als das aus der Fieberrinde: denn noch lange hernach war das Rindfleisch und Menschenblut unverdorben, als der Aufguß aus der Chinarinde, benebst dem Fleische und Blute, schon völlig verdorben war. Auch hierbey wurde der V. den, oben bey dem Versuche mit dem Goldweidenrindensalze gemeldeten weinichten Geruch gewahr. Diese Bruchweidenrinde kommt demnach in Ansehung der antiseptischen Kräfte, der Goldweidenrinde am nächsten. Auch die Rinde des Faulbaums (Frangula seu Rhamnus inermis) bewies sich antiseptischer, als die Fieberrinde. Das Aeschenbaumrindensalz (Sal cortic. Fraxini) erhielt das Rindfleisch und Menschenblut ebenfalls länger frisch, als das Chinarindensalz. — Zuletzt wurde die Mischung aus Fleisch und der Auflösung des Aeschenbaumrindensalzes sauer, und das Fleisch war lange nachher, als jenes mit der Chinarinde angestellte Fleisch verdorben war, noch gänzlich ohne fäulichten Geruch. Die Rinde des wilden Apfelbaums (cortex mali syluestris) und das daraus bereitete Salz, widerstund ebenfalls der Fäulniß bey dem Rindfleische und Menschenblute kräftiger, als das Chinarindensalz. Zuletzt bittet der Verf. die Hospi-

Aerzte um die Gewogenheit, diese Versuche nach dem Wunsche des berühmten Pringle's weiter zu treiben, und zu versuchen, ob nicht einige dieser Baumrinden die Stelle der kostbaren Chinarinde vertreten könnten, wenn solche in Krankheiten gebraucht würden?

VI.

Friedrich Wilhelm Weiß, Doctors der Arzneywissenschaft, Entwurf einer Forstbotanik, zum Gebrauche akademischer Vorlesungen; Erster Band, mit Kupfern. Göttingen, bey Vandenhoeks Wittwe 1775. gr. 8. 1 Alph. 2 Bogen Kupfer.

Der unter den Botanikern durch seine Plantas cryptogamicas Florae Goetting. schon seit etlichen Jahren rühmlich bekannte Hr. Verf. liefert hier den ersten Theil eines zu Vorlesungen bestimmten Buches, über einen sehr wichtigen Zweig der öffentlichen Haushaltungs- und Cameralwissenschaften, der, wie jeder andere Theil dieser beyden, sich auf die Naturgeschichte gründet. Jemehr man anfängt einzusehen, daß ohne die aus dieser geschöpften Kenntnisse alle Vorschläge in jenen mangelhaft und schädlich sind: destomehr nähern sie sich ihrer Verbesserung. Dies gilt insbesondere von der Forstwissenschaft, wo Kenntniß des Bodens, eine gute Bekanntschaft mit dem Steinreiche, Kenntniß der größern Thiere und kleinern Insecten, eine dergleichen mit dem Thierreiche voraussetzet, ehe man es wagen kann, für einzelne Gegenden specielle nützliche Vorschläge zu thun. Aber der beste Mineraloge und Thierkenner kann hier nichts ausrichten, wenn nicht die Forstleute gehörige botanische Einsichten haben, die einem großen Theile von ihnen bisher fehlen mußten, weil ihnen die Quellen derselben unzugänglich waren. Der Verf. hat daher ein nützliches Werk übernommen, ihnen solche in diesem Entwurfe mitzutheilen, und wir zweifeln nicht, daß allmälig an mehrern Orten Vorlesungen darüber werden angestellet werden, deren Nutzen bald sichtbar seyn wird.

Nach der Vorrede folgt der Inhalt dieses ersten Bandes, der eine Einleitung in die Forstbotanik enthält, worinnen die allgemeinen Anfangsgründe der Botanik vorgetragen, und die Theile, die sowohl zur Erhaltung als Fortpflanzung der

Gewächse gehören, erkläret werden, und etwas von den Systemen gesaget wird, bis S. 99. folgen im 2ten Hauptabschnitte S. 113. Anfangsgründe der Forstwissenschaft; nämlich: allgemeine Grundsätze, allgemeine Eintheilungen der wilden Bäume und Standen, so wie sie beym Forstwesen üblich sind, und Forst-Terminologie nach dem Alphabet; ein sehr nützliches Kapitel. Der 3te Hauptabschnitt erkläret von S. 320 an diese Terminologie durch Figuren, die der V. selbst gezeichnet hat, und die zwar keinen Anspruch auf Schönheit machen, aber richtig und zweckmäßig sind. Den Beschluß machet die Erklärung dieser Kupfer durch Anzeige der darauf abgebildeten Pflanzentheile, welche Trennung unsrer Meynung nach die Deutlichkeit sehr befördert.

Der 2te Band soll nach dem mitgetheilten Plane des V: „die Abhandlung der in Deutschland einheimischen Bäume und „Stauden, die in Forsten vorzüglich cultiviret werden, nach „natürlichen Ordnungen" in sich begreifen. Hier möchten wir dem Verf. wohl rathen, die Linnäischen Fragmente denjenigen vorzuziehen, die der seel. Büttner annahm, der des Verf. Lehrer war, indem jene zuverläßig mit mehrerer Einsicht gemachet sind, als dieser glaubte, der zu sehr durch Kleinigkeiten veranlasset ward, Verwandschaften und Verbindungen anzunehmen, die durch wichtigere Unterschiede aufgehoben werden. Doch vielleicht kommen wir mit diesem Rathe zu spät. — Die Ausführung wird diese seyn:

1. Charakter der Ordnung.
2. — — des Geschlechts, nach allen Theilen der Fructification, lateinisch und deutsch. (Wir bitten das letztere nach dem unverbesserlichen Planer.)
3. systematisch botanischer Name; einige vorzügliche Synonyma; ein bewährter alter lateinischer Name.
4. teutsche } Namen, nebst Anzeige der Schriftsteller,
5. französische } die sie gebrauchet, oder der Provinz,
6. englische } wo sie üblich.
7. Anzeige auserlesener Abbildungen, aus den neuesten botanischen Forst- oder ökonomischen Schriften.
8. Charakter der Art, deutsch, in welchem die Eigenschaft a) der Rinde, b) des Stammes, c) des Holzes, d) der Blätter, e) Gestalt und Farbe der Blüthe, Samen &c.
9. Ort, wo sie häufig wächst, nebst 10. Beschaffenheit des Bodens.
11. Regeln von der Cultur, mit Anzeige der Schriftsteller.

12. Von

12. Von der Zeit zum Fällen, Aussaat u. s. f.
13. Von der Benutzung im Forst- und Bauwesen, Handwerken, Oekonomie, Medicin.
14. Von der beträchtlichen Schädlichkeit in Rücksicht auf Menschen und Thiere.

Verzeichniß der Schriften, und 7. Register.

Wir haben dies beygefüget, damit die Leser den weiten Umfang ersehen mögen, den der V. sich vorgesetzet, und dessen gewissenhafte Ausführung man ihm zutrauen kann; wir hoffen auch, daß er sich die nicht geringen Schwierigkeiten nicht werde abschrecken lassen. — Vielleicht sollten wir nun eine Vergleichung dieses Werks mit dem Gleditschischen anstellen, aber ein sachkundiger Leser wird dieses leicht aus der Anzeige des letztern in der Allg. deutsch. Bibl. selbst können; wir sagen blos, daß Weissens Werk Compendium, und Gleditschens System sey, aber keines das andere überflüßig mache; jenes für solche, die sich selbst unterrichten wollen in der Terminologie, und wegen der Figuren brauchbarer als Gleditsch, in andern Stellen aber eben so wenig, als dieser, ohne Commentar deutlich sey.

Hz.

Der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften Abhandlungen aus der Naturlehre, Haushaltungskunst und Mechanik, auf das Jahr 1771. Aus dem Schwedischen übersetzt von A. G. Kästner. Vier und dreyßigster Band. 1776. 8. Leipzig bey Hollen. 25 Bogen 12 Kupferbl.

Es ist bekannt genug, daß diese Abhandlungen mehr enthalten, als der Titel anzeiget, wo die Wörter Naturlehre, Haushaltungskunst, Mechanik, entweder weggelassen, oder mehr andere, z. E. Astronomie, Optik, Geometrie, Analyse, Geographie rc. mit angezeiget werden müßten. Der gegenwärtige 34ste Band empfiehlt sich, wie alle vorhergehende, durch die Mannigfaltigkeit der Materien, und gleichet denselben auch darinnen, daß die Materie mehrentheils nur berührt, selten erschöpft, und oft unter einem unbestimmten und allgemein scheinenden Titel nur ein einzelner Satz näher betrachtet wird.

Der Inhalt dieses Bandes ist folgender: **Erstes Quartal.** 1. **Marelius** Schluß vom Land- und Gebürgerücken. Zwo Abhandlungen darüber, nebst zwoen Charten, kommen im 33sten Bande vor. Hier folget die dritte. An den drey Charten vermissen wir die Grade der Länge und Breite. 2. Auszug aus **Elias Lagus** Beschreibung des Kirchspiels Kuhimo. 3. **Bengt Quist** Versuche mit Pozzolanerde und Cement. 4. **Bergius** Versuche mit Frauenmilch. Sie hat wenig Käse, mehr Butter, gerinnt lange nicht, und dient in chronischen Krankheiten. 5. **Wilke** neues Perspectivmicrometer, ein micrometrischer Storchschnabel. Brauchbarer sind doch wohl die Branderschen Glasscalen. 6. **Mallet** von Spaltung der Lichtstralen, in Rücksicht auf d'**Alemberts** Kritik der Klingenstiernschen Bemerkungen. 7. **G. v. Engström** machet seinen Landsleuten des **Lewis** tragbaren chemischen Ofen bekannt. 8. **Olof Strandberg** räth an, zum Besten des Landes, und besonders der Stadt Stockholm; die Fischerey im Hielmar besser zu besorgen. 9. Eben derselbe stattet Bericht ab, daß das Volk im Kirchspiele Oestra Nerike in Aufnahme sey. Daß daselbst mehr gebohren werden als sterben, schreibt er dem Fischessen zu. Wir verstehen, daß die Fischerey dort ergiebig ist. 10. **Pehr Bircheen** erzählt, wie eine verschluckte Aehre vom Alepocuros unter dem rechten Schulterbeine nach fünf Wochen ausgeschworen ist. 11. **Melander** löset eine ihm vorgelegte Differentialgleichung auf. 12. **J. A. Grill** erzählet, wie die Chineser eine Perlenschnur in die Muschel legen, und in Jahr und Tag wieder herauf holen, wo dann die Perl eine neue Cruste erhält, und größer wird. **Zweytes Quartal.** 1. **Wilke** findet durch Versuche, daß Schnee mit wärmerm Wasser gemischet, nicht eine verhältnißmäßige, sondern geringere Temperatur erhalte, so daß ein Theil Wärme auf das Schmelzen soll verwendet werden. 2. **Quist** setzt seine Versuche mit Pozzolane und Cement fort. Hier in Rücksicht auf die Härte und Festigkeit. 3. **Sween Rinmann** beschreibt das beym Garphytte Blechwerke angelegte Walz- und Schneidewerk. 4. Eine Uebersetzung aus dem Dänischen ins Schwedische, und nun aus diesem ins Deutsche von der Breygdfischerey in Nordland in Norwegen, die **N. Chr. Friis** eingesandt. Der Brugd wird im Sommer und wie der Wallfisch gefangen. 5. **Odhelius** von einer nach glücklichem Staarstich nochmals geheilten Blindheit. 6. Dessen Anmerkungen über das Staarstechen. 7)

Grill

Grill bringt ein natürlich mineralisches Alkali aus China. 8) G. v. Engström untersucht dasselbe, und findet, daß es dem von Pott beschriebenen Boraxerze am nächsten komme. 9) Braun glaubt, man könne dem Mißwachse der Frühlingssaat zuvorkommen: man müsse nicht ins trockne Feld säen. Vollgemachte Gerste hielt sich bey der Trockenheit lang, und gieng beym Regen gut auf, jedoch zu spät. 10. Planmann von der Sonnenparallaxe, so fern sie aus dem Durchgange der Venus vor der Sonnenscheibe bestimmt wird. Drittes Quartal. 1. Bergmann Schluß der Geschichte von Vereinigung des Quecksilbers mit Salzsäuren. 2. Melander von der Dauer der Welt, durch Erhaltung der ihr anfangs mitgetheilten Kräfte. 3. Noch ein Auszug aus dem Elias Lagus. 4. P. J. Bergius zeichnet und beschreibt ein amerikanisches Gewächs Perdicium laeuigatum. 5. J. Abr. Gyllenzahl beschreibt die Christalläpfel und Kalkbälle als versteinerte Meerigel, wobey jedoch die Stacheln fehlen. 6. C. G. Eckeberg liefert die von ihm auf einer Reise nach China beobachteten Neigungen der Magnetnadel. 7. Braun, daß es gut sey, den Rocken vor der Aussaat zu räuchern. 8) A. J. Hägström giebt Anmerkungen über Fette und Schmeere von Thieren. Eigentlich will er die Butter darunter, und zwar zum medicinischen Gebrauche, aufgenommen wissen. 9) Gr. Oxenstierna schlägt Reiser von einer gewissen Art Tangelholzes beym Futtermangel vor. 10. Melander findet, daß auch in Wirthschaftssachen und der Naturgeschichte der Anschein bleibet. Sein Feld hatte, der gebrauchten Mittel ungeachtet, brandichte Aehren, und auch einzelne Körner, vornehmlich an niedrigen Halmen, und auf mager gelassenem Felde. Viertes Quartal. 1. Wilke beschreibt zween Neigungscompasse, und vergleicht seine Neigungscharte mit Hrn. Eckeströms neuern Beobachtungen, verschiebt aber die Zeichnung einer neuen Charte, bis mehr Beobachtungen vorräthig seyn werden. 2. Melander setzt seine Abhandlung über die Fortdauer der sichtbaren Welt fort. Das Newtonsche Gesetz ist doch besser, und in gewissen Absichten das einige Mögliche. 3. J. Abr. Grill vom Pounxa, einem natürlichen Boraxe, so in Tibeth gegraben wird. 4. G. v. Engeström untersucht denselben. 5. P. Ascanius zeichnet und beschreibt auf dänisch die Philine quadripartita, ein nicht sehr bekanntes Seethier. 6. E. D. Salmon giebt clinische und anatomische Berichte von Kindern, welche die häutige Bräune hatten.

7. Abr. Bäck liefert Zusätze dazu. 8. Dritter Auszug aus Elias Lagus, die Naturgeschichte betreffend. 9. Planman fügt Anmerkungen zur vorgehenden Abhandlung von der Sonnenparallaxe bey, wobey er auf Eulers Veranlassung die abgeplattete Figur der Erde in die Rechnung zieht. 10. P. Wasström beschreibt eine 9 Quadratellen fassende Trockenplatte, das Getraide selbst bey Feuerheerden, wo viel gekocht wird, zu trocknen. 10. J. J. Plantins Methode, parallel abgekürzte Kegel, ihrem räumlichen Inhalte nach, zu berechnen. Hr Kästner fügt Erläuterungen für diejenigen bey, die statt des *Clavius* seine Anfangsgründe der Geometrie besitzen.

Fm.

Elektrische Pausen, von Joh. Friedr. Groß. Leipzig bey Hilscher 1776. 8 Bogen in 8.

Abermal ein Beweis, wie wenig wir noch die Eigenschaften der elektrischen Materie kennen. Zwischen zween metallenen Körpern, wovon der eine elektrisirt ist, und der andere eine Ableitung hat, werden gleich nach ihrer Trennung eine Menge schnell auf einander folgender Funken entstehen. Entfernen sich die Körper nach und nach mehr von einander; so werden die Funken langsamer erfolgen und endlich gar ausbleiben: bringt man aber die Körper noch weiter aus einander; so werden die Funken wieder von neuem erscheinen. Dieses Ausbleiben der Funken in der mittlern Entfernung der Körper von einander, nennt der Verf. eine **elektrische Pause**. Die Körper schicklich von einander zu entfernen, bedient man sich einer Maschine, die mit den gewöhnlichen Funkenmessern viel Aehnliches hat, und von dem V. beschrieben und zugleich auf einer Kupfertafel vorgestellt ist. Da bey Hervorbringung solcher Pausen nichts willkührlich ist; so hat der V. durch eine Menge mit vieler Sorgfalt angestellte Versuche, die vortheilhafte Zurichtung an der Maschine zu bestimmen gesucht. Wir müssen die Versuche übergehen. Das wichtigste Resultat daraus ist, daß von den beyden metallenen Körpern, zwischen welchen elektrische Pausen hervorgebracht werden sollen, der eine kugelförmig und der andere ein unter einem Winkel von 60 Graden abgedrehter Kegel seyn muß. Die elektrischen Pausen lassen sich durch ein einseitiges Annähern eines fremden

Körpers

Körpers aufhalten, aber auch vervielfältigen, wenn dieser Körper in eine gewisse unveränderlich bleibende mittlere Nähe gebracht wird. Diese sonderbare Erscheinung sowohl als jene, wo der elektrische Strom zwischen zween Körpern in einer gewissen Entfernung gehemmt wird, getraut sich der V. nicht zu erklären, indem er seine Versuche für unzulänglich hält, mit Gewißheit etwas darüber zu sagen. Dem Recensenten sind bey elektrischen Versuchen dergleichen Pausen öfters vorgekommen, die er für Wirkungen einer zwischen den beyden Körpern entstandenen Ladung der Luft gehalten hat. Wurde die Ladung durch Anhauchen oder Annähern eines Körpers gestört, so wurde auch die Stockung gehindert. So wenig der Rec. für diese seine Muthmaßung eingenommen ist; so angenehm war es ihm doch, sie durch die vielfältigen Versuche des Verf. mehr begünstigt als widerlegt zu sehen. In der Vorrede wird zu einer Sammlung von verschiedenen an flüßigen Körpern angestellten elektrischen Versuchen Hoffnung gemacht, die uns, da der V. einen sehr aufmerksamen Beobachter verräth, gewiß willkommen seyn wird.

Em.

---

10. Geschichte, Diplomatik, Erdbeschreibung.

Lokalgeschichte der Stadt Straßburg. Herausgegeben von Joh. Andr. Silbermann. Straßburg, gedruckt bey Lorenz, 1775. 2 Alph. 19 Bogen in Folio. Nebst 16 von Weis sauber gestochenen Planen; 7 auf ganzen, 9 aber auf halben Bogen.

Höchst mühsam und genau ausgearbeitet, auch ansehnlich gedruckt: aber — dürfen wir es sagen? — nur für Straßburger interessant; auswärts blos ein Werk zum Staat, das höchstens die Neugierde einiger Alterthumsforscher befriedigen kann! Herr Silbermann, der sonst auch als ein sehr geschickter Orgelmacher bekannt ist, und die Würde eines alten Beysitzers des großen Raths in seiner Vaterstadt Straßburg

 bekleidet,

bekleidet, zeigt aus noch vorhandenen Ruinen und aus andern Denkmahlen, wie groß der erste Umfang der Stadt unter den Römern gewesen, wie überhaupt das römische Argentoratum und die umliegende Gegend beschaffen war, daß es zu Anfang des fünften Jahrhunderts von den Alemannen zerstört worden, wie das fränkische Straßburg im sechsten Jahrhundert entstanden, wie die Stadt zu verschiedenen malen, im achten, dreyzehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, ist erweitert worden, wie die ehemaligen zwölf Wighäuser oder Wartthürme außerhalb der Stadt beschaffen gewesen, wie die Stadt vom J. 1313 bis 1633 irregulär, nach holländischer Art, befestiget, wie sie von da bis 1681 mit sechzehn regulären Bollwerken versehen, und wie sie hernach zu Anfang der französischen Regierung weiter befestigt worden ist. Alsdann folgen in alphabetischer Ordnung die ehemals nahe um die Stadt unter besondern Namen bekannten Gegenden. Hernach handelt Hr. S. noch von dem Burgbann (oder Weichbild) der Stadt, und von denen um denselben befindlichen Aechterkreuzen (oder Gränzsteinen); von den Gerichtsstätten in und außerhalb der Stadt, und von den verschiedenen Todes- und Leibesstrafen, die ehedem daselbst vollzogen worden; von den innerhalb des Burgbannes befindlichen Landstraßen; von den Wassern, Flüssen und Gräben, die um und durch die Stadt fließen; von Landfesten und Mauern, welche die durch die Stadt fließenden Wasser einschließen, wie auch von Wasserleitungen und Dolen; von den jetzigen Brücken; von dem Rhein, mit dessen Wörden und Giessen; von den über den Rhein gewesenen Fähren und Brücken; von den am Rhein errichteten Schanzen; und von der durch Frankreich auf dem Platze des ehemaligen Dorfes Kehl erbauten Festung.

Schon aus dieser Anzeige siehet man, daß nur das äußere Lokal der Stadt Straßburg in diesem Bande beschrieben ist. Der Verf. macht aber Hoffnung zu einer Beschreibung des innern Lokals oder aller Merkwürdigkeiten, welche Straßburg in seine Mauern einschließt, die folglich auch für Auswärtige anziehender werden wird, als die hier gelieferte und ins kleinste Detail gehende Erzählung von allen Erweiterungen der Stadt, von allen Mauern, Gräben, Bächen, Kanälen, Brücken rc. Bey jeder Erweiterung legt er die vor 400 Jahren von Königshoven verfertigte Stadtchronik zum Grunde, und, wo dieser aufhört, ein Manuscript von dem berühmten Baumeister, David Speckle oder Specklin; und bestätiget, berich-

tiget,

riget, und erweitert alsdann die kurzen Anzeigen dieser beyden Männer. Da Hr. Silbermann durchgehends die strengste Genauigkeit blicken läßt, und alles, was er beschreibt, mit eigenen Augen gesehn und untersucht hat: so sind ihm seine Mitbürger überaus großen Dank schuldig. Aus der Beschreibung des alten römischen Argentoratum und der dabey angeführten wenigen Urnen, Särge, Münzen, Inschriften &c. erhellet, daß es ihm nicht an Gelehrsamkeit fehlet: aber bey Erzählung der spätern Veränderungen Straßburgs kommt freylich manches vor, das nach der gewöhnlichen Chronik schmeckt. Vielleicht dünkt dies aber nur dem Recensenten so, der kein Straßburger ist.

Vr.

Die Herrlichkeit des Annabergischen Tempels beschrieben, und mit einem Kupfer versehen, von M. Joh. Chr. Meiern, Archidiak. Chemnitz, bey Stößels Erben und Putscher, 1776. 8.

Die Herrlichkeiten sind so wie sie in allen alten Kirchen anzutreffen sind, alte Altäre, alte Grabschriften, alte Fahnen, alte Kirchenstühle. Dabey werden sehr umständlich die Leben aller dabey gestandener Prediger beschrieben, welches als ein Beytrag zur Gelehrten Geschichte noch hingehen könnte, wenn nur nicht die meisten dieser Herren in der gelehrten Geschichte so sehr unbekannt gewesen wären. Alles hat Hr. Meier sehr umständlich bis auf alle Kleinigkeiten und sehr langweilig beschrieben. Wenn doch die Verfasser solcher Beschreibungen beym Schreiben dächten: Ne quid nimis!

Lx.

Biographien der Sachsen. Dresden, in der Hilscherschen Buchhandlung, 1775. 351 Seiten in 8. — Zweyter Theil. 1776. 312 Seiten.

Eben dieselben in einzelen Abdrücken der darinne enthaltenen Lebensbeschreibungen, z. E. Leben Wittekind des Großen — Wodan, der Sachsen Held und Gott

bekleidet, zeigt aus noch vorhandenen Ruinen und aus andern Denkmahlen, wie groß der erste Umfang der Stadt unter den Römern gewesen, wie überhaupt das römische Argentoratum und die umliegende Gegend beschaffen war, daß es zu Anfang des fünften Jahrhunderts von den Alemannen zerstört worden, wie das fränkische Straßburg im sechsten Jahrhundert entstanden, wie die Stadt zu verschiedenen malen, im achten, dreyzehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, ist erweitert worden, wie die ehemaligen zwölf Wighäuser oder Wartthürme außerhalb der Stadt beschaffen gewesen, wie die Stadt vom J. 1313 bis 1633 irregulär, nach holländischer Art, befestiget, wie sie von da bis 1681 mit sechzehn regulären Bollwerken versehen, und wie sie hernach zu Anfang der französischen Regierung weiter befestigt worden ist. Alsdann folgen in alphabetischer Ordnung die ehemals nahe um die Stadt unter besondern Namen bekannten Gegenden. Hernach handelt Hr. S. noch von dem Burgbann (oder Weichbild) der Stadt, und von denen um denselben befindlichen Aechterkreuzen (oder Gränzsteinen); von den Gerichtsstätten in und außerhalb der Stadt, und von den verschiedenen Todes- und Leibesstrafen, die ehedem daselbst vollzogen worden; von den innerhalb des Burgbannes befindlichen Landstraßen; von den Wassern, Giessen und Gräben, die um und durch die Stadt fließen; von Landfesten und Mauern, welche die durch die Stadt fließenden Wasser einschließen, wie auch von Wasserleitungen und Dolen; von den jetzigen Brücken; von dem Rhein, mit dessen Wörden und Giessen; von den über den Rhein gewesenen Fähren und Brücken; von den am Rhein errichteten Schanzen; und von der durch Frankreich auf dem Platze des ehemaligen Dorfes Kehl erbauten Festung.

Schon aus dieser Anzeige siehet man, daß nur das äussere Lokal der Stadt Straßburg in diesem Bande beschrieben ist. Der Verf. macht aber Hoffnung zu einer Beschreibung des innern Lokals oder aller Merkwürdigkeiten, welche Straßburg in seine Mauern einschließt, die folglich auch für Auswärtige anziehender werden wird, als die hier gelieferte und ins kleinste Detail gehende Erzählung von allen Erweiterungen der Stadt, von allen Mauern, Gräben, Bächen, Kanälen, Brücken ꝛc. Bey jeder Erweiterung legt er die vor 400 Jahren von Königshoven verfertigte Stadtchronik zum Grunde, und, wo dieser aufhört, ein Manuscript von dem berühmten Baumeister, David Speckle oder Sperklin; und bestätiget, berich-

tiget,

riget, und erweitert alsdann die kurzen Anzeigen dieser beyden Männer. Da Hr. Silbermann durchgehends die strengste Genauigkeit blicken läßt, und alles, was er beschreibt, mit eigenen Augen gesehn und untersucht hat: so sind ihm seine Mitbürger überaus großen Dank schuldig. Aus der Beschreibung des alten römischen Argentoratum und der dabey angeführten wenigen Urnen, Särge, Münzen, Inschriften rc. erhellet, daß es ihm nicht an Gelehrsamkeit fehlet: aber bey Erzählung der spätern Veränderungen Straßburgs kommt freylich manches vor, das nach der gewöhnlichen Chronik schmeckt. Vielleicht dünkt dies aber nur dem Recensenten so, der kein Straßburger ist.

Vr.

Die Herrlichkeit des Annabergischen Tempels beschrieben, und mit einem Kupfer versehen, von M. Joh. Chr. Meiern, Archidiak. Chemnitz, bey Stößels Erben und Putscher, 1776. 8.

Die Herrlichkeiten sind so wie sie in allen alten Kirchen anzutreffen sind, alte Altäre, alte Grabschriften, alte Fahnen, alte Kirchenstühle. Dabey werden sehr umständlich die Leben aller dabey gestandener Prediger beschrieben, welches als ein Beytrag zur Gelehrten Geschichte noch hingehen könnte, wenn nur nicht die meisten dieser Herren in der gelehrten Geschichte so sehr unbekannt gewesen wären. Alles hat Hr. Meier sehr umständlich bis auf alle Kleinigkeiten und sehr langweilig beschrieben. Wenn doch die Verfasser solcher Beschreibungen beym Schreiben dächten: Ne quid nimis!

Lx.

Biographien der Sachsen. Dresden, in der Hilscherschen Buchhandlung, 1775. 351 Seiten in 8. — Zweyter Theil. 1776. 312 Seiten.

Eben dieselben in einzelen Abdrücken der darinne enthaltenen Lebensbeschreibungen, Z. E. Leben Wittekind des Großen — Wodan, der Sachsen Held und

 Gott

Gott — Leben Friedrichs des Weisen, Kurf. von Sachsen — Leben Johann Friedrichs des Großmüthigen, K. v. Sachsen — Leben Conrads des Großen, Marggr. zu Meißen. —

Nun ist es hohe Zeit, beydes der Unwissenheit und der Unverschämtheit unserer historischen Romanenschreiber auf irgend eine kräftige Art Einhalt zu thun! Fern sey es von mir, einige Fehler eines aufblühenden guten Kopfs zu hart zu beurtheilen, und ihn von reifern Arbeiten abzuschröcken. Aber — trop est trop. Eine solche seichte Halbgelehrsamkeit, so viele grobe unverzeihliche historische Schnitzer, und damit ein so dreistes Raisonnement, eine so unausstehliche Declamirsucht verbunden, habe ich bisher unter den Deutschen nur bey einem einzigen Schriftsteller, und auch bey diesem in keinem solchen Grade angetroffen, als bey dem Biographen der Sachsen. Andere Censoren mögen nur alsdenn ihre Unterschrift verweigern, wenn sie Religion, Staat und gute Sitten angegriffen finden; ich wünschte, man hätte sie auch einem Buche versagt, das Geschichte und gründlichen Geschmack zugleich verfälscht, und das uns, wenn es Beyfall findet, (woran ich desto weniger zweifle, weil es ein helltönendes sehr leicht fort zu lesendes Geschwätze ist,) eine Wolke rüstiger historischer Schmierer über den Hals ziehen kann.

Ich könnte diesesmal mit Recht verlangen, daß man mir auf mein Wort glaubte, so gar leicht sind die Beweise meines Urtheils fast auf allen Seiten dieser Biographien zu finden. Aber wenn sie gleich der Kenner, sobald er nur einige Blicke auf das Buch geworfen hat, gar nicht braucht; so können sie doch angehenden Schriftstellern, und Lesern, die noch keinen festen Geschmack oder Stärke in der Geschichte besitzen, heilsam werden.

Vor Wittekinds Leben, welches den ersten Theil eröffnet, steht eine vorläufige Abhandlung über die pragmatische Geschichtskunde der mittlern Wittekindischen Periode, ihre Quellen, Beschaffenheit und Nutzen; oder — Beweis, daß der Verf. von diesem allem wenig verstanden hat. Zuerst also nicht eine historisch-kritische Abhandlung; sondern der völlige Posaunen- und Trompetenschall. „Es ist rühmlich, (das Lob des Biographen geht voran,) den „Reichthum der Geschichte zum Nutzen der Menschen zu verwenden;

„wenden; es ist schön, die Tugend aus den vergessnen Archi„ven des Alterthums hervorzurufen, und zur allgemeinen Ver„ehrung aufzustellen. Jeder Patriot sieht mit Vergnügen den „Glanz des ersten Helden seiner Nation auf sich zurück strahlen, „die Wohlthaten, die seine Handlungen verbreiteten, durch „tausend Jahre hindurch bis auf sich strömen, und fühlt bey „jeder seiner Thaten den Werth und die Nationalwürde seines „eigenen Volks. Jedes Herz brennt von Verlangen, groß „durch Tugend und edel durch Verdienst zu seyn, wenn es den „Vater seiner Nation und in ihm die Quelle der Tugenden er„blickt, die seinem Volke erblich und den Erben seines Throns „eigenthümlich geworden sind. Und wo ist das Herz eines „Sachsen, das Wittekinds Schicksal seine Thränen, seinen „Verdiensten Bewunderung, und seiner Tugend die Nachah„mung versagen könnte? Wo ist der Fürst, der zu sich sagen „könnte: ich habe mehr Heldenmuth und Eifer für mein Volk, „mehr Größe der Seele, mehr Stärke des Körpers, mehr „Tugend und Kräfte als Wittekind? — — — Wo ist ein „Heerführer seines Volks, den nicht Geburt, sondern Ver„dienst an die Spitze seiner Nation setzte, der mehr Recht zur „Unsterblichkeit hätte, der mehr mit Gefahr seines Lebens sich „dem Besten des Volks aufopferte, der mehr durch Helden„muth und Tugend, durch Stärke und Adel der Seele, durch „Züge der Menschlichkeit und Religion den Namen des Groß„sen verdiente? Und seine Nation sollte ihn vergessen?“ — Doch ich bin müde, dem Verf. nachzufolgen, der in diesem aufgeblasenen Tone noch lange fort perorirt. Ein verständiger Leser wird dem Biographen, der ihn beym Eingange einer Lebensbeschreibung dergestalt zu erhitzen sucht, gewiß sogleich den Rücken zukehren. Kennt er überdieß nur etwas den Helden und seine Zeiten: so wird ihm der Schriftsteller, der sich untersteht, so sehr zu hyperbolisiren, auch verächtlich vorkommen.

„Ich arbeite, sagt der V. bald darauf, auf einem dürren „und öden Felsen, der reich an Gehalt, aber ungangbar und „vor mir von niemand gebauet worden ist.“ Freylich nicht durch eine solche ganz unbrauchbare Biographie. Aber wie viel ist nicht sonst vom Wittekind geschrieben worden! Darüber mag sich der Verf. von den Sächsischen Geschichtschreibern belehren lassen; wiewohl er sich bald selbst widerspricht, da er (S. 15) Wittekinds Biographen nennt, jedoch sehr mangelhaft und verworren, wie er denn unter andern Wittekinden von

Corvey hundert Jahre nach Wittekind dem Großen leben läßt.

„Ich würde mich nicht an einen Pyrrhus, Attila oder „Gengiskan gewagt haben, so reich der Stoff, so leicht die „Bearbeitung, — (nur einer solchen Feder muß sie sehr leicht „fallen,) — so viel der Quellen und so interessant das Gemäl„de hätte werden können; es würde immer in Rücksicht auf „Tugend und Moralität (der einzige Zweck unserer Bemühun„gen), fruchtlos im Ganzen, blendend aber bald verschwindend „vor jeden Menschenfreund, nur angenehm vor eine wilde krie„gerische Seele geworden seyn." Weiß wohl der V. was er redet, wenn er bloß wilde kriegerische Seelen ein Vergnügen in der zum Theil sehr lehrreichen Geschichte dieser drey Fürsten finden läßt? oder wenn er sich einbildet, man könne die Thaten solcher Krieger nicht brauchbar für Tugend und Moralität beschreiben?

Lange Klagen über die Geschichtschreiber mittlerer Zeiten, und Beyspiele von Fabeln (aber nicht lauter erweislichen) in berühmten historischen Werken, müssen dem V. dazu dienen, (S. 12) jenen Geschichtschreibern allen Glauben abzusprechen, wenn sie **Wittekinds Charakter verunstalten**, das heißt, ihn nicht so enthusiastisch preisen wie er.

Gleich darauf versichert er, daß unter den einzelen Nachrichten vom W. **die ungedruckten Urkunden dieser Zeit**, die sich auf der Kurf. Sächs. Bibliothek zu Dresden befinden, vorzüglich angeführt zu werden verdienen. Hier wird seine Unfähigkeit, vorhandene Nachrichten zu gebrauchen, hauptsächlich recht sichtbar. Urkunden dieser Zeit! also wohl aus Wittekinds Zeiten! Man würde es bedauern müssen, daß er sie nicht genauer beschrieben hat, wenn nicht die S. 76 fg. daraus eingerückte Stelle vollkommen sättigen könnte. Da ergiebt es sich, daß es eine schlechte plattdeutsche Chronik ist, ohngefähr wie die bey **Abeln** (Samml. etlicher noch nicht gedruckter alten Chroniken ꝛc. S. 17 fg.) befindliche, offenbar aus späten Zeiten, auf die also der Verf. gar nichts hätte bauen sollen.

Noch besser von dieser kritischen Seite lernt man ihn aus dem 7ten §. kennen. „Zu den allgemeinen Quellen der Ge„schichte mittlerer Zeiten gehören außer den schon erwähnten, „**Meibom, Pistorius, Menken**, besonders Georg. Fa„bricius in Origin. Sax. Hermannus de re diplomatica „Imperatricum, GREGOIRE DE TOUR, DE LA RODE

in

„in seiner Histoire des Revolutions de France. — — der „P. Hardouin, welcher den Gregor. Turonensem emendirt „und seine Fehler verbessert hat, Herr von Falkenstein in „seiner Thüring. Chronik, Casp. Abel in den Sächs. Alter„thümern, Herr von Leibnitz und von Eckard, der Ver„fasser der Sächs. Merkwürdigkeiten — — Alb. Kran„zius, Baronius, u. s. w. Endlich gehören auch die größern „Werke hieher, des P. Barre pragmatische Geschichte, — — „und vornämlich die Verfasser und Uebersetzer der allgemeinen „Weltgeschichte, u. s. w." Kann wohl ein Schriftsteller, der ein so abentheuerliches Gemische anstellt, einigen gesunden Begriff von dem Unterschiede zwischen Quellen und Hülfsmitteln, und von dem Werthe der Geschichtschreiber besitzen?

Ob es ihm gleich S. 19 gefällt, eine lange Stelle aus der Vorrede zum ersten Theil von Schröckhs allgem. Biographie wörtlich abzuschreiben; so declamirt er doch in dieser sogenannten Abhandlung noch viel eigenes und unglaubliches, oder seichtes in einem gewaltigen Fluß von Worten hin. Z. B. „Die Spanier sehen heutiges Tages denen Spaniern zu Carls V. „Zeiten ganz unähnlich — die heutigen Schweden sind so ver„schieden von denen, die zu Carls XII. Zeiten lebten, als die „heutigen Italiäner von denen, die zu Zeiten der Scipionen „und Catonen lebten."

Aus der vorläufigen Abhandlung mag man nun auf die Biographie selbst schließen. Da liegt keine genaue Untersuchung zum Grunde; sondern es ist lauter flüchtiges Vorbeyrauschen, und eben deswegen vieles nur halbwahr, manches völlig falsch. Da findet man nicht die ruhige und bedachtsame Stimme einer pragmatischen Erzählung oder Abschilderung; wohl aber kühne Aussprüche, panegyrische Gemälde, Entdeckungen aus der Tiefe des menschlichen Herzens, u. dgl. m. alles ohne sichere historische Tritte, oder gar wider die Geschichte. Wenn der V. auch aus guten Büchern etwas zusammenrafft, so bekommt es doch in seinen Händen eine klägliche Gestalt. Von allem diesem muß ich Beyspiele hersetzen.

„Derjenige Theil Deutschlands, der gegenwärtig „Sachsen ausmacht, war in den ältesten Zeiten von denen „Hermuntern bewohnt, die in einigen Gegenden He„ruler, Cherusker und Hermionen genennt wurden." S. 23. „Aus ihrer Absonderung und ihren Wanderungen ent„standen neue Nationen unter dem Namen der Sveven, „Cimbrer, Catten, Bojen, Quaden, Markmänner,

„Vandalen, Longobarden, Gothen, Obotriten, No„riker, Angeln, ꝛc.“ S. 24. „Carl der Große bestätigte „Adrian dem ersten die von seinem Vater gemachte Schenkun„gen Petri, das Exarchat, Venezien, Istrien, Spoleto, „Benevent, Parma, Reggio, Mantua, Montfelice „und Corsica.“ S. 40. „Der große Harum al Raschid „in Palästina,“ S. 41. Doch der ganze Abriß der Verfassung von Wittekinds Zeiten ist eben so herrlich zusammengestoppelt.

Nun kommt Wittekind selbst, S. 75 fg. Herzog zu Engern, Graf von Jülich, Iburg und Minden, Dynasta in Ostphalen. Seine Abstammung ist zwar ungewiß, sagt der Verf., doch führt er, um seine ungedruckte Urkunde nicht umsonst gelesen zu haben, eine lange Stelle, mit einer hochdeutschen Uebersetzung begleitet, an, daraus zu ersehen ist, wie Harderich, König zu Sachsen, Hanseric; Hanseric, auch König zu Sachsen, Wilken; Wilke Swardiken, u. s. w. gezeugt habe. Diese Mühe hätte sich der V. ganz ersparen können: nicht allein, weil es ganz weggeworfene Nachrichten sind; sondern auch, weil sich schon die ältern Sammler der Sächs. Geschichte derselben bemächtigt haben, z. E. Albinus im neuen Stammbuche des Hauses zu Sachsen, wo man alle diese vermeinte Sächsische Könige und Fürsten, fast hundert Jahre vor Christi Geburt her, in Kupfer gestochen antrifft. Schade ist es freylich für ihn, daß er sie nun erst zu Dresden abgemalt gefunden hat! Man höre Wundershalber, was der Herr Biograph über dieses Originalgemälde zu schwatzen weiß: „Wenn es erlaubt ist, von gros„sen Thaten auf eine große Seele zurück zu schließen; wenn „man den Ausdruck einer erhabnen Seele in einer großen und „edeln Physiognomie erblickt: so war in Wittekinds Zügen „jene Nationalmine, und jene Würde einer edeln Seele aus„gedrückt, die Ernst und Sanftmuth, Güte und Redlichkeit, „Feuer des Heldenmuths mit Andacht der Religion gemischt, „beym ersten Anblick verkündigt. Große Thaten sind das „treueste Bild einer großen Seele; sollte sie auch das Zeitalter, „in welcher sie erscheint, sollte sie auch wie Homer von Lands„leuten und Fremden beym Leben verkannt, und vom neidi„schen Glücke unbelohnt bleiben. Wittekind ward nicht ver„kannt. Seine Nation sah schärfer und traf richtiger den Cha„rakter einer großen Seele als tausend Jahre nach ihm. Die „Natur hatte in Wittekinds Zügen jene redende Güte, und in

„seine

„seine Augen jenes blitzende Feuer, in seinem Anstand den ho„hen Ausdruck des Muths, in alle Glieder den alexandrischen „Nervenbau, in seinen Gang selbst jenen edlen Stolz gelegt; „der sich wider Willen offenbart. Nicht die Analogie großer „Seelen, sondern Beweise rechtfertigen das, was ohne sie „nur Muthmaßung und Enthusiasmus des Biographen seyn „würde. Die Churf. Sächs. Büchersäle besitzen einen Schatz „an — — Urkunden. Unter ihrer Menge befinden sich die „Originalgemälde des Kursächs. Hauses von König „Harderichs Zeiten an, der 90 Jahre vor Christi Geburt „lebte, bis auf diesen Tag. Wittekind der Große erscheint „mit derjenigen Mine, die ich ihm längst schon durch „Hülfe der Einbildungskraft gegeben hatte, ehe ich „seine Biographie unternahm. — — Wittekind erscheint in „Pontificalibus." — — Hier erkühne ich mich, den Verf. zu unterbrechen, um ihm meinen Beyfall zu bezeigen. Auch in meinem Albinus (S. 106) erscheinet Wittekind in pontificalibus, und da ich das Glück habe, ein illuminirtes Exemplar von diesem Werke zu besitzen: so ist es gar ungemein lieblich anzuschauen, wie der Obermantel (nach des Albinus Anweisung S. 449.) liechtblaw, darauf güldene Stern, ein breiter güldener saum mit Edelgesteinen versetzt, und mit Hermlein unterzogen, der mitler Rock oder *Dalmatica* feilbraun, mit vielen silbern Rößlein, u. s. w. auch die Wapen zu beyden Seiten so künstlich ausgemalt sind. Das wäre erst Beschäfftigung für die Einbildungskraft des Biographen, alle diese Farben mit der pontificalischen Physiognomie in Harmonie zu setzen, um die Mine des Infulirten Abts herauszubringen!

Nur noch einige merkwürdige Stellen dieser sogenannten Biographie, die sich freylich vom Anfange bis zum Ende ähnlich ist. Unmöglich konnte in derselben das weiße Roß fehlen, welches auf dem Wapenschilde Wittekinds steht, und oft von den Malern der Heraldik mit einem schwarzen verwechselt wird. Daß Wittekind mit dem Socrates, dem Hannibal, und Peter dem Großen eine gar treffende Gleichheit habe, wird man S. 90 fg. mit Erstaunen lesen; sich aber auch die Erinnerung gefallen lassen, daß man ihn mit plutarchischen Augen, nicht aus dem Gesichtspunkte des partheyischen Tacitus, oder des panegyrischen Curtius ansehen müsse; alsdenn werde man ihn unter die Zahl der ersten und schaffenden Ge-

„Vandalen, Longobarden, Gothen, Obotriten, Noriker, Angeln, rc.“ S. 24. „Carl der Große bestätigte „Adrian dem ersten die von seinem Vater gemachte Schenkungen Petri, das Exarchat, Venezien, Istrien, Spoleto, „Benevent, Parma, Reggio, Mantua, Montfelice „und Corsica.“ S. 40. „Der große Harum al Raschid „in Palästina,“ S. 41. Doch der ganze Abriß der Verfassung von Wittekinds Zeiten ist eben so herrlich zusammengestoppelt.

Nun kommt Wittekind selbst, S. 75 fg. Herzog zu Engern, Graf von Jülich, Iburg und Minden, Dynasta in Ostphalen. Seine Abstammung ist zwar ungewiß, sagt der Verf., doch führt er, um seine ungedruckte Urkunde nicht umsonst gelesen zu haben, eine lange Stelle, mit einer hochdeutschen Uebersetzung begleitet, an, daraus zu ersehen ist, wie Harderich, König zu Sachsen, Hanseric; Hanseric, auch König zu Sachsen, Wilken; Wilke Swarviken, u. s. w. gezeugt habe. Diese Mühe hätte sich der V. ganz ersparen können: nicht allein, weil es ganz weggeworfene Nachrichten sind; sondern auch, weil sich schon die ältern Sammler der Sächs. Geschichte derselben bemächtigt haben, z. E. Albinus im neuen Stammbuche des Hauses zu Sachsen, wo man alle diese vermeinte Sächsische Könige und Fürsten, fast hundert Jahre vor Christi Geburt her, in Kupfer gestochen antrifft. Schade ist es freylich für ihn, daß er sie nun erst zu Dresden abgemalt gefunden hat! Man höre Wundershalber, was der Herr Biograph über dieses Originalgemälde zu schwatzen weiß: „Wenn es erlaubt ist, von großen Thaten auf eine große Seele zurück zu schließen; wenn „man den Ausdruck einer erhabnen Seele in einer großen und „edeln Physiognomie erblickt: so war in Wittekinds Zügen „jene Nationalmine, und jene Würde einer edeln Seele ausgedrückt, die Ernst und Sanftmuth, Güte und Redlichkeit, „Feuer des Heldenmuths mit Andacht der Religion gemischt, „beym ersten Anblick verkündigt. Große Thaten sind das „treueste Bild einer großen Seele; sollte sie auch das Zeitalter, „in welcher sie erscheint, sollte sie auch wie Homer von Landsleuten und Fremden beym Leben verkannt, und vom neidischen Glücke unbelohnt bleiben. Wittekind ward nicht verkannt. Seine Nation sah schärfer und traf richtiger den Charakter einer großen Seele als tausend Jahre nach ihm. Die „Natur hatte in Wittekinds Zügen jene redende Güte, und in

„seine

„seine Augen jenes blitzende Feuer, in seinem Anstand den ho„hen Ausdruck des Muths, in alle Glieder den alexandrischen „Nervenbau, in seinen Gang selbst jenen edlen Stolz gelegt, „der sich wider Willen offenbart. Nicht die Analogie großer „Seelen, sondern Beweise rechtfertigen das, was ohne sie „nur Muthmaßung und Enthusiasmus des Biographen seyn „würde. Die Churf. Sächs. Büchersäle besitzen einen Schatz „an — — Urkunden. Unter ihrer Menge befinden sich die „Originalgemälde des Kursächs. Hauses von König „Harderichs Zeiten an, der 90 Jahre vor Christi Geburt „lebte, bis auf diesen Tag. Wittekind der Große erscheint „mit derjenigen Mine, die ich ihm längst schon durch „Hülfe der Einbildungskraft gegeben hatte, ehe ich „seine Biographie unternahm. — — Wittekind erscheint in „Pontificalibus.“ — — Hier erkühne ich mich, den Verf. zu unterbrechen, um ihm meinen Beyfall zu bezeigen. Auch in meinem Albinus (S. 106) erscheinet Wittekind in pontificalibus, und da ich das Glück habe, ein illuminirtes Exemplar von diesem Werke zu besitzen: so ist es gar ungemein lieblich anzuschauen, wie der Obermantel (nach des Albinus Anweisung S. 449.) liechtblaw, darauf güldene Stern, ein breiter güldener saum mit Edelgesteinen versetzt, und mit Hermlein unterzogen, der mitler Rock oder *Dalmatica* feilbraun, mit vielen silbern Rößlein, u. s. w. auch die Wapen zu beyden Seiten so künstlich ausgemalt sind. Das wäre erst Beschäfftigung für die Einbildungskraft des Biographen, alle diese Farben mit der pontificalischen Physiognomie in Harmonie zu setzen, um die Mine des Infulirten Abts herauszubringen!

Nur noch einige merkwürdige Stellen dieser sogenannten Biographie, die sich freylich vom Anfange bis zum Ende ähnlich ist. Unmöglich konnte in derselben das weiße Roß fehlen, welches auf dem Wapenschilde Wittekinds steht, und oft von den Malern der Heraldik mit einem schwarzen verwechselt wird. Daß Wittekind mit dem Socrates, dem Hannibal, und Peter dem Großen eine gar treffende Gleichheit habe, wird man S. 90 fg. mit Erstaunen lesen; sich aber auch die Erinnerung gefallen lassen, daß man ihn mit plutarchischen Augen, nicht aus dem Gesichtspunkte des partheyischen Tacitus, oder des panegyrischen Curtius ansehen müsse; alsdenn werde man ihn unter die Zahl der ersten und schaffenden Ge-

nies sehen, u. s. w. Eine Geschichte der Franken bis auf Carln den Großen, die unter andern Anekdoten auch diese in sich begreift, daß die unter ihrem allgemeinen Namen begriffene Völker, die Arioner, Reudinger, Wernier, Eudosier, Ruger, Cimbrer, Angler, Sachsen, über Dänemark, Jütland, England, Westphalen, und die übrigen Römischen Provinzen, sich ausgebreitet haben, S. 95. Carl ist schon seit dem Jahr 773 Kayser der Franken, S. 105. Schöne Reden, die Wittekind im 18ten Jahrhunderte hält, ebendas. u. a. d. fg. S. Carl, der auf Caesaraugustum zugeht, bringt in einem einzigen Feldzuge Spanien, Gascognien und Navarra unter seine Gewalt, S. 119. Die bekannte Bundesformel der Söhne Ludwigs des Frommen vom Jahr 842 beym Nithard, wird den Sachsen, die sich Carln unterwarfen, in den Mund gelegt, S. 137. Wittekinds Vermählung mit einer gewissen Prinzessinn Geva wird mit allerley Anekdoten ohne Beweis, aber im Ton eines Prevot, erzählt, S. 146 fg. Nicht allzu bekannt nennt der Verf. S. 151 die Nachrichten, welche er von Wittekinds Geschlechtsfolge mittheilt; sie sind aber eben so bekannt, als großentheils unerweislich und verworren. Alles aber beynahe in der Declamirkunst des V. und scharfen Einsicht in das menschliche Herz, übertrifft dasjenige, was er S. 158 fg. von Wittekinds Taufe und Bekehrung sagt. Um von dem unübersehlichen und doch nichtsbedeutenden Schwall von Worten, die der Verf. hier ausschüttet, nur eine kleine Probe zu geben, so führt er bald (S. 159) Bemerkungen aus der Geschichte des menschlichen Verstandes an, „daß die Natur in jeden ihrer großen Würkungen immerfort thätig, aber durch eine unmerkliche „Stufenfolge in einander verschlungener Ursachen zu ihrem letzten und vollkommensten Zwecke fortgehe, daß sie bey großen „Genies, die man Anomalien in der Natur nennen „könnte, Sprünge thue, die nach der gewöhnlichen Analogie „ihres Plans unerklärbar sind.“ u. dgl. m. Bald gesteht er, (S. 161) daß uns die Geschichte nichts von den Bewegungsgründen dieser Handlung Wittekinds sage. Bald schreyt er wieder: (S. 165) „Große Seelen dringen auf einmal in das „Reich der Wahrheiten ein: sie erscheint ihnen, wie die Dichter „die Göttinn der Weisheit malen, die aus dem Haupte ihres „Vaters mit Panzer und Schild, Helm und Lanze auf einmal „hervortrat. Wittekind ward bald von der eingesehenen Wahr-

„heit

„heit überzeugt. Sie gieng von seinem Verstand in sein Herz „über, so wie sie bey gewöhnlichen Menschen erst das Herz „einnehmen muß, ehe sie bis zum Verstand dringt," u. s. w. Bald darauf (S. 167) muß sich auch das mehrmals gedruckte altdeutsche Formular des Glaubensbekenntnisses und der Entsagung des Teufels bey der Taufe, der Wichtigkeit der Handlung wegen wieder abdrucken lassen; doch mit den Verschönerungen, daß aus einem Ms. *Palatino*, ein Ms. *Palatii*, und aus der lingua *theotisca* eine lingua *Theodosiana* gemacht wird.

Ich muß endlich einmal dieses nach einer eignen Methode behandelte Leben, (S. 191) den Krieg Carls mit den Hunnen, die Wegführung der Sachsen in die Französischen Colonien, (vermuthlich nach Canada,) die Vergleichung Carls mit Wittekinden, der wie Carl XII., wie Schwerin, frey aber größer als Cato starb, der Carln dem Großen gewissermaßen vorgezogen wird, u. dgl. m. verlassen. Auch werden die Leser der Recension froh seyn, daß dieses Endlich gekommen ist.

Von S. 209 an füllt den übrigen Platz dieses Bandes: Wodan, der Sachsen Held und Gott. Meinetwegen möchte jemand eine Biographie Sr. Maj. des Königs Jupiter, oder des Generalfeldmarschall Mars schreiben, wenn er nur zugleich recht genau bestimmte, was er eigentlich damit sagen wolle, ob es Mythologie, oder Geschichte, oder ein Etwas aus beyden zusammengeschmolzen seyn soll. Der V. hat zwar dem Wodan ein Empfehlungsschreiben mitgegeben, dessen Aufschrift heißt: Vorläufige Abhandlung über die Wichtigkeit des Gegenstandes. Aber man kennt schon seine vorläufige Abhandlungen: und wiederum hat ihn theils der unwiderstehliche Hang zum Declamiren, theils der Mangel an den nöthigen Kenntnissen gehindert, dem Leser einen festen Begriff mitzutheilen, den er — selbst nicht hatte. Man höre nur den Anfang: „Ohngeachtet die Geschichte Wodans sich aus dem Reiche der „wahren Geschichtskunde in die Gränzen des fabelhaften „Zeitalters zu verlieren scheint; so ist gleichwohl das, was „uns noch davon übrig bleibt, aus allen Absichten so wichtig, „daß es einem Biographen der Sachsen zum unverzeihlichen „Fehler gereichen würde, selbst aus der Fabelgeschichte „dasjenige nicht hervorzuziehen, was seines Volks Geschichte „so wesentlich bereichern, dessen Charakter aus den entferntesten Zeiten bis auf das Resultat des unsrigen entfalten,

„der

„der Moral nutzen, und alle Kenner vergnügen kann und muß.“ Nach vielen andern solchen Wendungen, in welchen sich der V. herumdreht, und einer Nachricht von der Edda, erzählt er Wodans Götter- und Heldengeschichte aus derselben, zum Theil mit beygefügtem Grundtexte, macht Auszüge aus der Havamaal, von der Moral und Politik desselben, und fügt endlich seine Schicksale aus der Voluspa hinzu. Von der Edda gebraucht er nur den fehlerhaften Abdruck des Resenius, kennt verschiedene neuere Anmerkungen darüber gar nicht, und ist eben so weit davon entfernet, sie mit kritischen Blicken zu behandeln. Am Ende also dieser langen Auszüge und Sammlungen weiß der unkundige Leser gar nicht, was er mit dem Wodan anfangen soll. Und der kundige? Ja, der hat gewiß nicht die Geduld, ein Blat davon zu lesen. Ich empfehle übrigens aus mehr als Einer Ursache, hiermit zu vergleichen, was neulich der Deutsche aus der nordischdeutschen Mythologie erzählet hat.

Im zweyten Theile, den ich, um meine Leser — auch mich selbst — zu schonen, kürzer beschreiben will, erscheint völlig eben derselbe Schriftsteller, wie im ersten; nur daß seine Kühnheit noch höher gestiegen ist. Das Leben Friedrichs des Weisen, Kurf. von Sachsen, macht den Anfang, und wiederum steht vor demselben eine Einleitung in die Verfassung des Reichs, der Kirche, und der Wissenschaften damaliger Zeiten. Wittekinds und Friedrichs des Weisen Zeiten sollen in Ansehung der Einführung eines neuen Religionssystems die größte Aehnlichkeit mit einander haben, S. 5. Die Stiftung der Universität Leipzig wird dem letzten Kurfürsten aus Ascanischem Stamme, Friedrich dem Streitbaren, beygelegt. Eine lange Erzählung des Sächsischen Prinzenraubs. Lange Auszüge aus des Panegyristen Scheurl Lobrede auf Friedrichen, lateinisch und deutsch übersetzt, der diesen Fürsten dem Sylla, Pompejus, Cäsar, u. a. m. gleich oder vorsetzt, und dessen Beredsamkeit eben so stark, gelehrt, witzig und neu, als wahr und treffend ist. Luthers Charakter vom Maimbourg entworfen, (weil sich dieser das Ansehen der Unpartheylichkeit gab,) steht hier ganz am unrechten Orte. Eine weitschweifige, und doch seichte, hin und wieder auch unrichtige Reformationsgeschichte. So werden S. 87 aus dem Official des Kurf. von Trier, Johann von Eck, zwo Personen gemacht: D. Eck, und der Kurf. Trier. Official, u. dgl. m. Von Friedrichs

zichn Gesinnungen bey dieser großen Veränderung findet man nach allem, was man darüber gerathen und verläumdet hat, so gut wie nichts. Nicht allein wird die bekannte Verbindung dieses Kurfürsten mit Anna Wellerinn von Molsdorf, S. 106 eine Fabel genannt; sondern es wird auch mit fast unglaublicher Dreistigkeit S. 107 hinzugesetzt, daß Luthern alle Zeitgenossen die bekannte Catharina von Boren zur Frau geben; ob es gleich gewiß ist, daß er unvermählt gestorben ist. Ein Raisonnement des Verf. also soll mehr als so viele tausend Zeitgenossen, als Luther und seine Familie selbst gelten! Doch wer lacht nicht mitleidig über ein solches Gehirn?

Das Leben Johann Friedrichs des Großmüthigen, Kurf. von Sachsen, hebt auch, wie gewöhnlich, mit einem Parenthyrsus an, begreift zugleich die ganze Geschichte des Kurf. Moritz, und viele andere zusammengeraffte Nachrichten in sich, auch manche feine Belehrung der Welt, z. E. S. 180. daß das Augsburger Interim nicht von den Bischöfen Pflug, Sidonius und Agricola, zu Naumburg, Merseburg und Eisleben, verfaßt, sondern von ihnen nur durchgesehen und gebilliget worden sey. Joh. Friedrich wird ziemlich unter Moritzen gesetzt; aber überhaupt sind Vergleichungen, wie viele andere Dinge, dieses Biographen Sache nicht.

Leben Conrads des Großen, Markgr. zu Meißen. Ein gleichfalls mit erborgtem Flitterstaate aufgeputzter Auszug aus Schöttgens gründlichen Nachrichten von dem Leben dieses Fürsten, der bey dem Verf. jede Größe und alle Tugenden besitzt. Lustig ist die Geschwindigkeit, mit welcher der Biograph seinen Helden aus Italien ins Magdeburgische versetzt, S. 256. Conrad begleitete (wie Schöttgen l. c. S. 49 aus dem Annalist. Sax. erzählt,) nebst dem Erzbischof von Magdeburg den Kayser Lothar auf seinem Feldzuge im Jahr 1137 nach Italien. Die Sächsischen und Bayrischen Kriegsvölker wurden daselbst unter einander uneins, und die letztern plünderten das Geräthe des Erzbischofs. Aber Conrad half sie überwinden, und nahm ihnen alles Geraubte wieder ab. Unser Verf. hingegen weiß, daß die Bayern im Magdeburgischen alles plünderten, während daß der Erzbischof den Kayser in Italien begleitete; daß Conrad ihnen entgegen gezogen, sie geschlagen, und mit einem ansehnlichen Verluste genöthigt habe, sich zurück zu ziehen.

Zuletzt

Zuletzt steht das Leben Ludwigs des Eisernen, Landgrafen in Thüringen, hauptsächlich aus Hrn. Prof. Schumachers Nachrichten und Anmerkungen zur Sächsischen Geschichte gezogen. Zu einem Beweise, wie in ältern Zeiten die Geschichte zum Nachtheile der Wahrheit, Politik, Moral und Pragmatik überhaupt behandelt worden sey, wird von S. 408 an ein elendes Mönchsmährchen auf vier Seiten deutsch und lateinisch eingerückt.

Immer mag der Verf. einige Jahre lang aufhören, seine Leichtigkeit im Schreiben zu misbrauchen, und unterdessen lernen, wie viel dazu gehöre, über die Geschichte zu schreiben. Junge Schriftsteller aber mögen sich an seinem Beyspiel vor der Schönschreibereysucht, und vor dem unglücklichen Raisonnement, das Begebenheiten her, und auch wegzaubert, oder nach willkührlichen Einfällen verunstaltet, warnen lassen. Sollten Schriften dieser Art den Fortgang des historischen Geschmacks unter uns darzuthun bestimmt seyn: so wäre sehr zu wünschen, daß man unsern Geschichtschreibern lieber die alte trockene und schwerfällige Gründlichkeit wieder vorwerfen möchte, die man mit dergleichen spielenden Moden zu vertauschen angefangen hat.

Ml.

Reisen in klein Asien, unternommen auf Kosten der Gesellschaft der Dilettanti, und beschrieben von Richard Chandler, Doktor der Gottesgelahrheit, Mitglied des Magdalenenkollegiums zu Oxford und der Gesellschaft der Alterthümer zu London. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1776. 396 Seiten in 8.

Bey der Chandlerischen Reisebeschreibung, obschon wir nur eine Uebersetzung anzuzeigen haben, glauben wir uns einige Umständlichkeit erlauben, und das Merkwürdigere für unsre Leser auszeichnen zu dürfen, weil das Werk doch für die klassische Gelehrsamkeit und Kunstgeschichte wichtig ist. Die Hauptabsicht der Reise war die Untersuchung der Alterthümer und der alten Geographie; und für diese hat Hr. Ch. in der vor uns liegenden Reisebeschreibung, und in den kürzlich

erschie-

uerschiedenen Ionian Antiquities und Inscriptiones antiquae in Asia minore et Graecia collectae, welches bisher die Früchte der Reise sind, viel geleistet; allein freylich, wäre er mit mehrerer Natur- und Menschenkenntniß gereiset, so würde er auch auf andre Gegenstände, auf die Naturprodukte, Sitten und Beschäfftigungen jedes Landes, aufmerksamer gewesen, und seine Erzählung für mehrere Leser unterhaltender geworden seyn; dagegen man jetzt mit dem Verf. meistens nur unter alten verfallenen Mauern und Steinhaufen wandelt. Doch haben wir die Chandlerischen Reisen, in Rücksicht auf die den Lesern der Alten nützlichen Bemerkungen, nicht ohne Vergnügen gelesen; auch weil der Verf. seiner Erzählung überall Leben und Anmuth zu geben gesucht hat. Ehe wir noch die vornehmsten Stücke der Erzählung auszeichnen, müssen wir auch die Veranlassung der Reise melden.

Die Societät der Dilettanti, eine Gesellschaft von Liebhabern der Künste in England, die sich schon im Jahre 1734 vereinigt hat, faßte 1764 den Schluß, einen oder mehrere geschickte Männer auf ihre Kosten nach Kleinasien und Griechenland reisen zu lassen, hauptsächlich in der Absicht, daß sie über den alten Zustand dieser Länder, die in der Geschichte eine so glänzende Figur gemacht haben, Nachrichten einsammeln und Untersuchungen anstellen sollten, und die noch übrig gebliebenen Alterthümer aufsuchen und abzeichnen; ohne doch Einiges, das die Aufmerksamkeit wißbegieriger Reisender reizen könnte, auszuschließen. Die Wahl fiel auf Hrn. Chandler, der sich durch seine neue Ausgabe der Oxfordischen Marmor schon zu einer solchen Reise vorbereitet hatte; und ihm wurden zu Gehülfen ein geschickter Architekt Revett und ein junger Maler Pars mitgegeben. Zur Hinreise waren ihnen 200, und jährlich zum Gehalte 800 Pfund ausgesetzt. Die von der Societät ihnen ertheilte Vorschrift, die der kürzlich verstorbne Rob. Wood aufgesetzt hatte, hat der Verf. in der Vorrede abdrucken lassen, und sein Reisetagebuch der Gesellschaft der Dilettanti zugeeignet. Ein zweyter Theil, der die Reisen durch Griechenland in sich fasset, ist Englisch bereits gedruckt, und wird ehestens auch in einer deutschen Uebersetzung erscheinen.

Kap. I. Den 9ten Junius 1764 gieng Ch. mit seinen Gefährten auf der Anglikana, unter dem Kapitain Stewart, an Bord; und frühmorgens drauf, am Pfingstsonntage, giengen sie mit scharfem Winde unter Segel. Die Fahrt durch die Straße von Gibraltar war über alle Einbildung anmuthig.

anmuthig. Eine Menge Seeungeheuer umringten in Reihen das Schiff, und die Sonne gieng prächtig im atlantischen Ocean unter. K. II. Die Reise nach Genua, wo die Engländer, um die vielen prächtigen Kirchen und Palläste, und die vortrefflichen Bildhauerarbeiten und Gemälde zu besehen, einen Monat verweilten. Das italiänische Sprüchwort, daß die Genueser ein Meer ohne Fische hätten, sey doch nicht ohne Ausnahme wahr. Die Art, in dem Molo zu fischen, beschreibt der Verf. Die Fischer locken, durch Schlagen mit Stöcken oder Hämmern an ihre Böte, die Fische in ihre Netze. Das Geräusch, wie man auch beym Donner bemerkt hat, zieht die Fische in die Höhe; aber der Lohn für viele angewandte Mühe waren ofte nur ein Paar graue Meeräschen. Die Ankunft zu Livorno.

K. III. Die Fahrt von Livorno nach dem Archipelagus. Der V. giebt durchaus die alten Namen der Oerter, bey denen er auf dieser Fahrt vorbeykam, an. Fehlerhaft geschrieben, doch vielleicht nur in der deutschen Ausgabe, finden wir Surgentum für Surrentum, und Kap Tarnare für Kap Tänare, oder wie es besser hieße, das Vorgebürg Tänarum. Auf dem Vorgebürge Sunium, oder Kap Kolonna, sah Ch. die Trümmer des Tempels der sunischen Minerva. Smyrna segelten sie jetzt vorbey, aus Furcht vor der Pest, und gerad auf Konstantinopel. Die Einfahrt in den Hellespont, zwischen den beyden Schlössern durch, die Mohammed IV. 1659 erbauen lassen. Die Scene von den Schlachten der Ilias. Der Strom Skamander, der im Winter ofte sehr anschwellen soll, war jetzt unbeträchtlich. Das unfruchtbare steile Gestad des Chersonesus, und die fruchtbare sanft aufsteigende asiatische Küste, deren Aussicht der Ida schließt.

K. IV. Bey den innern Schlössern, die Mohammed II. erbauen lassen, auf der asiatischen Küste, gieng die Reisegesellschaft ans Land. Einige Türken, die sich am Strand versammlet hatten, um die angekommenen Fremden zu sehen, dünkten Ch. eine neue Art menschlicher Geschöpfe. Fast alle waren lange und starke Männer, von guter Miene und edlem Ansehen, mit langen schönen Bärten, und ihre morgenländische Tracht, ihre hohen Turbane und weiten Kleider, gaben ihnen noch einen Zusatz von Größe. Der englische Konsul, ein wohlgenährter Jude, führte die Reisenden durch die Stadt, die enge Gassen und armselige, meistens hölzerne, Häuser hat,

in sein Haus. Wir übergehen die Erzählung von der Bewirthung und der nächtlichen Plage, die die Judenhäuser in diesem Orte besucht, und zeichnen nur Ch. Bestimmung der Lage des alten Dardanellenschlosses aus. An der Südseite desselben ist der Fluß Rhodius, der vom Ida herabkömmt; dieser floß zwischen Dardanus und Abydus ins Meer. An der europäischen Seite gegenüber lag Kynossema, der Grabhügel der Hekuba, der noch sehr ansehnlich und innerhalb des Schlosses ist. Die Stadt bey dem asiatischen Schlosse heißt jetzt, wie wir im Folgenden bemerkt finden, Khomkali, oder wie Hr. Niebuhr schreibt, Kumkalla. Die Lage der Städte Abydus und Dardanus, welche letztere auch auf der Charte fehlt, hätte Ch. wohl noch genauer bestimmen können. Abydus stand unsers Erachtens da, wo jetzt Kumkalla; und noch die Türken nannten sie, wie Le Brün und Herbelot anmerken, Abydus, oder verdorben Aidus. Beyde Städte finden wir beym Abulfeda in Büschings Magazine. V. Th. S. 359. Andus (oder wie Reiske vielmehr hätte lesen sollen, Aidus (أيدوس) und Barandus, verdorben für Dardanus, genannt.

K. V. VI. Um die benachbarten Plätze zu besehen, fuhr die Gesellschaft am folgenden Morgen den Hellespont hinunter, und landete auf dem thrazischen Chersones bey dem ersten europäischen Schlosse. An der Nordseite liegt das alte Eleus, jetzt ein außerordentlich schlechtes, elendes Städtchen. Von dannen segelten sie weiter nach Tenedus, von welcher Insel und Stadt der Verf. eine Beschreibung und historische Nachricht giebt. Sie ist wegen der guten Weine, die sie hervorbringt, berühmt: Ch. fand insbesondere den Muskateller daselbst von herrlichem Geruch und Geschmack. Man zählt hier 600 türkische und 300 griechische Familien; (Büsching sagt nur: 300 türkische und 200 griechische) und die Griechen haben eine schöne Kirche.

K. VII. VIII. Nach einigem Verzuge verließen sie Tenedus, sahen unterwegs große Karawanen von Kranichen, die in schöner Ordnung von Thrazien wegzogen, um vermuthlich in Aegypten zu überwintern; und landeten am Ufer von Troja, nahe bey dem alten Hafen Alexandria Troas, jetzt Eski Stambul, oder Alt Konstantinopel. Eine kurze Geschichte dieser Stadt, wie sie Ch. von den meisten Orten, die er besucht hat, giebt. Sie hat jetzt das Ansehen eines

vernachlässigten Parks: ihre Mauren stehen noch, aber verfallen. Die Felder waren mit Baumwolle und türkischem Waizen bedeckt, auch mit einer niedrigen Eichenart, die die Valanea hervorbringt, welche verfahren, und zum Gerben gebraucht wird. Die wenigen Ueberbleibsel, worunter auch einige Inschriften waren. Die meisten Trümmer sind noch von einer unter K. Hadrian erbauten großen Wasserleitung, die 700 Myriaden Drachmen gekostet haben soll, übrig. Das Ufer fand der V. mit Bimssteinen bestreut, vielleicht von einem nahen Vulkan ausgeworfen. Die Spitzen von Athos und Tenedos brachten ihn auf die Vermuthung, daß ihre Berge ehedem gebrannt; und viele der Inseln des Archipelagus seyen vielleicht die Folgen von Ausbrüchen, die sich vor unsrer Geschichte zugetragen. Ein Gedanke, den wir kürzlich auch in den Remarques d'un voyageur moderne au Levant fanden.

K. IX. u. ff. Auf der Reise nach Khemali sahen sie die heiße Quelle, in dem Hange des Hügels von Troas, die zum Baden gebraucht, und für sehr wirksam in rheumatischen Zufällen, beym Aussatz und in allen Krankheiten der Haut gehalten wird. Khemali, zwey Stunden nordostwärts von Troas, hält Ch. für das alte Kolonä. Antigonus versetzte die Einwohner nach Troas; aber der Ort wurde nicht ganz verlassen, und hat, wie man aus der Lage und den vielen marmornen Trümmern schließen kann, in dem türkischen Dorfe die neue Stadt überlebt. Enikoi, oder die neue Stadt, ein armes griechisches Dorf, vermuthlich da, wo ehemals Nea, oder Neustadt, eine Stadt in Troas, deren Plinius (auch Strabo XII, S. 604. unter dem Namen Νέα κώμη) gedenkt.

K. XII. Giaurkoi, das berühmte Sigeum, jetzt, wie Enikoi, ein armseliges griechisches Dorf, das an dem Platze, wo das Atheneum, oder der Minerventempel, stand, eine elende Kirche hat. Von dem alten Tempel sind noch große Marmorstücke übrig; und wir haben, wie wir hier aus einer Note sehen, von dem V. noch mehrere Jonische Alterthümer, und darunter eine Abbildung dieser Ruinen zu erwarten. Die berühmte, Bustrophedon geschriebene, Sigeische Inschrift hat der V. in der schon erwähnten Sammlung von Inschriften, nach Revetts Zeichnung, richtiger, als Chishull, in Kupfer abdrucken lassen. Dieser schöne Marmor liegt noch in freyer Luft da, und dient den Griechen zum Sitz vor ihrer Kirche. Ch. wünscht, daß man ein Prämium für denjenigen aussetzte, der den Stein nach England brächte, und das Unternehmen

den

den Befehlshabern der Schiffe, die nach der Levante gehen, empföhle. Ein andrer Marmor, den der Gesandte Montague 1718 kaufte und wegbringen ließ, (und den Chishull Antiq. Asiat. p. 49. bekannt gemacht hat,) steht jetzt in der Bibliothek des Dreyfaltigkeitskollegiums zu Cambridge.

K. XIII. u. ff. Der V. gedachte, bis an die Quellen des Simois und Skamanders in dem Innersten des Ida hinauf zu reisen; aber die Furcht vor Räubern hielt ihn zurück. Beym Heruntergehen vom Berge, worauf Sigeum stand, sah er die Grabhügel des Achilles und andrer homerischer Helden, über welche er in einem besondern Werke: Essay on the Troad, or a Rewiew of the Geography, History and Antiquities of the Region of Troy, with other classical and geographical Essays, mehrere Erläuterung zu geben verspricht. Ajax Telamon finden wir hier unrichtig für Ajax Telamonius, oder Telamons Sohn. Nach der Rückkehr der Reisegesellschaft zu dem innern asiatischen Schloß, traf ein englisches Schiff, der Delawar, ein, der sie nach Scio brachte. Beyläufig kömmt etwas von der griechischen Musik und ihren musikalischen Instrumenten vor: Ch. hörte eine Trommel von einer Pfeife begleitet, die sehr scharfe, mannigfaltige und angenehme Töne gab. Die Trommel ist, wie man aus der Beschreibung erkennet, die große türkische Trommel, die Hr. Niebuhr Tabbel nennet, und in seiner Reisebeschreibung Taf. XXVI. O. hat abdrucken lassen: die Pfeife scheint das Instrument K. zu seyn.

K. XVI. Der vornehmste Berg der Insel Chios ist der Pelinäus der Alten, eine hohe Reihe nackter Felsen, wovon nur der untere Theil bebaut ist. Die neuere Geschichte der Insel. Die Stadt Scio und die Gegend umher gleicht der Stadt Genua und ihrem Gebiete, wie ein Miniaturgemälde. (So sollte hier unstreitig übersetzt seyn, da die Stelle, so wie wir lesen, gar keinen Sinn giebt.) Die Stadt liegt unter dem Pelinäus, ist groß, wohlgebaut und volkreich. Ch. besuchte das vornehmste öffentliche Bad, ein Gebäude ganz von Marmor, und giebt eine Beschreibung der Art zu baden. Die größte Zierde von Scio sind die schönen griechischen Mädchen, die sehr nett und lebhaft gekleidet, vor ihren Thüren und Fenstern saßen, Baumwolle oder Seide zwirnend, und die Engländer mit vieler Freymüthigkeit willkommen hießen. Auch giebt die Insel vortrefflichen Wein. Doch hat der Anbau des arvisischen Weins in einer rauhen Felsengegend, den

 man

man aus dem Virgil kennt, dem einträglichern des Mastixbaumes Platz gemacht. Dieser beschäfftigt jetzt 21 Dörfer, die zum Gebrauch des Seraglio von Konstantinopel jährlich eben so viele tausend Oken (jede Oke zu ungefähr 2¾ Pfund Aver du Bois Gewicht) Gummi liefern müssen. Der Saft wird gewonnen, indem man in den Sommermonaten die Stämme mit kleinen scharfen Eisen bohret. Im Oktober wird die Erndte mit Musik nach der Stadt gebracht. Die asiatischen Damen lieben dieß Gummi sehr, weil es für den Athem gut sey, und sie ihm manche andre vortreffliche Eigenschaft zuschreiben. Das merkwürdigste Ueberbleibsel des Alterthums ist die von Pococken sogenannte Schule Homers, aber, nach Ch. Bemerkung, ein offener Tempel der Cybele; in der Mitte das Bild der Göttinn, wie gewöhnlich, sitzend, an beyden Seiten des Stuhls und auf dem Rücken Löwen geschnitzt. Pocock habe das Werk unrichtig gezeichnet; (Th. III. Taf. XXXVII.) sein Homer und die beyden Musen hätten ihr Daseyn der Einbildungskraft des Malers zu danken: eine richtigere Vorstellung vom Originale könne man sich aus einem Relief unter den oxfordischen Marmorn N. CXV. machen. Das Ganze sey aus dem Felsen gehauen, von grober Arbeit, unkenntlich, und wahrscheinlich aus dem entferntesten Alterthum.

K. XVII. u. ff. Die Fahrt von Scio nach Smyrna. Das südliche Vorgebürg des Busens hieß ehedem Akra Meläna; und jetzt nennens die Türken Karabornu, oder die schwarze Nase. Umständlich die Geschichte der Stadt, in der manches zu berichtigen und ergänzen wäre; aber uns dünken diese historischen Nachrichten, die der Verf. so häufig einrückt, ganz nicht hieher gehörig, und in einer Reisebeschreibung wenig unterhaltend. Der Tempel der Göttinnen Nemeses, schreibt der V. unrecht statt der Göttinn Nemesis; welches der Uebersetzer hätte verbessern können. Die vielen Unfälle und Verwüstungen, die Smyrna erlitten, sind Ursache, daß man nur so wenige Reste der alten Stadt findet. Doch hat kein Ort mehr zur Bereicherung der europäischen Kabinetter beygetragen; und die alte Stadt hat zu den öffentlichen Gebäuden der Türken die Materialien hergegeben; der Bezestan, oder Marktplatz, und der Vizirkhan sind aus dem weißen Marmor des Theaters erbauet. Von der alten Stadtmauer sieht man noch viele Ueberbleibsel. Beym Eingange des Kastels auf der Spitze des Hügels, an dessen Fuße die Stadt liegt,

liegt, sah der V. den marmornen Kolossalkopf des Apollo, oder wie andre wollen, der Amazone Smyrna. An dem Schwibbogen des marmornen Thorweges gegen Norden sind Verse eingegraben, die recht poetisch schön das äußerste Elend schildern, aus welchem der Kayser Johann Angelus Komnenus, im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts, die Stadt befreyet habe, und mit einem Gebet an den allmächtigen Beherrscher Himmels und der Erden schließen, daß er ihm und der Kayserinn eine lange glückliche Regierung verleihen wolle. Der V. hat sie in seiner Sammlung von Inschriften richtiger, als vorhin Pocock, bekannt gemacht. Das heutige Smyrna ist noch immer, ungeachtet des Verlustes, den die Handlung in den persischen Unruhen, als Nadir Schach sich auf den Thron schwung, eine große und blühende Stadt. Die Bay wird täglich von Kaufmannsschiffen aus den vornehmsten Hafen Europens besucht, und die Faktoren leben in Ansehen und Ueberfluß. Die Türken nehmen weit den größern Theil der Stadt ein; die andern Einwohner leben in abgesonderten Quartieren. Das Quartier der Franken an der Nordseite, wo die Reisenden im Hause des englischen Konsuls wohnten, hatte eine enge Gasse, und lag ein großer Theil in Ruinen, weil im vorigen Jahre eine fürchterliche Feuersbrunst gewesen war. Die Häuser aber der Konsuln und Kaufleute erstrecken sich größtentheils bis an den Strand, und haben schöne geräumige Zimmer und lange Gallerien und Terrassen nach der See zu. Die Protestanten und Katholiken haben ihre Kapellen; die Juden eine oder zwey Synagogen; die Armenier eine große schöne Kirche, nebst einem Begräbnißplatze. Die Griechen hatten vor der Feuersbrunst zwey Kirchen. Sie suchten durch ihren Bischof zu Konstantinopel Erlaubniß, die abgebrannte Kirche wieder aufzubauen; aber man foderte eine so große Summe, daß sie nicht konnte aufgebracht werden. Die Faktoren und andre Europäer, die sich hier niedergelassen, verheyrathen sich meistens mit Griechinnen oder andern Eingebohrnen ihrer Religion. Ihre Weiber kleiden sich morgenländisch, in weiten Beinkleidern, die bis an die Knöchel herabreichen, und langen Westen von dicker Seide oder Sammt, im Winter mit reichen Pelzen gefüttert; um den Leib ein schön gestickter Gürtel, mit einer silbernen oder goldnen Haspe. Ihr geflochtnes starkes Haar hängt den Rücken herunter. Die Mädchen haben zuweilen mehr als zwanzig dicke Flechten, und noch zwey oder drey, die wie ein Kranz um den Kopf geschlagen,

gen, und mit Blumen, Federbüschen, Perlen oder Juwelen durchflochten sind. Die Kleidung sey leicht, los und kühl, und schicke sich zum Klima. Der Mädchen niedrigen Standes giebt es viele, die so schön von Wuchs und Bildung, als malerisch in ihrer Kleidung sind. Sie haben alle eine schöne frische Farbe, die Ch. für die Wirkung der wärmern Sonne hält, die den menschlichen Körper zu solcher Vollkommenheit reife. Die Weiber der Türken werden sorgfältig verborgen gehalten, sind, wenn sie ausgehen, in weiße Leinwand gehüllet, tragen Stiefel, und haben ihr Gesicht bedeckt. Die vornehmsten Gebäude zu Smyrna sind die Moskeen, die öffentlichen Bäder, der Bezestan, und die Khane, oder Herbergen. Die Gassen sind, wenige ausgenommen, eng und überaus verworren. Die hohen Berge um Smyrna ziehen die Stralen der Sonne, wie in einen Brennpunkt, zusammen. Die größte Hitze dauert vom Anfange des Junius bis in die Mitte des Septembers. Selten vergeht ein Jahr ohne Erdbeben; doch sind sie nur schwach, und verursachen mehr Unruhe, als Schaden. Fast alle Jahre wütet auch die Pest; alsdenn fliehen die Konsuln und Faktoren meistens aufs Land, und das sonst sehr bevölkerte Quartier der Franken ist fast gänzlich verlassen. Die geräumigen türkischen, jüdischen und christlichen Begräbnißplätze sind außer der Stadt, und mit vielen Marmorplatten und Fragmenten von Architektur geziert. Lebensmittel hat Smyrna in großem Ueberfluß. Mancherley vortreffliche Weinarten werden im Lande gebaut, oder von den Inseln eingeführt. Die volle saftige Traube ist der Gesundheit so zuträglich, als angenehm dem Auge. Eine Gattung Trauben fand Ch. ohne Kerne, die man auch in Arabien aus Hrn. Niebuhrs Beschreibung kennet. Hier hätten wir gerne auch Nachrichten von dem Handel zu Smyrna gelesen. Die Engländer gewöhnten sich bald an das Schlafen nach Tische, welches hier zur Erhaltung der Gesundheit nothwendig ist. Die Plage der Muskitos, oder großen Mücken, die nur nach fremdem Fleische lüstern sind.

K. XX. Beschreibung der umliegenden Gegend und des Flusses Meles. An dem Ufer desselben soll Homer gebohren seyn, und wird daher Melesigenes genannt; aber der Dichter nennt weder den Meles, noch Smyrna in seinen Gedichten. Nicht weniger dunkel ist die Geschichte eines andern smyrnäischen Dichters, des sogenannten Quintus Kalaber. Die bekannte Stelle im zwölften Buch versteht

der

der V. mit Recht eigentlich, daß der Dichter seine Schafe im Gebiete von Smyrna geweidet habe; aber der Gedanke ist unrichtig, daß Quintus vielleicht nur der Name des Besitzers der Handschrift gewesen; denn die spätern griechischen Scholiasten und verschiedene Handschriften nennen ihn Quintus.

K. XXI. An der Seite des Meerbusens von Smyrna, wo die Mündung des Hermus ist, hat die Fruchtbarkeit des Bodens eine Menge Dörfer erzeugt, unter welchen das vornehmste Menimen ist, das Smyrna mit Früchten, Fischen und andern Lebensmitteln versieht, und dem Verf. das alte Neontichos zu seyn dünkte; aber das ganze Land Aeolien sey noch ununtersucht. Die Flüsse Hermus, Kayster und Mäander haben hier durch das angesetzte neue Land große Veränderungen hervorgebracht; die schönen weiten Ebnen dieses Landes seyen Kinder seiner Flüsse (gerade wie das Delta, des Nils). Die Mündung des Hermus habe sich beständig verändert; daher schreibe Plinius: Fuit in ore eius oppidum Temnos: nunc in extremo sinu Myrmeces scopuli. — Oppidum Ceuce in promontorio, quod insula fuit. Der Hermus habe so schon große Veränderungen in diesen Gegenden gemacht, und werde mit der Zeit noch größere Folgen für die Schiffahrt und Handlung von Smyrna hervorbringen, die genau aufgezeichnet zu werden verdienten. Das Wasser des Busens werde endlich einer vom Hermus geschaffenen und durchwässerten Ebne Platz machen, die Handlung sich nach einem bequemern Orte ziehen, und Smyrna verlassen seyn.

K. XXII. Die glückliche Temperatur des jonischen Himmels. Man hat zu Smyrna, außer den Häusern der Europäer, weder Kamine, noch Oefen in den Zimmern. Bey kaltem Wetter setzt man eine Pfanne mit Kohlen unter den Tisch, und breitet drüber eine schön gestickte Decke, die die Türken Tendur nennen. Die Familie setzt sich rund um den Tisch, und wärmet sich Füße und Hände unter der Decke. Diese Angabe ist vermuthlich richtiger, als die von Hrn. Hauptm. Niebuhr in Hrn. Ritter Michaelis O. B. VII. S. 176, daß der Feuertopf in den Zimmern Tendur genannt werde. Wir erinnern uns, irgendwo gelesen zu haben, daß, als eine französische Gesandtinn zu Konstantinopel zuerst in einem großen Reifrock erschien, die Türken das Ding Tendur hießen, und sagten, die Frau Gesandtinn

trage ihren Tendur mit sich. Bey Annäherung des Winters fiel oft Regen; dieser erneuerte das Grün, und der December brachte schon Blumen und Früchte. Die Luft war ungemein milde, bisweilen gar schwül. Einmal in diesem Monate stieg das Thermometer im Schatten auf 80, und am kältsten Wintertage stand es auf 49 Grad. Die Kraniche kehrten am 9ten März aus ihren Winterquartieren zurück; und zu eben der Zeit kamen die Bienen in Bewegung.

K. XXIII. u. ff. Gegen das Ende dieses Monats, da man schon die Ankunft der Pest fürchtete, thaten die Engländer eine kleine Reise von Smyrna aus an der jonischen Küste hin, und sahen zu Anfang des Augusts, da die Pestzeit vorüber war, Smyrna wieder: eine andre mehr inländische Reise hatten sie schon im September und Oktober vorigen Jahres gethan. Weil beyde Reisen sich berühren, hat sie der Verf. in der Erzählung verbunden. Der nächste Ort in Jonien war Klazomenä, wofür man insgemein, wie auch Pocock, das heutige Vurla hält; aber dieß sey nicht die Lage von Klazomenä. Ch. entdeckte den Damm, wodurch Alexander eine der benachbarten Inseln, wohin sich die Klazomenier, um vor den Persern sicher zu seyn, geflüchtet hatten, mit dem Ufer verband. Auf dieser kleinen Halbinsel, die noch einige Spuren der alten Mauern und eines Theaters zeigt, lag Klazomenä; gegenüber auf dem festen Lande liegt Vurla, eine Stadt von beträchtlicher Größe. Was der V. weiter unten S. 133. von Chytrium sagt, finden wir, vielleicht durch Schuld des Uebersetzers, nicht deutlich ausgedrückt. Ch. sagte vermuthlich: das alte Chytrium sey der Ort auf dem festen Lande, wo zuerst Klazomenä gelegen gewesen, und an derselben Stelle liege jetzt Vurla. An dem Orte, wo ehedem Erythrä stand, und der noch Ritre heißt, sahen die Engländer nur geringe Ruinen der alten Mauer; das Mauerwerk, welches der Verf. gemeiniglich angiebt, war Pseudisodamien, und am Hügel die Reste eines großen Theaters; keine Spur aber mehr vom Tempel des Herkules, der aus dem höchsten Alterthum war, und den ägyptischen Tempeln glich. Mitten durch floß ein lebhaftes krystallhelles Flüßchen, vor Alters Aleos (Aleon) genannt, wovon Plinius sagt, daß sein Wasser Haare auf dem Leibe erzeuge. Ueberall hat der Verf. die Namen der benachbarten Gegenden, Flüsse und Berge aus der alten Geographie angegeben, und auf der Karte bemerkt. Dscheame, eine seitdem durch den Sieg der russischen

schen Flotte über die türkische berühmt gewordne Stadt, war der Zeit wegen der Pest verlassen, und wurde von den Engländern nicht besucht. Sie ritten weiter nach Sedschidschek, acht Stunden von Smyrna, welches Ch. für das alte Gerä hält; nach einer Verbesserung nämlich Casaubons beym Strabo: Γέρα für γ' ἔρα, die uns doch keinen Grund zu haben dünkt. Pococke hält, unsers Erachtens wahrscheinlicher, Sedschidschek für den Hafen von Teos, den Strabo Cherräidä nennt. Noch eine Beobachtung zweyer Kraniche, die sehr ernsthaft bey ihrem großen Neste auf einer Kuppel stunden, unbekümmert um das, was unter ihnen vorgieng. Der Kranich lebt hier, wie auch die Eule, in ungestörter Ruhe; der Türk nennt ihn seinen Freund und Bruder.

K. XXVII. Teos, die Geburtsstadt Anakreons, jetzt Bodrun, ist längst verlassen, und nur ein großer Steinhaufen. Sie hat keine Ruinen, weder von Kirchen, noch von Moskeen oder Bädern, als Beweise, daß sie von Christen oder Türken bewohnt worden. Am meisten fiel noch ein ehemaliges Theater, das in den Berg hinein gearbeitet gewesen, in die Augen. Mehr Mühe kostete es, den Tempel des Bacchus, eines der berühmtesten Gebäude des alten Joniens, zu entdecken, von welchem der Verf. die Ueberbleibsel in Kupfer gestochen, und die Geschichte desselben in den Ionian Antiquities bekannt gemacht hat. Seitdem ist auf Lord le Despenser Landsitze bey High Wyckeham, unter Hrn. Revetts Aufsicht, ein schöner Portiko aufgeführt, völlig nach den genauesten Verhältnissen der Bauordnung dieses Tempels. Die Engländer würden an dem Orte, der dem Bacchus ehedem heilig, und im Stande war, eine ganze römische Flotte mit Wein zu versorgen, Wasser haben trinken müssen, wenn nicht ein venezianischer Schiffer zu Sedschidschek ihnen einen kleinen Vorrath Wein, der doch nur schlecht war, überlassen hätte. Der ernsthafte Türk isset seine wenigen Beeren von den noch übrigen Stöcken, oder trocknet sie an der Sonne zu Rosinen. Seuribissar, eine Stunde von Sedschidschek, zeigte noch zerstreuete Ueberbleibsel der alten Stadt. Ch. kopirte daselbst eine lange Inschrift, die er auch unter seinen gesammelten Inschriften bekannt gemacht hat, ein von einer Gesellschaft von Dionysischen Künstlern, die für die asiatischen Schaubühnen arbeiteten, ihren Vorstehern zu Ehren gemachtes Dekret. Ihnen wird darinne der Dank der Zunft mit einer Krone von Oelblättern zur Belohnung ihrer Freyge-

digkeit und Mühe, in Führung ihres Amts, gegeben, und ihr Andenken zu erhalten, außerdem verordnet, daß das Dekret auf ihre Unkosten eingegraben werden sollte. Einige Ruinen im Gebiete von Lebedus, die man Ekklesia nannte, waren vermuthlich der Ort der Zusammenkunft dieser Künstler, und der Tempel, wovon noch der Fußboden übrig war, war dem Bacchus, ihrem Schutzgotte, geheiligt.

K. XXX. Der Ort, wo ehedem wahrscheinlich Lebedus gestanden, ist jetzt eine kleine mit Waitzen besäete Halbinsel, wo der Verf. an dem felsigten Ufer noch Merkmale der alten Mauer und einige Stücke von dorischen Säulen sah. Die Insel Aspis, oder Arkonnesus, die Strabo zwischen Teos und Lebedus setzt, und Pocock als eine lange Insel beschreibt, wird heutiges Tages Karabasch, der schwarze Gürtel, genannt. Diese fehlt auf Danvillens Karte von der Seeküste Kleinasiens. (Auch fehlt sie auf der Hasischen von Kleinasien.)

K. XXXI. Die weitere Reise gieng über den hohen Galesus auf Klaros, nun Alle genannt, wo die Reisenden Spuren alter Grabmäler, eine verfallene Mauer, und die Steinhaufen eines großen Tempels und Theaters, auch Reste von Kirchen sahen. Ueber die Lage von Klaros, Notium und Kolophon werden die Schwürigkeiten im Cellarius gehoben. Kolophon, bemerkt der Verf., stand landeinwärts. Zwo Meilen davon, Klaros zur Seite, lag Notium, der Hafen von Kolophon; daher es auch das Kolophonische Notium, zum Unterschiede von dem Chiischen, genannt wird. Alle diese sonst berühmten Städte sind, einige armselige Hütten an dem Orte, wo Kolophon gestanden, ausgenommen, längst verlassen. Die zwote Ankunft zu Ephesus.

K. XXXII. Jetzt folgt die Nachricht von der ersten im September des vorigen Jahres von Smyrna dahin gemachten Reise. Unterwegs kopierte Ch. eine Inschrift, die zu einem Heroum, oder Grabmal gehört hätte. Die Ruinen von Metropolis, zwischen Smyrna und Ephesus, die andre Reisebeschreiber wollen gesehen haben, glaubt der Verf. verfehlt zu haben. Tyria, eine beträchtliche türkische Stadt, die Büsching dafür angiebt, kann es der Lage nach, nicht seyn, und ist vermuthlich Tyriäum, eine Stadt, die Xenophon in die Ebene des Kaysters setzt, vielleicht auch beym Strabo B. XIV. S. 979. [illegible] für [illegible] zu lesen.

sen. Aiasaluk, ehemals ein beträchtlicher Ort, ist jetzt ein von wenigen türkischen Familien bewohntes, zwischen seinen Ruinen liegendes Dorf. Dieser Ort sey nicht Ephesus, wie viele geglaubt haben; alle Alterthümer daselbst sind Flickwerk, marmorne Bruchstücken, die von Ephesus hieher gebracht, und zu Gebäuden verwandt worden. Die Ruinen von Ephesus liegen von diesem Orte etwas entfernt, der See näher.

K. XXXV. Ephesus und Smyrna wurden die Augen von Kleinasien genannt; beyde wurden vom Lysimachus erbauet, und lagen in gerader Linie 320 Stadien, oder 40 engl. Meilen von einander. Ein Theil der Berge Prion und Korissus lag innerhalb der Mauern der Stadt. Von der alten Mauer des Lysimachus, die von der Arbeit ist, welche man Isodomum nannte, waren noch an der Bergseite große Stücken übrig. Auch die Spuren eines Stadiums, eines Theaters, eines Odeums, das, nach der Regel Vitruvs, zur Linken, wenn man vom Theater herkömmt, liegt; Trümmer eines Tempels, vermuthlich des dem Gotte Julius erbaueten, einer Kirche, u. s. f. Die Lokalgeschichte von Ephesus erzählt der Verf. umständlich. Die heutigen Epheser sind einige griechische Bauern, die in größter Armuth und Abhängigkeit leben. Der feyerliche Pomp des heidnischen Gottesdienstes ist verschwunden; und die große christliche Kirche, die hier von den Aposteln gepflanzt, und von allgemeinen Konzilien gepflegt worden, lebt kaum noch in wenigen Ueberbleibseln sichtbar. Wir erinnern uns hier, daß Pocock es als eine merkwürdige Erfüllung der Drohung Offenb. Joh. II, 5. ansieht, daß man auch zwo Leaguen weit um Aiasaluk keinen Christen antreffe. Diese Anmerkung ist demnach ungegründet; aber auch bey den wenigen zu Ephesus selbst noch übrigen unwissenden Verehrern Christi ist es wahr, daß der Leuchter von seiner Stelle genommen worden. Die Stadt lag schon in Ruinen, als der K. Justinian Konstantinopel mit ihren Statuen schmückte, und die Sophienkirche auf ihre Säulen stützte. Keine Spur fanden die Reisenden mehr von dem berühmten Dianentempel, der nicht, wie einige geglaubt haben, in der Stadt, sondern an der Spitze des Hafens, außerhalb des Magnesischen Thores, vermuthlich nach Aiasaluk zu, stand. Die Zerstörung dieses herrlichen Tempels hat der Verf. nicht aufgezeichnet gefunden, und vermuthet, sie sey, bald nach dem Triumph des Christenthums, von den ephesischen Reformatoren bewerkstelliget worden;

worden; aber sie geschah schon unter dem Gallien im J. C. 262. von den Gothen, die ihn, wie Trebellius Pollio in Gallien cap. 17. meldet, plünderten und in Brand steckten. In der griechischen Kirche, sagt der Verfasser, ist die Panagia, oder heilige Jungfrau Maria, in die Stelle der Diana getreten. Groß ist die Panagia! würde der allgemeine Schrey seyn, wenn sichs Jemand einfallen lassen wollte, die Glieder dieser Kirche zu einem weniger sinnlichen Christenthume zu bekehren.

K. XL. f. Von Aiasaluk giengen die Reisenden nach Skela Nuova, oder Neapolis, das drey Stunden davon liegt. Unterwegs sahen sie die Ruinen einer kleinen Stadt, Phygela, suchten aber vergebens Dianens Geburtsort, den berühmten Hayn Ortygia; das schöne Ansehen eines Landes sey, wie menschliche Schönheit, vergänglich.

K. XLII. Der nächste merkwürdige Ort war Miletus, jetzt Palatia, die Palläste, von den Steinhaufen ehemaliger Palläste genannt. Diese berühmte Hauptstadt Joniens und Vaterstadt des Thales, ist dermalen ein geringer Ort, der von wenigen türkischen Familien bewohnt wird. Die vielen verlassenen Moskeen bezeugen, daß auch der mohammedanische Glaube daselbst die Zeit seiner Blüthe gehabt; jetzt aber ist nur eine Moskee, ein schönes Gebäude von Marmor, noch im Gebrauche. Das vornehmste Ueberbleibsel der heidnischen Stadt ist ein verfallenes Theater, das 457 Fuß lang war. Die Marmorsitze lehnten sich, wie gewöhnlich, an den Hang eines Hügels, und noch wenige sind übrig.

K. XLIII. u. f. Die Reise nach Ura, einem schlechtbewohnten Dorfe, um den berühmten Tempel des Apollo Didymäus aufzusuchen, der der größte unter allen heidnischen Tempeln war, wie Strabo berichtet, und seiner Größe wegen ohne Dach bleiben mußte. Er wurde von den Milesiern erbaut, als Xerxes den ersten Branchidentempel zerstört hatte. Er stand eine halbe Stunde davon, an einer Anhöhe, 180 Stadien, oder 22½ Meilen von Miletus, nach dem Ufer zu. Nie, sagt der Verf., werde sich das Andenken des Vergnügens aus seinem Gemüthe verlieren, das ihm dieser Anblick gewähret habe: die noch ganzen Säulen seyen so überaus schön, und die Marmormasse so groß und edel, daß man keine größere Schönheit und Majestät sich in Trümmern denken könne. Auch von diesem Ruinenhaufen ist ein Kupfer, und die Geschichte des Tempels, nebst vielen

Zeichnun-

Zeichnungen und Erläuterungen der Architektur, in des Verf. Jonian Antiquities.

K. XLVI. u. f. Auf der zwoten Reise von Ephesus und Skala Nuova aus, gieng der Weg über das türkische Dschängli, wovon der Verf. ein christliches Dorf Dschaur Dschängli unterscheidet, und jenes für den Ort hält, wo die Panionia dem Neptunus Helikonius gefeyert worden, wie schon Wheler, dem Ch. gemeiniglich folgt, zu den Ruinen von Priene. Der Tempel der Minerva Polias lag jetzt ganz zu Boden; doch ist er noch ein merkwürdiger Ueberrest jonischer Eleganz und Größe; und eine Nachricht davon, nebst einem Prospekte und Abbildungen der Architektur, in dem nurgedachten Werke zu finden. Die alte Stadtmauer steht noch; auch entdeckte Ch. die Grundfläche des Stadiums, und im Berge die Aushöhlung eines Theaters, nebst einigen Ueberresten. Die Akropolis, oder Zitadelle, stand auf dem Berge Mykale, von welcher die Reisenden mit vieler Gefahr zu den Trümmern der Stadt herabstiegen. Der Ort, wo Priene stand, heißt nun Samsunkalesi.

K. XLIX. u. f. Zu Myus, das jetzt nur wenige türkische Hütten hat, und Basi, oder Kapumulu genannt wird, sahen die Reisenden die Trümmer eines kleinen Tempels des Bacchus. Das Schiff war noch vollständig und gut gebaut, von einem glatten mit braunen Moos überzogenen Stein: der Portikus war mit Wandpfeilern. Der Tempel war nachgehends als eine Kirche gebraucht worden, und der Eingang vermauert. Der umher liegende Marmor, die zerbrochenen Säulen und die verstümmelten Statuen zeigten alle von einem hohen Alterthum. Die Stadtmauer war, wie die ephesische, mit viereckigen Thürmen versehen, und steht zum großen Theil noch. Auch bemerkte Ch. die Grundfläche eines Theaters, nebst einigen Ueberresten des Proscenium. Außerhalb der Stadt waren, wie gewöhnlich, die Gräber ihrer frühern Einwohner, in den Felsen gehauen, von verschiedener Größe, nach den verschiedenen Lebensaltern, und unzählbare flache Steine dabey, die als Deckel dienten, auch einige noch bedeckt. Eine Inschrift auf Marmor gedachte eines Sekundus, der jung starb, und schließt mit einem zärtlichen Verweise an seine Eltern über die Unwirksamkeit und Unschicklichkeit ihres übermäßigen Grams. In dem Gebürge bey Myus fanden die Reisenden viele Spuren des griechischen

Mönchwesens. In dem See von Myus waren einige seichte Inselchen. Vermittelst eines Kanals, der aus dem See in den Mäander geht, hatte Myus vor Alters Verbindung mit Miletus und dem Meere. Die alte Plage von Myus, die Mücken, fielen hier den Reisenden sehr beschwerlich.

K. LIII. Den Lauf des Mäanders hat der Verf. genau beobachtet, und schätzbare Bemerkungen darüber gegeben. Wheler habe nicht den wahren Mäander gekannt, sondern ein kleineres sich schlängelndes Flüßchen, das unweit Mileeus der größere Mäander in sich aufnimmt, für den Hauptfluß gehalten. Der Mäander nimmt auf seinem Wege durch die gepflügten Felder Phrygiens und Kariens, wie schon die Alten bemerkten, vielen Schlamm mit sich hinunter, und setzt ihn der Küste bey seiner Mündung an. Man konnte, wie Strabo sagt, wegen der weggeschlemmten Erde, gerichtlich gegen ihn einkommen; und der Schaden ward aus dem, was die Fähren einbrachten, ersetzt. Das öftere Einstürzen des Ufers, das durch das Wegführen der Erde verursacht ward, ist wahrscheinlich auch die Ursache von der Krümme des Bettes; indem die Erde, die an der einen Seite verloren geht, an der andern wieder gewonnen wird. Der Strom hat große Veränderungen in dieser Gegend gemacht; die ehedem am Meere gelegenen Städte, Miletus, Myus und Priene, liegen jetzt tief im Lande. Beyläufig wird ein Fehler in der Uebersetzung des Strabo (B. XIV. S. 636.) verbessert, der auch den gelehrten Wheler (Iourney p. 269.) und mit ihm unsern Cellarius, (G. A. Lib. III. Cap. 3. §. 103.), dessen Karte wir hier, verglichen mit der Chandlerischen, sehr unrichtig finden,) irre geführt habe; dagegen Spon, der Palatscha für Miletus, nicht, wie Wheler, für Pyrrha nimmt, bey aller Seichtigkeit zufälliger Weise Recht habe. Doch sehen wir, daß Ch. Pyrrha und Heraklea nur nach einer Vermuthung auf die Karte gesetzt, und nicht selbst die Oerter besucht hat. Miletus, sagt der Verf. ist durch den Mäander des größten Vortheils seiner Lage beraubt worden, und allmählich, wie die benachbarten Städte, in Abnahme gerathen; und diese werde sich vielleicht mit einer gänzlichen Zerstörung endigen, der Mäander immer fortfahren, Land anzusetzen, die Küste immer weiter hinausgehen, sich mit Samos und den fernern Inseln verbinden,

und

und der Segen des Stroms dereinst neue Städte entstehen und blühen machen.

§. LIV. Wir sind nun mit unserm Verf. an der Gränze Joniens. Der nächste merkwürdige Ort in Karien war das alte Jassus, das jetzt Assynkalesi (Büsching nach Whelern Askenakalesi) heißt. Die noch stehende Mauer schließt jetzt bloße Steinhäusen ein. Das Theater lehnte sich, wie gewöhnlich, an den Felsen; und noch viele Sitze sind übrig. Unter dem Schutt waren verschiedene Inschriften, und an dem Abhange des Berges hin die Gräber der alten Jasier. Eine Mauer, die der Rest eines Grabmals zu seyn schien, war eine Kirche der Griechen, und eine weiße Marmortafel mit einer schönen Inschrift diente ihnen zur Tafel des Abendmals. Die Steine mit Inschriften werden oft von den Schiffern, als Ballast, mitgenommen. Solche drey Marmortafeln, die von hier nach Scio gebracht waren, fand und kopierte Ch. daselbst, darunter auch eine aus Alexanders Zeit, und wegen der schönen Schrift merkwürdig war. Bargylia suchte der Verf. als einen an der Küste liegenden Ort, vergebens; er sey durch das häufige an den Küsten Kleinasiens angesetzte neue Land vielleicht inländisch geworden. Uns dünkt diese Vermuthung nicht wahrscheinlich, weil hier kein Fluß ist, der in dem Jasischen oder Bargylietischen Busen diese Veränderungen hätte hervorbringen können; und Jasus liegt noch nahe am Meere. Die Küste von Karien empfiehlt der Verf. den künftigen Reisenden zur Untersuchung. Der Weg gieng nun von Jassus auf zwey inländische Städte, Mylassa und Stratonicea.

§. LVI. Mylassa, ehedem eine Zeitlang der Sitz der Könige von Karien, und vor andern Städten herrlich mit Stoen und Tempeln geschmückt, ist noch eine große, aber schlecht gebaute Stadt, und der Sitz eines Aga, den der V. mit Dschärritwerfen (einem türkischen, nicht griechischen Spiel, wie Ch. sagt, das wir aus Niebuhrs Beschreibung von Arabien Taf. XVI. besser kennen) sich belustigend antraf. Der Tempel des Augustus und der Göttinn Roma, der vor wenigen Jahren noch stand, (Pocock hat ihn auf der LVsten Tafel abbilden lassen) ist jetzt abgebrochen, und aus den Trümmern eine Moschee erbaut worden. Der Haram eines Türken stand auf der Stelle, welches alle Besichtigung des Platzes unmöglich machte. Nicht weit davon war eine Säule korinthischer Ordnung, die eine Statue getragen hatte,

mit

mit der auf dem Schafte befindlichen Inschrift: „Das Volk dem **Menander**, Sohne des **Uliades**, einem Wohlthäter des Vaterlandes, und abgestammt von Wohlthätern.“ Wir finden sie in Kupfer abgebildet, mit der Inschrift, in **Whelers** Reise S. 277. An einem Thor von Marmor korinthischer Ordnung, das **Pocock** hat abbilden lassen, entdeckten die Reisenden oben eine Doppelaxt, das Symbol des **Jupiters von Labranda**; es führte vermuthlich zum Tempel desselben. Unter andern Gräbern war auch ein Grabmahl von der Art, welche die Alten **Distäga** (**Distegá**) nannten.

K. LVII. Um **Stratonicea**, jetzt **Eskihissar**, einem geringen Dorfe, fanden die Reisenden die ganze Gegend mit Marmorfragmenten bedeckt, und ein Theater, mit den Sitzen und Trümmern des Prosceniums. Zwo Inschriften gedachten des **Jupiters Chrysaoreus**, oder mit dem goldnen Schwerdte, der hier einen Tempel hatte. Die Tobacksblätter fand der V. hier zum Trocknen in den Bauerhütten aufgehängt. Beyläufig gedenkt er des späten Gebrauchs des Tobacks und des Kaffees. Noch 1610 war, wie **Sandys** erzählt, das Tobackrauchen eine neue Gewohnheit. Man führte damals einen Türken mit durch die Nase gestoßener Pfeife durch die Gassen, um die Gewohnheit lächerlich zu machen, und Andre davon abzuschrecken. Die Kenntniß des Kaffees kömmt aus **Arabien**; (von **Mochha**, wie wir aus **Niebuhrs** Reise wissen) und, nach einer türkischen Nachricht, ist 1554 das erste Kaffeehaus zu **Konstantinopel** errichtet worden. Auch als **Sandys** reiste, kannten die Engländer noch nicht die orientalische Bohne. Er beschreibt die Türken, wie sie in ihren Häusern, die Buden gleichen, ein Getränk, das sie **Koffa** (Kahwe) hießen, das schwarz wie Ruß sey, und diesem nicht ungleich schmeckte, so heiß, wie sie nur könnten, aus chinesischen Schalen schlürften. Warum nicht lieber, fragt er, die schwarze Suppe der **Lacedämonier**?

K. LVIII. Auf der Rückreise von **Mylassa** nach **Jassus** erblickten die Reisenden ganz unerwartet, bey einem griechischen Dorfe **Mendelet**, die feyerlichen Trümmer eines Tempels, den Ch. für den Tempel des **Jupiters Stratios** zu **Labranda**, dessen **Strabo** gedenkt, erkannte, und wovon er vermuthlich in einem zweyten Bande der Ionian Antiquities eine Abbildung geben wird. Das Gebäude war von korinthischer Ordnung, der Styl der Architektur edel; sechszehn ganze Säulen standen noch, zum Theil mit ihrem Gebälk;

aber

aber Zelle und Dach waren zerstört. Ein großer Theil des Marmors war schon in Kalköfen, die dicht an den Trümmern stehen, und noch im Gebrauche sind, zu Kalk verbrannt worden. Daß eine Stadt beym Tempel gewesen, zeigten Ueberbleibsel der Mauer, zwey Sarkophagen und andre Marmorstücke. Die Rückkunft nach Myus in Jonien.

K. LIX. u. f. Eine zweyte inländische Reise gieng von Myus nach Karpuzeli, wo Ch. alte Gräber, Sarkophagen, ein zerstörtes Stadium, ein Theater, eine zerbrochne Wasserleitung, und Reste der Stadtmauer fand, aber keine Inschrift, die ihm den alten Namen des Orts angezeigt hätte; er hält ihn aber mit Pococken für Alabanda. Arparkalesi sey vermuthlich Harpasa, ein Städtchen, dessen Plinius gedenkt, bey dem Flusse Harpasus. Der V. vergleicht noch Pococks Reise, und zeigt, was ihm unbekannt geblieben.

K. LXI. Magnesia am Mäander, jetzt Gußelhissar, eine große volkreiche Stadt, und der Sitz eines Pascha, der ein armseliges Haus am Hügel, der ehedem Thorax hieß, bewohnte. Die Stadt, die nun mitten im Lande liegt, ist ehedem eine Seestadt gewesen. Noch eine beträchtliche Trümmer, vermuthlich eines Gymnasiums, fand der Verf., und einige Fragmente von Architektur korinthischer und jonischer Ordnung, aber keine Spur mehr vom Tempel der Diana Leukophryene, oder weißstirnigen, der nächst dem ephesischen, und dem Tempel des Apollo Didymäus, der größte in Asien war. Unweit Sultanhissar, einer alten türkischen Festung, waren die Ruinen von Tralles und Nysa, nahe bey einander. Smith und Wheler haben Nysa irrig für Tralles gehalten. Einen Ort, der zwischen beyden gelegen ist, schreibt Ch. auch auf der Karte unrecht Charaka für Acharaka, wie Strabo ihn nennet. Noch folgen einige Anmerkungen über drey benachbarte Städte, die der V. nicht besucht hat, Antiochia, Kostinia und Orthosia, und ein Auszug aus einer handschriftlichen Reise von Picenini. Ch. wünscht, daß die Distanzen der Oerter auf der Peutingerischen Tafel durch Vergleichung des Antoninischen Itinerariums und andrer alten Schriftsteller möchten berichtiget werden, wodurch die alte Geographie eine beträchtliche Verbesserung erhalten würde.

K. LXV. u. ff. Von Sultanhissar giengen Ch. und seine Gefährten auf Karura, die Gränze zwischen Karien und Phrygien. Zwischen Karura und Laodicea will der Verf.

Verf. einige Spuren eines Tempels des Menes, Karu genannt, gefunden haben. Diese Angabe bezieht sich auf eine Stelle des Strabo B. XII. S. 869. ἱερὸν μηνὸς Κάρου καλούμενον, die wir doch auch für verdorben halten, und über die wir noch einige Erläuterung von unserm V. wünschten. Pocock hat, wie der Uebersetzer, einen Tempel des Monats Karus. Die Asianische Wiese des Homers hieß hier besser die Asische; λείμων Ἄσιος im Homer Il. B, 461. Zu Laodicea, an dem Flusse Lykus, wo er sich mit dem Kaprus vereinigt, jetzt Eskihissar und gänzlich unbewohnt, waren noch beträchtliche Ueberbleibsel eines Amphitheaters, Rathhauses, Odeums und andre. Die alte Stadt hatte, wie ihre Nachbarinn Kolossa, ihre Reichthümer ihren Schafen zu danken, deren Wolle die milesische an Sanftheit, und die Raben an Glanz und Schwärze übertraf. Diese Farbe schrieb man dem Flusse Lykus zu, so wie dem Skamander die gelbliche Farbe der Wolle im Trojanischen. Diese Art sey vielleicht vernachlässigt worden; denn unter den Heerden, die Abends zu dem Wasser kamen, bemerkte Ch. nur zwey oder drey, die sehr schwarz und glänzend waren.

K. LXVIII. Hierapolis wird jetzt Pambuk genannt. Der türkische Name bedeutet Baumwolle, und ist von dem weißen Ansehen des Landes hergenommen. Die heißen Quellen daselbst haben die ganze Gegend mit einer weißen Versteinerung überzogen. Eine Stelle im Quintus Kalaber (X, 128 ff.) wird hieraus sehr gut erläutert. Die Wasser wurden auch zum Färben gebraucht, und gaben aus Wurzeln einen schönen Purpur. Dieses war die Hauptquelle der ehemaligen Reichthümer der Stadt. Das Plutonium hat Ch. nicht gesehen; ein alter Türke aber versicherte ihn von dem Daseyn einer solchen Höhle, die den Ziegen bisweilen gefährlich würde. Unter den Ruinen war das Theater noch das vollständigste von allen, die Ch. gesehen. Eine genaue Betrachtung der noch vorhandnen Sitze machte ihn hier geneigt zu glauben, daß die alten Asiaten, wie die neuern, mit über einander oder unter sich geschlagnen Beinen, und wahrscheinlich auf Teppichen, bey ihren Schauspielen gesessen.

K. LXX. u. f. Die Reisegesellschaft wurde zu Hierapolis gehindert, weiter zu gehen. Ein Aga eines benachbarten Dorfs, dem Ch. und seine Gefährten als Schatzgräber angegeben waren, kam mit einer starken Begleitung, und foderte die Hälfte der gegrabenen Schätze. Weil alle Vorstellungen nichts

nichts ausrichteten, und man fürchtete, er würde, ohne eine übermäßige Summe daran zu wenden, nicht zu besänftigen seyn, ergriffen die Engländer, auf Anrathen ihres Janitschars, schleunig und mit gutem Glücke die Flucht, und kehrten um nach Smyrna. Doch giebt der Verf. hier auch von der Gegend, die er nicht besucht hat, bis an Kelânâ, jetzt Fischar Kleh, hinauf, mit Vergleichung von Picenninis und Pocockens Reisen, eine Beschreibung, und hat sie auch auf der Karte abbilden lassen. Daß die See ehedem bis an Kelânâ gegangen, wo die Quelle des Mäanders ist, deucht uns ein sehr kühner und gar nicht wahrscheinlicher Gedanke des Verf.

K. LXXII. u. ff. Auf der Rückreise nach Smyrna sahen die Reisenden zuerst in einiger Entfernung die Ruinen von Tripolis, und erfuhren nachher zu Bullada, einer türkischen Stadt, noch vier Tagereisen von Smyrna entfernt, daß die Pest daselbst noch mit ungewöhnlicher Heftigkeit wüthe. Diese Nachricht setzte die Reisenden bey allen übrigen Beschwerlichkeiten der Reise in noch größere Unruhe, weil sie mit jedem Schritte sich dem Sitze der Seuche näherten. Der Weg gieng, durch das alte Katakekaumene, nach Philadelphia, am Fuße des Tmolus. Die Stadt war häufigen Erdbeben ausgesetzt, wegen der Nachbarschaft des Katakekaumene; doch ist sie noch eine große, aber armselige Stadt, worinn etwa 300 griechische Familien in freundschaftlichem Umgange mit den Türken leben, und ihren eignen Bischof haben. Dieser war abwesend; aber den Protopapas fand Ch. des Griechischen unkundig; und eben so sehr sollten es, überhaupt genommen, alle übrige Geistlichen und Layen daselbst seyn; obwohl die Liturgien und Gebetsformeln griechisch sind. Die Unkunde der Sprache hat im Gottesdienste keine Aenderung gemacht. Die Stadt wird wegen ihres zum Färben vortrefflichen Wassers, und weil es an einer Hauptstraße nach Smyrna liegt, sehr häufig, besonders von armenischen Kaufleuten, besucht. Der Khan war sehr unrein, aber voller Reisenden. Die Karwane, die an bestimmten Tagen nach Smyrna abgeht und zurückkömmt, brachte Nachrichten von den Verwüstungen mit, welche die Pest daselbst anrichtete.

K. LXXV. u. ff. Von Philadelphia reisten sie nun nach Sardes, ehedem der Hauptstadt Lydiens, die die Türken Sart nennen, und wo jetzt noch auf einem Höcker der Akropolis ein armseliges Dorf liegt. Der übrige Platz war mit Gras und Blumen bewachsen. Doch sahe Ch. die

Grundfläche eines Theaters, und Trümmer eines Gewölbes, welches die Sitze trug, und unter andern Ueberresten großer und starker Gebäude auch ein Stück eines solchen, welches man für den Pallast des Krösus hält. Er hieß Gerusia, und wird schon vom Vitruv als ein Beyspiel der außerordentlichen Dauerhaftigkeit der alten Backsteine angeführt. Die Mauern von zwey großen, hohen und sehr langen Zimmern stehen noch; sie ruhen auf doppelten Schwibbögen, und die Backsteine sind von ausnehmender Güte; sie würden, ohne vorsetzliche Zerstörung, unvergänglich gewesen seyn, wenn man sie vollkommen senkrecht gebauet hätte. Ch. trug einem Manne auf, ihm einen ganzen Stein zu verschaffen; der Mörtel aber war so hart und festhaltend, daß es unmöglich war. Die Akropolis hat eine doppelte Mauer gegen die Ebne, nebst andern Außenwerken, in Trümmern. Nicht weit davon ist der Fluß Paktolus, der mitten durch den Marktplatz von Sardes floß, und vom Gebürge Tmolus, worauf er entspringt, Goldkörner herunterspülte. Er war jetzt seicht, voll Sand, und die Farbe rothgelb. Jenseit des Flusses entdeckte Ch. die Reste eines Tempels, der vermuthlich der Cybele, der Göttinn des Orts, geheiligt war. Er war nach der jonischen Ordnung gebaut, und hatte acht Säulen an der Vorderseite, wovon fünfe noch stehen, vier mit Kapitälern; und auf der Einen ruht noch ein Stück des Unterbalkens, der aus zwey Steinen bestand. Seit dem Jahre 1699 ist noch vieles von dieser herrlichen Trümmer, vielleicht durch ein Erdbeben, umgefallen. Ueber dem Eingange des Schiffes (ναὸς) war ein ungeheurer Stein, von dem sichs kaum denken ließ, durch welche Kunst er hinaufgebracht worden. Aber das schöne Portal, wie Chishull es nennt, ist seitdem zerstört, und der schwere Marmor liegt nun im Ruinenhaufen. Vielleicht sey der große und kühne Baumeister Metagenes, der den Dianentempel zu Ephesus baute, wo man eine ähnliche Marmormasse über den Eingang stellte, auch der Erbauer dieses Tempels. Die Basen und die Hälfte jeder Säule sind in der rund umher aufgehäuften Erde begraben, Eine ausgenommen, die Wood säubern ließ. Die Schäfte sind gerieffelt, und die Kapitäler mit ausnehmendem Geschmack und der größten Kunst entworfen und ausgeführt. Unmöglich, sagt der Verf., kann man ohne tiefes Bedauren den unvollkommenen Rest eines so schönen und herrlichen Gebäudes ansehen. Aber wir glauben noch eine Abbildung und umständlichere Beschreibung

dieser Ruinen von dem V. erwarten zu dürfen. In den folgenden beyden Kapiteln giebt er noch eine Beschreibung der umliegenden Gegend, und der Straßen von Sardes nach Ephesus und Pergamum aus den Alten, und schaltet einen Auszug aus Chishulls Reise von Sardes nach Ephesus ein.

K. LXXVIII. Unweit Sardes entdeckten die Reisenden noch den See Gygäa, und auf dem Bergrücken darneben die Grabhügel der alten lydischen Könige, von verschiedner Größe. Alle sind mit grünem Rasen bedeckt, und haben noch ihre völlige Kegelform. Einer ragte über die andern merklich hervor; dieser war ohne Zweifel das Grabmal des Halyattes, Vaters des Krösus, welches Herodot als das größte Werk in Lydien, und das bloß den ägyptischen und babylonischen nachstehe, beschreibt. Es hatte sechs Stadien (¾ einer Meile) und zwey Plethra (200 Fuß) im Umfange, und dreyzehn Plethra in der Breite. Die herabgespülte Erde bedeckt gegenwärtig die Grundlage; aber bey Oeffnung des Grabhügels würde man diese, und vielleicht auch einen beträchtlichen Schatz entdecken.

K. LXXIX. Von diesen Grabhügeln schlugen sich die Reisenden wieder in die Straße nach Magnesia am Sipylus. Die Niobe glaubt der V. am Berge Sipylus gesehen zu haben, und verspricht, anderswo Nachricht von dieser außerordentlichen Merkwürdigkeit zu geben: das Phantom sey die Wirkung einer gewissen Masse von Licht und Schatten auf einen Theil des Sipylus, die man aus einem gewissen Gesichtspunkte wahrnehme. Die häufigen Gewitter am Sipylus, weswegen ihn die Alten den Donnerberg nannten, hat auch der Verfasser bemerkt.

K. LXXX. Magnesia, am Fuße dieses Berges, ist eine große, volkreiche Stadt, und hat starken Handel. Der Moskeen sind viele, und die Griechen haben eine große und schöne Kirche, und ein Kloster. Unter den Moskeen sind zwey, die doppelte Minaretthürme haben, und sehr edle Gebäude von Marmor. Den Reisenden ward erlaubt, in eine derselben hineinzugehen; nur mußten sie ihre Schuhe oder Stiefel vor der Thüre stehen lassen. Sie war inwendig überaus schön, mit vielen Lampen und Gemälden geschmückt, und der Fußboden mit köstlichen Teppichen bedeckt. Diese Gebäude, eine Schule der Derwische, und ein Tollhaus, sind vom Sultan Morat (Morad II. der eine Zeitlang, da er die Regie-

 rung

rung niedergelegt hatte, zu Magnesia lebte) und seiner Gemahlinn gestiftet, und mit Einkünften versehen. Man zeigte die Stelle seines Pallastes, sein Serój und seinen Garten. Ein artiges Mausoleum dabey umschließt die Gräber seiner Weiber und Kinder. Der Schloßberg ist außerordentlich hoch, die Festung armselig, verlassen und in Ruinen.

K. LXXXI. u. ff. Die Reisenden waren nun zu Magnesia in einer höchst beunruhigenden, unsichern Lage. Die Pest hatte zwar diesen Ort noch nicht erreicht; aber sie waren nur acht Stunden von Smyrna, und sobald die Pest in Magnesia ausbrechen sollte, ohne Freunde, unter unwissenden, sich dem Schicksal überlassenden Leuten, in großer Gefahr. Sie faßten schon den Schluß, noch Thyatira und auch Pergamum zu besuchen; aber als sie hörten, daß zu Thyatira schon das Haus des Aga mit der Pest befallen wäre, begaben sie sich sogleich auf den Weg nach Smyrna. Bald nach ihrer Abreise brach auch die Seuche zu Magnesia aus. Zu Hadschilar, einem Dorfe zwey Stunden von Smyrna, trafen sie einen englischen Freund, der ihnen in einem auf der andern Seite von Smyrna gelegenen Dorfe Sedekui seine Wohnung überließ. Das Haus war aus Holz und Gyps erbauet, welche Materialien man, nicht nur weil sie wohlfeiler sind, gerne vorzieht, sondern auch wegen mehrerer Sicherheit bey Erdbeben; denn die Querbalken und Nägel schwanken bey der Erschütterung auf und nieder. Die Einkerkerung zu Sedekui, in welcher die Reisenden doch ihres Gartens und der schönen Abende auf ihren Spatziergängen am Berge genossen, vom eilften May bis zum achten August. Freylich wünschte man, daß die Reisenden diese Zeit, fern von der Pest, im Innern des Landes zugebracht hätten; da die bisher erzählten Reisen fast bloße Durchreisen sind. Die Pest richtete dießmal schreckliche Verheerungen an. Viele hundert Häuser standen im Julius ledig, und hatten ihren Besitzer verlohren: allein Griechen begrub man bisweilen hundert und dreyßig an Einem Tage. Ch. hält die Meynung für wahrscheinlich, daß die Krankheit von gewissen unsichtbaren Thierchen entstehe, die jedes Frühjahr, vielleicht aus Aegypten, nach Smyrna geschleppt würden, sich alsdenn in den menschlichen Körper grüben, und nachher von der starken Hitze wieder vertilgt würden; die Luft werde von der Pest nicht angesteckt. Die Pest theilt sich hauptsächlich, vielleicht allein durch Berührung mit; daher bleibt eine Familie bey immer gleicher

Vorsicht

Vorsicht frey, wenn gleich rund um sie her die Pest wüthet. Zu Smyrna werden gar keine Anstalten gemacht, die Seuche zu hemmen. Wenn man Lazarete anlegte, und andre heilsame Anstalten vorkehrte, so könnte sie vielleicht gänzlich vertilgt, oder doch ihre Ausbreitung verhindert werden. Smyrna würde vielleicht eben so wenig von dieser Seuche heimgesucht, als Marseille, wenn sie eine eben so gute Polizey hätte. Aber der Türke hält die Gegenmittel nicht für wirksam, und für unerlaubt: er wirft dem klugen Franken Furchtsamkeit und Unglauben vor. Im Julius verursachte auch ein Erdbeben den Reisenden neues Schrecken.

K. LXXXIV. Am achten August, da die Pest aufgehört hatte, reisten sie von Sedekui ab, und sahen mit vieler Rührung die vielen frischen Gräber vor der Stadt, und die öde Frankengasse. Sie verweilten nur wenig Tage zu Smyrna, und schifften nach Athen. Den Verfolg der Reise werden wir, sobald wir auch den zweyten Theil übersetzt erhalten, unsern Lesern melden. Die Reisenden kamen aus Griechenland zurück im November 1766.

Die dieser Hälfte der Reisebeschreibung beygelegte Karte ist zum Verstande der Bemerkungen des Verfassers unentbehrlich, und für die Geographie wichtig; noch mehr würde sie es zumal auch für die neuere seyn, wenn der Verfasser öfter die neuern türkischen Namen der Oerter erfraget, und mit den ehemaligen auf der Karte verbunden hätte.

CI.

Franz Petis de la Croix, — Geschichte des Kriegs, welchen die Türken mit Polen, Moskau und Hungarn geführt haben. Aus dem Französischen übersetzt von G. F. E. S. Fürth unweit Nürnberg, bey Schad, (dies ist auch der Name des Uebersetzers.) 1775. 16 Bogen in 8.

Als Gesandschaftssekretair hätte der Verf. der diese Schrift im Jahr 1689. herausgegeben, wohl mehr geheime und erhebliche Begebenheiten liefern können; aber das meiste besteht in Beschreibungen fast schon bekannter Cärimonien und feyerlicher Aufzüge; und die kriegerischen Vorfälle während

der türkischen Feldzüge in den Jahren eintausend sechshundert und etliche siebzig bis etliche achtzig sind von andern umständlicher und genauer beschrieben worden. Indessen findet man doch einige Sachen von Wichtigkeit, und Herr Schad hätte daher immer das Büchlein übersetzen mögen, wenn nur dies minder im Gottschedischen Geschmack geschehen wäre. Auch sollten wir denken, es müßte schon zu Ende des vorigen oder zu Anfang dieses Jahrhunderts eine deutsche Uebersetzung davon erschienen seyn.

Peter Paul Finauers Bibliothek zum Gebrauch der baierischen Staats- Kirchen- und Gelehrtengeschichte. Dritter Theil. München. 1775. zu finden in der Fritzischen Buchhandlung. 16 Bogen und ein Bogen Vorrede in 8.

Den Liebhabern der Baierschen Geschichte werden alle sieben Stücke dieses Theils angenehm seyn: aber eben um ihres speciellen Nutzens willen dürfen wir sie nur summarisch anzeigen.

1. Hrn. Joh. Nep. Medarers, Churf. geistl. Raths und öffentlichen Lehrers der geistl. Rechte in München rc. historische Abhandlung von Garibald, dem ersten baierschen Herzoge, agilolfingischen Stammes. Aus dem Lateinischen übersetzt. S. 1—38. Das Original erschien 1772; gegenwärtige Uebersetzung, die von Provinzialausdrücken wimmelt, rühret von einem gewissen Hrn. Wilh. Rothammer her. Hätte man uns doch lieber einen Abdruck des Originals geliefert.

2. *Bennonis Mayr*, celeberrimae Canoniae Ranshofianae Praepositi, historia vrbis Brunguiensis, typis nunc primum ex eod. MS. inclytae Canoniae Ranshou. edita. S. 41—164. Der V. hat 1687 seine probsteyliche Würde niedergelegt, nachdem er sie 22 Jahre lang bekleidet hatte. Hier liefert Hr. Sekretair Finauer nur die 12 ersten Kapitel. Die übrigen 5 sollen im nächsten Theile folgen. Das Lesen dieser Geschichte der baierschen Stadt Braunau hat uns wahre Hochachtung für das Andenken ihres Verfassers eingeflößt; so genau, so gut historisch geschrieben ist sie. Es sind auch ganze Urkunden eingerückt.

3. Chro-

3. Chronik des adelichen Frauenstifts Edelstetten, aus einer Handschrift zum erstenmal herausgegeben. S. 167—182.

4. Historia cum catalogo abbatum celeberrimi et antiquissimi monasterii Weltenburgensis, Ord. S. Bened. in Dioecesi Ratisbon. conscripta anno 1623. (der Vorrede und der Geschichte zu folge muß es wohl 1643 heißen) a Matthia, eiusdem Archisterii Abbate. S. 185—234. War zwar schon gedruckt, ist aber äußerst selten. S. 209. u. f. kömmt eine Urkunde vom J. 1128 vor, worinn der Bischof Chuno von Regensburg dem Kloster Weltenburg alle bis dahin erworbene Güter bestätiget, und dabey nach der in jenen finstern Zeiten üblichen, aber sehr unanständigen Weise drohet; vt quicunque ad illorum direptionem manum extendere praesumpserit, in regno Christi partem non habeat, et aeternum supplicium cum Iuda, Anna, Caiph, et Pilato sortiatur.

5. Coenobitae Weltenburgensis breuis historia de fundatione antiquiss. monasterii Weltenburgensis. Ex MS. Authoris S. 235—239.

6. Monumentum peruetus de exordio, voce et fundatoris munificentia inclytae Canon. Pollinganae Augustanae Dioec. Ex MS. eiusdem Canoniae. S. 240—243.

7. Nachrichten von den Begebenheiten und Schriften des im J. 1761 verstorbenen Joh. Georg. Stiglers, öffentlichen Lehrers der Mathematik in München. Entworfen von einem Mitgliede der churbaierischen Akademie der Wissenschaften. S. 244—256. Ein merkwürdiger Mann, der zuerst in München öffentlich Mathematik las, (seit 1756) und hier einen ziemlich geschickten Biographen gefunden hat!

VI.

Fortsetzung der Allgemeinen Welthistorie durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Deutschland und England ausgefertigt. Neun und dreyßigster Theil. Verfaßt von Joh. Georg Meusel. Halle, bey Gebauern. 1776. 738 Seiten in Quart, ohne die Vorrede, eine Stammtafel des Hauses Bourbon, eine Landcharte von Frankreich, und einen Kupferstich von der Procession der Ligue.

Eben dieses Werk unter der Aufschrift: Fortsetzung der Allgem. Welth. neuerer Zeiten, Ein und zwanzigster Theil.

Eben dasselbe mit dem Titel: Geschichte von Frankreich, ausgearbeitet von Joh. Georg Meusel. Vierter Theil.

Hiemit schließt Hr. M. wenigstens auf eine Zeitlang, seine Geschichte von Frankreich, welche in diesem Theile von dem Antritte der Regierung Heinrichs IV. bis zum Tode Ludwigs XIV. (von 1589 bis 1715.) geht. Die Geschichte Ludwigs XV. wird er erst nach einigen Jahren zu bearbeiten anfangen, wenn er mehr Hülfsmittel zu derselben, besonders manche seltene ausländische, beysammen haben wird, um deren Mittheilung er hier nochmals die Beförderer der Geschichtskunde ersucht.

Daß er von einer solchen Unterstützung rühmlichen Gebrauch zu machen wisse, zeigt auch dieser Theil, der mit nicht geringerm Fleiße, Genauigkeit und Unpartheylichkeit geschrieben ist, als die vorhergehenden. Man kann ihm zwar auch hin und wieder Weitschweifigkeiten vorwerfen, wo der Deutschen an kleinen Umständen weniger gelegen war. Er hat aber hier schon mehr Entschuldigung: die Begebenheiten werden neuer fruchtbarer, wichtiger, und die angefangene Ausführlichkeit mußte nun fortgeführt werden. Die sorgfältigste Anführung der genutzten besten Quellen fällt auch hier in die Augen. Man hat Ursache, seiner Versicherung zu glauben, daß er sie fast alle selbst in Händen gehabt, und nur bey manchen sich fremder Auszüge bedient habe. Sehr selten dürften ihn also die letztern hintergangen haben. Ein solches Beyspiel haben wir S. 178. in der Anmerk. k. angetroffen, wo die Histoire de la vie du Connêtable de *Lesdiguières* par *Videl*, (von welcher der Verf. S. 75. Anm. r. gesteht, sie noch nicht erlangt zu haben,) gedruckt zu Paris 1638. in Folio, so citirt wird: T. II. L. 11. c. 8. sq. p. 232. sq. L. 12. c. 1. sq. p. 271. sq. Es trifft aber keine von beyden Anführungen zu, indem das Werk nur aus einem Tome besteht, und die Begebenheiten des Jahrs 1625, zu welchen es der Verf. anführt, erst nach p. 400. angehen. Vielleicht ist eine neuere

Ausgabe dieses Buchs, (aus welchem wir manche merkwürdige Nachricht gelernt haben,) in ein paar Octav- oder Duodezbänden vorhanden, die derjenige vor sich hatte, aus welchem Hr. M. sein Citatum nahm. Hätte er das Buch selbst gehabt, er würde ohne Zweifel auch der 1602 versuchten Savoyischen Uebertrumpelung von Genf gedacht haben, eines Vorfalls, der nicht ganz außerhalb der Gränzen der französischen Geschichte liegt. **Heinrich** IV. sagte bey dieser Gelegenheit, que c'étoit un tour de Mr. de Savoye, qui croyoit qu'il n'appartient qu'aux marchands de tenir la foi; und **Lesdiguieres** schickte den Genfern auf ihr Verlangen den **Villars**, einen reformirten Edelmann zum Befehlshaber gegen den Herzog von Savoyen.

Hr. M. verspricht übrigens für solche Liebhaber der französischen Geschichte; „denen vor corpulenten Quartanten, vor hochgelahrten Noten, und vor allem, was den Schein der Gravität und Erudition mit sich führet, grauet," einen Auszug aus dieser Geschichte zu verfertigen, in welchem sie in einem leichtern Gewande dargestellt werden soll. Möchte er sie doch alsdenn nach eigentlichen Realperioden abhandeln, welche auf die Hauptveränderungen der fränkischen Monarchie und Nation gegründet sind!

Ml.

Versuch einer Geschichte der vornehmsten Orakel. Siue canit fatum, seu quod iubet ille canendo Fit fatum. *Lucanus*. 1775.

Eine Kompilation aus ganz gemeinen Quellen, ohne Kritik, Geschmack und Philosophie.

Am.

---

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Eine Rede des Libanius. Zum erstenmale aus einer Handschrift der Churfürstl. Bibliothek zu München abgedruckt. Leipzig, bey Sommer. 1775. 3 Bogen in 8.

Jedes Stück des Alterthums, das zum erstenmal aus dem Staub einer Bibliothek hervorgezogen und durch den Druck bekannt gemacht wird, verdient mit Dank aufgenommen zu werden, wenn auch gleich die Wichtigkeit seines Inhalts nicht zu seiner Empfehlung sprechen sollte. Denn allemal werden doch dadurch die Gränzen der alten Litteratur erweitert; künftige Herausgeber geben damit ihrem Autor mehrere Vollständigkeit, und Kritiker finden über kurz und lang, auch oft da, wo man es nicht vermuthete, darin neue Nahrung für ihren Fleiß und Stof zu Berichtigungen und Conjekturen. So denken wir denn auch von dieser neuen Rede des Libanius, ob es gleich scheinen möchte, daß eine Deklamation eines Sophisten mehr oder weniger, der griechischen Litteratur weder einen Zuwachs noch Nachtheil bringe. Libanius, der Sophiste, war ein rhetorischer Schriftsteller des 4ten Jahrhunderts, dessen noch vorhandene Schriften aus Vorübungen von verschiedener Art, aus Reden, Briefen und Deklamationen oder Redeübungen bestehen. Der letzten, wozu er den Stof theils erdichtet, theils aus der Geschichte genommen hatte, enthält die Morellische Ausgabe, (Paris 1606.) 44. Er nennt sie im Griechischen μελέτας: und dahin gehört denn auch die Rede desselben, die wir jetzt anzeigen. Fabricius (Bibl. Gr. T. VII. p. 411.) führt deren eine Menge an, die noch in den Bibliotheken vorhanden, aber noch nicht herausgegeben wären, und andre, die man für verloren hält: aber unter keinem von beyden Verzeichnissen findet sich die gegenwärtige. Doch ist die 27ste Declamation der Morell. Ausgabe S. 597, eines ähnlichen Inhalts, nehmlich eine Vertheidigung eines Vaters, der des Kindermords angeklagt wurde, weil er seinen eignen Sohn umgebracht und über die Mauer der Stadt geworfen hatte, die eben von einem benachbarten Fürsten um deswillen belagert wurde, weil man ihm diesen jungen Menschen auf sein Verlangen versagt hatte. Den nehmlichen Gegenstand hat auch die gegenwärtige Rede, so daß sie vermuthlich nach der Absicht des Libanius das Pendant zu jener hat seyn sollen, nur daß es hier eine Tochter ist, die ein Vater in gleichen Umständen, ermordet, und daß sich noch überdem der Liebhaber derselben aus Verzweiflung das Leben nimmt, und sodann der Vater dieses letztern, den Vater des Mädchens, als die Ursache von dem Selbstmorde seines Sohnes, anklage. Und dieses wollen wir zugleich, mit den eignen Worten des Redners, unsern Lesern zur Probe hersetzen: [illegible]

[illegible]

ἐξ ἀστυγείτονος κόρην ὡραίαν, ἀπειλήσας, εἰ μὴ λάβοι, πόλεμον. οὐκ ἔδωκεν ἡ πόλις. ἀπῆλθον οἱ πρέσβεις ἄπρακτοι, ἐπήνεγκεν ὁ τύραννος ἐπὶ τῇ πόλει πόλεμον. ἐγγὺς ἦν ἡ πόλις τοῦ πολιορκηθῆναι. ὁ πατὴρ τῆς παιδὸς ἀναβὰς ἐπὶ τὸ τεῖχος ἅμα τῇ παιδὶ, ἀπέσφαξε ταύτην εἰς ὄψιν τοῦ τυράννου. ἀπῆλθεν ὁ τύραννος λύσας τὴν πολιορκίαν. γνοὺς δὲ τὴν τῆς κόρης σφαγὴν ἕτερος αὐτῆς ἐραστὴς, ἀπέσφαξεν ἑαυτόν. γράφεται τὸν πατέρα τῆς κόρης φόνου ὁ τοῦ ἐραστοῦ πατήρ.

Noch haben wir unsern Lesern nicht gemeldet, wem wir den Abdruck dieser Rede zu verdanken haben. Der sel. Reiske erhielt sie unter andern Handschriften aus der Churf. Bibliothek zu München, zur Herausgabe seiner griechischen Redner. Und da ihn der Tod verhinderte, die Abschrift davon selbst dem Druck zu übergeben: so thut es nunmehr seine Frau Wittwe, die bekanntermaßen in ihrem Ehestand erst, zur Erleichterung ihres Gatten, bey Vergleichung griechischer Handschriften, das Griechische erlernt hatte: sie wünscht damit ihrem Hrn. Bruder, dem Probst Müller zu Kemberg, (durch seine gelehrte Schwester denkwürdiger, als durch den Lohmännischen Exorcismus) zu seiner Promotion Glück. Die Art, wie diese gelehrte Deutsche ihres verstorbenen Gatten erwähnt, verdient in einer deutschen Bibliothek aufbehalten zu werden. „Indem ich dieses schreibe, fließen meine Thränen. „Doch sie mögen fließen, denn sie werden die Freude dieses „Tags in Ihren Augen nicht entheiligen. Der zehnjährige „Gefährte meines Lebens, mein Lehrer, mein redlichster „Freund, verdient sie — er, den sein Herz so sehr über die „Menge erhob, als seine Wissenschaften. Durch die letzten „wird er unsterblich bey der Nachwelt seyn; und das Andenken seiner nur zum Wohlthun geschaffnen Seele, die gewiß „in dem Augenblicke alle Freuden der Seligen genießt, bleibt „in meinem noch blutenden Herzen unauslöschlich.„

Daß man hie und da auf Stellen stößt, wo man eine falsche Abschrift oder irrige Distinction vermuthen sollte, haben schon andre vor uns erinnert.

Nm.

Nützliches Handlexicon der jüdischen Sprache, in welchem alle, den Juden entweder eigene, oder aus dem Hebräischen und Rabbinischen entlehnte

Wörter

Wörter mit ihrer wahren Bedeutung enthalten sind; nebst einigen Erklärungen ihrer verschiedenen Gebräuche, Fast- und Festtagen, Monate und dergl. Prag, bey Schönfeld. 1776. 8. 16 Bogen.

Der Titel verspricht zu viel; denn vollständig ist das Buch lange nicht, und wir haben nur bey einer flüchtigen Durchsicht manche Wörter und Redensarten vermißt, z. E. Kibbus, einem ein Kibbus geben. Mordus, Malles mordus (Schläge ins Gesicht) Taschlich machen. Neveilosstük. Taikeph ꝛc. ꝛc. Auch ist mehr grammatische Anweisung, als das wenige in der Vorrede berührte, nöthig, wenn einer, der nicht das Hebräische oder Rabbinische schon versteht, sich selbst soll helfen und das Buch nützen können, dem wir sonst eine gewisse Brauchbarkeit nicht absprechen wollen.

M. Mich. Merkels freye Abhandlungen und Prüfungen einiger neuern Abhandlungen der Herren Michaelis, Schmids, Tychsen, Knittels und anderer, aus der Kritik und Theologie. Leipzig, bey Hertel, 1776. 8. 23 Bogen.

Mit Freymüthigkeit zu untersuchen und genau zu prüfen, bestrebt sich der Verf. wirklich, und er zeigt auch gute Kenntnisse und gutes Urtheil. Nur nimmt ers bisweilen zu genau, und sein Vortrag hat etwas gezierte, das uns nicht gefallen will. Insonderheit muß Hr. M. sich die Complimenten und die Verbeugungen gegen gelehrte Männer abgewöhnen. Nicht nur redet er wider alle Büchersprache, von denselben stets in der dritten Person der mehrern Zahl, sondern er hat auch die Ehre, Sie zu versichern, hofft von Ihnen die hochgeneigte Erlaubniß zu haben, sucht Ihnen in Ihren liebenswürdigen Eigenschaften wenigstens in Miniatur gleich zu werden, u. s. w. Den Inhalt betreffend, so prüft I) Untersuchung der mosaischen Zeitrechnung überschrieben, die Gründe des Hrn. Mich. für die hebräischen Zahlen, und macht dagegen Einwendungen, die aber meistens von keiner sonderlichen Erheblichkeit sind. In der Hauptsache ist er mit Mich. einig, und

und sucht selbst den Verdacht einer Aenderung von den hebräischen Juden abzulehnen, und die Veranlassung zu zeigen, wodurch die griechischen dazu bewogen worden, ohne doch etwas neues, oder auch nur alles zu sagen, was andre schon davon gesagt haben. II) Gewissermaaßen eine Fortsetzung der vorigen, untersucht, ob die Abweichung der mosaischen Zahlen in der griechischen Uebersetzung aus einer hebräischen Handschrift abgeleitet werden könne, und ist wider Tychsen gerichtet, gegen den der Verf. leicht gewonnen Spiel hat, über dessen Träume es aber wahrlich nicht der Mühe werth war, weiter ein Wort zu verlieren. Eben so leicht, und fast eben so überflüßig war des Verf. Bemühung in der III) Abhandl. worinn er den Ernestischen Tadel mancher Stellen in des sel. **Bengels** Uebersetzung, Apparatu Critico und Gnomone wider dessen Sohn vertheidigt. Das beste und einige gute Anmerkungen haben wir in der IV) Abh. gefunden, in der der V. die Frage: ob sichs aus den Schriften der ältesten Kirchenväter wohl sicher erweisen lasse, daß die Apocalypse ein göttliches Buch sey, bezweifelt, und die Unzulänglichkeit der von Schmid und Knittel gebrauchten Gründe zeigt.

Cs.

Lateinische Sprachkunst zum Gebrauche der Würzburgischen Schulen. **Zweyte verbesserte Auflage.** Bamberg und Würzburg, verlegt von Göbhardt, 1775. 1 Alph. 4 Bogen in 8.

Da der ersten Ausgabe dieser Grammatik noch nicht in unsrer Bibliothek gedacht worden: so sehen wir sie als neu an, und holen die Anzeige derselben nach. Man darf sie nicht unter die gemeine Classe von lateinischen Grammatiken setzen, deren immer eine aus der andern genommen ist, und wo Eintheilung, Ordnung und Ausdruck der Regeln von einer zur andern, als eisern, forterbt: sondern sie hat viel eigenes und überdachtes, und man sieht es, daß der Verf. über Plan und Einkleidung studirt hat. Die Regeln sind zum Theil systematischer geordnet, und unter gewisse Grundregeln gebracht, zuweilen aber auch, wie uns deucht, nicht auf die beste Art verändert worden. Die Paradigmata sind, welches in einer Grammatik zum Gebrauch für Kinder schlechterdings seyn muß,

ganz

ganz abgedruckt; die Exempel sind nicht selbst gemacht, sondern aus alten Schriftstellern genommen, nicht aber allezeit der Autor beygesetzt worden. Vorzüglich gute Capitel sind die gesammelte Exempel zum rechten Gebrauch der Präpositionen, Conjunctionen und Adverbien S. 104. 117. 142. wobey aber freylich verschiedene übergangen sind, die selbst im Tursellinus fehlen, von andern aber nicht alle Arten ihres eleganten Gebrauches angegeben worden. Schön sind ferner die Verzeichnisse der Zeitwörter, die mit einer oder verschiedener Bedeutung verschiedene Casus haben, S. 196. 198. die Verzeichnisse unrömischer und verdächtiger Wörter nach gewissen Endungen, S. 228. der barbarischen philosophischen Kunstwörter mit Angebung ihres reinern Ausdrucks, S. 230. der militarischen Kunstwörter im guten Latein, S. 232. der übrigen barbarischen Wörter und Redensarten, samt ihren Verbesserungen, S. 235. 245. der deutschen Idiotismen, oder eigentlich Exempel verwerflicher Germanismen im Lateinischen, S. 255. von den Idiotismen der lateinischen Sprache im besondern Gebrauch gewisser Nennwörter, S. 277. gewisser Zeitwörter und Redensarten, S. 289. Zwey überaus brauchbare Stücke! Nur hätten dann nicht poetische Redensarten zu den Idiotismen der lateinischen Sprache gerechnet werden sollen: sie gehören nicht zu der eigenthümlichen Eleganz einer Sprache, sondern sind größtentheils allen gemein, und haben in der Natur der poetischen Sprache ihren Grund; und dann hätte ja auch das Verzeichniß viel stärker werden müssen. Was ist aber z. E. committere semina terrae anders, als ein poetischer Ausdruck von säen, der der lateinischen Sprache mit nicht mehrern Rechte eigen ist als der deutschen? Auch hätten dergleichen Phrases zuweilen glücklicher verdeutscht sollen seyn. Wer wird aurum colere, übersetzen: aufs Geld versessen seyn? Auch gehören noch zu dem Vorzüglichen dieser Grammatik, die Verzeichnisse römischer Sprüchwörter, hergenommen aus Gleichnissen, S. 315. aus alten Gebräuchen, S. 334. aus den Geschichten, S. 339. und aus den Fabeln, S. 345. Auch hier hätten manche nicht gegen die Absicht der alten Schriftsteller gebraucht, theils aber auch mit bessern Geschmack verdeutscht werden sollen. Denn ist es gegen die Eleganz der lateinischen Sprache, guten, römischen Wörtern, neue und unrömische Bedeutungen zu geben, so muß eben dieß auch in Ansehung der von den Alten gebrauchten Sprüchwörter gelten. Horazens adamantinos clavos figere ist gar fein Sprüchwort,

Wort, sondern nur ein poetischer Ausdruck von der unwiderstehlichen Gewalt des Todes: wie kann es daher der V. übersetzen: *einen festen Schluß machen*? Cornua tollere braucht eben derselbe von einem Armen, der bey einem Glas Wein Muth bekömmt, nicht aber, wie es hier gegeben wird, *hochmüthig seyn.* Stellis candidis nebulas spargere soll heißen: *Fromme verläumden.* Horaz braucht es von einer alten, häßlichen Buhlerinn, die sich noch in die Gesellschaften junger Mädchen drängt. Sardi venales, heißen nicht, *eine langweilige Sache*, sondern eine unangenehme und lange feil stehende Waare.

Wir haben genug zum Lobe dieser neuen Grammatik gesagt, und müssen nun auch bekennen, was uns am meisten daran misfallen hat. Wir halten es für eine Hauptschönheit einer jeden Regel, wenn sie kurz, und doch mit solchen Bestimmungen ausgedruckt ist, daß sie sich auf alle Fälle und Worte, die unter ihr begriffen seyn sollen, leicht anwenden läßt. Der V. hingegen muß nicht so denken: er löst viele seiner Regeln in ein langes Verzeichniß einzelner Worte auf, die alle unter einer kurzen Beschreibung hätten begriffen werden können. Statt der Regel: die nomina auf ein us 3. declin. die im genit. das u behalten, sind gen. foem. heißt es hier: die auf ein us 3. declin. sind neutr. ausgenommen folgende sind foem. fraus, iuuentus, palus, salus, u. s. w. Statt daß andere Grammatiker sagen: die nomina auf ein es 3. declin. so im gen. mehrere Sylben bekommen, sind gen. masc. werden sie hier mit Namen genennt. Statt der Regel: die adiectiua, so einen Ueberfluß, Mangel, wissen, Sorgen, verlangen, gedenken, bedeuten, nehmen einen genit. zu sich, werden hier viele derselben specificirt, ohne zu sagen, was sie bedeuten, und worinn sie also übereinkommen. So geschieht es auch mit den Regeln von verbis, die einen genit. und von adiectiuis und verbis, die einen dat. oder ablat. erfordern. Die Folge von dieser Veränderung ist nun unläugbar diese: theils daß unmöglich alle diese einzelne Worte so vollständig angeführt werden können, daß nicht welche fehlen sollten, wie denn der Lehrer, aus Poeten sonderlich, manche gleichgeltende Worte, die unter diese Verzeichnisse gehörten, wird zu ergänzen haben; da hingegen bey allgemeinen Regeln, wo die Worte nur als Exempel angeführt werden, man diesen Mangel nicht rügen kann: theils, daß das Kind solche Regeln schwerer merkt, und den Grund der Uebereinstimmung mehrerer Wörter unter eine

Regel nicht steht. Bey andern Regeln hingegen, wo eine Enumeration der darunter gehörigen Wörter nöthig gewesen wäre, z. E. bey der Regel von der Comparation der adiect. auf ein ilis, heißt es viele: welche es sind, müsse aus Uebung gelernt werden. Wie wunderbar ist ferner die Regel von dem genere der nominum 3. declin. ausgedruckt: „Die Wörter „auf as, gen. ae, sind m. die aber auf as, gen. is, sind f. „*tiaras*, *ae*.“ Ist denn tiaras, ein nomen 3. decl.? wie dunkel ist es für Kinder: *nomina* auf *as*, gen. *is*? Er nimmt adamas, und vas, vasis, aus: wo kömmt denn aber mas, und vas, vadis, hin? Von dem Gebrauch der Präposition sub werden eine Menge Exempel angeführt, und doch nicht gesagt, wenn es einen accusat. oder ablat. erfordert. Bey den Zeitwörtern, die einen dat. regieren, fehlen, irascor, succenseo, inuideo. Si wird unbedingt unter die Verbindungswörter gesetzt, die einen Conjunctiv regierten. Der Unterschied unter vt und quod kommt ganz unerwartet bey den Regeln de accusatiuo vor. Die Regel vom Gebrauch des Zeitworts: iubeo, S. 217. ist nicht richtig genug bestimmt: es muß dabey lediglich darauf gesehen werden, ob die Person erwähnt wird, der etwas zu thun befohlen wird, oder nicht. Endlich hätten wir noch gewünscht, daß die Regeln von ihren Ausnahmen, oder nähern Bestimmungen, durch den Druck wären unterschieden worden.

Zu Ende ist noch eine kleine Chrestomathie angehängt: sie enthält erstlich einige sententiöse Sätze der Alten, nach Ordnung der casuum, hernach einige Fabeln Phädri, Biographien des Nepos und Briefe des Cicero.

Grammatische Chrestomathie mit einem vorläufigen Unterricht in der Weise, die lateinischen Classischen Schriftsteller nützlich zu lesen. Zum Gebrauch der grammatischen Classe. Breslau, gedruckt mit Schriften der Universität, 1775. 8 und 17 Bogen in zwey Anfängen, in 8.

Nicht immer haben Schulleute Ursache, mit jedem neu herauskommenden Schulbuch zufrieden zu seyn, so willig sie auch seyn sollten, neue Winke und Vorschläge zu Verbesserung des öffentlichen Unterrichtes, da, wo sie sie finden, anzunehmen.

men. Viele schmecken zu sehr nach neusüchtiger Spekulation und zu wenig nach eigner pädagogischer Erfahrung: andre schließen den Gebrauch der alten Schriftsteller zu sehr von ihrem Erziehungsplan aus, als daß diejenigen davon Gebrauch machen könnten, die es aus der Erfahrung wissen, wie wenig die Versuche gelingen, den jugendlichen Verstand sowohl als Geschmack mit Hintansetzung der Alten zu bilden; noch andre verstellen den eigentlichen Gesichtspunkt, woraus die Alten bey Bildung der Jugend betrachtet und gebraucht werden müssen. Mit dem gegenwärtigen Buche werden Schullehrer, wenn der Rec. ihren Geschmack nach dem seinigen beurtheilen darf, mehr zufrieden seyn können. Die Chrestomathie heißt nach dem Titel eine **Grammatische**, d. i. eine solche, die sich bloß auf die Erlernung der Sprache, und sowohl auf die Richtigkeit als auf **das Gewählte** ihrer Ausdrücke (so nennt der Verf. die elegantiam) beziehen soll; und unterscheidet sie damit von einer poetischen und oratorischen Chrestomathie. Er theilt sie in zwey Abschnitte, in eine **Chrestomathie für die Mittelschule**, und **für die höhere Grammatik**. Die erste enthält einige Fabeln **Aesops**, einige kurze und leichte Briefe des **Cicero**, beyde wohl gewählt; **Jac. Pontans** *dialogos de vrbanitate morum* und *Stobaei sententias*. Die zweyte hingegen, ausgelesene Stücke aus dem **Jul. Cäsar**, **Justinus**, **Curtius**, aus des **Cicero** Büchern von den Pflichten, aus **Ovids** Klagliedern, und einigen längern Briefen des **Cicero**. Einige sehr schöne Briefe des letztern und hervorstechende Stellen der erstern Schriftsteller vermißt man zwar in diesem Abschnitt: vielleicht aber hat sie der Verf. für schicklicher zu einer oratorischen Chrestomathie gehalten. Damit nun diese Chrestomathie ihre Brauchbarkeit erhalte, hat der V. den **vorläufigen Unterricht in der Weise, die lateinischen classischen Schriftsteller nützlich zu lesen**, vorausgeschickt, welchen wir bey weiten für den vorzüglichsten Theil des Buches halten, und allen Schulleuten zum Gebrauch empfehlen. Er bestimmt zuvörderst sehr richtig den eigentlichen Zweck der Erlernung der lateinischen Sprache, ihren Einfluß auf die Gelehrsamkeit, und die Weise, solche zu lernen; giebt hierauf sehr richtige und wohl erläuterte Regeln, die eigentliche Bedeutung der Wörter zu finden, und zu Bestimmung der Constructionsordnung und der Folge der modorum und temporum rc. Er geht hierauf zu Bemerkung der Eleganz über; und da hievon viele einen so unbestimmten oder gar keinen

Begriff haben: so können wir uns nicht entbrechen, seine bloß über gegebne Regeln kurz zusammenzuziehen. Weder ein bloß grammatisch richtiger, noch ein tropischer, noch ein gezierter (dictio ornata) Ausdruck, noch eine Phrasis, noch eine constructio figurata, machen an und für sich den eleganten, oder gewählten Ausdruck aus, sondern der besteht darinn, wenn **die einzelne Worte wohl gewählt sind, um das was sie ausdrücken sollen, nicht nur mit völliger grammatischer Richtigkeit auszudrücken, sondern auch mit Erweckung derjenigen Vorstellungen und Empfindungen, die den Begriffen, die sie bezeichnen, bestens angemessen sind.** In der Zergliederung und Erläuterung dieser Beschreibung können wir dem V. unmöglich folgen: er verdient darüber ganz gelesen zu werden. Nun folgt ein Artikel von dem Unterrichtenden in den Werken der classischen Autoren, sowohl nach der historischen Moral, als der eigentlichen Erudition; ferner Grundsätze der Uebersetzungskunst, und dann eine Nachricht von lateinischen Schriftstellern, wobey aber billig die editiones principes hätten erwähnt, und hingegen unbekannte Schriftsteller, als Remmius Palaemon u. a. übergangen werden können. **Drammatisch** und **Solocismus** sind vermuthlich Druckfehler. **Jemanden** aber ein Werk **zumuthen**, statt fälschlich zuschreiben, ist nicht deutsch.

Griechische Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen. Breslau, mit Schriften der Universität, 1775. 8½ Bogen in 8.

Kurz genug wäre denn nun wohl nach der Bogenzahl diese neue Grammatik. Bey uns aber thut diese Kürze, die nach der Absicht, oder um mit dem V. zu reden, nach dem **Ziel und Ende**, derer die sie verfertigen, einer neuen Grammatik zur Empfehlung gereichen soll, eine widrige Wirkung; weil sie mit einer der nothwendigsten Eigenschaften einer guten Grammatik, mit der Vollständigkeit, nicht wohl bestehen kann. Inzwischen müssen wir gestehen, daß der V. diese Kürze eben nicht mit Uebergehung nöthiger Theile erkauft hat. Das Eigene, das diese Grammatik hat, besteht ohngefähr in folgendem. 1) Sind alle und jede grammatikalische Kunstwörter, deutsch gegeben, doch wie es scheint, nicht immer glücklich genug: z. E. der Circumflex heißt das **Mitteltonzeichen**, die

verba

verba contracta, (eigentlich zusammengezogne Zeitwörter) werden abgekürzte und zusammengesetzte, das pronomen personale ein ursprüngliches genennt. Da nun doch wohl kein Kind das Griechische zu lernen anfängt, das nicht schon mit der lateinischen Grammatik etwas bekannt ist, so ist es eine unnöthige Pünktlichkeit, alle eigenthümliche Namen der Grammatik deutsch geben zu wollen: man macht damit den Kindern eine neue Mühe, sich an eine andre Terminologie zu gewöhnen. 2) Werden viele Regeln der griechischen Grammatik, von Veränderung der Selbstlauter sowohl als Mitlauter, von der Contraction, vom Apostrophus, von der Ephelkysis ꝛc. in eine Art von System und unter den Grundsatz des Wohlklangs gebracht. 3) Werden die declinationes und coniugationes contractae, die der V. Schrekkenbilder nennt, die man zum Tort der Knaben in den Grammatiken beybehalte, völlig übergangen: weil der V. glaubt, daß sie wegen der vorausgeschickten allgemeinen Regeln der Contraction von selbst verschwinden müßten. Welch ein Vortheil für die Knaben! ruft er hierbey aus. Allein unsers Wissens geben alle andre griechische Grammatiken die nämlichen Regeln von der Contraction, und finden deswegen doch die Paradigmen der zusammengezogenen Nenn- und Zeitwörter nicht unnöthig. Trockene, abstrakte Regeln von der Contraction können Kindern weit eher ein Schreckbild werden, als wenn sie eben dieselben in Exempeln lernen: und schwerlich wird ein Knabe, ohne vorhergehende Paradigmen, die nomina und verba contracta geschickt flektiren lernen, wenn er bey jedem casu und bey jeder Person erst an eine Regel denken soll. 4) Wird die Ordnung und Ableitung der temporum hie und da geändert, z. E. das fut. 1. pass. wird nicht vom aor. 1. pass. sondern vom fut. 1. act. hergeleitet: und warum? — weil es im Lateinischen auch geschehe. (Legar kann man aber auch leichter von legam, als τυφθήσομαι und ταλθήσομαι von τύψω und ταλῶ, herleiten.) Welche unnöthige und wirklich ungegründete Aenderung ist das nicht! da fällt nun die ganze, erleichternde scala temporum über den Haufen. Eben so natürlich wird nun auch der aor. 1. pass. vom aor. 1. act. hergeleitet. Das fut. 3. pass. wird, ohne zu sagen, warum, hier zum medio gerechnet, und vom perf. activo hergeleitet. Kann denn aber z. E. τετράψομαι von τέτροφα herkommen? 5) Die verba irregularia werden nicht nach alphabetischer Ordnung, sondern nach Ordnung der Conjugationen, doch etwas mangelhaft,

durchgegangen. 6) Dringt der Verf. darauf, daß man das Griechische nach der Mundart der neuern Griechen lesen müsse. Da er für Anfänger schreibt, so hätte er nur sagen sollen, worinn diese bestehe: so aber sagt er in einer langen Anmerkung darüber — nichts. Was heißt das: beyde Partheyen, die für und wider die Griechen streiten, rufen die Vernunft zu Hülfe? 7) Ist die ganze Grammatik in griechischen Worten so abscheulich durch Druckfehler verunstaltet, daß sie für Anfänger gar nicht brauchbar ist. Eben diese Druckfehler verhindern uns, mit unsern Anmerkungen ins Einzelne zu gehen, weil wir nicht wissen, ob wir die Schuld des Verfassers oder des Setzers und Correctors rügen würden.

Lateinische Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen. Breslau, mit Schriften der Universität, 1776. 16 Bogen in 8.

Es kann vielleicht diese Grammatik eine Schwester von der zuvor angezeigten Griechischen seyn; sie kann mit ihr einerley Veranlassung und Bestimmung haben: aber einen andern Verfasser hat sie gewiß. Er schreibt ein reineres Deutsch, ist im Ausdruck grammatischer Kunstwörter glücklicher, entfernter von der Neuerungssucht, und pünktlicher in der Methode und Ordnung. Wir halten seine Grammatik für sehr brauchbar und vollständig, und haben wenig erhebliches dagegen zu erinnern gefunden. Im Syntax fehlen diejenigen Zeitwörter, die gegen die deutsche Constructionsart einen Dativus erfodern, und bey den Regeln vom Gebrauch der Städtenamen in der zwoten oder sechsten Endung, ist die Bestimmung vergessen worden, ob sie in der einfachen oder mehrern Zahl gebraucht werden. Etwas schief sind wohl folgende Regeln ausgedrückt: „Fügung der Zeitwörter. Wenn mehrere bey„sammen stehen. 1) auf die Frage was folgt die unbestimm„te Art. 2) auf die Frage was für ein oder zu was, das „gerundium in di. Maxima illecebra peccandi, impuni„tatis spes est. etc.“ Der Unterschied, wenn auf ein verbum das andre in infinitiuo oder gerundio steht, ließ sich doch wohl bestimmter und deutlicher ausdrücken: was soll das heißen: auf die Frage was, auf die Frage was für ein ꝛc.? Die Regeln vom Gebrauch der Participien sind sehr fleißig aus einander gesetzt. Der Syntax wird, eben so wie in der

ohnlängst

ohnlängst angezeigten Würzburgschen Grammatik, mit einem für die Jugend sehr brauchbarm Verzeichniß auserlesener lateinischer Redensarten, nach alphabetischer Ordnung der Nenn- und Zeitwörter, ingleichen von lateinischen sprüchwörtlichen Redensarten, beschlossen. Beyde scheinen aus Einer Quelle geschöpft zu haben. Noch hätten wir gewünscht, daß durch Unterscheidung der Haupt- und Nebenregeln, der Regeln und ihrer Bestimmungen und Ausnahmen durch den Druck, etwas für die Bequemlichkeit des Auges wäre gesorgt worden.

M. T. Ciceronis ad Quintum fratrem dialogi tres de Oratore. Animaduersiones interpretum excerpsit suasque adiecit *Theoph. Christoph. Harles*. Norimbergae ex officina Felsecker. 1776. 1 Alph. 9 Bogen in 8.

In der Vorrede urtheilt Hr. H. Harles sehr richtig über den großen Werth dieser vortrefflichen Bücher, eines der ausgearbeitetsten Werke des Cicero; beklagt den Mangel an bequemen Handausgaben, die den Gebrauch derselben zu Vorlesungen auf Schulen und Universitäten erleichtern könnten, und bekennt, daß er aus eben dieser Ursache sich zu der gegenwärtigen Ausgabe entschlossen habe. Er hat den Text des Ernesti zum Grunde gelegt; ebendesselben, wie auch Verburgs, Pearce, und Strebäns Noten auszugsweise angebracht und mit den seinigen ergänzt, auch zuweilen mit Hrn. Heinzens Uebersetzung verglichen; die von eben diesen Auslegern bereits gesammleten Lesarten beurtheilt, und mit denen aus einer Erlangschen Handschrift vermehrt. Doch wenn es um eine vollständige Sammlung aller Varianten zu thun gewesen wäre: so hätten aus Cockmans kritischen Ausgabe dieser Bücher (Oxford 1696) noch weit mehrere beygebracht werden können, die wir hier selten bemerkt finden; obgleich Pearce von den sechs Handschriften, die Cockman gebraucht hatte, selbst drey verglichen hatte. Er hat durch eine andre Hand Register, über den Text sowohl als über die Anmerkungen, verfertigen lassen. Was den ersten anlangt, so wäre es fast besser gewesen, den Cockmanschen Index zum Grunde zu legen, als einen ganz neuen zu verfertigen, weil er weit vollständiger ist. Inzwischen hat man immer Ursache, Hrn. Harles für diese ganz brauchbare Ausgabe eines so schätzbaren Buches zu danken,

und es ist sehr zu wünschen, daß sie jungen Studirenden in die Hände gebracht werden möge.

Aristophanis comoedia Plutus cum Bergleri ac Dukeri integris Küsteri vero atque Hemsterhusii selectis notis, et Coluthi raptus Helenae: Curauit suasque animaduersiones adiecit Theoph. Christoph. Harles, Ser. Margg. Brand. a Consf. Aul. — Norimb. in officina Felsecker. 1776. 18 Bogen in 8.

Herr Hofrath Harles hatte in seiner Griechischen poetischen Chrestomathie, die er 1768 zu Coburg herausgegeben hatte, des Aristophanes Plutus mit Berglers und Dukers Noten mit einrücken lassen. Damals schien sein Verdienst bloß in der Sorge des Abdrucks bestanden zu haben, weil in dem Griechischen Index der Chrestomathie auf den Plutus gar kein Bedacht genommen war, wie es doch gar wohl nöthig gewesen wäre. Ehe noch diese erste Ausgabe vergriffen war, veranstaltete er im Jahr 1775 eine weit vollständigere Sammlung unter dem Titel einer griechischen poetischen Anthologie. Hierinn aber war der Plutus übergangen worden: und man hatte Ursache, sich darüber zu beklagen; weil man in einer Chrestomathie Griechischer Dichter, ungern eine griechische Comödie vermißt. Hr. H. beschloß demnach, diesen Mangel durch eine eigne Ausgabe dieses Stücks wieder gut zu machen, und ihm des Euripides Alcestis zur Gesellschaft zu geben. Weil ihm aber Hr. Kaltwasser zu Gotha darinn zuvorgekommen war: so wählte er dafür den Coluthus. Freylich hätte sich ein theatralischer Dichter besser für den Aristophanes geschickt als Coluthus, ein späterer Dichter aus dem fünften Jahrhundert: und hätte ein abermaliger Abdruck der Alcestis den Zweck oder die Folge gehabt, den Euripides gegen die eigenmächtigen Urtheile seines deutschen Rivalen zu vertheidigen: so hätte sie immerhin in einer neuen Gesellschaft bekannter werden mögen. Was nun den Plutus selbst anlangt, so hat dießmal Hr. H. mehr Verdienste um ihn. Der Index erklärt die schwersten Worte desselben: in seinen eignen Noten hat er von Küsters, Spanheims, und Hemsterhuis Noten, und von Reiskens Verbesserungen Gebrauch gemacht: eben so

hätte

hätte er auch Goldhagens deutsche Uebersetzung und dasjenige nutzen können, was Clodius in seinen Versuchen, über diese Comödie sagt. Auf die Griechischen Scholien wird nur kurz gewiesen, aber keine Stelle daraus angeführt. Freylich wird der Lehrer, der sie hat, sie von selbst nachschlagen: es wäre aber nützlich gewesen, junge Leute durch eingerückte Stellen mit der Sprache der Scholiasten bekannt zu machen; da zumal der Scholiaste des Aristophanes, nach dem Eustathius, einer der wichtigsten ist. Wir haben Stellen bemerkt, z. B. Act. 2. Sc. 1. V. 277. die bloß aus dem Scholiasten ihren Aufschluß erhalten, wo aber nichts aus ihm angeführt wird. Doch wie kann ein Herausgeber alle Erwartungen seiner Leser und Beurtheiler zum voraus vermuthen? Und wenn er sie vermuthen sollte, ist seine Absicht allemal die ihrige? Wir halten allerdings diese Ausgabe zum Griechischen Unterricht auf Schulen für brauchbar, und müssen auch zu diesem Zweck Druck und Papier rühmen.

Nm.

Prima linguae ebraeae elementa, vna cum doctrina de accentibus, in vsum praelectionum suarum edidit *M. Ernest. Guilielm. Hempel*, Theol. Bacc. Leipzig, bey Hilscher, 1776. 7 Bogen in 8.

Der Verf. schreibt eigentlich nur für Anfänger, wie er selbst sagt; und zunächst für seine Auditores. In dieser Hinsicht betrachtet, wird niemand ihm das Lob versagen, worauf seine Bescheidenheit in der Vorrede sich einschränket; nämlich, daß er, bey der großen Menge schon vorhandener hebräischen Grammatiken, dennoch keine unnütze Arbeit gethan, noch diese zu schreiben. Durch Deutlichkeit und Kürze empfiehlet sich das Werkgen durchgängig; nur die Lehre von den Accenten ist ausführlicher vorgetragen. Aber vielleicht ist, eben um der beliebten Kürze willen, doch auch manches zu unbestimmt und mangelhaft vorgetragen: z. E. die Lehre von den Verbis irregularibus; von dem Dagesch; u. a. m. Kleine Unrichtigkeiten laufen mit unter: z. E. S. 21. § 4. werden die Verba tertiä radicalis ה (He mappicati) für regularia erkläret, (denn aus der sehr schwankenden Regel, die erst

S. 27. § 7. erscheinet, wird doch der Anfänger nicht Trost dagegen schöpfen sollen?) und unter den irregulären Verbis führt der Verf. gar keines tertiä rad. gutturalis an. S. 26. § 6. steht die Regel vom Entstehen eines Vokals aus einem doppelten Schwa simplex; (mobile, hätte hinzugesetzt werden müssen; denn sonst ist es nicht richtig) und hier fehlet die in diesem Fall doch so häufig vorkommende Verwandlung des Vau präfixi schwati in Schurek (oder vielmehr, die Regel davon, steht im Buche; aber erst viel weiter hinten hin, S. 59. § 3. Exc. II. — S. 60. § 2. in der Observation, wird das Vau in השתחוו für ein epenthetisches Vau: und so auch das Jod in בבי für ein epenthetisches Jod erkläret. (Es giebt doch wohl einen richtigern Aufschluß, wenn man im erstern Exempel sagt: die Spiritus אויר werden verwechselt; und im zweyten, das Stammwort sey בבה.) S. 60 f. steht, das He paragogicum fände sich an Verbis, an Pronominibus, und an Suffixis. Es kann an allen Partibus orationis ohne Unterschied stehen. Doch, ungeachtet solcher kleinen Unvollkommenheiten, wozu noch leider auch Druckfehler in Menge kommen, kann das Büchlein, wie gesagt, für Anfänger von gutem Nutzen seyn.

Zr.

Platonis Dialogi duo Philebus et Symposium, graece e recensione Henr. Stephani, varietate lectionis adimaduersionibusque criticis illustrati ab *I. F. Fischero.* Lipsiae sumtu Langenhemii 1776. 14 Bogen in 8.

Auch diese beyden Platonischen Gespräche sind vom Herrn Fischer auf eben die Art behandelt, wie die schon sonst von ihm herausgegebnen. Der Stephanische Text ist zum Grunde gelegt, doch hat Hr. F. hie und da andre Lesarten in den Text aufgenommen, wenn ihm entweder bewährte Ausgaben oder die Sprache und der Ausdruck des Plato dieß zu erfodern schienen, wovon er in den Anmerkungen unter dem Text beständig Nachricht und Grund giebt. Eben in den Anmerkungen sind die Varianten aus der Aldinischen, aus den beyden Basler Ausgaben, aus dem Athenäus, Stobäus, Timäus,

mäus, Hesychius, Suidas ic. sehr fleißig und mit öfterer Zuziehung der so schätzbaren lateinischen Uebersetzung des Ficinus beygebracht, und auch von Cornarus und Stephanus Anmerkungen hat Hr. F. bey schwierigen Stellen das Beste zu nutzen gesucht. Stephanus, der in Muthmaßungen oft so dreist ist, und was dem Ficinus oder Cornarus zugehört, mehrmal für sein Eigenthum oder gar für eine gefundne Lesart ausgiebt, wird bey der Gelegenheit oft widerlegt, „non vt detraherem de fama doctrinae summi viri, (sagt Hr. F. in der Dedikation an Hrn. Nagel in Altorf) sed vt adulescentes inprimis docerem cautos esse atque diligentes, vt moueri se temere ne paterentur nec summorum hominum autoritate, immo omnia ipsi inuestigare studiose instituerent.“ Eigne Muthmaßungen und Sacherklärungen liefert Hr. F. seiner Absicht nach nur selten und bey sehr schwierigen Stellen. Wer Hrn. F. große Stärke in der Kritik kennt, und wer kennt sie nicht? kann auch in diesen Anmerkungen neue Proben davon erwarten. Dem Rec. sind besonders unter vielen andern kleinen, die Varianten sehr genau beurtheilenden Anmerkungen, die S. 108. 111. 127. 137. 146. 147. und 157. sehr willkommen gewesen, so daß er darauf vorzüglich die Leser dieser Ausgabe verweisen kann, da Raum und Zweck nicht verstatten, einzelne Proben herzusetzen. — — Nachdem Hr. F. sich so viel rühmliche kritische Verdienste um einen guten Text der Platonischen Gespräche bisher erworben hat, so wäre nun freylich der Wunsch noch übrig, um das Lesen des Plato so viel gemeinnütziger zu machen, daß Hr. F. selbst, oder wer sich sonst stark und mit Platons Geiste bekannt genug fühlt, den von Plato vorgetragnen Sachen seinen Fleiß widmete. Ein Wunsch, in den mit dem Recensenten jeder fromme Leser und Schüler des Plato gewiß einstimmen wird. Aber freylich ist er leichter gethan als erfüllt!

Og.

Der Frosch- und Mäusekrieg, ein scherzhaftes Heldengedicht. Aus dem Griechischen in Prosa übersetzt, mit beygefügten Anmerkungen von Theophilus Cälestinus Piper. — Leipzig, in Commission bey Wittekindt. 1775. 8. 5 Bogen.

Es

Es sind noch nicht fünf Jahre verflossen gewesen, seit Willamov Homers Batrachomyomachie, in Hexametern ins Deutsche übersetzt hatte — (St. Petersburg, 1771.): nach einer so kurzen Zeit, und nach der Uebersetzung von einem Manne, dessen Name nichts schlechtes erwarten ließ, schon wieder eine neue Uebersetzung des nemlichen Gedichts zu erhalten, muß allerdings entweder Befremdung und Verwunderung, oder noch größere Erwartung erregen.

Willamov's Uebersetzung mißfiel am meisten um des verunglückten deutschen Hexameters willen, die dem Recensenten derselben in unserer Bibliothek (siehe den XX. B. S. 612.) den Wunsch ablockten: dafür lieber einfältige Prose! — Hier ist nun wirklich Prose, statt jener Hexameter; ob auf Veranlassung des erwähnten Recensenten, und in der Absicht, damit dessen Wunsch erfülle werde, oder zufälliger Weise und ohne Vorsatz? Das wissen wir nicht, und niemand wird es leicht der Mühe werth erachten, darüber ein Wort zu verlieren.

Mehr interessirt es, eine Prüfung über den Werth dieser neuen Uebersetzung anzustellen. Willamov's Recensent erkannte, bis auf einige überflüssige Flickwörter, die ohnfehlbar der Vers verschuldet hatte, durchgehends Treue, Richtigkeit und Auswahl im Ausdrucke jenes Uebersetzers; und blieb, weil ihm die Vergleichung mit dem Original wenig Gelegenheit darbot, die Kritik eines Censors auszuüben, fast einzig bey dem Verse stehen, welchen er dem Verfasser, zu seiner Erinnerung, nachscandirte. Hier bey unserer Piperschen Uebersetzung ists einzig um Treue und Richtigkeit zu thun. Laß also sehen, obs was besserers ist, als wir schon hatten, oder obs Hr. Piper beym Willamov hätte lassen können!

Wir lesen dir, lieber Leser, den Anfang vor; er ist so beschaffen, daß du daraus leicht eine Idee von dem Uebersetzungstalente des Verf. schöpfen kannst. Höre also zu! „Ich stimme an, und rufe der Musen Chor vom Helikon an, in meine Brust hernieder zu kommen, meinem Gesange hold zu seyn, den ich jetzt zu dichten anhebe, den ungeheuren Streit, das kriegerisch tönende Werk des Mars, das ich in die Ohren aller Sterblichen erschallen zu lassen wünsche — wie die Mäuse als tapfere Sieger gegen die Frösche zu Felde zogen, und die Thaten der aus der Erde gebornen Riesen-Männer nachahmten. So gieng die Rede davon unter den Sterblichen. — Der Ursprung der Begebenheit aber war dieser rc.“

„Ich

„Ich stimme an, und rufe an u. s. w. meinem Gesange hold zu seyn, den ich jetzt zu dichten anhebe.“ Dies sollen die griechischen Worte seyn: ἀρχόμενος, πρῶτον Μουσῶν χορὸν ꝛc. ἐπεύχομαι, εἵνεκ' ἀοιδῆς. Recht einfältig übersetzt: — **Gleich anfangs ruf ich zu den Musen, herab zu einem Gesange zu kommen, den ich u. s. w.** — bleibt doch ein leichter, faßlicher Gedanke. Aber verwirrt ist alles; in der ausstudirten Uebersetzung des Hrn. Pipers. Jeder Leser muß sogleich das ängstlich gesuchte, gleichbedeutende und müßige fühlen. Und, ich muß es gestehen, es hat mir Leid gethan, daß dem Uebersetzer der Anfang der Erzählung so ausserordentlich schlecht gelungen sey, da dies bey jedem Leser einen Eckel erregen muß, fortzulesen, ob sich gleich versichern läßt, gleich schlecht sey in der Folge keine Stelle wieder übersetzt worden. — **Der Musen Chor vom Helikon rufe ich an, in meine Brust hernieder zu kommen,** ist offenbar falsch construirt. Nach dem Griechischen muß es heißen: Das Chor der Musen rufe ich an, **vom Helikon herab** zu kommen. (ἐξ Ἑλικῶνος ἐλθεῖν.) — Bey einer Uebersetzung, welche die Treue bis auf das Wörtliche einschränkte, nahm es mich Wunder, eine ganze Zeile εἵνεκ' ἀοιδῆς, ἣν νέον ἐν δέλτοισιν, ἐμοῖς ἐπὶ γούνασι θῆκα, gänzlich zu vermissen. — Εὐχόμενος μερόπεσσιν ἐς οὔατα πᾶσι βαλέσθαι, ist gewiß nicht mehr, als: ich will es allen Sterblichen erzählen; da hingegen des Verf. Ausdruck: ich wünsche, es in die Ohren aller Sterblichen erschallen zu lassen; gedehnt, der Sache nicht angemessen, und unnatürlich ist. — ὡς λόγος ꝛc. τοίην δ' ἔσχεν ἀρχήν: So gieng die Rede davon, **und** so (nicht, **aber**) war der Anfang der Begebenheit. Den 21 Vers Καὶ σὲ δ' ὁρῶ καλόν τε καὶ ἄλκιμον ἔξοχον ἄλλων ꝛc. giebt Hr. P. „Auch an dir bemerke ich, daß du schön, tapfer, **vor andern vorzüglich** ꝛc. seyst.“ Das Griechische sagt nicht mehr als dieses: daß du **vor andern** schön **und tapfer** seyst. Aus Unkunde der Sprachen, woraus und worein man übersetzt, entstehet eine **vermeynte** wörtliche Uebersetzung, die oft gar keinen Verstand hat, oft aber wenigstens gezwungen und ungewöhnlich ist. Auf eine gezwungene Weise werden Vers 16. ξείνια durch **Gastrechtsgeschenke** verdolmetschet. — Vers 23. ἀλλ' ἄγε θᾶσσον ἐμοὶ γενεὴν ἀγόρευε. **Aber wohlan! erzähle mir auch bald hinwiederum dein Geschlecht.** Wie hier das Griechische, oder auch nur der Zusammenhang, die schleppenden, nichtsbedeutenden Wört-

chens

chen auch bald hinwiederum habe veranlassen können, ist nicht zu begreifen. — Vers 75. Κα' πόδας ἐσφιγγε κατὰ γαστέρα, sie streifte ihre Füße am Bauche hinunter, und Vers 79. wo der nehmliche Ausdruck ἐσφιγγε wieder vorkommt, sie strampfelte mit ihren Händen.

Bey einer guten Uebersetzung kann es fruchten, alles durchaus zu vergleichen und scharf zu prüfen: hier würde es ohne Nutzen seyn, und uns das Ende nicht absehen lassen. Wenige Proben können es entscheiden, ob unsere deutsche Litteratur durch eine solche Arbeit, einen Zuwachs erhalten habe, oder nicht.

Zwey Dinge sind uns bey der Arbeit des Hrn. Pipers noch umbegreiflich, I) die Bestimmung derselben. Gegenwärtige Uebersetzung, heißt es S. 10. des Vorberichts, war anfänglich für meine Untergebenen bestimmt. Und denn II) die etwas stolze Hoffnung des Verf., auch für die angenehme Lektüre des schönen Geschlechts gearbeitet zu haben. Auch bey Frauenzimmern (s. am Ende des Vorb.) kann dies Gedicht das Glück haben, mitten unter ihren übrigen Lesebüchern auf ihrer Toillette zu erscheinen, und ihnen belustigend und unterhaltend zu seyn. Der Verf. muß nicht bedacht haben, daß deutsche Uebersetzungen von solchen Schriftstellern, welche in der Ursprache gelesen und erklärt werden sollen, ein Verderben für junge Leute sind, und den Fleiß derselben, gründliche Sprachkenntniß, mithin überhaupt gründliche Studien vollends ganz tödten. Für Weltleute und Versäumte, denen weiter nicht zu helfen stehet, aber ja nicht für die uns vertraute Schuljugend, deren Hoffnung noch in unsern Händen stehet, muß man die Alten übersetzen. Auf der andern Seite hat sich der Verf. nicht erinnert, daß das schöne Geschlecht, auf dessen Beyfall er rechnet, mit Recht einen vorzüglichen Anspruch auf das reine Gefühl des schönen, auf einen feinen Geschmack, der noch nicht durch Pedantereyen verdorben worden, und auf alle Annehmlichkeiten und Reize der Sprache, mache; Dinge also, die hier, wenn Beyfall erfolgen soll, nothwendig vorausgesetzt werden müssen.

Als einen Vorzug dieser Uebersetzung hat man es anzusehen, daß die erdichtete eigenthümliche Namen der Frösche und der Mäuse, auf eine sehr natürliche Weise, die eben deswegen gefällt, deutsch übersetzet worden sind. Ohnfehlbar hat Hr.

Hr. P. aus des sel. Rector Rollenhagens Froschmäusler einige Namen glücklich übergetragen.

Die Uebersetzung umgiebt ein Vorbericht und ein Anhang. In jenem sind unter andern die Gründe wiederholt, durch welche man es wahrscheinlich zu machen pflegt, daß Homer der Verfasser dieses Gedichts sey, ohne doch daß der Verf. neue Bestätigungen hinzugefüget hat; dieser hingegen enthält einen vermeynten Beweis, daß dieses Gedichtgen eine Nachahmung und Parodie der Iliade sey. Diese Vergleichung ist nun aber herzlich matt und weit herbey geholet. Nur ein Tertium Comparationis zum Beyspiel! „Ich will, sagt der V. S. 34., mit Erlaubniß des Lesers zeigen, wie hier die Iliade parodirt ist. Den Trojanischen Krieg veranlaßte, wie bekannt, die Entführung der Helena aus Griechenland, in diesem scherzhaften Streite giebt die Entführung und der Tod der Maus, die erste Ursache, u. s. w. In der Iliade wird, so wie hier, der Anfang mit der Anrufung der Musen gemacht ꝛc.“ — So ists möglich, dieses scherzhafte Heldengedicht zur Parodie von allem zu machen.

Dictionarium pauperum Studiosorum Germanicum, e selectoribus auctoribus, in usum praecipue eorum, quorum marsupium alias phthisi laborat, collectum et confectum ab Adm. Reu. *Odilone Schriger.* — Monach. Fritz. 1775. 340 S. 8.

Der ehrliche Mann, welcher dieses deutsch-lateinische Wörterbuch zusammengeschrieben hat, mag die beste Absicht gehabt haben. Dem Herkommen katholischer Schulen nach, scheint es erforderlich zu seyn, daß auf das möglichste für ein Maul voll Latein gesorget werde, sollte auch alle übrige Weisheit, die besser durch eine verständige Lektüre guter klassischer Schriftsteller der Griechen und Lateiner erworben werden kann, darob versäumet werden. Was zu Maynz auf eine sehr kurze Zeit reformirt worden ist, und jetzt zu Wien hoffentlich auf ein dauerhafteres Zeitalter scheint reformirt zu werden, sind partikulare Beyspiele, die gar nicht hieher gehören, wo blos von der alten und allgemeinen Gewohnheit die Rede ist.

Also ein Wörterbuch zum Gebrauche solcher, deren Beutel die Schwindsucht hat! Aus der Bestimmung des Buches und noch mehr aus dem kräftigen und viel sagenden Titel desselben, vermuthen wohl unsere Leser, daß etwas außerordentliches hier nicht zu suchen sey. Nach dem alten Sprüchworte: Für wenig, giebt man wenig! Andere Wörterbücher sind darauf gerichtet, daß junge Leute sich helfen können, wenn sie sich auf lateinische Schriftsteller, die ihnen erkläret werden sollen, vorbereiten oder leichtere Auctoren für sich lesen wollen. Zu diesem Behufe, wozu das Lexicon noch am meisten empfohlen werden kan, ist das gegenwärtige schlechterdings nicht zu gebrauchen. Es soll blos dienen, daß der Schüler daraus so genannte Exercitien zusammen stoppeln und einen Haufen Wörter und Phrases ohne Zusammenhang, ohne allen Sinn und Verstand, ins Gedächtniß fassen soll. Der Sammler hat auf kein Mittel gedacht, dem unwissenden Schüler eine Erleichterung in der Wahl der Wörter, die hier aufgehäufet beysammen liegen, zu verschaffen: nicht einmal hat das Büchelchen Vollständigkeit genug; um in gewöhnlichen Fällen Hülfe zu leisten; es mangeln ganze Reihen von Wörtern, die der geplagte Exercitienschüler in diesem Büchelchen umsonst aufsuchen muß. Dabey sind nicht einmal die vorgeschlagenen Wörter durchaus reinlateinische Ausdrücke. Selbst der deutsche Ausdruck ist gar oft barbarisch. Wer sagt z. B. hinter sich die Bruck abwerfen?

Hinter dem Wörterbuche steht ein fünffacher Anhang, der dem Werke selbst an Güte gleich ist: 1) Formeln zu lateinischen Unterredungen; 2) ein Verzeichniß der Adverbien; 3) eine Sentenzensammlung; 4) Weiß und Manier zu zehlen; 5) kurze Anleitung zur Rechenkunst, welche das Einmal Eins und die vier Species enthält. — Wir sind versichert, daß selbst in den Bayrischen Landen, wo dieses Buch geschrieben worden ist, durch die Verbesserungen im Erziehungswesen, genug werde vorgebeugt seyn, damit dieses unpädagogische Buch nicht in Curs komme.

M.

12. Gelehrte Geschichte.

Ianociana siue clarorum atque illustrium Poloniae Auctorum Maecenatumque memoriae miscellae. *Volumen I.* Varsauiae et Lipsiae, apud Groellium. A. R. S. MDCCLXXVI. 308 Seiten in 8.

De Polonis latine doctis Diatribe. Auctore *Carolo Henrico Tromlero.* Varsauiae et Lipsiae, apud Groellium. MDCCLXXVI. 56 S. in 8.

Beyde Schriften zeigen wir zugleich an, blos weil der Buchführer für gut befunden hat, Beyde zusammen zu legen: vermuthlich aus dem wichtigen Grunde, weil sonst die letzte, die ihm gleichwohl selbst zugeeignet ist, wenig Abnehmer finden würde.

Den Titel Ianociana hat die erste von ihrem Verfasser, dem durch mehrere Schriften bekannten, und um die polnische Gelehrtengeschichte sehr verdienten Hrn. Kanonikus Janozki; welcher am Schluß des gegenwärtigen Bandes die angenehme Versicherung giebt, er wolle durch die Vorsorge des Königes für die Zaluskische Bibliothek, ermuntert, seiner abnehmenden Kräfte ungeachtet, in den bisherigen gelehrten Arbeiten fortfahren.

Die hier mitgetheilten Nachrichten sind in 115 Nummern oder Abschnitte gebracht: jeder ist einem Gelehrten gewidmet; nur in etlichen z. B. Nr. 47. 82. 100. werden zwey Männer gleiches Namens; in Nr. 78. nur ein seltenes Buch, Pannoniae luctus, die Arbeit verschiedener Verfasser, angezeigt. In einigen ist Hr. J. sehr kurz, nennt blos die Schriften, zuweilen auch deren Inhalt, Seltenheit, Auflagen, und ob sie in der Zaluskischen Bibliothek (bey welcher der Hr. V. bereits seit 30 Jahren ist,) vorhanden sind; bey andern Gelehrten hält er sich länger auf, redet von ihrer Geburt, ihren Studien, Aemtern, Freunden u. dgl. zuweilen ziemlich weitläuftig. Bey einigen vermissen wir ungern die Anzeige des Geburts- oder Todesjahres. Einige stehen darunter, die nicht als Schriftsteller bekannt, aber vermuthlich den Polen werth

sind, z. B. Math. Jos. Ancuta. Auch Buchdrucker haben eine Stelle erhalten, z. B. S. 297. Ob aber alle zur Zahl der clarorum und illustrium Poloniae auctorum maecenatumque gehören, mögen wir nicht entscheiden. Bey Joh. Lebpolita ist es wenigstens zweifelhaft; es wird von ihm weiter nichts gerühmt, als daß er bey der poln. Bibelausgabe in der Druckerey wie ein guter Korrektor ist gebraucht worden. — Etliche eingerückte Briefe und Zueignungsschriften z. B. S. 254, hätten füglich können wegbleiben. Der Enthusiasmus und die Vaterlandsliebe, da Hr. J. so viel mit Männern aeterni nominis, incredibili et virtute et suauitate praeditis, u. dgl. zu thun hat, verdienen Nachsicht.

Schon der gegenwärtige Band liefert die Gelehrten von A bis Z in alphabetischer Ordnung. Von der Vollständigkeit läßt sich daher noch nicht urtheilen; Namen, die man hier vermißt, sind vermuthlich den folgenden Bänden aufbehalten. — Die Arbeiten seiner Vorgänger, eines Starowolski, Hoppe u. a. m. hat Hr. J. genutzet, er verweist auf sie, und berichtigt sie hin und wieder. Jöchern hätte er öfters Fehler und Auslassungen vorwerfen können. In der Ausgabe dieses Lexicons, welche der Rec. vor sich hat, fehlen Einige ganz, z. B. Stanisl. Aichler, G. C. Ancuta, der durch sein Ius plenum relig. catholicae in regno Poloniae den Dissidenten großen Schaden zufügte, u. a. m. Des Acernus eigentlichen Geschlechtsnamen Klonowicz, auch einige von seinen Schriften, hat er vergessen.

Liebhaber der Gelehrtengeschichte, auch andere, in und außerhalb Polen, werden das Buch mit Nutzen und Vergnügen lesen; es hebt manchen Zweifel. Nur eine Probe wollen wir geben. In Hrn. Gadebusch seiner weitschweifigen Abhandlung von livländischen Geschichtschreibern kommt S. 68. auch Reinhold Heidenstein vor, den Hr. Gad. vermuthlich aus Versehen Reinhard nennt, und ihm, wir wissen nicht warum, die kleine Stadt Olesko in der Woiwodschaft Belcz in Kleinpolen, durchaus zum Geburtsort giebt. Starowolski sagt von Heidenstein ausdrücklich: nobili loco in Prussia natus. Hr. Gad. schnarcht ihn darüber an, und thut den stolzen Machtspruch: „darin irret dieser Verfasser: Heidenstein war kein Preuße." Kurz vorher weist er auch den Hoppe zurechte, welcher von einer aufgefundenen Heidensteinischen Handschrift versichert, sie sey Solenahi geschrieben. Hr. Gad. (der vermuthlich nicht recht nach-

gesehen

gesehen hat, denn er schreibt Solencii,) findet hier sein einmal beliebtes Olesko sehr bald; er sagt: „Solencii, das ist vermuthlich Olesko.“ Nicht doch, man zeige einmal zwischen beyden Namen die geringste Aehnlichkeit. Nun kann sich Hr. Gadebusch eines bessern belehren, und merken, daß es nicht Jedermanns Ding ist, einem Hoppe oder Stawolski Fehler aufzudecken. Er lese nur das gegenwärtige Janozkische Buch S. 114, so wird er von Heidenstein finden: „Editus Reinholdus ipse in lucem Ihane „communem est Solencini, iure paterno, ab vrbe Ge„danensi haud longe dissito“ Diese Entscheidung verdient unsers Erachtens allen Glauben. Die beygefügte Nachricht von der erwähnten Handschrift, überlassen wir zu eignen Nachlesen.

Das zweyte Werkchen verdient kaum eine Erwähnung. Der Herr Verf. meldet, daß er es vor mehrern Jahren aufgesetzt habe, um es der lateinischen Gesellschaft in Jena, deren Mitglied er war, vorzulesen. Seine rühmliche Absicht ist, der Polen Ehre gegen das nachtheilige Sprüchwort, Loquitur et scribit latine vt Polonus scilicet, zu retten. (Es ist zu wünschen, daß sich die großmüthigen Polen fein höflich bey ihm dafür bedanken.) Er nennt also mit beygefügten kurzen Lebensumständen und Anzeigen der Schriften, eruditorum Polonorum cohortem, wie er sich auszudrücken beliebt, ex qua, quam multa et quanta Polonia — — ad nostram vsque aetatem aluerit praeclara ingenia, romanae religiosissimosque veteris Latii cultores, satis — potest intelligi. Gewiß, die Schrift konnte ungedruckt bleiben; es bedurfte keines solchen Vertheidigers: welchem Gelehrten sind wohl die gut geschriebenen lateinischen Schriften alter und neuerer Polen unbekannt? Ueberdieß gesteht der Verf. S. 45 selbst, daß in Eppenii oratione de linguae latinae Casimiri Iagellonidis tempore in Polonia studiis Ien. 1767. der Polen Ehre hinlänglich gerettet ist. — Zum Glück haben diese Bogen dem Verf. wenig Mühe gemacht: er hat bekannte Werke ausgeschrieben, und da und dort blos einen guten Wunsch, oder eine Lobeserhebung beygefügt. — Da er sich auf Hrn. Janozki beruft, und von ihm öffentlich S. 50 bekennt: cui multum hae pagellae debent, so hätte er doch desselben zweyten Taufnamen Andreas nicht sollen auslassen. Cervinus S. 12. ist wohl ein Druckfehler: es muß Corvinus heißen. Daß Andr. Fricius, den Andre nach seinem

Geburtsort Modrevius nennen, nach S. 18 Bischof, und endlich Primas gewesen sey, ist dem Rec. unbekannt. Hr. Janozki, der es gewiß nicht stillschweigend übergangen hätte, erwähnt nichts davon; und Fricius war wegen seiner abweichenden Religionsmeynungen den Katholiken viel zu verdächtig. — Acernus S. 9. ist nicht zu Cracau, (wie auch Jöcher vorgiebt,) sondern zu Lublin Bürgermeister gewesen. Sein Gedicht hätte Hr. Tromler etwas richtiger anführen sollen. Doch wir brechen ab. Ph.

13. Deutsche Sprachlehre.

Vollständige und Neuerläuterte deutsche Sprachkunst, abgefaßt von Joh. Christoph Gottscheden. — Sechste Auflage, von neuem durchgesehen, ihren Grundsätzen gemäßer eingerichtet, und in eine schicklichere Ordnung gebracht. Leipzig, bey Breitkopf. 1776. 8.

Es kommt seit einigen Jahren, eine deutsche Sprachlehre nach der andern ans Licht, und so wenig sie auch bis jetzt, den Sprachlehrern ein völliges Genüge leisten: so kann man doch, nicht nur daraus sehen, daß unsere Sprache von vielen bearbeitet wird, sondern wir bekommen auch immer mehr Hoffnung, vielleicht bald, eine vollkommene Sprachlehre zu erhalten, so wie wir endlich nach vielem Warten, in dem Adelungischen Werke, ein Wörterbuch bekommen haben, dem gewiß, nur wenig an der Vollkommenheit fehlet. Vielleicht aber hätte wohl niemand geglaubt, daß nach so vielen Klagen, welche über die Mängel der Gottschedischen Sprachkunst sind geführet worden, nach so vielem, oft allzubittern Tadel derselben, im Jahr 1776. noch eine neue Auflage davon erscheinen würde, und doch ist es wirklich geschehen. Der Titel schon sagt uns, sie sey den Grundsätzen der Sprachkunst gemäßer eingerichtet, und in eine schicklichere Ordnung gebracht, und in der Vorrede giebt der Hr. M. Joh. Gottl. Hofmann, als Herausgeber, Nachricht von den Veränderungen, welche er darinn gemacht hat.

Da

Da ich die letzte Ausgabe der Gottschedischen Sprachkunst, nehmlich die fünfte von 1762. nicht vor mir habe, so kann ich sie mit dieser nicht vergleichen, und die Veränderungen besonders anzeigen, wodurch sich diese sechste von jener unterscheidet, sondern nur eins und das andere bemerken, welches, meinem Erachten nach, hätte können verbessert, oder auch zugesetzet werden, indem es wirklich in die Sprachlehre gehöret, und Gottsched davon keine Erwähnung gethan hat.

Die Rechtschreibung des Wortes **Knäbelbart** und **Knäbelspieß** 72 S. mit einem ä, und ihre Ableitung von **Knabe**, imgleichen **häucheln** und **schmäucheln**, von **hauchen** und **schmauchen**, ist schon von verschiedenen Kennern unserer Sprache getadelt worden, welche die Unwahrscheinlichkeit und Unrichtigkeit derselben deutlich gezeiget haben. Es hätte daher billig sollen angemerket werden, daß diese Gottschedische Rechtschreibung, welche auf einer unrichtigen Etymologie gegründet ist, auch wirklich unrecht sey.

Die 5te Regel a. d. 78 S. von Unterscheidung solcher **Wörter, die verschiedene Bedeutungen haben, und nicht von einander abstammen, durch die Buchstaben**, verleitet zu vielen unnöthigen Unterscheidungen, wie **Gottscheden**, mit Recht, ist vorgeworfen worden.

228 S. 7 §. Ich sehe nicht, warum die Veränderung des Selbstlauts, in den Wörtern, **Boden**, **Bogen**, **Faden**, **Wagen**, u. s. w. in der mehreren Zahl, als nothwendig vorgeschrieben wird, da sie doch dem Sprachgebrauche nach, nicht allgemein ist, sondern viele gute Schriftsteller, in diesen Wörtern, den Selbstlaut unverändert lassen. In unserer Bibelübersetzung finden wir 1 B. M. 6, v. 16. Der Kasten soll drey **Boden** haben, nicht **Böden**. Jes. 5, v. 28. Alle ihre **Bogen** sind gespannet. Richt. 4, v. 3. Neunhundert eiserne **Wagen**, nicht **Wägen**. Richt. 15, 14. Die Stricke an seinen Armen wurden wie **Faden**, die das Feuer versenget hat. Ja alle andere Wörter, welche in der vielfachen Zahl auf en ausgehen, verändern den Selbstlaut nicht, z. B. **Kragen**, **Balken**, **Braten**, **Funken**, u. dgl. Warum sollen nun die ersten nothwendig eine Ausnahme machen? Es könnte wenigstens angezeiget seyn, daß sie von vielen, auch im Plural, mit unverändertem Selbstlaute gebraucht werden, welche man deswegen keines Sprachfehlers beschuldigen kann.

Die 3te Anmerkung. 235 S. „daß die weiblichen Wör„ter, sowohl in der einzelnen als vielfachen Zahl, vollkommen

„unveränderlich bleiben, und daß also diejenigen unrecht thun, „die bey dem Worte Frau, in der 2ten, 3ten und 6ten Endung ein en anflicken;“ Diese Anmerkung müste darauf eingeschränket werden, wenn das en ohne Ursach hinzugesetzet wird, und dabey wäre zu bemerken, daß sonst viele Wörter des weibl. Geschlechts in gewissen Fällen, um des Wollauts willen ein n annehmen, wovon Gottsched gar nichts gesaget hat, z. B. Ps. 18, v. 6. Der Hollen Bande umfiengen mich. Sprüchw. 22, v. 14. Der Huren Mund ist eine tiefe Grube. Ohne das — n, würde hier ein unerträglicher Uebellaut seyn, Hölle Bande, Hure Mund. Auf gleiche Weise wird auch um des Wohllauts willen dem Worte Frau zuweilen das en angehängt, z. B. Unserer lieben Frauen Tage, oder Festtage. Unserer lieben Frau Tage, würde ein Uebellaut seyn. Ich habe es von ihrer Frau Schwester bekommen, würde zweydeutig seyn, man würde nicht wissen, ob das Wort Frau, hier ein Ehrenwort sey, oder ob es eine Gattinn bedeute; hingegen durch die Anhenkung des en, ich habe es von ihrer Frauen Schwester bekommen, wird der Verstand gleich deutlich bestimmet. In einer Sprachlehre, sollte doch billig von diesem n, welches einigen Wörtern angehenket wird, Erwähnung geschehen, und der rechte Gebrauch desselben gezeiget werden.

241. S. Mich wundert, daß der Hr. Herausgeber hier auf die mehrere Zahlen, Kreuzer, Hälmer, Klöster, Klötzer, Klümper, hat stehen lassen, oder sie nicht in einer Anmerkung berichtiget, da sie höchstens nur im gemeinen Reden gehöret werden, aber weder in der anständigen Sprechart gebräuchlich sind, noch bey guten Schriftstellern gefunden werden.

244 S. Unter den Wörtern, welche keine vielfache Zahl annehmen, stehen Lenz, Frühling, Sommer, Herbst, Winter; allein auch von diesen ist die mehrere Zahl gebräuchlich. Die Dichter sagen: Zwanzig Lenze hatte er erlebt, und die Redensarten: Wir haben einige Jahre nach einander sehr heiße Sommer, sehr kalte Winter gehabt. In manchen Jahren sind die Herbste sehr feucht und ungesund, und dergleichen, wird man vielfältig hören. In den ersten Ausgaben waren unter diesen Wörtern, welche keine vielfache Zahl haben, auch Hagel, Regen, Schnee, Reif, Thau, Frost begriffen, welche hier ausgenommen sind. Eben das hätte auch billig mit den Wörtern Lenz, Frühling u. s. w. geschehen sollen.

245. S.

245 S. 5) Da man verschiedene Arten von Erz und Harz hat, so sagt man auch: Die Erze, die Harze, und den Plural Erze hat Gottsched selber angeführt, 232 S.

246 S. 27 §. Auch dieses ist wiederum zu allgemein gesagt, daß von dem Worte Mann in den zusammengesetzten Wörtern Ackersmann, Amtmann u. s. w. der Plural nicht Männer, sondern Leute sey: denn bey den mehresten ist beydes gewöhnlich. Man sagt nicht nur Amtleute, Hauptleute u. s. w. sondern auch Amtmänner, Hauptmänner, Kaufmänner, Landtmänner u. dgl., und dieser letzte Plural wird noch als anständiger gebraucht, wenn man mit einer gewissen Achtung von ihnen redet, oder die Rede an sie selbst gerichtet wird, da hingegen der mit Leute zusammengesetzte Plural allezeit niedriger ist.

252 S. Die Anmerkung bey dem 5ten §. scheinet nicht hieher zu gehören. Es ist die Rede nur von der Declination der Beywörter, mit dem bestimmten Artikel, daß man im Nomin. des Plurals nicht sagen soll: Die gelehrte, oder die gelehrteste Leute, sondern die gelehrten oder die gelehrtesten Leute, sind der Meynung. Die Anmerkung aber führet ein Beyspiel der Declination ohne Artikel, in genit. plur. an, vieler großen berühmten Leute Meynung ist. Hier stehen die Beywörter ohne Artikel. Ueberdem ist hier nicht bloß des Wohlklangs wegen das — n gesetzt, großen berühmten, sondern allezeit, wenn mehrere Beywörter mit einem einzigen Hauptworte verbunden werden, im genit. plur. nur das erste ein — r hat, die übrigen aber alle ein — n bekommen, z. B. unserer lieben alten Freunde, nicht lieber alter; davon findet sich aber in der Gottschedischen Sprachkunst nichts. Aus dem Paradigmate, starker Wein, starkes Weines, u. s. w. kann man noch nicht wissen, wie die zweyte Endung lauten würde, wenn noch mehrere Beywörter hinzukommen sollten, ob man alsdann sagen müste, gutes altes süßes Weins, oder gutes alten süßen Weines, und im Plural guter alter süßer Weine, oder guter alten süßen Weine. Eben so wenig findet man einen Unterricht von der Declination der Beywörter mit den Fürwörtern, mein, dein, unser, euer, u. dgl. ob sie nach diesen Fürwörtern im Plural ein e oder ein — n haben: Meine liebe Kinder, oder meine lieben Kinder: Unsere alte rechtschaffene Väter, oder unsere alten rechtschaffenen Väter. Da beydes bey guten Schriftstellern gefunden wird,

so sollte in der Sprachlehre billig davon gehandelt und gezeiget werden, welches am richtigsten ist. Allein Gottsched selbst hat entweder darauf nicht einmal Acht gehabt, oder es nicht bestimmen können, denn a. d. 679 S. schreibt er: **Unsere alten Musik Meister**, und a. d. 712 S. **Unsere buchstäbliche Streitigkeiten**. Ist das letzte recht, so muß auch das erste heißen, **unsere alte Musik Meister**.

Es ist nicht so allgemein, wie hier 269 S. b) behauptet wird, daß unsere Alten den Unterschied zwischen **zween, zwo, zwey**, genau beobachtet haben. Verschiedene Sprachlehrer haben das Gegentheil hinlänglich bewiesen; daher hätte wenigstens können bemerket werden, daß **zwey** von einigen eben wie **drey** decliniret wird, und solches nicht unrecht sey.

294 S. Die **grammatische Ketzerey**, (wie es Gottsched selbst in der Vorrede nennet,) von den drey Futur: dem **ungewissen, gewissen**, und **bedingten**, ist auch hier beybehalten worden, obgleich die zwey von ihm zugesetzten ganz unnöthig sind; denn auf gleiche Weise müsten wir auch drey perfect. bilden.

Das gewisse (perf. certum) Ich habe geliebet.
Das ungewisse (perf. incertum) Ich soll geliebet haben und
Das bedingte (perf. conditionatum) Ich würde geliebet haben.

Aber so wenig das letzte geschiehet, eben so wenig darf auch das erste geschehen, denn die Gewißheit oder Ungewißheit einer Sache, oder die Bedingung, bestimmt keine besondere Zeit, in welcher sie geschiehet. In Ansehung der Zeit selbst, geschiehet sie entweder in der gegenwärtigen, oder jüngst vergangenen, völlig vergangenen, längst vergangenen oder zukünftigen Zeit. Daß sie gewiß oder ungewiß, bedingt oder unbedingt ist, macht keinen Unterschied in der Zeit selbst, sondern es ist nur etwas zufälliges bey der Sache, welche geschehen soll, daher sind wirklich dergleichen tempora in der Sprachlehre unnöthig.

308 S. **Dörfen, dörfte**, hat Gottsched aus der Oberdeutschen Mundart angenommen, im Hochdeutschen ist **dürfen, durfte**, gewöhnlicher, das partic. **Ein dörfender** aber, scheinet mir ganz ungebräuchlich zu seyn.

332 S. Die Abwandlung der Zeitwörter, **ich fliege, er fleugt, ich schieße, er scheußt**, u. dgl. rühret ebenfalls aus der Oberdeutschen Mundart her. Im Hochdeutschen ist **er flieget, er schießet**, gebräuchlich. Auf der 344 S. ist

ist sogar Du freurst, er freurt, angeführet, und bloß bemerket, daß einige sagen: Du frierest, er frieret, da man doch gewiß das erste bey keinem guten Schriftsteller finden wird. Ich schiebe, ich siede, ich wiege, u. a. m. hat Gottsched selbst nicht unter diese Regel bringen können.

Die ganze Abhandlung von der Mittelgattung der Zeitwörter 548 u. f. S. hätte müssen umgearbeitet und verbessert werden. Ich glaube gewiß, es ließen sich einige sichere Regeln ausfündig machen, durch welche man den Gebrauch der Hülfswörter, ich bin, und ich habe, bey dieser Gattung der Zeitwörter, kürzer und deutlicher bestimmen könnte, als es durch die weitläuftigen Verzeichnisse geschiehet. Sollten gleich die Regeln nicht bey allen vollkommen richtig zutreffen: so möchten doch vielleicht nur wenige Ausnahmen zu machen seyn, welche man leicht bemerken könnte. Von denjenigen Zeitwörtern, welche beyde Hülfswörter, ich bin, und ich habe, zu sich nehmen, ist so wenig als nichts gesagt. Die Anmerkung a) 555 S. „Eben so sprechen einige, ich habe geeilet, gefolget, mich gewöhnet, gereiset, gestrauchelt, aber falsch;“ diese Anmerkung ist ganz unrichtig. Denn in gewissen Fällen ist es vollkommen Recht, ich habe gereiset, gestrauchelt, u. s. w. So stehet recht 2 Cor. 11, v. 26. Ich habe oft gereiset, und Ps. 94, v. 18. Mein Fuß hat gestrauchelt. Ich habe mich gewöhnet, ist ebenfalls recht, so gar nach der hier beygebrachten Anmerkung c): Wenn einige von diesen Wörtern zurückkehrend werden, so bekommen sie das habe; denn hier ist gewöhnen zurückkehrend. Daß Gottsched sagt: Man spricht auch: Ich habe das Pferd geritten, bestimmt noch nichts, weil man dabey noch denken könnte, es sey einerley, zu sagen: Ich habe das Pferd geritten, oder ich bin das Pferd geritten.

Es ist schon von andern die Regel gegeben worden, daß die Zeitwörter der Mittelgattung oder verba neutra, welche eine Bewegung nach einem Orte, oder eine Ruhe ausdrucken, das Hülfswort ich bin zu sich nehmen, wenn der Ort oder der Zweck ausdrücklich dabey genennet wird, sonst aber ich habe. So sagt man recht: Er ist nach Rußland gereiset; Er ist nach Straßburg geritten; hingegen, er hat in seinem Leben viel gereiset: Er hat das Pferd geritten. Diese Regel ist gut, und wird in den mehresten Fällen brauchbar seyn, sie hätte also hier können genutzet werden.

409 ff. S. Hier ist dasjenige eingerückt, was in den ersten Ausgaben schon unter dem 2ten Hauptstücke vom Geschlechtsworte stehet, und die eigenen Namen betrifft, wie sie mit, oder ohne den Artikel gesetzet werden. Ich will also dabey eine Anmerkung machen, welche mir oben schon beygefallen ist, nehmlich, daß in dieser Sprachkunst, von der Declination der eigenen Namen des weiblichen Geschlechts gar keine Erwähnung geschiehet, ob sie gleich etwas ganz besonderes hat; denn da sonst im Deutschen kein einziges Wort des weiblichen Geschlechts decliniret wird, so werden doch die eigenen Namen der Weiber, wenn sie ohne Artikel stehen, eben wie die männlichen declinirt, und nehmen die Endungen derselben an, z. B. Amaliens Witz, er gab es Margarethen, er schlug Sabinen, er bekam es von Marien, u. dgl. In Verbindung mit dem Artikel hingegen folgen sie der allgemeinen Regel und bleiben unabänderlich. Die Gertrud, gen. der Gertrud, u. s. w.

418 S. Der Ausspruch, es sey eine Nachäffung der Franzosen, zu sagen, das Feine, das Zarte, u. dgl., ist zu hart. Es ist wahr, man muß darinn nicht zu weit gehen, und alle Beywörter auf solche Weise zu Hauptwörtern machen; allein wenn die Rede dadurch einen besondern Nachdruck oder Schönheit erlanget, ist es nicht zu verwerfen. Das Feine in einer Sinnschrift, oder in einem Scherze, klinget weit besser, als die Feine oder die Feinheit. Das Zärtliche, welches in diesem Gedichte herrschet, scheinet mir nachdrücklicher zu seyn, und mehr zu sagen, als die Zärtlichkeit, und es ist gar nicht nöthig, solches als eine Nachäffung der Franzosen anzusehen, denn unsere Sprache selbst bringet es mit sich. D. Luther äffete gewiß nicht den Franzosen nach, und doch übersetzte er Ps. 4, v. 3. Wie habt ihr das Eitele so lieb? Ingleichen 1 Cor. 15, v. 53. Das Verwesliche, das Sterbliche; ob wir gleich die Hauptwörter, Eitelkeit, Verweslichkeit, Unsterblichkeit haben, weil das erste nachdrücklicher ist.

Die Regel a. d. 436 S. daß nach den Zahlwörtern nur allein die Wörter Mann und Fuß, auch wohl Schuh in der einfachen Zahl folgen, ist zu eingeschränkt, denn es sind weit mehrere, welche nach den Zahlwörtern im Singular gesetzet werden. Man sagt nicht, zwanzig Pfunde Sterling, sondern zwanzig Pfund Sterling. So auch, der Stein ist zehen Pfund schwer, nicht er ist zehen Pfunde schwer. Fünf

Buch Papier, zehen Schock Eyer, nicht Bücher, Schocke, u. dgl. B. Ruth. 3, v. 15. Sechs Maß Gersten, nicht Maße. 1. B. Mos. 6, v. 3. hundert und zwanzig Jahr, nicht Jahre. Hingegen werden alle Wörter, so auf ein e ausgehen, nebst wenigen andern im Plural gesetzet. Zwey Meilen, vier Minuten; drey Krüge Bier, u. s. w. Auch diese Regel könnte also wirklich besser abgefasset und berichtiget seyn.

In dem Hauptstücke, von Fügung der Fürwörter, sollte doch auch davon gehandelt seyn, ob die zueignenden Fürwörter (pronomina possessiua) sein und ihr, zu dem Genitiv der Person gesetzet werden können. Sie stehen zuweilen bey anderen Endungen, mit einem gewissen Nachdruck, um ein besonderes Eigenthum einer Sache zu erkennen zu geben. Z. B. Die Frau hat ihre Mitgift durchgebracht: Das Pferd hat seinen Haber schon gefressen, u. dgl. Bey dem Genitiv aber, und auf die Frage wessen? halten einige sie für unrecht, weil sie alsdann überflüßig sind, und der Genitiv, für sich schon, das Eigenthum genugsam zu erkennen giebt. Wenn man sagt: In des Herrn Hofraths seinem Hause: Meiner Mutter ihr Bruder, oder wenn man fraget; Wessen ist das Haus? und antwortet; Meines Bruders seines, so sind die zueignenden Fürwörter sein und ihr überflüßig. Unsere besten Schriftsteller enthalten sich gern solcher Redensarten, ob sie gleich in der gemeinen Sprechart zuweilen gehöret werden, und auch Gottsched a. d. 150 S. schreibt; „Solche Wörter, wird man in dem vollständigsten Wörterbuche, z. E. Frischens seinem, vergeblich suchen.“ Hat er dieses für richtig gehalten, so wäre hier, in dem Hauptstücke von Fügung der Fürwörter, die beste Gelegenheit gewesen, es zu beweisen. Zugleich hätte die Frage können erörtert werden, ob nicht in einigen anderen Fällen, diese zueignenden Fürwörter, ohne Tadel, bey dem Genitiv der Person gesetzt werden könnten? z. E. bey den unabänderlichen Wörtern, da, weil der Genitiv nicht verändert wird, und keine besondere Endung hat, derselbe auch das Eigenthum nicht deutlich genug ausdrücket. Möchte es in solchem Fall, z. E. nicht besser seyn, zu sagen, der Frau ihre Mitgift, beläuft sich auf zehen tausend Thaler, als, der Frau Mitgift beläuft sich u. s. w.? Oder, wäre es unrecht, zu sagen: Sein niedriger Geiz hat ihn verleitet, des armen Mannes seinen letzten Groschen zu nehmen? Es ist wahr, man kann leicht die

Con-

Construction verändern, und in dem ersten Falle sagen: Die Mitgift der Frau beläuft sich u. s. w. und in dem zweyten, den Dativ setzen, dem armen Manne seinen letzten Groschen zu nehmen. Allein die Sprachlehre müßte uns doch sagen, ob das erste ganz unrecht, oder ob es nicht ebenfalls zu gebrauchen sey.

454 S. stehet gebrauchen unter den Wörtern, welche die zweyte Endung zu sich nehmen, und brauchen wird davon ausgenommen; allein gebrauchen hat nur allemal die zweyte Endung bey sich, wenn es ein reciprocum ist, sich gebrauchen, sonst wird es auch sehr oft mit der vierten Endung gefunden, ja das letzte ist im Hochdeutschen noch gewöhnlicher.

Bey der Prosodie, wäre vielleicht noch das meiste zu erinnern, allein ich will aufhören. Man kann aus diesen wenigen Anmerkungen zur Genüge ersehen, wie viel der Gottschedischen Sprachkunst, noch an der Vollkommenheit fehlet. Manches unnöthige müßte herausgeworfen, manches unrichtige verbessert, und manches gute und nothwendige noch hinzugethan werden. Der Hr. Herausgeber wird freylich sagen, wenn er alle Fehler hätte verbessern, und allen Mängeln abhelfen wollen, so würde er nicht die Gottschedische, sondern seine eigene Arbeit geliefert haben. Allein eben dieses hätten wir gewünscht, und es wäre besser gewesen. Wir verlangen jetzt, nicht mehr die Gottschedische, sondern eine richtige und vollkommene Sprachlehre; es gebe sie uns wer da will. Findet man für gut, die Gottschedische zum Grunde zu legen, so muß sie ganz umgearbeitet, alle Unrichtigkeiten müssen verbessert, und allen bekannten Mängeln abgeholfen werden, sonst bleibt sie immerhin die alte Gottschedische Sprachkunst, an welcher man schon so viel auszusetzen gefunden hat. Gottsched hat wirklich viel in unserer Sprache gethan, und ich lasse ihm gern den Ruhm, welchen er mit Recht verdienet; allein wir sind jetzt schon weiter gekommen, und verlangen etwas besseres.

Pr.

---

14. Er-

14. Erziehungsschriften.

Artis Rhetoricae et Poeticae institutiones etc. in vsum studiosae iuuentutis. Vratislauiae, 1775.

Da man nach gerade anfängt einzusehen, daß die studirende Jugend erst viele Kenntnisse sammeln, erst richtig empfinden und denken lernen müsse, ehe man sie anhalten dürfe, ihre Gedanken und Empfindungen auszudrücken: so kömmt dieß Buch, das sonst recht gut seyn mag, zu der Absicht, wozu es bestimmt ist, zu spät. Es ist doch sonderbar, daß man bisher durchgängig geglaubt hat, man müsse bey allem, was man die Jugend lehrt, mit dem Schweren anfangen, mit den Regeln, die sich gelehrte und erfahrne Männer aus vieljähriger Erfahrung und Betrachtung abgezogen und in ein System gebracht haben. Als wenn man die Richtigkeit dieser Regeln, ihre Anwendbarkeit auf die vorkommenden Fälle beurtheilen könnte, ehe man oft in dem nämlichen Fall gewesen ist, woraus die Regel abgezogen worden, ehe man oft gefühlt hat, wie lächerlich, unschicklich, verkehrt es sey, so und so zu schreiben, wie vernünftig hingegen, wie passend, wie sehr dem natürlich richtigen Gefühl angemessen, wenn es anders gedacht und gesagt wird. Als wenn einem Regeln nutzten, die man folglich nicht versteht, nicht zu brauchen weiß, oft so lange verkehrt braucht, bis man zu allem richtigen Gefühl des Wahren und Schönen unfähig ist. Die traurigen Folgen des bisherigen Unterrichts, der sich von dem Wege der Natur verloren hat, liegen am Tage vor jedermann, der hören und sehen kann und will. Denen aber, die keins von beyden weder können noch wollen, mag man es noch so oft vorpredigen, daß man bey allem Unterricht vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortschreiten, daß man folglich in der Religion nicht den Anfang vom theologischen System machen müsse, in den Sprachen nicht von der Grammatik, in der Geschichte nicht von einem Compendio der Universalhistorie, in der Philosophie nicht von der systematischen Logik und Metaphysik; man mag es ihnen durch tausend und abermal tausend Erfahrungen beweisen, daß die Welt voll Irrthum ist, und daß die meisten

Irrthümer und Vorurtheile mit allen ihren unseligen Folgen nicht sowohl daher kommen, daß wir in Forma, sondern daß wir in Materia sündigen: es hilft alles nichts, in unsern Schulen lernt man nach wie vor die Formeln auswendig, und die Form der Dinge zuschneiden, Hüte machen, ohne zu wissen, wem sie passen sollen, reden ohne denken, schießen ohne zielen. Briefe, Chrien, Reden, Imitationen, und, Gott sey bey uns! auch Verse müssen gemacht werden, da ist der Leisten! Aber woher nehmen wir Materie? Aus den Köpfen, wo kaum einige armselige Kenntnisse, und die wohl schwerlich in den Schulen gesammelt, anzutreffen sind? Worinn nur Paradigmata, syntactische Regeln, Phraseologien aus dem nicht verstandenen Nepos, Cicero, u. s. w. wohnen? Eher kann man Brod in der Wüsten finden. Aber seht doch, es kommen Reden, Gespräche, Gedichte zum Vorschein, werden öffentlich hergehalten, gelobt. Apollo und alle Musen! erbarmet euch unserer Schulen, ihrer Lehrer und Aufseher! Aber soll man denn die jungen Leute gar nichts ausarbeiten lassen, soll man ihnen gar keine Regeln sagen? Ja, aber alles zu seiner Zeit. Wer nie geschrieben hat, wird nie schreiben, aber wer von Jugend auf schlecht geschrieben hat und ohne Verstand, und ohne Geschmack, der wird sein ganzes Leben hindurch so schreiben, nur wenige gute Köpfe ausgenommen. Lieber laß ihn nie in seinem Leben etwas schreiben, als daß ers von Jugend auf nach den Regeln des Styls und der Rhetorik lerne. Aber wie soll ers denn lernen? Wenn ihn die Natur nicht versehen hat, so wird ers lernen, wenn die Lehrer mit ihm die besten Sachen lesen, versteht sich, die für ihn die besten, d. i. nach seinen Jahren und Fähigkeiten sind; wenn sie fleißig Anmerkungen machen, und ihn selbst machen lassen; wenn sie ihre Rhetoriken und Poetiken sehr gut inne haben, ohne sich ein Wort davon merken zu lassen, daß solche Dinge in der Welt sind, bevor der Verstand der Jugend reif genug ist, bevor sie sich selbst ein richtiges Gefühl erworben und eine Menge Regeln gesammelt hat, ohne zu wissen, daß man diese Regeln in ein System bringen kann. Wer mit den jungen Leuten Horazens oder Boileaus poetische Kunst, oder Popens Versuch über die Kritik liest, ehe diese die übrigen Werke dieser Dichter gelesen und verstanden haben, ehe sie so bewandert in guten und schlechten Schriftstellern sind, als Horaz, Boileau und Pope es waren, der thut vergebliche Arbeit, eben so vergeblich, als wenn man in den kleinen Schulen die Katechismen

auswendig lernen läßt, und erklärt. Aber wenns erklärt wird? Lieber, viele Dinge lassen sich im Katechismus und in der Poetik im achten und achtzehnten Jahr gar nicht erklären. Viele kannst du nur mit der größten Mühe und Arbeit und mit Verdruß deiner Zuhörer erklären. Du mußt aus andern Wissenschaften so viel leihen, du mußt so viel Exempel zusammenschleppen, und die sind, abgerissen, doch nie so gut, als wenn sie der Jüngling schon im Zusammenhang gelesen und gefühlt hat. Laß das alles vorher getrieben und gelesen werden, und dann die Rhetorik und Poetik hinterher; dann ist es für einen denkenden und systematischen Kopf nützlich und angenehm, den Zusammenhang der Regeln zu sehen. „Aber die „jungen Leute bleiben nicht so lange in der Schule, oder auf „dem Gymnasium." Thut nichts. Laß sie auch wieder von der Universität zurückkommen, ohne die Poetiken gelesen zu haben. Horaz war wohl älter, als ein vollendeter Student, als er die seine schrieb. Und was ein Meister im vierzigsten Jahr abstrahirt, das versteht nicht immer ein Bursch im zwanzigsten; und wenn ers nicht versteht, wozu soll ers denn lesen? Aber das ist ja unsere unselige Gewohnheit, daß wir lesen, was wir nicht verstehn, und daß wir das selbst nicht wissen, daß wirs nicht verstehn. „Aber dann kommen sie nicht wieder zu mir, „daß ich ihnen vorerkläre." Thut auch nichts, sie werden schon ohne Führer zurecht kommen, wenn sie nur in den jüngern Jahren recht geführt sind. Und dann haben sie ja ohne dich Hülfe genug in Büchern.

So viel sehen wir wohl, wenn man in den Schulen und Gymnasien und Akademien fortfahren will, den jungen Leuten Poetiken und Rhetoriken in die Hände zu geben, und sie darnach denken und reden zu lehren: so ist die hier angezeigte so gut, ja sogar besser, als viele andere. Durch und durch sind Exempel. Das ist noch das Einzige, was man thun kann, wenn man nicht vorher mit den jungen Leuten viel gelesen hat. Darinn besteht auch der Hauptvorzug dieses Buchs vor ähnlichen andern, und dieß beweist zugleich, daß wir Recht haben, wenn wir wollen, daß mit den jungen Leuten durchaus viel gelesen werden muß, ehe sie Regeln verstehn können und sollen. Wozu wäre in diesem Buch sonst so viel aus der Moral, Historie, Philosophie entlehnt? Warum faßt sich Horaz so kurz, und redt die meiste Zeit so allgemein, und wird daher von vielen, die nach ihm Poetiken und Rhetoriken geschrieben haben, mangelhaft befunden, so daß sie glauben, sie müßten ihn ergänzen,

gänzen, und eine Poetik mit recht vielen Exempeln durchspicken? Woher kömmt dieß anders, als daß diese Leute glauben, sie müssen Poetiken für Anfänger schreiben, und Horaz glaubte das nicht, worinn er denn, unsers Bedünkens, Recht hat, und wenn ers geglaubt hätte, so müßten wirs ihm nicht glauben, sondern denken, daß der blinde Heide sich dießmal geirrt habe. Rousseau will nicht, daß sein Emil die Wissenschaften lernen, sondern selbst erfinden soll. Dieß ist vor allen Dingen in der Wohlredenheit und Poesie nöthig. Wer hier in seiner Jugend die Regeln der Kunst und die besten Poetiken auswendig zu lernen angehalten wird, der bleibt, wenn nicht Mutter Natur sonst gut für ihn gesorgt hat, sein Lebenlang ein Stümper. Zum Beweise können die Reden und Verse der meisten von diesen Lehrern und Schülern dienen. Mancher Lehrer, ders besser einsieht, mag aber schlimm genug daran seyn. Die Aeltern wollen durchgehends gern, daß die Herren Söhne früh viel wissen, und viel Parade machen sollen. Die Herren Scholarchen müssen beym Examen ja sehen, welche Profectus die liebe Jugend gemacht hat. Wehe dem Lehrer, der da klüger seyn will, als sein Consistorium und der Bürgermeister, wenn dieser gar studirt hat. Darüber ist denn mancher ehrlicher Mann wider besser Wissen und Gewissen genöthigt, allerhand Unsinn zu treiben und treiben zu lassen, um sich und seine Schule nicht in schlechten Ruf zu bringen. Wer kann dem Uebel abhelfen?

Az.

Das Buch für junges Frauenzimmer. Erster Theil, enthaltend die deutsche Sprachkunst, die Dichtkunst, die Redekunst, den Briefwechsel, die Zeitrechnung, die Erdbeschreibung und die alte Geschichte. Zweyter Theil, enthaltend die neue Geschichte, die heroisch- und moralische Fabel, die Regeln des Wohlstandes und eine kurze Rechenkunst. Aus dem Französischen übersetzt. Dresden, 1776. in der Waltherschen Hofbuchhandlung. 2 Alph. 13 Bog. 8.

Das Original, das unter dem Titel: les Etudes convenables aux Demoiselles, in eben dem Verlag herausgekommen

kommen ist, ist nicht sonderlich bekannt geworden: und wenn wir dieser deutschen Ausgabe aus der innern Güte des Werks die Nativität stellen sollen, so dürfte sie auch kein grosses Glück unter unsern Erziehungsschriften machen. Sollte es hie und da einen sorgfältigen Vater oder gewissenhaften Pädagogen geben, der durch den Titel des Buchs verführt, an demselben ein bequemes Handbuch zur gelehrten Erziehung junger Töchter zu finden glaubte, dem müssen wir aus obhabender, obwohl unangenehmer Recensentenpflicht, sagen, daß sein Geld dafür verloren seyn würde. Bereits im Jahr 1726 würde man es in manchen Stücken des darinn gegebenen Unterrichts, zu alt, befunden haben, geschweige denn im Jahr 1776.

Die deutsche Sprachkunst, die statt der französischen, hier eingerückt worden, ist eine ganz ordinaire Grammatik, mit allen ihren gewöhnlichen, für den Deutschen weniger als für den Ausländer nöhigen Regeln, die um nichts mehr und nichts weniger eine Grammatik für einen jungen Bürger und Schüler, als für junges Frauenzimmer ist: wir haben auch nicht eine einzige Regel oder ein einziges Exempel bemerkt, das auf die Fehler oder Fassungsfähigkeiten der letztern eine eigene Beziehung hätte. Sie enthält übrigens bloß den sogenannten etymologischen Theil, und ist ganz aus Gottscheden genommen.

Die deutsche Dichtkunst enthält sowohl die Prosodie als eigentliche Poetik. Sie schmeckt so sehr nach Gottscheds kritischer Dichtkunst, erster Ausgabe, daß man sich beym Durchblättern, eines gerechten Unwillens über die Unverschämtheit eines Mannes nicht enthalten kann, der solches Zeug, noch im Jahr 1776 unter dem Namen einer Dichtkunst fürs Frauenzimmer herausgeben kann. Da ist nicht das Geringste von dem Geist der Dichtkunst, und den wesentlichen Regeln und Schönheiten jeder Dichtungsart insonderheit; alles kommt hier auf Scansion, Zeilenmaaß und Reim an: alle Exempel werden aus Opizen, Caniz, Dach, Neukirch, Günther, Amthor, Schoch, Gottsched, und Consorten genommen, und der Gewährsmann ist Boileau; ob Deutschland seit 40 Jahren noch andre Dichter habe, weiß der Verf. gar nicht. Die besondern Dichtungsarten, die nun abgehandelt werden, sind die Ode, Cantate, beyde unleidlich schlecht, Idyllen, Eklogen und Schäfergedichte. Ein Exempel:

Du aber bist der Ausbund unsrer Matten,
Du Schöne bist an allen Schätzen reich;
Der Himmel wünscht mit dir sich zu begatten,
Die Sonne wird vor deinen Augen bleich.

Die Elegien. Exempel:

Indem die Sonne sich hat in das Meer begeben,
Und das gestirnte Haupt der Nacht heraußer bricht ꝛc.

Die Satyren: die Muster sind Rachel, Caniz, Günther, Neukirch. Sinngedichte, Madrigale, Sonneten. Exempel:

Ich frage nichts nach allen Lästerkatzen,
Sie speyen auf mich los. ꝛc.
Ziegler.

Zuletzt ließ ich dir noch einen Kuß allhier,
Für dem hast du dich auch aus Uebermacht verkrochen,
Wie sehr er dich gesucht bey einer halben Wochen.
Itzt kommt er wieder matt und ohne Trost zu mir.
Flemming.

Ringelgedichte, Endreime, Buchstabenwechsel, Ketten- und Bilderreime, Jahrzahlen- und Namenverse ꝛc. siehe Menantes galante Poesie; und Quodlibets. Nun wenn das keine Injurie für unsre Zeiten und für das schöne Geschlecht ist, so giebt es keine. Epische und dramatische Gedichte. Alles, wie man vor 50 Jahren von beyden schrieb: nicht ein Wort von den feinern Bemerkungen, die neuerer Zeiten über beyde Dichtungsarten gemacht worden sind. Die ewige drey Einheiten — Wie, wenn nun ein Frauenzimmer neuere dramatische Stücke liest oder aufführen sieht, die, ohne diese Einheiten strenge beobachtet zu haben, dennoch gefallen, was hilft ihr nun dieser altmodische Unterricht? Ob es außer der heroischen Tragödie und Comödie, noch andre Arten von Schauspielen gebe — davon kein Wort. Der Zweck der Epopee soll seyn, Standespersonen zu reitzen, große Thaten zu thun. S. 144. Die Fabel eines Drama bestehe in der guten Einrichtung, Ordnung und Verbindung der Theile. S. 150, und dergleichen Unsinn mehr.

Die Rhetorik. Dazu muß man Geschmack haben: (also vorher zur Dichtkunst nicht) der ist aber eine gewisse Aehnlichkeit, die zwischen dem Verstand und den Gegenstän-

den,

den, die man ihm vorlegt, angetroffen wird. Arme Mädchen, wißt ihr nun, was der Geschmack sey, den man euch bilden will? Die Quellen, woraus der Redner schöpfen soll, sind die loci topici, und dazu gehören auch Kirchenversammlungen und Kirchengeschichte. (Der V. verbirgt bey der Reformationsgeschichte die Kirche, zu der er gehört, bisweilen aber verräth er sie doch.) Die Erläuterung derselben, die Eintheilung einer Rede, und die Schreibart, machen die drey Haupttheile dieses Abschnittes aus; die Exempel werden aus den Kirchenvätern, aus französischen Rednern, oder aus dem Cicero übersetzt, oder aus den vorhin schon bekannten deutschen Dichtern genommen. Deutsche Exempel der Wohlredenheit kennt der V. gar nicht. Die ganze Rhetorik hat eben so wie die Dichtkunst nicht das mindeste, das sie zu einer Rhetorik für das Frauenzimmer machte: da mußte sie ganz anders aussehen.

Vom Briefschreiben. Einige ganz gute Regeln vom Ceremoniel beym Briefschreiben. Das übrige schmeckt nach dem Menantes und Talander. Die Muster von Briefen sind aus dem Französischen übersetzt, und zum Theil nicht übel gewählt, (weil überhaupt uns die Franzosen im Briefstyl fast ein ganzes Jahrhundert voraus sind,) theils aus Pantkens Briefen genommen.

Chronologie. Geographie. Eine Meerenge soll auch Pharus heißen. S. 235. Einige vorausgeschickte geometrische Begriffe: z. E. S. 238. „Wenn wir die Länge, ohne die Breite und Dicke, betrachten, so nennen wir diese **Vielheit**: eine **Linie**; wenn wir Länge und Breite ohne Dicke betrachten, so heißt diese **Vielheit**: eine **Fläche**.“ Da hat vermuthlich im Französischen gestanden: cette quantité, und der Uebersetzer, der kein großer Geometra seyn mag, hat nicht gewußt, daß es durch **Größe** und nicht durch **Vielheit** übersetzt werden müsse. S. 240. Eine **Kugel** ist ein dichter Körper, der von einer krummen Oberfläche eingeschlossen wird. So wird also ein Ey auch wohl eine Kugel seyn? Die Linie, die durch den Mittelpunkt der Sphäre gehe, heiße **Axe** — nein, sie heißt Diameter, und derjenige unter mehrern möglichen Durchmessern, um den sich die Kugel dreht, heißt ihre Axe. Die **Länge** sey der Zwischenraum oder die Entfernung von dem ersten Mittagszirkel auf dem Aequator, vom Abend gegen Morgen gemessen. S. 243. Entweder fehlt hier was, oder der V. hat selbst keine deutliche Idee: und das

 das

das letzte sey, kann man aus dem beygefügten Exempel schlies- sen: Wien habe eine Länge von 34° 30' das heiße: Wien liege von dem ersten Meridian 527 Meilen. Das wäre es, wenn Wien bey seiner angegebnen Länge zugleich unter dem Aequator läge und keine Breite hätte. Genua wird als ein Exempel der Demokratie angeführt. S. 265. Der Churrheinische Kreiß wird der Churfürstliche, und der Oberrheinische, der Niederrheinische genannt, und Coburg zum fränkischen Kreiß gerechnet. Afrika hat außer dem grü- nen Vorgebürg und dem Vorgebürg der guten Hoff- nung, auch noch ein gutes Vorgebürg u. s. w.

Die Historie ist bey weiten der brauchbarste Theil im ganzen Buch, doch nicht nur im ganzen, sondern auch in seinen einzelnen Theilen, etwas disproportionirt. Wir hatten einige Stellen vorgestrichen, die, vermuthlich durch Druckfehler, ei- ner Berichtigung nöthig haben, die wir aber Kürze wegen nicht auszeichnen können.

Die Ueberschrift von der Fabel, verbindet durch ein Wortspiel, zwey ganz verschiedene Dinge, die Mythologie und äsopische Fabel, beydes für ihre Bestimmung ganz brauchbar und zureichend, nur die Erklärung der Mythologie aus der biblischen Geschichte fällt, wie gewöhnlich, oft ins Lächerliche.

Die Regeln vom Wohlstand enthalten manches gute, doch lange nicht so viel, als man einem jungen Frauenzimmer hierüber sagen kann; auch sind sie zu allgemein, und nicht im- mer ihrem Geschlechte und Alter angemessen.

Die Rechenkunst ist wieder schlecht und höchst unvoll- ständig. Nicht einmal die Regel de tri wird recht erkläret, und dagegen soll die Schülerinn, Commission- und Provision- und Tharareechnung lernen.

Iz.

Glücklich gemachter Versuch nützlicher Spielereyen mit einem jungen Cavalier vom 5 bis in sein 8 Jahr, dem Hrn. Prof. Basedow zur Prüfung vorgelegt in einem Schreiben an die Kinderfreunde und Hofmei- sters. Leipzig, bey Müller, 1776. 56 Seiten.

Wenn der Verf. im Ernst schreibt, und nicht, wie es dem Rec. fast scheint, Basedows und seiner Methode spotten will:

wüßte (obgleich das Ding, für Spott genommen, noch schaaler wäre, als wenns Ernst seyn soll) so wollten wir wohl ungefähr rathen, was Basedow antworten wird. Wenigstens der Recensent an Basedows Stelle würde sagen: „Mein Herr, „Sie nennen mich einen würdigen Mann, Sie sprechen von „meinen herrlichen Schriften, aus denen Sie mich kennen; „aber geben Sie diesen Schriften weniger prächtige Titel, und „lesen Sie sie fleißiger. Sie sind in den Geist derselben gar „nicht eingedrungen. Ihre Methode ist gerade das Widerspiel „der meinigen. Und eh ich dieß beweise, beyläufig noch das: „Ihr Styl ist schlecht. Gleich die erste Seite mag zur Probe „dienen: Meine Herren! der Posten, welchen wir begleiten „(soll wohl bekleiden heißen) ist außerordentlich wichtig. — „Den ersten Saamen in das jugendliche Herz, das einem „Wachse gleicht, zu streuen: Dieses Feld klüglich zu bearbeiten: Sowohl für die richtige Stellung des Verstandes, „und Bildung des Herzens, als auch die Gesundheit des Körpers zu sorgen: Ja, diesen zarten Seelen, in der Blüthe „ihrer Jahre, Eindrücke der Religion beyzubringen, die „sie mit in die künftigen Tage ihres Lebens hinübernehmen, „und zu Führern ihrer Handlungen wählen, — ist in „der That eine Beschäfftigung u. s. w. Sehen Sie hier das „groß gedruckte, und wenn Sie die Fehler und warum es Fehler sind, nicht finden sollten, welches ich Ihnen hier nicht „weitläuftig aus einander setzen kann: so lassen Sie doch ja „nichts wieder drucken, bevor Ihnen ein Freund oder ein „Buch zurecht geholfen hat. Sie setzen auch die Unterscheidungszeichen verkehrt, brauchen immer derer und denen, „wo der und den stehen muß u. dgl.

„Doch zu Ihrer Methode. Die Art, wie Sie Ihren „Eleven die Buchstaben kennen und buchstabiren lehren, gefällt „mir. Sie brauchten unter andern auch Karten dazu. Gut. „Aber warum mußten Sie erst nach seiner Neigung zum „Kartenspiel forschen, und wie machten Sie das? Wie „richteten Sie die vernünftigen, seinen Jahren angemessenen Vorstellungen ein, daß, nach den Sitten „der großen Welt, in die er dereinst zu treten gedenke, das Kartenspiel beynahe unentbehrlich sey. „Sie setzen hinzu: Gar bald merkte ich einen Hang „dazu. Das glaub ich, weil die Karten bunt sind. Sie „treiben nun bey dem Buchstabiren noch mehr und zwar als „Hauptsache. Das ist gut. Sie beschäfftigen ihren Eleven

 „mit

„mit den ersten Wahrheiten des Christenthums, Erlernung derer Sprüche, der Geographie, französischer und lateinischer Wörter. Von denen zwey letztern des Tages acht Wörter zu lernen, war ein bloßes Spielwerk. Welches sind Ihnen die ersten Wahrheiten des Christenthums? Doch was frag ich erst? Ihr kurzer Abriß von der Religion S. 18—25 zeigt es ja. Es sind die fünf Hauptstücke des Katechismus, nebst dem Amt der Schlüssel, und einige hundert biblische Sprüche, die Sie auswendig lernen lassen. Sie schützen sich mit dem Befehl Ihrer Principalinn, und damit, daß alles andere, was man mit Kindern traktire, in solchen Jahren ebenfalls ein Werk des Gedächtnisses sey; endlich auch damit, daß einige unter so vielen katechetischen Stunden Gelegenheit verschaffen, denen anvertraueten Seelen ans Herz zu reden, und in selbiges diese und jene gute Eindrücke zu machen. Einem fleißigen Leser meiner Schriften, wofür Sie sich ausgeben, brauch ich nicht zu sagen, wie weit dieß gegründet ist, was Sie hier anführen. Sie schickten dem Religionsunterrichte auch Prolegomena voraus, worinn Sie ihm zeigten, was das hieße Religion, und wie nöthig es sey, dem in allen Stücken zu gehorsamen, dem wir unser Daseyn, unsere Fortdauer und unsere wahre Wohlfahrt zu verdanken hätten. Vorzüglich brachten Sie ihm richtige Begriffe so viel als möglich, von folgenden fünf Stücken bey: Was er sey? Woher er sey? Warum er in der Welt sey? Ob dieses Leben ewig daure? und Wie wird es nach diesem Leben seyn? Hier nahmen Sie Gelegenheit, die erhabensten Begriffe von Gott in seine jugendliche Seele zu prägen, und ihm zu zeigen, daß es die größte Thorheit sey, eine kurze Zeit die Rolle eines Bösewichts zu spielen und in dem Reiche des Erlösers ein Rebelle zu seyn, und sich davor ewig unglücklich zu machen. Wahrlich das hätt ich hören mögen, wie Sie einem fünfjährigen buchstabirenden Kinde von diesen Dingen Begriffe beybringen, besonders, wie Sie die erhabensten Begriffe von Gott (den Sinn dieser Worte haben Sie ohne Zweifel wohl erwogen) seiner jugendlichen, oder wie sie mir vorkömmt, kindischen Seele, einprägen, und wie Sie ihm von der Rebellion im Reiche des Erlösers, und von der kurzen Rolle des Bösewichts,

„die

„die ihm [illegible] [illegible] zugleich, Vorstellungen machen; beson-„ders da sie sich bey diesen Prolegomenen nicht lange aufhal-„ten, sondern gleich zur Sache schreiten, welches ich daraus „schliesse, daß Ihr Eleve schon im zweyten Jahr des Unter-„richts dem Gedächtniß ohne Sauerwerden zweyhundert Sprü-„che einverleibt hat, wenn ich Sie hier anders recht verstehe, „und der Sinn S. 31 nicht gar dieser seyn soll, daß er allein „im zweyten Jahr, das erste nicht mitgerechnet, so viel „Sprüche dem Gedächtniß einverleibet habe. Das wäre „nun gar etwas außerordentliches und herrliches, zweyhundert „Sprüche in einem Jahr, wovon man nicht das mindeste „versteht! Mir scheint es sonst, als wenn einige Jahre dar-„über hingehen dürften, ehe das Kind auf Ihre fünf Fragen „so antworten lernte, daß Sie es mit Nutzen weiter in die „Religion hineinführen können. Sie werden zu diesem Zweck „noch viele hundert Zwischenfragen thun und diese oft wieder-„holen müssen. Sollte Sie dieß befremden, so sehen Sie nur „ein Buch an, das den Titel führt: Fragen an Kinder, „eine Einleitung zum Unterricht in der Religion, „von der ascetischen Gesellschaft in Zürich, das Sie „wohl hätten brauchen mögen. Ihre Art, den jungen Eleven „des Abends, wenn Sie ihn auf dem Schooß haben, mit „göttlichen Geschichten und mit der Dogmatik zu unterhalten, „ist mir etwas drolligt, oder wenn Sie lieber wollen, possier-„lich vorgekommen, das kann ich nicht läugnen. Ich will „Ihre eignen Worte hersetzen: „Es fehlte, wie leicht zu den-„ken, an Begriffen, es wurden daher Erläuterungen aus dem „gemeinen Leben gemacht. Z. B. Bey der Mutter Jesus „Maria, erinnerte ich ihn an eine bekannte Frau gleiches Na-„mens im Dorfe. — Bey dem Joseph an seines Onkels „Knecht. — Bey der Frage: wovon handelt das vierte „Hauptstück? machte ich es einigemal so mit der Hand, wie „der Priester, wenn er das Kind tauft. — Bey dem Amte „der Schlüssel legte ich ihm einige Schlüssel auf den Tisch. — „Er konnte die drey Stücke des prophetischen Amts: Lehren — „Weissagen — und Wunderthun nicht merken. — Ich zeigte „ihm bey dem Lehren eine mit Schnupftoback gefüllte Dose, „ich ließ ihn selbigen heraus thun, und sagte: nun wäre die „Dose leer — das machte ich zweymal so, dann wußte er es. „Bey dem Weissagen wies ich an die Wand — beym Wunder-„thun fragte ich ihn: wie er das nennte, wenn er sich in Fin-„ger geschnitten hätte? Eine Wunde. Nun zeigte ich ihm

„nur den Finger, so fiel ihm bey der Wunde Wunderthun ein,
„u. s. w.“ Eben so possierlich finde ich das Vocabellernen.
„Z. E. Bey Asinus dachte er daran: er as – Nus — bey
„Deus an Thee — bey Ramus an Rahm — bey Pyrum an
„Bier — bey Morum an einen Mohr u. s. w. Ich finde es
„am natürlichsten, daß man bey jedem Wort das Kind an das
„Denken lehrt, was dadurch bezeichnet wird. Um dieß zu
„erhalten, zeigt man die Sachen in der Natur oder im Bilde,
„und dazu hab ich die elementarischen Kupfer stechen lassen.
„Kaufen Sie sich die, und Sie werden finden, daß Ihr Eleve
„das Wort findet, wenn er das Ding sieht, und das Ding
„zu finden weiß, wenn Sie ihm das Wort sagen. Wie Sies
„weiter machen müssen, das finden Sie in dem Methodenbuch
„und in meinen übrigen Schriften für die Jugend und ihre
„Lehrer. Leben Sie wohl.“ Ar.

Emiliens Unterredungen mit ihrer Mutter. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig, bey Crusius, 1775. 300 Seiten in 8.

Diese Unterredungen sind so geschrieben, daß man sie mit vielem Nutzen junge Mädchen lesen lassen kann. Wir haben die Uebersetzung nicht mit dem Original vergleichen können; glauben aber doch, daß sie nicht schlecht gerathen ist. Denn sie läßt sich wenigstens ganz gut lesen, und wir finden nicht die Merkmale, woran man bald eine unrichtige Uebersetzung erkennt, wenn man sich mit den gewöhnlichen Uebersetzungsfehlern ein wenig bekannt gemacht hat, und wenn einem das Eigenthümliche des Originals und der Uebersetzung nicht unbekannt ist. G.

---

15. Handlungs- Finanz- und Polizeywissenschaft.

Fünf und zwanzig für den Staat interessante Aufgaben, aufgelöst von Joh. Aug. Friedr. Block. Berlin, 1776. 8. 281 Seiten.

Wir

Wir kennen unsern Mann schon, den kameralischen Pfarrer zu Nutha, Hr. Block. Er ist, wie er in der Vorrede sagt, für seine erstern Versuche in der Landwirthschaft von einem großen Monarchen mit einer goldenen Medaille beschenkt worden. Bisher hat er immer bittere Klagen über sein hartes Schicksal (welches er zur andern Zeit zu erzählen sich vorbehält,) mit eingemengt, aber doch immer eine sehr muntere, obwohl zuweilen etwas schiefe, Laune dabey erhalten. Von der Landwirthschaft kommt er hier auf die Kameralwissenschaft, die unter allen Wissenschaften den stärksten Reiz für ihn hat, weil der Welt niemand mehr nützen und schaden kann, als ein ächter und ein schlechter Kameralist. Diese 25 Aufgaben betreffen folgende Gegenstände: Schäferey, anglisirte deutsche Wirthschaft, Seidenbau, versandete Aecker, Vermeidung der Gränzstreitigkeiten, Aufhebung der Gemeinheiten, Salpetersiedereyen, Holzwachs, Viehzucht, Düngung für Sandfelder, Pferdebohnen, Wicken, Unterschied zwischen Pachtung und Verwaltung, Torf, Fündelhäuser, Verpachtung der Stadtgewerbe, Anschläge der Güter und Fehler dabey, Reinhaltung der Straßen in Städten, Vortheile der Landleute, die besten Augen landesherrlicher Kammern (etwas mystisch) Gesindeordnung, geringe Bergwerke.

Schon die Anzeige dieser Gegenstände wird einen großen Theil der Freunde dieses Faches reizen, mit des Verf. Gedenkungsart darüber näher bekannt zu werden, seine Gedanken zu billigen oder zu widerlegen. Wir wollen ihnen hierin nicht vorgreifen, es würde uns auch gegen unsern Plan zu weit zerstreuen. Doch haben wir folgende einzelne Bemerkungen gemacht. Für die Abschaffung der Schäfereyen und Einführung der Stallfütterung ist der Verf. auf dem Wege des Buchs an einen deutschen Kammerpräsidenten, und Geutebrücks Unterricht von Schaafen und Schäfereyen. Um Maulbeerplantagen auch im kalten Climat vor Frost zu bewahren, dazu fodert er mit Recht weiter nichts, als dieselbe Sorgfalt, die wir anzuwenden gewohnt sind, unsere lauffenden Bronnen vor dem Einfrieren zu retten, nähmlich jeden Maulbeerbaum mit Stroh oder Rohr am Schafft einzubinden. Um Salpeter zu haben, muß man nicht die Gebäude unterminiren, sondern das Potaschengewerbe näher damit verbinden, und nebst der ausgelaugten Asche alle übrigen Salpetermaterien fleißiger sammeln, besonders diejenigen, die man nicht dafür hält, und die es doch vorzüglich sind, nehmlich die Ab-

 gänge

gänge der Färber, Gerber, Sattler, Seifensieder ꝛc. Kleine Pferde, kleines Rindvieh soll der Staat entbehren; Pferde überhaupt kann er allenfalls entbehren. Rind- und Schaafvieh sind unentbehrlich. (Doch meines Erachtens Schaafe entbehrlicher, als Rindvieh, denn seine Nothwendigkeit bezieht sich allein auf die Wolle. Es frägt sich also, ob man auf so viel Land, als man zur Schaafweyde braucht, nicht eben so viel vegetabilische Wolle und Seide bauen könne, als man Schaafwolle erlangt, den übrigen reinen Schäfereynutzen, der nach Abzug der Gefahr meistens sehr schwankend ist, mit eingerechnet?) Bunte Schaafe sollten abgeschafft werden, auch Theer und Ruß zum Ohrmalen. Die Stallfütterung der Kühe ist wirklich der Weide vorzuziehen. Strohdünger ist zu mager, Rasen sind besser. (Aber auch Stroh ist für Dünger nicht zu mager, es brennt ja besser als Holz, und Holz ist doch eine vortreffliche Düngung: es muß also viel Oel haben; kann man ja sogar von Strohmehl Brod backen.) Die eigene Verwaltung ist besser als die Verpachtung, (eine sehr alte natürliche Wahrheit, aber meistens nur thetisch, nicht hypothetisch. Eigene Verwaltung ist gut; aber wo sind die enthusiastischen Verwalter, die für das Interesse der Kammer eben so eifrig sind, als für das ihrige? Wie weit würden alsdenn wohl solche Verwalter von den Pächtern unterschieden seyn?)

Mit den Pachtgütern, sagt der Verf. sehr wahr, geht es meistens wie mit den Miethpferden, sie müssen entweder mit Haut und Haar bezahlen, oder gehen nicht aus der Stelle. Was vom Strassendünger in Städten gesagt ist, verdient allen Beyfall, ist aber für die meisten Städte von Oberdeutschland schon eine alte lang ausgeübte Wahrheit. Bey der Ausrottung der Vorurtheile macht sich der Verf., so deucht uns, zu viel mit seinem Schulmeister, mit dem er in große Fehden verwickelt seyn mag, (s. auch S. 240.) zu viel für uns übrige zu schaffen. Auch die Laune über die Kameralaugen scheint uns zu lokal und zu langweilig, die Spässe sind auch sehr unedel, z. E. S. 270, 271. Die Begierde, durch Bergwerke reich zu werden, wird nicht ganz ohne Grund gestraft.

Petri Caroli Guil. L. B. ab Hohenthal Liber de Politia adspersis obseruationibus de caussarum Politiae differentiis. Lips. 1776. gr. 8.

Der

Der Verf. legt eine akademische Abhandlung de ambitu Politiae eiusque a iustitia discrimine zum Grund, die er im Jahre 1774. zu Leipzig ausgearbeitet hatte. Nach der gewöhnlichen Methode werden erstlich die Polizeyschriftsteller katalogisirt und denn die Polizey definirt. (Diese Methode hat die Unbequemlichkeit, daß die Klassifikation der Schriftsteller schon eine Definition voraussetzt, die hier hinterdrein folgt.) In dieser Definition werden die Gränzen der Politik, des Polizeyrechts und der Kameralwissenschaft bestimmt, und denn drey Polizeygesichtspunkte angenommen, 1) ein allgemein und besonderer, 2) ein geist- und weltlicher, 3) für die Stadt- und Dorfpolizey. Diesemnach wird zuerst die Regierungskunst nach der Menge der einwohnenden Köpfe vorgetragen, sowohl nach den Hindernissen der Bevölkerung: Auswanderung, Enrolirung, Landesverweisung und Schwerdtstrafe, als nach den Beförderungsarten: Aufhebung der Ehegesetze, Gewissensfreyheit; ferner nach der Religion und den Sitten, nach der Gesundheit, nach den Lebensmitteln, nach der Sicherheit, Gerechtigkeit, Bequemlichkeit und Ergötzlichkeit; nach der Sorgfalt für das gemeine Landesbeste, — und für die Privatbesitzungen in Städten und Dörfern; für Maaß und Gewicht, für Ackerbau, Viehzucht und andere Dorfnahrungsarten, für bürgerliche Gewerbe. Darunter werden auch Schriftsteller, Künstler- und Wissenschaften-Societäten gerechnet, für welche die Polizey sorgen soll; daß sie nicht Hunger sterben, und von den Verlegern ihre Belohnungen erhalten, daß sie aber auch, wenn sie elende Scribenten sind, das Reich nicht mit Makulatur überladen mögen, daß die Advokaten nicht zu sehr überhäuft werden, und daß keiner soll angenommen werden, als der bewiesen habe, daß er gelehrt und redlich sey, (nicht auch: seyn wolle?) daß die gelehrten Societäten im Eifer über gelehrte Gegenstände sich nicht bey den Köpfen kriegen. Unter die bürgerlichen oder Stadtgewerbe sind auch insonderheit die Commerzien und der Buchhandel gezählt, wobey der Nachdruck überhaupt als eine Chursächsische Polizeysache angesehen wird, soferne derselbe den Leipziger Druckereyen schädlich ist. (Frägt sich: Ob nach dieser Erklärung erlaubt sey, Frankfurter, Berliner rc. Bücher in Leipzig nachzudrucken?) Die Handelsgesellschaften, der Münzfuß, agio, Gewicht, Credit, Fuhr- und Postwesen, Handwerke, immer noch Stadtgewerbe. Mit dem IV Kap. fängt die Polizeygesetzgebungsgewalt an, so weit sie der Fürst,

die Magistrate und Gemeinden in Städten und Dörfern haben, nach Unterschieden der grössern oder kleinern Polizeygegenstände; und mit einem Anhang über die Gränzen der Justiz- und Proceßart in Polizeysachen wird beschlossen. In Chursachsen werden alle Polizeysachen vor der Regierung, im Churbraunschweigischen aber vor dem Geheimdenrath verhandelt. (Von Verwirrung dieser Gränzen in Reichs- und Landes-Polizeysachen, worüber Hr. von Zwierlein in seinen beliebten Briefen so viel Wahres gesagt, kommt ausser dem ganz kurz mitgetheilten §. 106. des J. R. A. nichts vor. Wir finden auch die Zwierleinische Briefe selbst mit noch verschiedenen zu dem Zirkel der Polizey theils sogar namentlich gehörigen Schriften nicht angeführt. Dem ungeachtet viel Dank dem fleißigen und mit litterarischer Genauigkeit sammelnden V. Bey der Menge von Vorschlägen und Tabellen über ein vollständiges Polizeysystem, hat uns immer noch ein Versuch der Anwendung auf einzelne Provinzen gefehlt. Wenn aber dieser Versuch erbauen und zur Nachfolge für andere Provinzen reizen sollte; so müßte er gut deutsch, nicht lateinisch, geschrieben seyn; es ist zwar immer verdienstlich für eine junge Adelsperson in unsern unlateinischen Tagen latein zu schreiben, sowohl um Epitaphien und Inscriptionen lesen oder erfinden, als auch einer akademischen Disputirübung beywohnen zu können, aber für Polizeyschriften, wodurch hauptsächlich der ungelehrte Bürger und Manufakturist belehrt oder erbauet werden soll, ist die lateinische Sprache unbequemer als die Pohlnische, die doch nie in Sachsen eine gelehrte oder technische gewesen, so viel mehr Recht dazu sie auch vor der lateinischen gehabt hätte.

Gm.

Geschichte des Thees und Kaffees. Aus dem Englischen der Herren John Coackley Lettson und John Ellis übersetzt und mit einigen Zusätzen vermehrt. Mit Kupfern. Leipzig in der Dykischen Buchhandlung. 1776. 15½ Bogen. 8.

Der ungenannte Herr Uebersetzer hat sich um beyde englische Werke, davon das erste 1772 zu London in groß Quart erschien, durch seine Anmerkungen und im Texte selbst ange-

angebrachte Verbesserungen und eingeschaltete Zusätze sehr verdient gemacht. Das mehreste hat er aus des Herrn Jongeroux de Bondaroy Abhandlung vom Thee genommen, woher er auch die zweyte Kupferplatte entlehnt hat, die eine richtigere, wenigstens andere, als die Lettsonsche, Vorstellung des Theebaums und seiner Theile zeigt. Nach der botanischen Beschreibung des Theebaums von S. 9—21, folgt die Geschichte desselben bis S. 26. Er ist in Japan und China einheimisch, wovon man die Blätter zur Verbesserung des schlechten Wassers brauchte. Die Holländer führten den Gebrauch des Thees im Anfange des vorigen Jahrhunderts in Europa ein, und er ward zuerst durch die Lords Arlington und Ossory in England, wo man itzt jährlich mehr, als 3 Millionen Pfund desselben verbraucht, bekannt und bald Mode. Aus Kämpfern und den chinesischen Reisebeschreibungen wird umständlich die Cultur des, höchstens nur 6 Schuh hoch wachsenden und 10 Jahre lang tauglichen, Baumes beschrieben, so wie die Einsammlung, Sortirung, Trocknung und Verpackung des Thees — zum Gebrauch derer, die, da dieser Baum auch strenge Kälte aushält, denselben entweder in Europa oder Amerika anbauen wollen. Dann wird die Art, wie Chineser und Japaner den Aufguß vom Thee bereiten, erzählt, und der Verf. führt diejenigen europäischen Gewächse namentlich an, die man statt des Thees hat einführen wollen. Die diätetische und medicinische Abhandlung vom Thee muß Recensent, der kein Arzt ist, übergehen. Dagegen führt er die, von dem Hr. Lettson aus andern Schriftstellern genommene Berechnung des politischen Schadens an, den das so stark eingerissene Theetrinken in England verursacht. Zwey Personen, die täglich Thee trinken, verzehren dadurch jährlich so viel, als fünf Personen zur Anschaffung des Brodts nöthig haben: das ist 7 Pf. 12 Sch. St., oder 46 Thlr. Bey jedem Pfund Thee werden 10 Pfund Butter verbraucht: die Consumption des Thees nur zu 3 Millionen Pfund angesetzt, werden bey dieser Gelegenheit 30 Millionen Pfund Butter, oder 150 Millionen Gallonen Milch verzehrt — wovon wenigstens ½ Million Menschen mehr in England leben könnten.

Die Geschichte des Kaffees enthält, außer einer botanischen Beschreibung desselben, der Geschichte seiner Einführung und der daher entstandenen Caffeehäuser, hauptsächlich gesammlete Vorschriften zu dessen Anbau auf den englischen westindischen

karibischen Inseln. Man hält es für vortheilhaft, den Gebrauch des exoterischen Thees, durch einheimischen, d. i. aus den Colonien gebrachten Caffee zu verdrängen: und schlägt deshalb die Erniedrigung des auf den Kaffee gesetzten, freylich zu hohen Zolles, vor. Itzt giebt jedes Pfund amerikanischen Kaffees an Zoll und Accise 2 Sch. 10½ P. St. — Ein vollständiges Verzeichniß der, aus England nach den amerikanischen Inseln ausgeführten Waaren, macht den Beschluß.

Vz.

Gespräch im Reiche der Todten zwischen einem Financier und einem Kommerzienrathe, über das Kommerzium ihres Vaterlandes. Frankf. und Leipz. 1776. 8. 104 S.

Eine für die Lebendigen wichtigere Schrift als für die Todten. Unter dem Kommerzienrath muß man sich keinen Vertheidiger der Kaufleute und der Krämer, die mehr in Amsterdam und Paris als in Deutschland zu Hause gehören, sondern einen Prediger der Manufacturen gedenken, um den rohen Produkten, besonders der Wolle, den letzten Grad der Fabrikation zu geben, ehe der Ueberfluß außer Land verkauft wird. Unter dem Financier wird ein gewöhnlicher Plusmacher abgebildet, der nur immer baar Geld im Kasten haben, und nichts von Vorschüssen und Prämien an die Fabriken hören will, sondern alles Heil auf die auswärtige Handlung setzt, endlich aber doch durch den Kommerzienrath bekehrt wird, dessen System kürzlich auf folgenden Sätzen beruhet: 1) Den Landesprodukten den höchsten Grad der Veredlung zu geben, das Korn nicht als Korn, sondern als Brod, wie in Leipzig, zu verkaufen, 2) das zünftige Becker- und Wollenkämmervolk, überhaupt die dieser Absicht hinderlichen Zünfte, abzuschaffen, 3) den Feldbau, zumal bey der bekannten Vervortheilung der Müller und Becker, nicht für die vortheilhafteste Quelle des Staats, 4) den Verkauf des rohen Getreydes aber als ein falsches Mittel anzusehen, um Geld ins Land zu bringen, überhaupt die gemeine Finanzgrille; brav Geld ins Land zu bringen, nur mit sehr kluger Einschränkung anzuwenden, 5) eben daher auch aus den Zöllen kein allzu großes Cameral zu machen, weil die

se,

ze auf die auswärtigen Commerzien sich zu viel beziehet. 6) Auch die Zölle von der Einfuhre gewisser fremder roher Produkten in die Fabriken, z. E. Baumwolle ꝛc. aufzuheben oder herab zu setzen, dagegen die rohe Wollenausfuhr schwer zu impostiren. 7) Arbeitshäuser nicht mit Zuchthäusern zu verbinden, sondern Schulen der Industrie und Zufluchtsörter der arbeitsamen Armuth daraus zu machen. 8) Die Unterhaltung der Straßen den Gemeinden und Rittergütern nebst dem Wegzoll unter scharfer Aufsicht zu überlassen. 9) Die vermöglichen Partikuliers sollen den Einkauf der Wolle entrepreniren, und den Unterthanen zu spinnen geben. 10) Ueberall wo möglich, soll die zweyschürige Wolle abgeschafft werden.

Alles patriotisch und gut; und der Schauplatz ist Oestreich. Wenn das ganze Finanzministerium eben so denkt, so ist kein Zweifel, daß alle diese sehr gesunde Grundsätze ausgeführt werden können, weit sicherer, weit bestimmter, als alle physiokratische, noch besser gemeynte Ideale einer bessern Welt.

Aber sobald ein Theil der Stimmen für die unumschränkte Handlung in die weite Welt, für die Metaphysik der Cirkulation, für die transcendente Lehre der Essito- und Transitozölle, für die mystischen Lehren des Agio und Sopragio, für das herrliche Stapelprivilegium, für den numerarisch-kameralischen Vorzug der zweyschürigen Wolle, oder auch mehr für die Einschränkung der dem Landbau schädlichen Schaafzucht, als für die Erweiterung derselben überhaupt, und für hundert ähnliche neue und alte Begriffe sich erklärt, die von den Vertheidigern derselben entgegen gesetzt, obschon nicht immer verstanden werden; dann theilt sich der Patriotismus in zwey Gesichtspunkte, die gegen einander wirken, aus welchem gegenseitigen Widerstand ein Stillestand erfolgt. Und dies wird wohl in diesem Jahrhunderte noch der Fall der meisten Finanzcollegien bleiben; denn so lange zum wenigsten wird es dauren, bis wir überzeugt werden, was für ein wichtiger Unterschied zwischen Cirkulation und bleibendem Eigenthum, zwischen einer am Tische cirkulirenden Tabacksdose eines Fremden, und zwischen den einzelnen Tabacksdosen eines jeden Gastes dem Werthe nach sey. So lange diese Ueberzeugung nicht allgemein seyn wird, so lange werden alle unsere Finanzprojekte schwanken, und der Geruch der gesperrten Handlung, (der so schief betitelten Seele des Staats) der gedrückten Freyheit, der Plusmacherey, der Hofverschwendung, ꝛc. wird den

besten

indischen Inseln. Man hält es für vortheilhaft, den Gebrauch des exoterischen Thees, durch einheimischen, d. i. aus den Colonien gebrachten Caffee zu verdrängen: und schlägt deshalb die Erniedrigung des auf den Kaffee gesetzten, freylich zu hohen Zolles, vor. Itzt giebt jedes Pfund amerikanischen Kaffees an Zoll und Accise 2 Sch. 10½ P. St. — Ein vollständiges Verzeichniß der, aus England nach den amerikanischen Inseln ausgeführten Waaren, macht den Beschluß.

Vz.

Gespräch im Reiche der Todten zwischen einem Financier und einem Kommerzienrathe, über das Kommerzium ihres Vaterlandes. Frankf. und Lpz. 1776. 8. 104 S.

Eine für die Lebendigen wichtigere Schrift als für die Todten. Unter dem Kommerzienrath muß man sich keinen Vertheidiger der Kaufleute und der Krämer, die mehr in Amsterdam und Paris als in Deutschland zu Hause gehören, sondern einen Prediger der Manufacturen gedenken, um den rohen Produkten, besonders der Wolle, den letzten Grad der Fabrikation zu geben, ehe der Ueberfluß außer Land verkauft wird. Unter dem Financier wird ein gewöhnlicher Plusmacher abgebildet, der nur immer baar Geld im Kasten haben, und nichts von Vorschüssen und Prämien an die Fabriken hören will, sondern alles Heil auf die auswärtige Handlung setzt, endlich aber doch durch den Kommerzienrath bekehrt wird, dessen System kürzlich auf folgenden Sätzen beruhet: 1) Den Landesprodukten den höchsten Grad der Veredlung zu geben, das Korn nicht als Korn, sondern als Brod, wie in Leipzig, zu verkaufen, 2) das zünftige Becker- und Wollenkammervolk, überhaupt die dieser Absicht hinderlichen Zünfte, abzuschaffen, 3) den Feldbau, zumal bey der bekannten Bervortheilung der Müller und Becker, nicht für die vortheilhafteste Quelle des Staats, 4) den Verkauf des rohen Getreydes aber als ein falsches Mittel anzusehen, um Geld ins Land zu bringen, überhaupt die gemeine Finanzgrille; brav Geld ins Land zu bringen, nur mit sehr kluger Einschränkung anzuwenden, 5) eben daher auch aus den Zöllen kein allzu großes Cameral zu machen, weil die-

se

er auf die auswärtigen Commerzien sich zu viel bezieht. 6) Auch die Zölle von der Einfuhre gewisser fremder roher Produkten in die Fabriken, z. E. Baumwolle rc. aufzuheben oder herab zu setzen, dagegen die rohe Wollenausfuhr schwer zu impostiren. 7) Arbeitshäuser nicht mit Zuchthäusern zu verbinden, sondern Schulen der Industrie und Zufluchtsörter der arbeitsamen Armuth daraus zu machen. 8) Die Unterhaltung der Strassen den Gemeinden und Rittergütern nebst dem Wegzoll unter scharfer Aufsicht zu überlassen. 9) Die vermöglichen Partikuliers sollen den Einkauf der Wolle entrepreniren, und den Unterthanen zu spinnen geben. 10) Ueberall wo möglich, soll die zweyschürige Wolle abgeschafft werden.

Alles patriotisch und gut; und der Schauplatz ist Oestreich. Wenn das ganze Finanzministerium eben so denkt, so ist kein Zweifel, daß alle diese sehr gesunde Grundsätze ausgeführt werden können, weit sicherer, weit bestimmter, als alle physiokratische, noch besser gemeynte Ideale einer bessern Welt.

Aber sobald ein Theil der Stimmen für die unumschränkte Handlung in die weite Welt, für die Metaphysik der Cirkulation, für die transcendente Lehre der Essito- und Transitozölle, für die mystischen Lehren des Agio und Sopragio, für das herrliche Stapelprivilegium, für den numerarisch-kameralischen Vorzug der zweyschürigen Wolle, oder auch mehr für die Einschränkung der dem Landbau schädlichen Schaafzucht, als für die Erweiterung derselben überhaupt, und für hundert ähnliche neue und alte Begriffe sich erklärt, die von den Vertheidigern derselben entgegen gesetzt, obschon nicht immer verstanden werden; dann theilt sich der Patriotismus in zwey Gesichtspunkte, die gegen einander wirken, aus welchem gegenseitigen Widerstand ein Stillestand erfolgt. Und dies wird wohl in diesem Jahrhunderte noch der Fall der meisten Finanzcollegien bleiben; denn so lange zum wenigsten wird es dauren, bis wir überzeugt werden, was für ein wichtiger Unterschied zwischen Cirkulation und bleibendem Eigenthum, zwischen einer am Tische cirkulirenden Tabacksdose eines Fremden, und zwischen den einzelnen Tabacksdosen eines jeden Gastes dem Werthe nach sey. So lange diese Ueberzeugung nicht allgemein seyn wird, so lange werden alle unsere Finanzprojekte schwanken, und der Geruch der gesperrten Handlung, (der so schief betitelten Seele des Staats) der gedrückten Freyheit, der Plusmacherey, der Hofverschwendung, rc. wird den

besten

besten Gedanken entweder in der Geburt ersticken, oder durch den Schleichhandel in unauflösliche Schwierigkeiten verwickeln, den wir für einen süßen Rächer unserer durch die Financiers und sogenannte Projektmacher gedrückten Freyheit anzusehen gewohnt sind.

Fs.

---

16. Kriegswissenschaft.

Anweisung zum Festungsbau mit verdeckten Flanken und zur defense en revers, als dem einzigen Mittel den Belagerern lange zu widerstehen u. s. w. nebst 5 Kupfertafeln und einer Maschine, Schiffbrücken zu sprengen, von J. D. C. Pirscher. Berlin, 1776. 8. 5½ Bogen.

Daß die Epoche ihr Ende erreichet hat, worinn eine Menge Streitschriften, über verschiedene Befestigungsmanieren, und eine noch größere Anzahl, mehrentheils geträumter Erfindungen in die Welt geschicket wurden, darüber wird hoffentlich jeder vernünftige Soldat sehr zufrieden seyn, und die Seltenheit von dergleichen Art Schriften, ist gewiß nicht ein Zeichen des Verfalles der Kriegsbaukunst in neuern Zeiten. Im Gegentheil bearbeiten diese Wissenschaft, vernünftige Männer jetzt, auf eine weit vortheilhaftere Art, als es ehedem geschahe, man hat sie von mancher Pedanterey gereiniget, und nach einer systematischen Lehrarti zweckmäßiger behandelt, ja ihren Nutzen durch eine neue Anwendung auf die Stellungskunst und Beurtheilung des Bodens noch mehr erweitert. Demohngeachtet aber ist Hr. Pirscher der Meynung, daß sich in jetzigen Zeiten die „Kriegsbaukunst ihrem Verfall nähert, „weil man theils die neuen Erfindungen kaum eines Augenmerks würdiget, theils wei die Ingenieurs, welche zur Verfeinerung derselben etwas beytragen wollten, die Eifersucht „ihrer Vorgesetzten erregen würden, wenn sie ihnen durch neue „Erfindungen den Vorzug streitig machen würden.“ (S. 14.) Unserm Bedünken nach sind es nicht die Menge, selbst guter

Erfin-

Erfindungen, welche dieser Wissenschaft allein, den Grad der Vollkommenheit geben können, dessen sie fähig ist. Die Absicht des V., warum er gegenwärtige neue Befestigungsmanier bekannt gemacht hat, ist, wie er selbst saget, „die Kriegsbau„kunst, welche sich bereits ihrem Verfall nähert, wieder etwas „in Aufnahme zu bringen.“ Wenn sich der V. dieses in allem Ernst sollte vorgenommen haben, so befürchten wir, daß er um alle seine Geheimnisse kommen wird, die er in dieser Wissenschaft zu besitzen glaubet, und worüber er jetzt mit einem Recensenten in der Lemgoer Bibliothek so übel zufrieden ist, der, wie er sagt, ihm seine Geheimnisse ausholen will. —

Seine hier in dieser Schrift erklärte neue Befestigungsart ist übrigens nicht ganz zu verwerfen. Obgleich die Einbildungskraft dem Verf. die Vortheile derselben größer als sie in der That sind, vorstellet; so sind doch die Gründe, nach welchen er seine Anlage entworfen, allemal wichtige Gegenstände in der Befestigungskunst, und wenn auch gleich die Ausführung nicht im ganzen Umfange der Absicht des V. entspricht, so findet man doch darinn manches Brauchbares, welches, wenn es ein geschickter Kriegsbaumeister mit andern eben so wichtigen Grundregeln der Kiegsbaukunst verbindet, sehr gut benutzet werden kann.

Die Absicht des V. bey seiner neuen Befestigungsart erstrecket sich auf folgende Stücke. 1) Den Feind zu zwingen, daß er seinen Angriff auf mehr als ein Polygon ausdehnen müsse. 2) Da, wo es dem Feinde an Raum fehlet, sich auszubreiten, demselben eine größere Anzahl Geschütz entgegen zu stellen. 3) Ihm die Flanken, welche den Uebergang über den Graben bestreichen, zu verbergen. 4) Die Werke für den Ricochetschüssen zu sichern. Um diese Vortheile zu erreichen, hat der V. in seiner Befestigungsart, keine an dem Hauptwall hangende Werke, oder Bastions gemacht. Alle seine Werke hat er durch Graben unter einander und vom Hauptwall abgesondert. Sie bestehen theils in kleinen und großen Brillen, in Ravelinen und halben Monden, wovon die Linien, welche rückwärts in den Graben sehen, eine Brustwehre haben, und solche Richtung bekommen, daß sie hinter einander weg den Graben, der ihnen zur Seite liegenden Werke, bestreichen können. In den Gräben sind Caponieren angebracht, und den Hauptwall hat er rund oder mit kleinen wenig hervorspringenden Platformes angeleget. Er hat hierzu fünf verschiedene Manieren in Abriß gebracht, und eine kurze Beschreibung

Hur die Anlage derselben entworfen, und selbige auf den 4, 5, 6, 10, und 16 Eck angewandt. Wir wollen nur eine dersel ben etwas näher betrachten, um den Leser dadurch in Stand zu setzen, von den Vortheilen und Mängeln dieser Befesti gungsart zu urtheilen. Wir erwählen hierzu die erste Tab. I. Es sind unter den verdeckten Flanken einige, gegen welche der Feind keine besondere Batterie errichten kann, als die Flanke e Tab. I. und die doch seine Demontirbatterie, welche er gegen die Flanke errichtet hat, gemeinschaftlich mit dieser Flanke be schießt, wodurch ihm also ein stärkeres Feuer entgegen gesetzt wird. Gegen d und w aber kann er entweder an der Bresch batterie eine andere en cremaillere anhängen, welche diese Flanke sehen kann, oder er darf nur die Demontirbatterie, welche er gegen die Flanke errichtet hat, gegen das Glacis ver längern. Diese einzige Flanke e aber auch, welche dem Feinde zwar ein von 3 Canons überlegenes Feuer entgegen stellet, wird ihn wohl schwerlich dahin bringen können, seinen Angriff auf mehr als ein Polygon zu richten.

Wir sehen auch nicht wohl ein, wie die verdeckten Flan ken in dieser Befestigungsart den Belagerer verhindern sollten, seine Breschbatterie zu errichten? Er darf sie nur ein wenig von der Contrescarpe des Grabens ablegen, so lieget sie hin ter der Brille c verdeckt und sicher vors Feuer dieser Flanken. Denn auf dem Logement von der Bollwerkspointe wie der V. meynet (p. 54), leget man keine Breschbatterie. Auch ist es nicht nothwendig, daß der Belagerer seine Demontirbatterie gegen die Flanken auf der Rundung des Grabens leget. Er kann sie in der Verlängerung beyder Linien des Grabens, von der Contrescarpe ablegen, wo er eben so gut die Flanke be treffen kann, und hiedurch gienge die Hälfte des Feuers, wo durch der V. den Belagerer aus seinen verdeckten Flanken zu beschießen glaubet, verloren. Wir wollen nur noch einige sehr wichtige Vortheile anführen, welche man verlieren würde, wenn man sich genau an diese Befestigungsart binden wollte. Sobald als die Werke, welche vor dem Hauptwall liegen, ver loren sind, ist der Hauptwall ohne Vertheidigung, und so an geleget, daß man auch nicht einmal einen Abschnitt darauf anbringen kann. In der ersten, dritten und fünften Manier lässet sich dieses nicht einmal auf den, vor dem Hauptwall lie genden Werken, thun. Das kleine Gewehrfeuer kann zum Bestreichen der Werke nicht anders als aus den Caponieren gebraucht werden, welche noch dazu so angeleget sind, daß sie den

den Flanken einen Theil der Aussicht in den Graben benehmen. Was soll das kleine Gewehr in den Casematten der Flancs en revers nützen, da die nähesten über 500 Schritt vom Bollwerkspunkt entfernet sind? Auch ist von diesen Flanken das Cartetschenfeuer zur Defension des Grabens, ohne Gefahr in seine eigene Werke zu schießen, nicht zu gebrauchen. Bloß durch Bonnetirung der Bollwerkwinkel wird auch der V. so wenig als durch Absonderung der Werke, und durch die gebrochene Facen der vierten Manier, das Ricochettiren verhindern. Unter allen gefället uns die vierte Manier am besten, besonders die verdeckte Flanke o ist gut angeleget, und kann dem Feinde bey dem Uebergang über den Hauptgraben nicht allein ein unvermuthetes Feuer entgegen setzen, sondern auch die Linien des Hauptwalles gut bestreichen. Die Urtheile, welche der V. über verschiedene Stücke der Befestigungskunst, diesen Manieren von S. 1 — 50 vorgesetzet hat, und die Abänderungen, welche er dabey in Vorschlag bringet, sind uns nicht sehr unterrichtend vorgekommen. Die Beschreibung von einer Gegend, welche sich am besten zu Anlage einer Festung schicket, (p. 61) enthält auch nichts als was nicht jeder Ingenieur schon weiß, und was fast in allen Büchern, welche von der Fortification handeln, zu finden ist. — Der V. beschliesset diese Bogen mit der Beschreibung einer Maschine, welche zum Sprengen der Schiffbrücken dienen soll. Sie bestehet aus einem 2 Fuß breiten und 15 Fuß langen halbrunden Holze, worinn man zwey Löcher machet, in welchen zwey Bomben befestiget werden, dieses Holz ruhet mit beyden Enden auf zwey Queerhölzern, die Leitung des Feuers gehet durch eine Renne oder Wurst von Pfundleder, bis an die Zünder der Bomben, an beyden Enden der Leitungen sind Flintenschlösser angebracht, und an den Abzügen derselben lange Dräter befestiget, welche das Schloß, wenn sie woran stoßen, abdrücken. Diese Maschine leget man oberhalb der Schiffbrücke in den Strom, und überlässet sie dem Trieb des Wassers. Wir wünschen ihr gutes Glück!

Y.

---

17. Haushaltungswissenschaft.

Witterungslehre für den Feldbau — von Herrn Abt Joseph Toaldo. — Aus dem Italienischen übersetzt von Joh. Gottl. Strudel. gr. 8. Berlin. 1777. 10 Bogen.

Der Verf. ist Professor der Universität zu Padua, und seine Witterungslehre eine Preisschrift über die Frage der Societät der Wissenschaften zu Montpellier: „Was „hat die Witterung für Einfluß auf den Wachsthum der Pflan„zen, und was für praktische Folgerungen lassen sich in Rück„sicht auf den Wachsthum, aus den verschiedenen bisher ge„machten Wetterbeobachtungen ziehen?" —

In der Einleitung merkt der V. S. 25. die Schwierigkeit an, diese Frage gründlich zu beantworten, theils weil uns die Natur des Wachsthums und der Witterung, so wie viele andere Gegenstände der Physik im Grunde noch unbekannt sind, und vielleicht nur noch zu lange Zeit seyn werden; theils aber auch weil wir noch keinen hinlänglichen Vorrath von Wetter- und Feldbeobachtungen haben, um daraus gegründete Regeln zum Gebrauche des Feldbaues abzuziehen.

Erster Theil. Was hat die Witterung für Einfluß auf den Wachsthum der Pflanzen? S. 27. Erstes Kap. Vom Einfluß der Atmosphäre überhaupt auf den Wachsthum. Die Luft ist den Pflanzen eben so nothwendig wie den Thieren, weil sie zur Beförderung ihres Wachsthums mit ihrem Gewicht, Schnellkraft, Wärme, Feuchtigkeit, Trockenheit u. s. w. mannigfaltig reizt, und noch mehr, weil sie selbige durch die Substanzen, die sie enthält, ernähret, S. 28. Dies letztere wird bis S. 33. bewiesen, und gelehret, daß selbst der Dünger und die Bearbeitung der Erde nur schwache Werkzeuge der Fruchtbarkeit seyn würden, wenn nicht aus der Atmosphäre unaufhörlich feine geistige Substanzen abgesetzt würden, welche die gröbern Theile des Düngers und der Erde zur Pflanzennahrung geschickt machten, und solche den Wurzeln derselben zuführten. S. 33. Noch mehr aber wird dieser Satz bestätiget, wenn die Beobachtungen des Hales, Guettard, Bonnet, Duhamel, u. a. m. darthun, daß

die Pflanzen durch Hülfe der Poren, und ansaugenden Gefäße der Rinde und der Blätter, eine saftige und körperliche Feuchtigkeit zur Nahrung aus der Luft anziehen. Die Zweige und Blätter derselben sind ihre Wurzeln in der Luft. Newton und nach ihm Franklin, glauben, daß die Pflanzen außer der Luft auch noch Licht- und Feuertheilchen einziehen, welche sich mit den feinern flüßigen Körpern in der Pflanze festsetzen, und vermuthlich den angenehmen Geruch und Geschmack der Blumen und Früchte, und andere geistige Eigenschaften der Pflanzen hervorbringen. S. 34. Dem Wachsthum ist nichts günstiger, als eine feuchte Wärme; die Feuchtigkeit giebt die Materie, die Wärme die Bewegung. Der Grund hievon ist die elektrische Materie, welche bey feuchter warmer Witterung sich den Pflanzen mehr mittheilet, und ihre feinsten Haarröhrchen durchdringet, und daher nur mit Mühe durch die Maschinen alsdenn concentriret werden kann, weil sie von den feuchten Dünsten der Luft absorbiret wird. **Zweytes Kapitel.** Vom Einfluß einer jeden Art von Witterung auf den Wachsthum. S. 37. Von den Winden §. 1. Der Verf. zeigt hier sehr schön, daß die Meynung der Alten, welche die Winde einer Art von Explosion der Ausdünstungen zuschreiben, richtiger sey, als der neuern Naturforscher, die sie Ströme der Luft nennen, die sich bemühet, das unterbrochene Gleichgewicht zwischen zween Räumen des Dunstkreises wieder herzustellen. Die Winde befördern in den Bäumen und Pflanzen die Circulation, die Absonderung und Ausdünstung der Säfte, und sind für die Pflanzen das, was Bewegung, Lauf und Leibesübung den Thieren ist. S. 39. So wie die Materien beschaffen sind, die sie herzuführen, so sind sie dem Wachsthum nützlich oder schädlich, und geben überhaupt jeder Art von Witterung den Ausschlag. §. 3. Der Regen enthält alles, was zum Wachsthum der Pflanzen erforderlich ist, feste Theile, geistige Theile und das Vehiculum, den Keim dieser beyden Elemente, nehmlich das Wasser. Der Thau §. 4. enthält wie der Regen, viele fremdartige Theile, die von allen Körpern, hauptsächlich aber von den Pflanzen, ausdunsten, und wie diese Theile ihrer Natur nach beschaffen sind, so ist er zum Wachsthum nützlich oder schädlich; überhaupt aber ist er fruchtbarer als der Regen, so wie der Regen fruchtbarer ist, als gemeines Wasser. Mit dem Nebel §. 5. hat es gleiche Bewandniß. §. 6. Der Schnee, welcher mit dem Regen fast gleiche Bestandtheile hat, erwärmet die

Erde, indem er die auch im Winter davon ausdünstende Wärme, welche sich sonsten zerstreuen würde, zurückhält. Die Würkungen des Frostes auf das Erdreich und die Pflanzen, werden §. 7. sehr gut beschrieben, wie auch des Hagels und Reifes, §. 8. und §. 9. Vom Blitze und Erdbeben bis zu Ende. **Drittes Kap.** Jahrgang des meteorologischen Jahres. Theophrast sagt: Annus fructificat, non terra. Ein fruchtbar Jahr ist, wenn der Winter sehr kalt, vielen Schnee hat, und übrigens trocken ist; wenn das Frühjahr zeitig eintritt, mit warmen Regen und sanften Winden, wenn der Sommer sehr warm, mit nöthigen Regen dazwischen, und endlich der Herbst temperirt, mehr trocken als naß ist. S. 51. Das Feldjahr fängt sich mit der Aussaat im Herbste an. Hier wird S. 59. von der Zeit des Säens, und von den Vortheilen einer frühen Saat gehandelt, und sodann die gute und böse Witterung des Winters beschrieben; worauf der V. S. 64. eine Digression über den Rost und andere Krankheiten des Getreydes macht, die in aller Absicht lesenswerth ist. Targioni und Fontana, zween gelehrte Physiker in Toscana, haben seit kurzem Beobachtungen über den Rost des Getreydes angestellet, und behauptet entdeckt zu haben, daß er nichts anders sey, als eine Ansammlung einer unzähligen Menge Schmarotzerpflanzen, welche durch ihre unendlich viele Würzelchen, die sie zwischen die Fibern der Getreydepflanzen einschlagen, selbige aussaugen, wodurch die Körner taub, oder wenigstens mager bleiben. S. 65. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Meynung viel Wahrscheinlichkeit vor sich hat. Vom Frühling und Sommer S. 69. u. f. Die ärgsten Geisseln in dieser Jahreszeit für den Wachsthum und das Gedeyen der Pflanzen sind Dürre und Nebel. Vom Herbst S. 72. u. f. Hier sind verschiedene gute Anmerkungen vom Weinstock eingerückt.

Zweyter Theil. „Was für praktische Anmerkungen „lassen sich in Rücksicht auf den Wachsthum oder auf den „Feldbau aus den verschiedenen bisher gemachten Wetter„beobachtungen ziehen?" — Hier kommen **Erfahrungsregeln und Muthmaßungsregeln** vor. Unter den ersten findet man S, 84. die höchstmerkwürdige Beobachtung des T. zu Padua und des Pater Cotte zu Paris, daß seit verschiedenen Jahren die Anzahl der wolkichten, feuchten und regnichten Tage sich vermehret, und im Ganzen die Wärme abgenommen hat, welches der Verf. noch von andern Gegenden

bestätigt zu sehen wünscht, um hierin die nächste Ursache von der Unfruchtbarkeit der Erde zu finden, womit Europa seit einigen Jahren heimgesucht wird; weil die Wärme die Hauptkraft der Zeugung ist. Hieraus folgert nun der Verf. die allgemeine praktische Lehre, daß man die Kräfte der Kultur vervielfältigen, und vor allen Dingen die Erde durch ein schickliches Mittel zu erwärmen, und mit hitzigem Dünger, als mit Kalk, Asche u. s. w. auszutrocknen suchen soll. S. 82. u. f. kommt der Verf. endlich auf die Mittel, die der Wetterveränderung unterworfenen Tage, die außerordentlichen Jahrgänge und den Lauf der Jahreszeiten wahrscheinlich vorher zu bestimmen. Der Mond hat einen offenbaren Einfluß auf die Wetterveränderung, indem er nach seinen verschiedenen Stellungen nicht nur die tägliche Ebbe und Fluth im Ocean, und durch diese Ebbe und Fluth Veränderungen in der Luft veranlasset; sondern selbst in dem Luftocean oder der Atmosphäre eben solchen Wechsel als im Weltmeere hervorbringt, und also bey der Witterung offenbar mitwirkt. Hier findet der Leser S. 90. eine Tabelle, welche diese Theorie durch eine funfzigjährige sehr genaue Beobachtung der Witterung bestätiget, ja der Verf. setzt hinzu, daß er solche mit andern Witterungsverzeichnissen von sehr entfernten Jahren und von weit entlegenen Erdstrichen durch alle Welttheile verglichen, und eine bewundernswürdige Uebereinstimmung gefunden habe. Nach dieser Tabelle verhalten sich die Fälle, da sich das Wetter verändert hat, gegen die, da solches nicht geschehen ist, beym Neumonde wie 6 : 1, beym Vollmonde wie 5 : 1, beym ersten Viertel wie $2\frac{1}{2}$: 1, beym letzten Viertel wie $2\frac{1}{2}$: 1, u. s. w. durch alle Mondespunkte hindurch, mehr oder weniger. Da ferner die Periode des Mondsapogeum alle 8 Jahre und 10 Monathe zu Ende gehet, und Plinius schon angemerket hat, daß die Ebbe und Fluth in 8 Jahren wieder dieselbe sey, so verglich der V. die Regentabellen von Paris und Padua hiemit, und fand, daß das Maaß des Regens in einem Zeitraume von 9 Jahren sich immer gleich war, und schliesset daher auf einen Umlauf der Witterung innerhalb 8 bis 9 Jahren. In der Folge wird diese Untersuchung bis auf Tage und Stunden fortgesetzt, und man erstaunet über die Sorgfalt des Verf. in seinen Beobachtungen. Einen Umstand wollen wir hier noch anführen, da nehmlich S. 97 erwiesen wird, daß es ungleich mehr bey Tage als bey Nacht regne, welche Erfahrung der Verf. §. 152. aus der Elektricität

cität der Luft zu erklären sucht. S. 102. u. f. Allgemeine Geschichte der vier Jahreszeiten nebst den Charaktern der Monathe und der Tage. Hiezu hat der Verf. sich aus seinen und des Marchese Poleni funfzigjährigen Beobachtungen eine große Tabelle von allen Tagen dieser 50 Jahre gemacht, theilet aber solche wegen ihrer Größe nicht mit, sondern nur Auszüge, die er mit Anmerkungen begleitet. Z. E. der erste Jenner ist in diesen 50 Jahren 14mal heiter gewesen; geschneiet oder geregnet hat es 14mal; geschneiet besonders 6mal; Wind 3mal; 19mal wolkigt oder bedeckter Himmel; folglich ist im Ganzen von diesem Tage wenig schönes Wetter zu erwarten. Hier wünscht sich der Verf. die gerühmten viel tausendjährigen Beobachtungen der Aegyptier und Babylonier, um gewiß zu werden, ob diese Neigung der Tage zu einer gegebenen Beschaffenheit der Witterung wirklich sey, und welche Witterung es seyn könnte. Dem Leser werden des Verf. Anmerkungen sehr gefallen. Sodann kömmt S. 114 ein thermometrischer Calender vor, von welchem der Verf. selbst sagt, daß er ihn aus diesen funfzigjährigen Beobachtungen mit mühsamer Arbeit endlich vollendet habe. Zum Beschluß sagt er S. 121, „Wenigstens werde ich einen Pfad zu neuen Untersuchungen eröffnet, und auch Thatsachen und Resultate gegeben haben, die, sie seyen auch, wie sie wollen, bisher von „den Naturforschern noch nicht gehörig untersucht worden sind.“ Am Ende folget ein auf diese funfzigjährigen Beobachtungen, vereinbaret mit der Theorie der Mondsveränderungen sich gründender Witterungscalender, der nach des Verf. eigenen Ausdrücken freylich nicht geradezu, und zum Spiel, wie die alltäglichen, gemacht ist.

Sollten wir nicht hoffen können, daß bey den fortgesetzten Bemühungen solcher geschickten Männer, wie der V. sich hier zeigt, man endlich auch in solcher dunkeln Sache, als Witterung ist, klärer sehen, und zum Besten des Landbaues und tausend anderer Verrichtungen im menschlichen Leben, gewissere Regeln festsetzen werde? —

Gottfried Ludolph Graßmann — Bestimmung des Landes zu dem reichlichen Unterhalt einer Bauernfamilie. — 8. Berlin. 1776. 13 Bogen.

Ist

Ist kein neuer Beweis der großen praktischen Kenntnisse des würdigen V. von der Landwirthschaft, dessen anderweitige ökonomische Schriften wir schon mehrmalen in unserer Bibliothek mit dem ihnen gebührenden Lobe angezeiget haben. Gegenwärtige Bogen sind eine Preisschrift, welche von der berühmten russisch kaiserlich freyen ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg gekrönet worden ist. Alles ist nach denen russischen Frucht- und Längenmaaßen in der Ausarbeitung berechnet, wobey wir zwar die genaue Kenntniß derselben an dem Verf. bewundern, zur Bequemlichkeit unsrer deutschen Landesleute aber wünschten, daß es ihm gefallen hätte, bey dem Abdrucke dieser gründlichen Schrift die in Deutschland üblichen Maaße anzunehmen. Denn welcher deutsche Landwirth verstehet die Wörter: **Ebettwert, Desetin, Krondesetin** u. dgl. obgleich in einer Anmerkung S. 109. etwas davon erkläret ist.

Beurtheilung der Schrift des Churhannöverschen Regierungsraths von **Brocken**, über die zu Berlin aufgeworfene Preisfrage: Von Vermehrung des Wachsthums der Bäume in den Forsten, von G. M. L. v. **Wedell**. — 8. Breslau. 1775. 6¼ Bogen.

Ist ein grimmiger Ausfall auf den armen Herrn v. **Brocken**, und wenn wir es recht beym Lichte besehen, selbst auf das Königl. Preuss. Generaldirektorium, welches dieser von dem Herrn v. **Wedell** so sehr durchgestriegelten Schrift den Preis zuerkannt hat. Es ist zwar an dem, daß in der Abhandlung des Herrn von **Brocken** verschiedene bey den Forstmännern noch streitige Säße als richtig angenommen werden; indessen verdient er doch noch lange nicht den spöttischen Tadel des Hrn. v. **Wedell**, so wenig wie dieser das Lob eines großen Kenners der Natur und Beschaffenheit der Bäume und ihres Wachsthums, wofür er doch so gern angesehen seyn will. Ein Beweis hievon ist seine durch die ganze Schrift behauptete höchst irrige, und bloß auf alten betrieglichen Wahn gegründete Meynung, daß, so wie alle Bäume, also vornehmlich die Eiche ihre meiste Nahrung aus der Tiefe des Bodens mittelst der Pfahlwurzel herhole. Wie wenig

hat er doch die vortrefflichen Versuche eines Bonnet, Du Hamel, Hales, u. a. m. gelesen! wie unbekannt ist ihm die wahre Struktur des Baums! Hat er nie von dem Creislauf des Saftes im Baume etwas gehöret? Weiß er es nicht, daß die Blätter des Baumes, sein ganzer Stamm und Rinde, und die in und unter der Oberfläche der Erde schräge oder auch parallel fortlaufenden Wurzeln dem Baume eigentlich die meiste Nahrung zuführen, und daß selbst die geliebte Pfahlwurzel von diesen Safteinsäugern sehr oft mit ernähret wird? — Hievon ist der augenscheinliche Beweis an den Fichten wahrzunehmen, wenn deren Pfahlwurzeln oft von großer Dicke, Mannes tief in einem todten Sandboden stecken, in welchem nicht das geringste von Nahrungssaft weder für Wurzel noch Baum anzutreffen ist. Die Natur bauet die Pflanzenwurzel nicht eben, um den Baum vorzüglich durch selbige zu ernähren, sondern als ein starkes Fundament, darauf ein so ansehnliches Gebäude sicher und fest stehen könne. Kurz, dem Hrn. v. Brocke gebühret wegen seiner Forstkenntniß gar nicht die Verachtung, welche der Herr von Wedell und Herr von Köckritz zu Ilsenburg, dessen Brief als eine Urkunde hier mit abgedruckt ist, so gern über ihn und seine Schriften verbreiten wollen.

Sam. Dav. Ludw. Heune Anweisung wie man eine Baumschule von Obstbäumen im Großen anlegen, und gehörig unterhalten solle. Dritte und nun vollständig vermehrte Auflage, mit Kupfern. gr. 8. Halle. 1776. 1 Alph.

Die vorigen Ausgaben dieses guten Buchs sind in unserer Bibliothek bereits beurtheilet, und dem Leser empfohlen worden. Gegenwärtige dritte Auflage übertrifft nun allerdings die beyden vorigen, sowohl was die Verbesserung einiger kleinen, von dem Verf. selbst hier angezeigten Irrthümer betrifft, als hauptsächlich wegen der eingerückten schönen Abhandlung des Pastor Thiele, vom Kopuliren oder Anplacken der Obstbäume, und sodann wegen eines neuen Kunstgriffs des Verf., den er in der Vorrede zu dieser Ausgabe ausführlich erzählet; nehmlich um zu Apfel- und Birnbäumen zu gelangen, die baldige Früchte tragen, sonderlich wenn man sie

zu Zwergbäumen erziehen will. Man soll bey Sammlung der Apfel- und Birnenkerne jede Sorte besonders aufbewahren, und in besondere Reihen säen, und sodann diejenigen Sorten, welche schwaches Holz treiben, und deren einige hier genannt werden, allein zu Zwerg- und Spalierbäumen, die starktreibenden aber zu hochstämmigen Bäumen nehmen. Diese Vorsicht des Sortirens der Kerne, welche der Recens. schon im Jahr 1763. in seiner ansehnlichen Baumschule vorgenommen, hat aber auch noch einen andern großen Vorzug, den der Verf. vielleicht noch nicht kennet, der aber in der Natur der Sache gegründet ist, nehmlich wenn man auf diese Weise sicher ist, daß z. E. dieser Kernstamm ein Borstorfer, und jener eine Calville u. s. w. ist; und man pfropfet oder okuliret die nehmliche Sorte auf den nehmlichen Kernstamm, so müssen natürlicher Weise Baum und Frucht vortrefflich werden, weil Wurzel und Stamm mit dem Pfropfreis oder Okulierauge völlig homogen sind. Leider hat eine Veränderung der Situation des Recens. ihn des Vergnügens beraubt, dem Publikum, diese mit so vieler Sorgfalt angestellte physikalische Erfahrung als völlig gegründet darzustellen, weil er jetzt nicht weiß, wo diese damals achtjährigen den schönsten Wachsthum zeigende junge Bäume jetzt nach 13 Jahren vermuthlich schon anfangen, die schönsten Früchte zu tragen. Um Zwergbäume klein zu erhalten, die Früchte aber sehr groß zu machen, empfiehlet der Rec. aus eigener Erfahrung, das Doppeltokuliren, und wundert sich billig, daß der aufmerksame V. von diesem Kunstgriffe nichts meldet.

Beyträge zur Beförderung der Haushaltungskunde, und anderer damit verwandter Wissenschaften. Herausgegeben von D. Daniel Gottfried Schreber. — Mit Kupfern. gr. 8. Münster. 1776. 1 Alph.

Endlich auch einmal wieder etwas von unserm alten würdigen Schreber! — Es sind diese Beyträge von eben der Art, als wie seine in der ökonomischen- und Cameralwelt so sehr beliebten in 36 Theilen bestehenden Sammlungen, welches den Lesern und Kennern der Schriften dieses gelehrten Mannes zur Anzeige und Beurtheilung vollkommen hinreichend

reichend ist; und die, welche nicht zu dieser Zahl gehören, können sich auf unser Wort und das vortheilhafte Zeugniß so vieler geschickten Männer sicher verlassen, und das Buch auf Treue und Glauben kaufen, ohne ihr Geld bereuen zu dürfen.

Forstcatechismus, oder kurzer Unterricht für junge Leute, die sich dem Forstwesen als Unterbediente zu widmen gedenken, in Fragen und Antworten eingerichtet. 8. Osnabrück. 1776. 8 Bogen.

Ist aus Beckmann, Cramer, und andern guten practischen Schriftstellern vom Forstwesen ausgezogen, und kann Anfängern wegen der Deutlichkeit des Vortrags und Zuverlässigkeit der Sachen von großem Nutzen seyn.

Das regelmäßige Versetzen der Bäume in Wäldern und Gärten, von C. J. F. v. Dieskau. 8. Meinungen, 1776. 10 Bogen.

Der Verf. hat die sonst bekannten Regeln vom Verpflanzen der Bäume, mit Vermeidung aller Weitschweifigkeit nicht nur gründlich vorgetragen, sondern bemühet sich insbesondere, den zwar längst erfundenen, aber von den neuern Baum- und Gartenliebhabern sehr vernachlässigten Kunstgriff, den zu verpflanzenden Baum mit Wasser einzuschlämmen, an Oertern, wo es thunlich, von neuem einzuschärfen.

Handbuch für den Landmann, oder Verzeichniß der in jedem Monath zu Besorgung der Landwirthschaft zu verrichtenden Arbeit, aus vieljährigen von einem alten Landwirth angestellten Versuchen und Erfahrungen. 8. Berlin. 1776. 6 Bogen.

Wir haben dieser Wirthschaftskalender bereits eine große Menge, und gegenwärtiger enthält ganz und gar nichts neues.

Beant-

Beantwortung der Preisaufgabe: „demjenigen, der „die beste Düngung nach Beschaffenheit des Landes anzugeben weiß, und introduciret u. s. w.“ 8. Berlin. 1775. 1 Bogen.

Freylich zwar nur ein einziger Bogen, aber auch dieser hätte füglich ungedruckt bleiben können. Man soll die Gemeinheiten aufheben, Futterkräuter säen, und die Stallfütterung einführen. Dies ist so bekannt, als jene römische Geschichte, da ein junger Redner pro rostris seine Rede mit den wiederholten Worten anfieng: Virtus est laudabilis, und es antwortete einer aus dem Haufen: Stulte quis dubitat? —

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens aus Chur vom 12 Julius 1777.

Die philanthropinische Anstalt zu Marschlins ist ganz aufgehoben. Es konnte auch nicht anders gehen. Hr. Bahrdt war gar der Mann nicht, der gesetztes Wesen und Erfahrung von der Erziehung hätte, und der fähig gewesen wäre, die glühenden Visionen des rechtschaffenen Herrn von Salis auf wirklich praktikable Entwürfe zu reduciren. Ein sehr rechtschaffener Mann ist der Herr von Salis, und er ist im Opfer seiner Rechtschaffenheit gefallen. Er hat auf sein gutgemeyntes menschenfreundliches Projekt viele tausend Gulden depensiret, ohne einigen Erfolg zu sehen. Er wollte zu viel! Qui trop embrasse mal etreint. Ein güldenes Sprüchelchen, das die noch übrigen philanthropinischen Schulen zu Dessau und Heidesheim wohl erwegen möchten. Ich wünsche beyden, daß sie sich nicht von allerley Winde mögen bewegen lassen. — In Colmar hat die Schule, ohne vieles Schreyen, vortrefflichen Fortgang, weil Hr. Pfeffel sich vernünftig einschränket. — Dieses Hrn. Pfeffels Bruder, unser expatriirter Landsmann, Hr. Pfeffel in Versailles, Iurisconsulte du Roi au departement

ment des affaires étrangéres, hat seinen wohl aufgenommenen Abrége de l'histoire et du droit public d'Allemagne von neuem überarbeitet in zween Quartbänden vor einigen Monaten herausgegeben. Daß es dem Style an Korrektion hie und da gebricht, entzieht dem Werthe des Buchs nichts.

Auszug eines Schreibens von Nürnberg vom 24 Julius 1777.

Die **Nachrichten von dem Leben Johann Bunkels**, welches in Ihrem Verlage auf Vorauszahlung gedruckt wird, sind auch in unsern Gegenden allgemein bekannt, sie sind sogar in die benachbarten katholischen Provinzen eingedrungen. Es giebt daselbst freylich noch viele Leute, die in der glucklichen Unwissenheit aller Litteratur leben, welche der Meynung unserer neuern Genies nach, allem Denken und Gelehrsamkeit weit vorzuziehen ist. Solche Leute mögen wohl diese Blätter sehr angestaunt haben, und sind sie einem eifrigen Landpfarrer in die Hände gefallen, so sind sie nicht sicher, daß nicht à la **Merz** dawider geprediget worden ist, weil er sie vielleicht für Einladungszettel ketzerischer Emissarien angesehen hat, um aus dem ächt katholischen Bayerlande Kolonisten in ketzerische Provinzen zu ziehen. Halten Sie dieses ja nicht für übertrieben! Ich kann Ihnen bereits durch anliegenden **Originalbrief** beweisen, daß ein Postmeister in einer ansehnlichen Stadt,*) der wohl nicht der ungescheuteste seines Orts seyn mag, diese Nachrichten für **Anzeigen einer Lotterie, oder andere in derley einschlagende Sachen** angesehen, und solche als höchstverbotene Sachen mit der ersten Post voller Schrecken zurückzusenden geeilet hat. Diesen Originalbrief sollten Sie als einen kleinen Beytrag zur Geschichte der Aufklärung in manchen Provinzen öffentlich bekannt machen.

„(P. T.)

„Weillen in denen Landen Bajern bey schwerester Strafe, „weder von einer Ausländischen Lotterie, od. in solche einschla„gende andere derley Sachen nicht angenohmen werden dür„fen.

*) In diesem Abdrucke hat man, aus christlicher Liebe, den Ort, und den Namen des Verfassers dieses in der That ganz originalen *Pilets*, nicht bekannt machen wollen.

„sen. So kann nicht anderst, als die an mich geschickte Pileta „und Vorberichte zurück schicken: meine Dienste in andewege „erbietten und unter höflicher Empfehlung geharen.„

„* * * den 5 Juny 1777

„Dero

„Ergebenster Diener.
+ +
„Kayserl. Reichs-Postamts
„Verwalter allda.“

Auf Verlangen wird folgendes eingerückt.

In dem 44sten Stück der Gothaischen gelehrten Zeitung, und im Deiner'schen Allg. krit. Archive 4 B. 2 H. S. 478. ist die sonderbare Nachricht zu lesen: „daß der Bi„schof von Straßburg auf der dasigen hohen Schule eine „neue Fakultät pro iure canonico errichtet, und zum ersten „Professor derselben Hrn. P. A. E. Ditterich *) (so nennt „und schreibt er sich eigentlich) ernennet habe.“ Zu verwundern, daß man in Gotha und Frankfurt a. M. noch nicht wissen soll, daß zu Straßburg nur Eine hohe Schule oder Universität ist, und diese bloß mit solchen Professoren besetzt, die der evangelischen Religion zugethan, und zur treuesten Beybehaltung derselben eidlich verpflichtet sind; daß ferner der Bischof bey dieser Universität, mithin auch bey Bestellung der Professoren, nicht das Mindeste zu sagen, noch zu thun habe. — Die Straßburgische Universität hat von jeher eine Juristenfakultät gehabt. Bey dieser hat es noch nie an einem Professor des kanonischen Rechts gefehlt. Der jetzige ist Hr. Joh. Dan. Reißseissen, welcher dasselbe, wie die übrigen Theile der Rechtswissenschaft, sowohl evangelischen, als katholischen Zuhörern vorträgt. — Jene Nachricht sollte eigentlich also lauten: „Der Bischof von Straßburg hat auf seiner schola episcopalis, welche nun sehr uneigentlich eine Universität oder hohe Schule genennet wird, eine Lehrstelle für das Ius Canonicum errichtet, und solche dem Hrn. Prof. Ditterich anvertrauet, mit der Erlaubniß, auch Licentiaten und Doktoren in diesem Theile der Rechtsgelahrheit zu kreiren.“ So, und nicht anders, verhält es sich. Die Licentiaten, welche

*) einem Exjesuiten aus Würzburg.

welche bey den Gerichtshöfen gedenken angenommen zu werden, müssen noch, wie vorhin, auf der Universität studirt, und von der Fakultät den Lehrbrief erhalten haben.

* * *

Herr Justizrath und Prof. Hirschfeld zu Kiel hat angekündigt: Ausführliche Theorie der Gartenkunst. Man hat von ihm über diesen Gegenstand schon Anmerkungen über die Landhäuser und die Gartenkunst (Leipz. 1773. 8.) und Theorie der Gartenkunst (Leipz. 1775. 8.). Dieß neue Werk wird eine größere Ausführung der in jenen vorgetragenen Sachen enthalten: mehr Entwickelung, mehr Aussichten, mehr Regeln, mehr Beobachtungen, mehr Beyspiele. Es werden Kupferstiche von einem berühmten Künstler hinzukommen, über verschiedene Gegenstände des Werks, vornämlich über Landhäuser, Gartengebäude, und Werke der Architektur; die Zahl der Kupferstiche kann noch nicht bestimmt werden. Das ganze Werk wird drey, höchstens vier, Theile in gr. 4. ausmachen, jeder Theil etwa ein Alphabet stark, mit saubern Druck auf Schreibpapier; bey Weidmanns Erben und Reich, in Leipzig, die für die möglichste typographische Schönheit sorgen werden. Der erste Band erscheint in der Ostermesse 1778, und so jede Ostermesse ein neuer. Zugleicher Zeit wird immer eine französische Uebersetzung eben daselbst, und auf eben die Art, erscheinen.

* * *

Wir haben dem Herrn Zingg in Dresden ein auf sehr schönes Papier gedrucktes Kupferwerk der vornehmsten Platten, die der sel. Hofmaler Dietrich daselbst nach und nach geätzt und herausgegeben hatte, (wovon aber einige sehr rar waren,) zu verdanken. Es besteht in 85 Platten, theils in historischen Gegenständen, theils in Landschaften.

Man kennt schon genug die Freyheit, den Reiz, und den Geschmack, der in allen Dietrichschen Platten herrschet; und niemals sind seine Arbeiten so schön abgedruckt worden, als unter der Aufsicht obgedachten Künstlers, der sein vertrauter Freund war, und alles vollkommen versteht, was sowohl zur Behandlung der Platten, als auch zum Abdruck derselben gehört. Er hat selbst einigen Platten, die es benöthigt waren, mit der ihm eigenen Einsicht und Fertigkeit nachgeholfen, und sie wieder in sehr guten Stand gesetzt; besonders an einer großen Platte, auf welcher Christus die Kranken heilend

lens vorgestellt ist, und die der verstorbene Dietrich sehr unfertig hinterlassen hatte, hat er sehr vieles ausgeführt, um sie der Vollkommenheit zu nähern.

* * *

Die Herren Höpfner, Nebel, Dieze, Böhm, Alexwesahl und Köster, sämmtlich Professoren zu Giessen, kündigen eine deutsche Encyklopädie, oder allgemeines Realwörterbuch aller Künste und Wissenschaften an, welches im Varrentrappischen Verlage zu Frankfurt am Mayn herauskommen, und 12 Bände in klein Folio, jeder von 10 Alphabeten, stark werden soll.

* * *

Herr Hofrath Reinhard in Erlangen wird Beyträge zur Naturgeschichte und Geographie des Fränkischen Kreises herausgeben.

* * *

Von des Hrn. Prof. Sulzers Theorie der schönen Künste, soll eine neue verbesserte und vermehrte Ausgabe herauskommen, davon der erste Theil auf Ostern, und der zweyte Theil auf Michaelis 1778 erscheinen wird.

* * *

Das 1756 zu Jena herausgekommene Geographische Reise- Post- und Zeitungslexikon von Deutschland, wird von einem beym Chursächsischen Postwesen angesehenen, und in Postsachen erfahrnen Manne, ganz umgearbeitet. Wer dazu einige Verbesserungen und Beyträge liefern will, kann sie an die Fickelscheersche Buchdruckerey in Jena, oder an die Chursächsische Zeitungsexpedition zu Leipzig bis Ostern 1778 einsenden.

Beförderungen.

1777.

Herr Schlettwein, ehemaliger Badenscher Kammerrath, welcher seit einiger Zeit in Basel Vorlesungen über Politik, Oekonomie, und Kameralwissenschaft gehalten, kömmt nach Giessen als ordentlicher Lehrer der Oekonomie und Kameralwissenschaft.

Auch geht dahin, als ordentl. Prof. in demselben Rechte mit dem Titel eines Hess. D. Raths, Herr Breidenstein, bisheriger Schulkollektor oder Schulverwalter in Hanau.

Der Rath und Bibliothekar in Kassel, Hr. Schminke, hat, nebst Zulage an Besoldung und Regierungsrathscharakter, die Aufsicht über das dasige Medaillen- und Kunstkabinet erhalten.

Ms. *de Luches* (Verf. der im Julius 1775 angefangenen Nouvelles de la république des lettres, à Lausanne.) steht als Bibliothekar und Direktor des französ. Theaters, mit Geheimenlegationsrathscharakter, in Kassel.

Hr. M. Hezel in Jena geht als außerordentl. Professor der orientalischen Sprachen von da nach Erlangen.

Auf der Universität Büzow ist der D. M. Hr. Graumann zum außerord. Prof. der Medicin angesetzt worden.

Die Herren Professoren, C. R. Christiani und Hirschfeld, haben zu Kiel die Würde königl. Justizräthe erhalten.

Hr. Prof. Schütz zu Halle hat neulich eine ordentliche Professur der Philosophie daselbst erhalten.

Hr. D. Graumann geht als Prof. der Medicin nach Büzow, Hr. D. Weber zu Göttingen als Prof. der Medicin nach Kiel, und Hr. Hof- und Leibarzt Metzger zu Burgsteinfurt, als Professor der Anatomie und der Hebammenkunst, desgleichen als Stadtphysikus und Samländischer Kreisphysikus, nach Königsberg in Preußen.

Nach dem Tode des Hrn. Reuß ist Herr D. Joh. Fr. Cotta zum Kanzler der Tübingischen Universität ernannt worden. Die zweyte theolog. Professur nebst dem Vizekanzellariat und der Prälatur Lorch, wurde dem Hrn. D. Christoph Fr. Sartorius zu Theil, an dessen Stelle Hr. Prof. Uhland zum dritten ordentl. Professor der Theologie und zweeten Superintendent des theolog. Stifts befördert, und das bisher von ihm geführte Ephorat dieses Stifts dem Hrn. Prof. Schnurrer übertragen worden.

Dem Hrn. Prof. Döderlein zu Altdorf ist die zu Königsberg erledigte Lehrstelle der Theologie angetragen worden.

Hr. M. Henke zu Helmstädt ist daselbst Prof. Philosoph. extraord. mit Gehalt geworden.

Hr.

Hr. Regierungsrath und Professor Springer zu Erfurt geht als Kammerdirektor nach Darmstadt.

Hr. Pfr. Richter, dessen Vers. einer neuen Uebersetzung und Erkl. des Br. an die Römer von uns angezeigt worden, ist Inspektor, erster Pfarrer und Konsistorialassessor in Zweybrücken, an des sel. Spangenberg's Stelle, geworden.

Hr. Sprengel in Göttingen gehet als Professor der Geschichte nach Jena.

Der Herzogl. Konsistorialrath und erste Prof. der Rechte zu Büzow; Hr. A. F. Reinhard, welcher auch schon zum Assessor am Kayserl. Kammergerichte soll designiret seyn, ist neulich zum Direktor des Mecklenburgischen Konsistoriums ernannt worden.

Zu Leipzig ist Hr. D. Kind außerordentlicher Professor Juris geworden.

Der Hr. Geh. Rath von Kori ist an des verstorbenen Hrn. Baron von Ickstadt Stelle, Direktor der Universität zu Ingolstadt geworden.

Zu Wien ist Hr. J. B. Bolla, der sich eigentlich auf das Gypserhandwerk gelegt, aber bey Ausübung seiner Profession die Nächte zu Erlernung der griechischen Litteratur angewendet, öffentlicher Lehrer der griechischen Sprache, und der berühmte P. Vogt an des sel. von Heß Stelle Lehrer der Geschichte geworden.

Hr. Prof. Lobstein zu Gießen wurde den 28 Jun. zum Metropolitan und ersten Stadtpfarrer in Butzbach ernennet.

Der verdienstvolle Pfarrer, Hr. Richter zu Ernstweiler, ist vom Herzoge von Zweybrücken zum Konsistorialrath und Inspektor ernennet worden.

Todesfälle.

1776.

Im December starb in Berlin der berühmte Doct. Med. und Hofrath, Hr. Johann Jakob Mizow, im 76 Jahre seines Alters.

1777.

In Braunschweig ist der Dichter, Herr Zachariä, Prof. am Karolino, und in Kiel der Prof. der Gottesgelahrheit, Hr. D. Gotthelf Traugott Zachariä, verstorben.

Den 29 Jänner starb zu Jena Hr. D. Joh. Ernst Neubauer, der Anatomie, Chirurgie und Entbindungskunst ordentl. öffentl. Lehrer, im 35 Jahre seines Alters.

Den 11 Febr. starb Hr. D. Adam Ignatius Turin, der Rechte, Geschichte und praktischen Philosophie ordentl. Professor; der Juristenfakultät Beysitzer, der Universitätsbibliothek Oberaufseher, und der Kurmaynzischen Akad. nützlicher Wissensch. zu Erfurt Direktor, im 48 Jahre seines Alters.

Zu Breslau starb am 22 Februar im 40 Jahre seines Alters, Hr. Anton Liebisch, Prof. der Aesthetik und der Weltweisheit Doktor bey der dortigen Akademie.

Braunschweig hat am 26 Febr. durch den Tod, den Hrn. Konsistorialrath und Hofprediger, Matthäus Theodor Christoph Mittelstedt, verloren. Er starb im 66 Jahre seines Alters.

Den 1 März starb zu Leipzig, Se. Durchlaucht, der Fürst Jablonowsky, im 66 Jahre seines Alters. Die von ihm errichtete gelehrte Gesellschaft wird ihren Fortgang haben.

Hier zu Berlin starb den 12 März in einem Alter von 77 Jahren, Hr. Philipp Jakob Troschel, erster evangel. Prediger der Jerusalems- und Neuen Kirche.

Am 29 März starb allhier einer unsrer berühmtesten Chymisten, Hr. Joh. Heinr. Pott, Doktor der Arzneyw. Prof. der Chymie beym Königl. anatom. chirurg. Kollegio zu Berlin, auch Mitgl. der hiesigen Königl. Akad. der Wissensch. Er war zu Halberstadt 1692 gebohren.

In eben diesem Monat ist zu Tübingen der Hr. D. Reuß, Kanzler der dasigen Universität, in einem Alter von 77 Jahren verstorben.

Hr. Christoph Jakob Kremer, Kurpfälz. Hof- und Ehegerichtsrath, auch Historiograph zu Grünstadt, ist in seinem 55 Jahre, den 19 April, gestorben.

Den 26 April starb zu Petersburg, Hr. Friedrich Ehrenreich Behmer, des Russ. Kays. Reichskollegiums, der Lief- Esth- und Finnländischen Sachen, Vicepräsident.

Am

Am 2 May gieng der Kursächs. Oberkonsistorialrath und Superintend. zu Dresden, Hr. D. Joh. Joach. Gottlob Am Ende, im 73 Jahre seines verdienstvollen Lebens mit Tode ab.

Den 6 May starb zu Petersburg, Hr. Joh. Gottlieb Willamov. Seine Gedichte haben ihn bekannt gemacht.

Zu Frankfurt an der Oder ist der dortige Prof. der Mathematik, Hr. C. Fr. Cuts, im 63 Jahre seines Alters verstorben.

Zu Tübingen starb den 2 Juny an einer Auszehrung, der bisherige Lehrer des kanonischen Rechts und Reichsprozesses, Hr. D. Wilh. Friedr. Tafinger, im 51 Jahre.

Den 22 Juny starb zu Frankfurt an der Oder, der berühmte Hr. Prof. Joh. Friedr. Karthenser, in einem hohen Alter.

Den 19 August starb zu Göttingen, Herr Johann Christian Polykarp Erxleben, Professor daselbst. Er ist durch verschiedene nützliche physikalische Schriften bekannt. Die allgemeine deutsche Bibliothek verliert an ihm einen einsichtsvollen und fleißigen Mitarbeiter.

Den 25 Sept. starb zu Berlin, Hr. Joh. Heinrich Lambert, Königl. Baurath, und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, einer der größten Philosophen und Mathematiker dieses Jahrhunderts. Sein Tod ist zugleich ein großer Verlust für die allgemeine deutsche Bibliothek, an welcher er seit 1770 einer der fleißigsten Mitarbeiter gewesen ist.

Hr. M. Tiefensee, Rektor des hiesigen Werderischen Gymnasiums, ist vor kurzem allhier verstorben.

Zu Halle ist der, durch seine Leitungen des Höchsten auf seinen zwanzigjährigen Reisen bekannte Magister, Archidiakonus und Direktor des jüdischen Instituts, Herr Stephan Schulz, im 63 Jahre verstorben.

Druck-

Druckfehler.

In des XXX. Bandes II. Stück.

S. 15. müssen die Namen heißen: Ianu, Carolina, Carlotta. S. 27. lies worden, statt werden. S. 401—431. für Lüdecke l. Lüdke. S. 477. Z. 3. von unten: erforschlich l. unerforschlich. S. 478. Z. 14. von unten: schienen l. scheinen. S. 536. Z. 22. für setzten hinzu lies setzt er hinzu. Z. 24. aufzuschieben lies aufzuschieben. S. 590. Z. 25. 26. statt einer Kugel drey oder, lies einem Kugeldreyeck.

XXXI. Bandes I. Stück.

S. 79. Z. 6. der Recension: verbreitet l. verbietet. S. 256. Z. 1. statt Rast l. Rass. S. 257. Z. 5. statt Stunde l. Stube. S. 260. Z. 7. statt einen l. einem. S. 263. Z. 11. lies des Lyfers. S. 281. Z. 24. nach ohnehin, schiebe ein: nicht leicht.

XXXI. Bandes II. Stück.

S. 509. Z. 27. 28. statt im Mittel l. ein Mittel. S. 510. Z. 16. statt Struyt l. Struyk. Z. 23. statt Maasse l. Massen. S. 511. Z. 6. statt Breite, l. Breite. Z. 7. statt von l. Von. statt Grange. lies Grange,

XXXII. Bandes I. Stück.

S. 100. statt des Zeichens Bl. lies Pd. S. 119. für Me. l. Ml. S. 258. für Cb. l. Cl.

XXXII. Bandes II. Stück.

S. 343. Z. 7. v. u. für weitern lies weiten. S. 345. für geistlichere Lieder l. geistreichere. S. 350. Z. 15. v. u. für ; Im Eingange; l. , im Eingange. S. 351. Z. 11. v. u. für Nasenweisen l. naseweisen. S. 353. Z. 14. für aus l. um. S. 355. Z. 7. für Besorgniß l. Befugniß.



Leben Johann Bunkels,

nebst den Leben verschiedener merkwürdiger Frauenzimmer.

Aus dem Engländischen übersetzt. Vier Bände, mit Kupferstichen von Daniel Chodowiecki. Mit Königl. Preuß. Churfächs. und Churbrandenburg. allergnädigsten Freyheiten. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai. 1778.

Das Buch dessen Uebersetzung ich ankündige ist eins der sonderbarsten, und eins der merkwürdigsten. Es ist beynahe unbegreiflich, wie dieses Buch, in dem auf die engländische Litteratur sonst so aufmerksamen Deutschlande, fast ganz unbekannt geblieben, da es doch schon vor geraumer Zeit erschienen ist, und wohl fünf oder sechs Ausgaben davon gemacht worden sind.

Dieses Buch ist ein Roman, wenn man will. Auffallende zuweilen sehr romantische Charaktere, Begebenheiten die im gemeinen Laufe der Welt selten vorfallen, ein durchscheinender Zweck des Ganzen, scheinen dieser Geschichte, unter den Werken der Einbildungskraft einen Platz zu geben. Hingegen hat diese Geschichte gar nicht den Zuschnitt eines förmlichen Romans, der eine einzige Haupthandlung nach einem künstlich ausgedachten Plane durchführen soll. Die Erzählung gehet durchaus den ruhigen und natürlichen Gang, einer eignen Lebensbeschreibung, die ein funfzigjähriger Mann schreibt, indem er auf sein wohlgelebtes Leben, mit gutem Gewissen, und völligem Bewustseyn unbescholten und nützlich gewesen zu seyn, zurücksiehet. Dazu kommt, daß in diese Geschichte, viele Personen die wirklich gelebt haben, eingeflochten sind, daß sehr oft die Zeit und der Ort, wo die Begebenheiten vorgefallen sind, sehr genau beschrieben werden; daher man wohl auf die Gedanken kommen könnte, die erzählten Begebenheiten wären wirklich geschehen. Auch wird in England allgemein geglaubt, der Verfasser, welcher Hr. Amory, ein nonconformistischer Geistlicher seyn soll, habe, in diesem Buche, unter fremden Namen, und mit wenigen Abänderungen, seine eigene Lebensgeschichte geschrieben.

Hierwider scheint zwar die Erzählung verschiedener sehr sonderbarer Vorfälle zu streiten. Besonders möchte es unwahrscheinlich scheinen, daß der Verfasser auf seinen Reisen, meistens an sehr einsamen Orten, Frauenzimmer von ganz ausserordentlichen Gaben findet, und was das sonderbarste ist, allezeit solche, die in Absicht auf Religion und Sittenlehre, mit ihm völlig übereinstimmig denken. Indessen muß man bedenken, daß in England die Erleuchtung über viele der Menschheit wichtige Wahrheiten, mehr allgemein verbreitet, und weniger als in andern Ländern, auf Hauptstädte, oder auf die große Welt eingeschränkt ist. Man muß die bergigte Lage von Westmoreland, und den angränzenden Provinzen, wo die vornehmsten Begebenheiten vorgehen, dazu nehmen, und bedenken, daß in den, zwischen unzugängigen Gebürgen, einzelnen liegenden Landsitzen, wo die Einwohner mit ihren Nachbarn wenig Umgang haben können, der Geist derselben sich mehr zur Spekulation neigt, sich mehr kultivirt, aber auch romantischer werden muß; und es werden alsdann viele Vorfälle in dieser Geschichte, welche bey dem ersten

Anblicke

Anblicke äusserst sonderbar scheinen möchten, viel wahrscheinlicher werden, und man wird selbst geneigter werden, mit dem ehrlichen Bunkel, und mit seiner Liebe zum einsamen Leben und zu romantischen Reisen, mehr zu sympathisiren.

Ich will den Umriß der Geschichte kurz anzeigen. Bunkel, gehet im Jahre 1724 (da er auf dem Kollegium zu Dublin studierte,) eines Morgens, auf die Jagd. Er verirret sich, und findet einen romantisch gelegenen Garten, in welchem er eine Miß Noel beym Schreiben findet, er spricht viel mit ihr von Religion u. s. w. verliebt sich in sie, sie stirbt aber sieben Tage vor der Hochzeit an den Blattern. Hierauf verläßt er die Universität, besucht seinen Vater, welcher von einer bösen zweyten Frau beherrschet wird, die sich gegen den jungen Bunkel wie eine ungünstige Stiefmutter aufführt. Dazu kommt, daß sein Vater der strengsten engländischen Orthodoxie beygethan ist, dahingegen der Sohn durch Nachdenken sich ein viel freyeres Religionssystem gebildet hatte. Da der Sohn im Gewissen verbunden zu seyn glaubt, bey Vorlesung des Morgengebets, einige Stellen desselben zu ändern, so wird ihm deshalb so übel begegnet, daß er unverzüglich das väterliche Haus verläßt, zumal da er eine ziemliche Summe Geldes besitzt, die ihm zum Theil Miß Noel vermacht hatte. Er gehet zu Schiffe nach England, und landet zu Whitehaven in Kumberland. Auf dem Schiffe lernt er Miß Melmoth, ein Frauenzimmer von seltnen Talenten kennen, er hat Gelegenheit ihr Leben zu retten, sie reisen eine Zeitlang zusammen und unterhalten sich von wichtigen Materien, sie scheiden auf dem Wege von einander, und er wendet sich nach Westmoreland, seinen Universitätsfreund, Carl Turner, aufzusuchen. Da er seinen Weg durch unwegsame Gebürge fortsetzet, findet er am Eingange einer Grotte, die schöne Azora, ein verständiges Frauenzimmer, die mit zehn andern Personen weiblichen Geschlechts, in einem Flecken Burcot-Lodge genannt, lebt. Er hält daselbst wieder die wichtigsten Unterredungen. Er reiset weiter, findet in einer angenehmen Einsiedeley, das Skelett des Einsiedlers Orton, der daselbst gestorben war, und viele Bequemlichkeiten hinterlassen hatte. Bunkel entschließt sich künftig hier zu leben, reiset aber doch weiter, siehet und beschreibet auf seiner Reise viele wild-schöne Gegenden und natürliche Merkwürdigkeiten. Er findet zuletzt Miß Melmoth, und kehrt mit ihr nach Ortons Einsiedeley zurück, wo sie sich verheirathen. Sie stirbt aber nach zwey Jahren, und Bunkel begiebt sich wieder auf die Reise, um eine andere Ehegattin zu suchen, weil er von der Nothwendigkeit des Ehestandes zum Glücke des menschlichen Lebens aufs stärkste überzeugt ist. Er findet sie auch, nach verschiedenen Begebenheiten, und da sie abermal stirbt, auf einer neuen Reise, eine andere, und so weiter, wobey er allemal ungemein viele Merkwürdigkeiten beschreibt, worunter nebst vielen vortrefflichen Gegenden mancherley Art, und sonderbaren menschlichen Charakteren, besonders ein Kloster von protestantischen verheiratheten Mönchen und Nonnen, und ein Kloster von sieben freywilligen Kartheusern, gehöret. Nachdem er auf diese Art sich achtmal verheirathet, auch seinen Vater besucht und sich mit demselben versöhnt hat, gehet er nach dem Tode seiner achten Frau, auf eine weite Seereise (welche hier aber nicht beschrieben wird), und nach seiner Zurückkunft, kauft er sich ein kleines Landgut ohnweit London, um seine übrigen Tage in Ruhe zuzubringen.

Außer dem Leben verschiedener Frauenzimmer, welche in dieses Werk selbst verwebt sind, hat eben dieser Verfasser noch Nachrichten von dem Leben verschiedener Frauenzimmer in

Groß-

Großbritannien, in zwey Bänden, herausgegeben, auf welche er sich oft bezieht. Dieser Beziehung wegen, und weil sie ganz im Geiste das Leben Bunkels geschrieben sind, werden sie mit demselben zugleich übersetzt geliefert. Hingegen muß ich erinnern, daß ein gewisses Leben Bunkels des jüngern, welches im vorigen Jahre in England herausgekommen, und wovon auch bereits eine deutsche Uebersetzung angekündigt worden, mit dieser Geschichte, nichts als den Namen gemein hat. Uebrigens wird hoffentlich niemand den Werth dieses Werks aus dem obigen schwachen Umriß der darinn enthaltenen Geschichte beurtheilen wollen. Es ist in demselben nur der Hauptfaden angezeigt, viele der interessantesten Begebenheiten aber, haben nicht können berührt werden, noch weniger kann man sich die ganz originale Behandlung des ganz originalen Stoffs vorstellen, ehe man das Werk selbst gelesen hat. Ueberdieß ist die Geschichte Bunkels und der Personen mit denen er umgehet, nicht das einzige interessante in diesem Buche. Die Betrachtungen des Verfassers über verschiedene wichtige Wahrheiten, sind eben so lesenswürdig. Bunkel ist ein warmer Eiferer für die Religion und zwar besonders für die christliche; daher machen theologische Untersuchungen einen ansehnlichen Theil seines Buchs aus. Sie sind allen Lesern die über religiöse Gegenstände ernsthaft nachdenken wollen, höchlich zu empfehlen. Aber auch Leser, die alle ausführliche theologische Untersuchungen überschlagen wollten, werden für ihren Geist allemal noch sehr viele Nahrung finden, in der natürlichen beynahe anschauend gemachten Erzählung der Begebenheiten, in den Beschreibung voll Wahrheit, der mannigfaltigsten Gegenstände aus der Natur, besonders der vortrefflichen romantischwilden Aussichten in den Gebürgen Westmorelands, an der Darstellung vieler äußerst sonderbaren, meines Erachtens aber, im höchsten Verstande des Worts, wahren, menschlichen Charakteren, besonders an dem Charakter Bunkels selbst, und an der bey aller Sonderbarkeit und Ausschweifung, durch das ganze Werk durchscheinenden Gutherzigkeit, guten Laune, und edeln Philanthropie.

Das Urtheil eines engländischen Gelehrten (Monthly review for July 1766. S. 33. u. f.) über dieses Werk, verdient hier angeführt zu werden: „Ich kann nicht umhin, die sonderbare Manier „und Fähigkeit dieses Schriftstellers zu bewundern, — welcher, wenn „er über die Gränzen des gemeinen Verstandes empor steigt, gemeiniglich sich zu einer so schönen Fantasey erhebt, daß wir uns sehr „gern mit ihm, nach Theben, nach Athen, und Gott weiß wohin, „fortreißen lassen. — Er ist vollkommen einzig für sich, und in sei„ner Art so original, als Shakespeare oder Samuel Richardson, „obgleich mit diesem Unterschiede, daß ihre Vortrefflichkeiten blos „aus angebohrnem unkultivirtem Genie herrühren, dahingegen Bun„kels erhabene Sonderbarkeit, die Frucht eines Genies und einer „Einbildungskraft zu seyn scheint, die durch romantisches Wesen „und religiösen Eifer, wie in einem Treibhause erhitzt und zum Spros„sen getrieben worden. Bey aller seiner Seltsamkeit, zeigt er be„ständig den Charakter eines ehrlichen Mannes, voll Ernst, das „Wohl seiner Nebenmenschen zu befördern, und im höchsten Grade „eifernd, für das was er für die Sache der Wahrheit hält. — Jo„hann Bunkel, ist der sonderbarste, der launigste, der angenehmste „seltsamste Schriftsteller, der je die Feder geführt hat. In seinem „Leben ist mehr Verstand, mehr Gelehrsamkeit, auch mehr Unsinn „und mehr Unterhaltung als man je in einem Buche zusammen ver„einigt glauben könnte. — Ich lese seine Werke immer mit Ver„gnügen, da es mir scheint, daß ihre Schönheiten bey weitem ihre

„Fehler

